This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die
drei letzten Jahrhunderte
der
Schweizergeschichte;

mit besondrer Berücksichtigung

der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte.

Vorlesungen

gehalten zu Bern

von

Dr. Heinrich Gelzer,

Mitglied der Schweizerischen Geschichtforschenden Gesellschaft.

—— Ah si fas discere! sed fas
Tunc, quum ad canitiem et nostrum istud vivere triste
Adspexi, et nucibus facimus quaecunque relictis.

PERSIUS.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK.

Erster Band.

Aarau und Thun,
Druck und Verlag von J. J. Christen.

1838.

„Die Vergegenwärtigung anderer Zeiten bringt sie der Theilnahme und dem Gefühle des Geschichtschreibers um so näher, je größere Begebenheiten er mit zerrissenem oder freudigem Herzen erlebte.“

Niebuhr.

Dem Herrn

Carl Ringk von Wildenberg,

Staatsschreiber des Standes Schaffhausen,

in dankbarer Erinnerung

an vieljährige Proben väterlicher Freundschaft

gewidmet.

Vorwort.

Es kann hier nicht sowohl meine Absicht sein, mich über Charakter und Tendenz dieser Vorlesungen weiter auszusprechen — denn hierüber ist in der Einleitung schon das Genügende bemerkt — als vielmehr einige erläuternde Worte über die Veranlassung der hier mitgetheilten Vorträge vorauszuschicken. Es sind dieselben nicht durch eine amtliche Stellung an der hiesigen Universität hervorgerufen, sondern in der Art entstanden, wie sich in Deutschland und der Schweiz zum öfteren ein gebildetes, gemischtes Publikum zu ähnlichem Zwecke versammelt. In einigen Abendstunden des verflossenen Winters hatte sich ein zahlreicher Privatkreis von beiden Geschlechtern hier ganz in derselben Weise für diese Vorträge gebildet, wie ein solcher zu Basel die bekannten Vorlesungen des Herrn Professors Hagenbach über die Reformationsgeschichte ins Leben gerufen hatte.

In dieſer Entſtehungsweiſe iſt denn der Gehalt und Zweck des Ganzen erklärt und (wie ich hoffe) vor billigen Richtern gerechtfertigt. Vorleſungen ſind es über die Schweizergeſchichte, friſch im Leben entſtanden und unmittelbar ins Leben hineingeſprochen, ein Ruf aus der Vergangenheit in die Gegenwart, die ernſte wie die heitre anſprechende Seite einer entſchwundenen Zeit beleuchtend. Es iſt das lebendige Wort, wie es geſprochen worden, nun durch die Schrift fixirt, damit es die alten Freunde desſelben (ihrem ausdrücklichen, an mich ergangenen Wunſche gemäß) noch einmal begrüßen und zugleich in entferntere Kreiſe ausgehen möge, um da eine gleichgeſtimmte Gemeinde aufzuſuchen. Vorleſungen über Schweizergeſchichte bitte ich daher von einer eigentlichen Hiſtorie der Schweiz zu unterſcheiden; eine ſolche in dem Sinne, den ich mit dieſem Ausdrucke verbinde, hier zu geben, konnte keineswegs meine Abſicht ſein. Wohl war ſchon in früher Jugend die vaterländiſche Hiſtorie eine Angelegenheit meines Herzens; an ihr wie an der ewigen Normal-Geſchichte des Volkes Gottes hatte meine Liebe zur Betrachtung der Vergangenheit ihre erſte ſtärkende Nahrung gefunden. Später hatte mich ein neuer Kreis von Studien von dem einſameren Porte jener Jugendbeſchäftigung entfernt. Das Leben auf deutſchen Hochſchulen und ein Aufenthalt in Italien waren dann wohl geeignet, mich der Geſchichte, nicht

aber der vaterländiſchen, näher zu führen. Zu dieſer letzteren kehrte ich erſt im vorigen Herbſte, bei der Rückkunft aus Italien, zurück; und auch dies nur zum Behufe dieſer Vorleſungen. Was mir in einem ſo beſchränkten Zeitraume an Quellenſtudium möglich war, das glaube ich allerdings nicht verſäumt zu haben; aber ſehr begreiflich iſt, daß hievon nur ein bedingter Gebrauch gemacht werden durfte, ſobald die ganz eigenthümliche Zuſammenſetzung meines Publikums berückſichtigt wurde. Neben Männern, die im Staatsdienſte reif geworden und neben ſolchen, die durch ſelbſtſtändige Studien einen klaren, prüfenden Blick gewonnen, fanden ſich Jünglinge, die auf deutſchen Hochſchulen den Ernſt der Wiſſenſchaft kennen gelernt hatten; während die Frauen und Töchter mit dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe noch größere Anſprüche des Gemüthes mit ſich bringen mußten; und noch iſt die Miſchung nicht erſchöpfend charakteriſirt. Wer es nun jemals verſucht hat, ſo verſchiedenartigen Anforderungen nur einigermaßen zu genügen, der wird ohne Zweifel dieſes Werk mit beſcheidenen Erwartungen in die Hand nehmen. Beruhigend und ermunternd war für mich nur die Wahrnehmung, wie dieſer Kreis vom Anfange bis zu Ende ununterbrochen ſich gleich blieb, ja daß mir die unzweideutigſten Zeugniſſe der lebhafteſten Theilnahme von vielen Seiten entgegenkamen, und unvergeßlich wird mir in dieſer Beziehung die Stunde

sein, da ich zum letzten Male zu der mir werth gewordenen Versammlung sprach. Nach solchen Erfahrungen war für mich doch wohl kein Schluß natürlicher als der: was für ein so zusammengesetztes Publikum gesprochen war, ist auch für ein solches geschrieben, und wird seinen Weg dahin finden. Die Entstehung solcher Vorträge war übrigens kein bloßes Erzeugniß des Zufalls; es gilt mir als meine feste Ueberzeugung, das Bedürfniß unsrer Zeit fordre gebietrisch eine solche Annäherung zwischen der strengeren Wissenschaft und den empfänglichen Gebildeten, wie sie für beide Gebiete höchst anregend und fördernd sein muß. Denn wenn eine von religiösem Sinne getragene Wissenschaft sich freundlich dem Leben und der Gegenwart zuwendet, so wird nicht nur diese letztere wohlthätig über den Druck der Alltäglichkeit emporgehoben, sondern die Wissenschaft selbst wird an innerem Gehalte und äußerer Anerkennung gewinnen. Es steht ohnehin zu befürchten, daß in unsern Tagen die Kluft zwischen dem geistigen und praktischen Leben immer unversöhnlicher und verderblicher sich erweitern werde.

Dem Rathe einiger wohlwollender Rathgeber, jetzt nicht mit dieser unverholenen Offenheit der Ueberzeugung über so vieles Bestrittene hervorzutreten, weiß ich nur eine Antwort: Mir selbst war der Ton hinlänglich bekannt, den ich hätte anstimmen müssen, wenn mein Ziel die Geneigtheit einiger

einflußreichen Ohren gewesen wäre. Allein des Lauen und Flauen, des sich Biegenden und Krümmenden haben wir so vieles aufzuweisen, daß jede neue Zugabe auf's wenigste sehr überflüssig erscheinen müßte; mich aber drückte mehr als alles andre in unserm Vaterlande die Nervlosigkeit der Gesinnung, die weder zur Bekräftigung noch zum Widerspruche Muth und Glauben hat, so wie der auflösende, mit der Gegenwart auch die Zukunft aufgebende Kleinmuth; gegen diesen Geist drängte es mich, vor Gleichgestimmten ein Zeugniß abzulegen. Denn seit der Fiebertraum politischer Zuckungen bei uns sich wieder in seinen ursprünglichen Dunstkreis aufgelöst hat, ist nun jene Abgötterei der sinnlichen Interessen, ein ekler Materialismus, an die Stelle getreten, so daß in nackter oder verdeckter Stumpfheit für alles Höhere jedes gedeihliche und innerlich beglückte Leben seinen Untergang zu finden droht. Als ich es unternahm, über diese Angelegenheiten zu sprechen, geschah es im Glauben; in dem Glauben nämlich, daß eine Stimme, die sich an ein edleres menschliches Bedürfniß wende, eine empfängliche Stätte hie und da nicht umsonst suchen werde; in dieser Hoffnung bin ich nicht zu Schanden geworden; ihr lebe ich fernerhin. Den offenen Angriffen des Hohns und Zorns und den geheimeren der Verdächtigung und arglistigen Verleumdung sehe ich gelassen entgegen; möge in solcher Glut alles untergehen, was in einem

eitelen und selbstischen Boden erwachsen ist; was aber in der Liebe und Hingabe an ein Besseres und Bleibendes entstand, das steht in der Obhut einer Hand, gegen die alles Rütteln verworrener Leidenschaft nichts vermag!

So wenig ich mich nun unlautre Angriffe anfechten lasse, so dankbar werde ich jeder aus redlicher Absicht herfließenden Belehrung zugänglich sein. Bald erwarte ich diese freilich auf einem weitern Gebiete; denn nachdem dieser Zoll der vaterländischen Geschichte bezahlt ist, kehre ich mit neuer Liebe zu einem umfassenderen Kreise historischer Verhältnisse zurück, deren Betrachtung, wie ich hoffe, auch zur mittheilbaren Frucht reifen wird.

Schließlich sei noch gegen alle, deren thätige Freundschaft sich mir bei dieser Arbeit freundlich erwiesen, der herzlichste Dank ausgesprochen; mit seltener Liberalität hat Herr Alt-Landvogt von Mülinen seine unvergleichliche Bibliothek und Sammlung (ein würdiges Denkmal seines entschlafenen Vaters) meiner unbedingten Benutzung geöffnet; in gleichem Sinne haben Männer, wie die Herren von Sinner, von Tscharner und von Wurstemberger, neben einigen mir theuern jüngern Freunden, mir für die Benutzung handschriftlicher Quellen mit Zuvorkommenheit die Hand geboten. Mit demselben Danke erinnere ich mich an

das Zutrauen, womit mich die Familie von Erlach in den Bibliothek-Saal des Schlosses Spiez einführte, wo manches Denkmal die thatkräftige Wirksamkeit jenes Geschlechtes ehrend aufbewahrt hat; in der Benutzung jener Quellen habe ich zwei Monate verlebt, die im Vollgenusse einer paradiesischen Umgebung und durch persönliche, für alle Zukunft bedeutsame Berührungen zu den reichsten im Leben gehören. Auch der Liebe meiner Freunde und Bekannten in Zürich, Schaffhausen und im Aargau verdanke ich vieles, was meine Arbeit erleichterte und förderte; wie gerne würde ich ihr Vertrauen mit einer gehaltvollern Gabe belohnen!

Hoffentlich wird der zweite Band in einer nicht zu langen Frist dem ersten folgen, wo denn die nach einem andern Plane angelegte Behandlung des achtzehnten Jahrhunderts für einige nicht ohne Interesse sein wird. — Zu spät fiel Möhlers Symbolik in meine Hände, als daß ich sie bei der Reformation noch hätte berücksichtigen können, deren Verständniß zu den wesentlichsten Objekten meines Denkens und Fragens gehört. — Erst als ich dies Vorwort niederschrieb, erschien Schulers „Thaten und Sitten der Eidgenossen im sechszehnten Jahrhundert. Zürich bei Schultheß 1838“, wo mit dem achtungswerthesten Fleiße und Sinne vieles gegeben ist, was jene Zeit verständlich machen und meine Vorlesungen erläutern und belegen kann. Und so bedeutend auch

und Boden gänzlich zu verflüchtigen, auf welchem der Glaube des Einzelnen wie der ganzen christlichen Kirche gegründet ist. Die ungeheure Kluft, welche das Christenthum auszufüllen bestimmt war, soll sich demnach wieder aufthun, und ein neues, geistreiches, sublimirtes Heidenthum soll die Religion der Gebildeten werden.

Zunächst ohne äußere Verbindung mit diesem Wortführer jener großen Apostasie ist eine andere hervorgetreten, („junges Deutschland" u. a.) lange Zeit eben so gefeiert, eben so gehegt und gepflegt wie jene, bis endlich der bessere Theil Deutschlands, wo diese Sekte des Abfalls aufgestanden ist, dieselbe mit einem Schrei des Abscheu's von sich ausgespien hat. Diese Rotte (denn das ist ihr Name) will es nicht dabei bewenden lassen, die Heiligthümer des Glaubens, den Trost und Frieden der Seele unserm Geschlechte mit frevler Hand zu entreißen; die durch göttlichen Willen geheiligten Bande des Gehorsams sollen sich lösen, damit ein trunkener Freiheitswahn auf den Trümmern der Staaten und Kirchen, der Schulen und Familien ein großes Gemeinwesen der Zügellosigkeit, der Ungesittung und der Träumerei aufrichte. Es liegt in den heiligen Urkunden unsrer Religion eine tiefe, geheimnißvolle Weissagung verborgen, deren tröstlicher, einfacher Gehalt über vielfachen Mißdeutungen oft vergessen worden. Sie verspricht nicht dem Einzelnen allein, sondern der ganzen gläubigen Menschheit und ihrer Wohnung, der Erde, einen hohen, herrlichen Ausgang; ihr endliches Geschick werde ein Reich des Friedens, der Liebe und des Gottesgeistes sein; da werde weder weltliche Gewalt, noch Wissenschaft, noch irgend eine irdische Verbindung stattfinden, weil dann Einer herrsche über alle und in allen. „Diese Zeit der Verheißung — so spricht nun jene abgefallene Sekte — wird nicht erst kommen, sie ist schon da, und wir sind berufen, an ihrer Verwirklichung zu arbeiten." Aller Unfriede (so lehren sie) und alles Unglück und alle Trennung haben ihre Quellen in einer Usurpation des Geistes über das Fleisch; nun habe die Stunde geschlagen, wo das Fleisch, d. h. die Sinnlichkeit, der Materialismus wieder seine verlornen Rechte gewinnen müsse. Erlösung bedürfe die Menschheit, aber nicht von der Sünde, sondern vom Glauben an die Sünde; wegfallen die Schranken und Lasten, welche auf den sinnlichen

Bedürfnissen drücken, damit die Bande der Familie, die Vorurtheile der Wissenschaft, die künstlichen Fesseln der Staaten, der Aberglauben der Herzen nicht mehr den Einzelnen und die Völker gefangen halten, damit der Stand der Natur zurückkehre, damit der Mensch nur Mensch sei. So nur könne alle Sklaverei der Gemüther und der Leiber abgeschüttelt werden; dann werde der Friede zwischen Geist und Fleisch, zwischen dem Menschheits-Gotte und der Natur wieder hergestellt sein, und Ziel und Glück der Menschen sei dann gefunden. Diese neue Bothschaft eines Heils, das bisher Unheil geheißen, ward auf den Dächern und in den Gassen gepredigt; in einer meisterhaft gehandhabten Sprache, in einschmeichelnder Form, drang wie bethörender Sirenen-Gesang diese Lehre mit unglaublicher Schnelligkeit selbst an Orten durch, wo niemand es geahnet hätte; bis man endlich erwachte vom Schlummer und die gebrandmarkte Sekte durch die öffentliche Gewalt ausgestoßen wurde. — Aber täuschen wir uns nicht; wohl ist die Axt an den Baum gelegt, aber die Wurzel ist noch vorhanden; und wenn auch nicht ihre ganze wahre Gestalt, so finden sich doch die Anfänge dazu auch unter uns und überall, wo man sich schämt, und entweder zu feig oder zu schlummernd ist, dem einzigen Gegengifte Herz und That zu weihen.

Es kann mich nicht befremden, wenn Sie von diesem düstern Gemälde gerne das Auge abwenden; ja ich glaube in der Seele von mehr als einem unter Ihnen die Frage zu lesen: Ist die Welt dahingegeben, so zu sein, wäre es dann nicht besser, baldigst von ihr zu scheiden, um in einem stillen Asyle oder in der Heimath des ewigen Friedens sein besseres Ich und seine Ruhe zu finden? — Darum bliebe mein Gemälde ein einseitiges und also nur halbwahres, wenn ich nicht Ihre Aufmerksamkeit noch auf die Lichtseite unsrer Zeit hinwendete. Ja sie ist vorhanden diese Lichtseite, wir müssen es anerkennen mit Dank gegen die höchste Fügung: ein neues Leben beginnt sich überall unverkennbar geltend zu machen; und gerade wo das Werk der Sünde und des Abfalls recht mächtig geworden, da scheint es als wolle das Werk der Gnade noch viel mächtiger werden. Auf allen den Bahnen, wo wir das Verderben erschreckend fortschreiten sahen, hat sich eine Gegenkraft ganz andrer Natur gebildet, die sich emsig rüstet zum Kampfe und

ihm schon jetzt nirgend ausweicht. Ein neuer Sinn ist rege geworden im ganzen Bereiche der protestantischen Kirche, und auch die katholische ist davon nicht unberührt geblieben; mit Liebe und Andacht ist man zum verlassenen Porte zurückgekehrt. Man hat es gelernt sich wieder zu beugen vor der Erscheinung des historischen Christenthums und seines göttlichen Stifters; die Theologie ist wieder lernbegierig, lebenskräftig, religiös geworden; sie wird eine christliche. Und diese Umschaffung ist nicht auf Hörsäle und Bücher beschränkt geblieben; gleichzeitig und zum Theil vorangehend ist dasselbe Leben auch in die Gemeinde ausgeströmt. Nicht als ob wir glaubten, daß es überall die rechte Richtung genommen, daß es frei von den trübendsten Einmischungen geblieben sei; aber es ist doch vorhanden dieses Leben, ein bisher unverstandenes Bedürfen giebt sich wieder lauter zu erkennen, und die welche noch immer ihren Geistesschlummer fortschlafen wollen, werden eben nur eine herrliche Erndte verschlafen. Ganz dieselbe Erscheinung tritt uns auf dem politischen Gebiete entgegen; auch hier sind die Besseren und Ernsteren müde geworden einer Frivolität und politischen Freigeisterei, welche im Zerstören ihre Freude fand; man kehrt auch hier zurück zum natürlich Gewordenen und Entwickelten, zur lebendigen Ordnung Gottes, zu den gegebenen Vordersätzen; und mißtrauisch wendet man sich weg von allen, wenn noch so schimmernden Erfindungen des Menschenwitzes, von allen zum Dienste besondrer Zwecke erfundenen Hypothesen. Wie in Deutschlands ersten Gottesgelehrten wieder Sinn für das Göttliche, Liebe und Wärme für das Christliche zum herrschenden Charakter geworden ist: gerade so ist in die Rechtsgelehrten des ersten Rangs ein ernstes, aufbauendes Streben eingekehrt; eine aus religiösem Ernste hervorgegangene Ehrfurcht vor Gesetz und Recht adelt ihre Forschungen und ihr Wirken; auch wird nicht immer tauben Ohren gepredigt. Die zum Theil schmerzlichen Erfahrungen der nächsten Vergangenheit sind an vielen nicht verloren gewesen. Ja, wir dürfen es aussprechen mit freudiger Zuversicht: auf den Höhen der Wissenschaft und der Bildung hat über die oberflächlichen, auflösenden, gemeinen Tendenzen ein anderer und besserer Geist den entschiedenen Sieg erfochten. — Auch wüßte ich in der That nicht einen Zweig des Wissens zu nennen, nicht eine

Stufe der Bildung, wo jene wiedergeborne Richtung nicht mächtig einwirkte oder doch zu wirken versuchte. Der Kampf hat begonnen, und so groß die Erndte sei, so fehlt es doch auch an Arbeitern nicht; ihr Kreis erweitert sich täglich. Erfreulich wird sich dieser Segen dann sicher in unserm häuslichen Leben kund geben; und ein Anfang dazu ist schon da. Man fühlt es, welche unzählige Fäden mit dem Glücke einer wohlgeordneten, religiös durchdrungenen Familie zusammenhängen; man fühlt es, wie gemein und versumpfend zuletzt alle andern Güter werden müssen, wo man die sittlichen nicht auf die rechte Weise bewahrt als des Hauses heiligstes Heiligthum. —

So wäre nun mit wenigen Zügen das Bild gezeichnet, die uns umgebende geistige Atmosphäre charakterisirt; doch haben wir keineswegs beabsichtigt, ein Gemälde hinzustellen zum müßigen Anschauen; nein, ein Spiegel soll es sein, darin ein jeder sich und andere prüfen und erkennen möge. Jenem in verschiedener Sprache und Farbe einherschreitenden Lügengeiste gegenüber darf keiner verstummen, und jenem reorganisirenden, sich Bahn brechenden Geiste darf keiner fremd bleiben, dafür oder dawider! Die Wachenden erkennen, daß die Stunde gekommen ist, wo man zur Rechten oder Linken geht, und nicht auf halbem Wege stehen bleiben darf. Wer es redlich meint, wer nicht in trägem Sinnenschlummer alle höheren Interessen vergessen kann, der wird in seinem Innern den Beruf vernehmen, im Angesichte jener mächtigen, durchgreifenden Regungen sich zu setzen so oder so, sich seiner Stellung bewußt zu werden.

Was wir oben schon beiläufig angedeutet, darauf müssen wir nochmals mit Nachdruck zurückkommen. Allezeit werden tief einwirkende, folgenreiche Veränderungen auf dem geistigen Gebiete vorbereitet; der Kampf mit den Waffen des Geistes geht voran, und von selbst schließen sich daran früher oder später die Folgen für die Gesellschaft und ihre Institutionen. Auf diese Weise wurden die Zustände herbeigeführt, an welchen Europa seit einem halben Jahrhunderte sich abmüht, und die Folgerung liegt nun nahe, wohin sich wenden müsse, wer nachhaltig entgegen wirken will. Dem unseligen Vermischen von Wahrem und Falschem, der Verderben bringenden Ver-

wirrung der Begriffe und Grundsätze kann man nun auf Einem Wege mit Würde und am Ende auch mit Erfolg entgegentreten, mit jener Zuversicht, welche auf der Wahrheit ruht, mit jener Freiheit, welche dem vollen Gefühle des Rechts entspringt und mit der Hoheit der Gesinnung, welche Frucht und Lohn einer innig empfundenen Religiosität ist! — Es wird wohl wenigen unter uns verborgen sein, daß die Zahl derer sehr beträchtlich ist, welche mit den herrschenden Prinzipien nicht einverstanden sind, aber wodurch werden denn viele von ihnen so unbedeutend, so einflußlos, bis auf einen hohen Grad immer an die nächsten äußeren Erfolge gekettet? Weil sie es verschmähen, weil sie entweder nicht Muth oder nicht Geschick genug haben, dem Baum, dessen Blätter ihnen zuwider sind, an die Wurzeln zu gehen. Sie haben dem Getreibe, welches um sie herum laut geworden, sie haben den Stößen, welche sie aus ihrer Ruhe schrecken, nichts anders entgegen zu setzen als ein mißmuthiges: Nein! nichts anderes als ein Kopfschütteln, das weder ehren noch wehren kann. Und wo sich irgend das Streben kund giebt, die Wurzeln des unbeliebigen Baumes zu fassen, und dorthin den Kampf zu lenken, wie bald schrickt man zusammen vor dem Popanz von sogenanntem Enthusiasmus und von Ueberspannung. Eine solche arme, gehaltlose Opposition wird natürlich nicht allein nichts Erkleckliches leisten, nein ihr eigener Bestand wird ein höchst prekärer sein. Es bedarf nur eines ziemlich lange fortdauernden Umschwunges, ein Paar Versuche dürfen äußerlich mißlingen, und man wird die Mehrzahl ihre Panner verlassen sehen. Eine Verkennung der eigentlichen Bedeutung des Kampfes, ein Verabsäumen der geistigen und sittlichen Grundlagen rächt sich schwer; das große Rad der Weltereignisse wälzt sich früher oder später zermalmend über diese Farb- und Gehaltlosen hin, und dem nachkommenden Geschlechte bleibt keine Spur von ihnen. So ist denn — ich wiederhole es — für eine jede Gesinnung, die es ernst und gut meint, keine größere Gefahr vorhanden als ein Nichtbeachten ihrer wahren Grundlagen. Nur wer sich selbst aufgiebt, der ist unaufhaltsam verloren, denn er hat den Glauben an die Würdigkeit seiner Existenz nicht mehr; wer aber noch an sich glaubt, wer sich geistig behaupten weiß, den wird auch keine Unbill der Zeit zu

vernichten im Stande sein. Diese geistige Behauptung findet sich nur im vertrauenden Aufblick zu einer höheren Ordnung der Dinge, in der daraus entspringenden sittlichen Kraft und Haltung, und in der Erleuchtung des Geistes, welche den eigentlichen Gegner kennt und ihm auf dem rechten Felde zu begegnen weiß. —

Von den verschiedenen Wegen, welche zu jenem Ziele zu führen versprechen, haben nun auch wir den einen gewählt, denjenigen des historischen Verständnisses unserer Zeit und unsrer Zustände. Was wir sind, wird sich am besten und belehrendsten zeigen lassen, wenn wir sehen, wie wir so geworden sind. Der Strom des Lebens geht an uns vorbei, und wir fragen: Woher? und Wohin? Lasset uns demselben aufwärts folgen zu seinen Quellen; und je bestimmter wir das Woher? zu beantworten vermögen, desto minder wird das Wohin? uns beunruhigen. Von einem der größten Denker unsrer Zeit rührt der Ausspruch her: die Geschichte sei nur ein Spiegelbild des innern Menschen; denn es komme nichts in ihr vor, was nicht vorher in der Seele des Menschen als Gedanke, als Entschluß oder als leise Ahndung vorhanden gewesen sei. Gilt dies von der Menschen-Geschichte im Großen, daß sie eben nur die Seele der Menschheit abspiegeln solle; so werden wir im verjüngten Maßstabe bei der Geschichte eines einzelnen Volkes dasselbe Ziel nicht aus den Augen verlieren. Versuchen wir es also, in den Ereignissen, welche unser Volk seit drei Jahrhunderten durchlebte, dieses Volk selbst kennen zu lernen, in ihm die Einwirkungen der allgemeineren, europäischen Entwickelungen, und über diesen (wo unser blödes Auge es erkennen kann) das Walten einer höheren Hand!

Von den vielen Lebensfragen, welche gleichsam das Thema unsrer vielfach getheilten, ja zerissenen Zeit ausmachen, giebt es vielleicht keine, zu deren Verständniß und theilweisen Lösung uns die Betrachtung der Vergangenheit unsers Volkes nicht auffordern wird. Zur Genüge wird aus dem bisher Gesagten der Standpunkt durchblicken, an den wir uns vorzugsweise halten werden; er soll — im weitesten Sinn gefaßt — ein sittlicher sein. Nicht bloß zum Verstande möchte ich sprechen, sondern zum Willen und zu dessen Quelle: zum Gemüthe; nicht bloß ein Gemälde möchte ich entfalten, wodurch das be-

trachtende Auge sich angezogen fühlt, sondern Lust und Vertrauen beleben, so oder so uns anzuschließen an die Reihen, welche vor Ihren Blicken vorübergehen werden. Es ist die Aufgabe der Historie, das Leben vor uns auszubreiten in dem ganzen Reichthum seiner Entfaltungen, in seiner ungetrübten, innern Wahrheit; man erwartet von dem ächten Historiker, daß er, im Vertrauen auf die Wahrheit seines Gemäldes, jedem Beschauer überlasse, welchen Eindruck er davon mit sich wegnehmen möge; alle begleitenden Bemerkungen — meint man — seien überflüssige Zierart. In einem gewissen Sinne schwebt dies auch mir als Aufgabe vor; auch ich hoffe aus möglichst unmittelbarer Anschauung ein treues Bild der Zeiten zu geben, welche wir schauen wollen. Allein es liegt in der Natur von Vorlesungen, für die sich unser Kreis gebildet hat, daß wir jener historischen Anschauung vor allen Dingen die Seite abzugewinnen suchen, welche mit uns und unsern Bestrebungen in näherer Berührung steht; es sollen die Beziehungen hervortreten, in denen unsere Interessen und unser Wille zu jener Zeit begriffen sind. So wird die Geschichte uns das werden, was der gesunde Sinn unsrer Väter allezeit in ihr suchte — eine Lehrerin des Lebens; und was sich im engen Raume unsers eigenen Lebens noch nicht zur Erfahrung für uns gestalten konnte: das schöpfen wir aus dem erweiterten Kreise der Vorzeit und eignen es uns an als unverlorene Erfahrung.

Haben wir es einmal unternommen, auf die Pfade unsrer Vorfahren mit theilnehmendem Auge zurückzublicken, so darf wohl kaum bemerkt werden, daß wir auch die Schattenseiten ihrer Vergangenheit, Mißgriffe und Tendenzen, die sich in ihrer Folge als unhaltbar oder gefährlich erwiesen — daß wir dies alles (sage ich) weder verschweigen noch verschönern werden. Es zeugt in der That von einem bedauernswürdigen Mißtrauen in die Tüchtigkeit unserer Väter, wenn man sich scheut und sträubt, offen zu bekennen, wo sie menschlich irrten, oder den unrechten Weg erwählten. Diese Feigheit sei ferne von uns! Wir wissen ja, daß wir im Laufe menschlicher Dinge das Vollkommene nicht suchen dürfen; nur einmal ist in die Geschichte der Menschheit das Vollendete eingetreten, aber auf Wegen, die dem geheiligten Gebiete des Glaubens ange-

hören. — Gewiß sind wir es uns alle bewußt, daß mit eitler Lobrednerei der Vergangenheit den Ansprüchen der Gegenwart an uns wenig geholfen sei; nicht nur die Tugenden unserer Ahnen, auch ihre Fehler sollen nicht vergebens für uns in ihren Annalen aufgezeichnet sein. Aber nur um so inniger, nur um so überzeugungskräftiger werden wir uns an dasjenige anschließen, was uns als haltbar, als fundamental, als ewig gültig in der Vergangenheit entgegentritt! In allem wahrhaft Erhaltenden und Lebenskräftigen die Erben ihres Geistes zu werden, das wäre wohl das schönste Gelübde, zu dem wir vor ihrem Bilde zusammentreten könnten. Noch lebt im Munde unsers Volks die Sage: im Innern jenes Berges, an dessen Fuße des Grütlis einsame Wiese liegt, schlafen die drei Telle den tiefen Todesschlaf; bis in einer großen Noth ihres Volkes, im Augenblicke, wo der Untergang nahe scheine, sie erwachen und hervortreten in alter Kraft und Würde, warnend und rettend. — Dieser schönsten aller Nationalsagen wage ich kaum noch etwas beizufügen; so sehr spricht ihr einfach-tiefer Sinn zu jedem Herzen. Ja, daß er wieder aufwache jener alte Geist der Treue, des unerschütterlichen Biedersinnes, der Ehrfurcht vor Gott und seinem Gesetze, jener Geist, welcher unsre Nation pflanzte, baute und erhielt! Und mögen in den friedlichen Stunden, welche uns aus der Zerstreuung des täglichen Lebens hier freundlich zusammenführen, Erinnerungen jenes Geistes hie und da in unseren Gemüthern auftauchen, und uns mit Hoffnungen beleben, mit einer Zuversicht stärken, wie sie unsere gebrochene Zeit wahrlich bedarf. —

und gesicherten Glauben irre machen, und dann die entstandene Lücke mit den armen Lappen einer schimmernden Modebildung bedecken wollen. Noch leichter als dies Werk des Frevels wird es gelingen, die gesunden Prinzipien alles geordneten und glücklichen Staatslebens aus den Fugen zu reißen, um Phantasterei oder Frivolität an die Stelle zu setzen, und Träumer oder sittenlose Rebellen zu bilden. Auf solchem Boden wird dann jedes Gift in Wort und Schrift empfängliche Aufnahme finden, und eines reichen Zuwachses wird sich bald die weithin verzweigte Brüderschaft erfreuen, welche sich zum Sturze der wahren christlichen und politischen Ordnung sichtbar und unsichtbar die Hände reicht. —

Möchte es mir vergönnt sein, hier abzubrechen und dem Strome des geschilderten Verderbens nicht dahin zu folgen, wo sein Schlamm und seine Verheerung nur zu sichtbar sind: ich meine, in's Heiligthum des Familienlebens! Leider — und hier komme ich auf Erfahrungen zu sprechen, die einem jeden nahe liegen müssen — hat der Wurm auch den Heerd alles socialen Glücks, das Fundament des wahren Staates angefressen. Auch in der Familie, in diesem engsten und heiligsten Verbande, wüthet das Fieber, dessen Zuckungen wir so eben in den weitern Verbänden und in größern Lebenssphären verfolgt haben. Oder sind nicht auch hier alle Banden locker geworden, und wankt nicht der Boden, der sonst unerschütterlich schien? Oder arbeitet nicht alles dahin, die Ehe zum gemeinen bürgerlichen Contracte herabzuwürdigen, und für gar nichts Weiteres mehr anzuerkennen? Sie, die bisher überall, wo einer höhern Lebensansicht nicht geradezu in's Angesicht geschlagen wurde, als eine sittliche und religiöse Gemeinschaft, als eine den Staat bildende, nicht vom Staat gemachte Verbindung betrachtet wurde! Aber mannigfach gelöst sind nicht nur die Fugen der ehelichen, sondern eben so sehr der elterlichen Verhältnisse. Jener alles Gute und Schöne fördernde, selbstverläugnende Geist des Gehorsams und der Zucht kann natürlich da nicht mehr gedeihen, wo ungemessene Ansprüche auf Unabhängigkeit und Lebensgenüsse aller Art sich schon im unreifsten Alter geltend machen. Ein feinerer oder gröberer Epikuräismus, ungezügelte Launenhaftigkeit und Vereinzelung wird die Nerven alles edleren Familienglückes zerschneiden.

So haben wir denn ungeschminkt und mit unsüßen Worten die Nachtseite unsers Gesammtzustandes dargestellt; in allen Lebensbeziehungen, im Innern aller größeren Gemeinschaften haben wir das unheilvolle Walten eines Geistes gesehen, der wahrlich nicht aus Gott ist. Nun gilt es, ihm sein Siegel auf die Stirne zu drücken: damit wir — wo immer er sich auch zeigen möge — ihn bei seinem wahren Namen nennen. Wir sahen oben, daß seine Tendenz überall dieselbe und seine Frucht immer gleicher Art ist; und so wird es uns leicht werden, seinen Namen zu finden. Ueberall — so bemerkten wir — verleumdet, verdächtigt, verdreht, untergräbt er die rechtmäßigen, lebenskräftigen Grundpfeiler; und wo er so das Wahre hinweggeläugnet, da läugnet er eine Truggestalt hin ohne Wesen und Gehalt, und lehrt die Betrogenen diesem Irrwische opfern. Ja ein Geist der Lüge ist es, der das Herzblut der religiösen und bürgerlichen Gemeinschaft aussaugen, der die Wissenschaft in ein Haus der Selbstsucht, des Dünkels und Trugs verfinstern, der aus den Familien Zucht und Liebe verscheuchen möchte.

Damit er aber offenbar werde aller Welt dieser Geist der Lüge, damit er sich zeige in seiner wahren Gestalt und Schöne allen, an denen die Zeichen der Zeit nicht verloren sind; damit er auch den Blindesten lehre, wessen man sich von ihm zu versehen — so hat es der Weisheit des Unerforschlichen gefallen, gerade in unsern Tagen zwei große Richtungen hervortreten zu lassen, in welchen sich die ganze Kehrseite des Zeitgeistes, alles Verführerische und Bethörende unsrer Zeitbildung abspiegelt. Was bisher hier und dort, vereinzelt, ohne tiefern, bewußten innern Zusammenhang angekämpft hat gegen den Glauben der Christenheit, gegen Ehrfurcht vor Recht und Gesetz, gegen Liebe zur wahren Gesittung, gegen Ernst und Treue der Wissenschaft: das hat sich nun konzentrirt in zwei unverholen hervorgetretenen Tendenzen. Die eine, von einem Manne ausgehend, der zunächst wirklich die Wahrheit zu suchen scheint, beschränkt sich auf das religiöse Gebiet. Vielbeklatscht und trotz eines vielseitigen, ernsten Widerstandes mit eigentlich fieberhafter Spannung ergriffen und angeeignet, ging von dieser Richtung jene allbekannte Straußische Erscheinung in unsrer Litteratur hervor, deren Ziel kein geringeres ist als den Grund

und Boden gänzlich zu verflüchtigen, auf welchem der Glaube des Einzelnen wie der ganzen christlichen Kirche gegründet ist. Die ungeheure Kluft, welche das Christenthum auszufüllen bestimmt war, soll sich demnach wieder aufthun, und ein neues, geistreiches, sublimirtes Heidenthum soll die Religion der Gebildeten werden.

Zunächst ohne äußere Verbindung mit diesem Wortführer jener großen Apostasie ist eine andere hervorgetreten, („junges Deutschland" u. a.) lange Zeit eben so gefeiert, eben so gehegt und gepflegt wie jene, bis endlich der bessere Theil Deutschlands, wo diese Sekte des Abfalls aufgestanden ist, dieselbe mit einem Schrei des Abscheu's von sich ausgespien hat. Diese Rotte (denn das ist ihr Name) will es nicht dabei bewenden lassen, die Heiligthümer des Glaubens, den Trost und Frieden der Seele unserm Geschlechte mit frevler Hand zu entreißen; die durch göttlichen Willen geheiligten Bande des Gehorsams sollen sich lösen, damit ein trunkener Freiheitswahn auf den Trümmern der Staaten und Kirchen, der Schulen und Familien ein großes Gemeinwesen der Zügellosigkeit, der Ungesittung und der Träumerei aufrichte. Es liegt in den heiligen Urkunden unsrer Religion eine tiefe, geheimnißvolle Weissagung verborgen, deren tröstlicher, einfacher Gehalt über vielfachen Mißdeutungen oft vergessen worden. Sie verspricht nicht dem Einzelnen allein, sondern der ganzen gläubigen Menschheit und ihrer Wohnung, der Erde, einen hohen, herrlichen Ausgang; ihr endliches Geschick werde ein Reich des Friedens, der Liebe und des Gottesgeistes sein; da werde weder weltliche Gewalt, noch Wissenschaft, noch irgend eine irdische Verbindung stattfinden, weil dann Einer herrsche über alle und in allen. „Diese Zeit der Verheißung — so spricht nun jene abgefallene Sekte — wird nicht erst kommen, sie ist schon da, und wir sind berufen, an ihrer Verwirklichung zu arbeiten." Aller Unfriede (so lehren sie) und alles Unglück und alle Trennung haben ihre Quellen in einer Usurpation des Geistes über das Fleisch; nun habe die Stunde geschlagen, wo das Fleisch, d. h. die Sinnlichkeit, der Materialismus wieder seine verlornen Rechte gewinnen müsse. Erlösung bedürfe die Menschheit, aber nicht von der Sünde, sondern vom Glauben an die Sünde; wegfallen müssen die Schranken und Lasten, welche auf den sinnlichen

Bedürfnissen drücken, damit die Bande der Familie, die Vorurtheile der Wissenschaft, die künstlichen Fesseln der Staaten, der Aberglauben der Herzen nicht mehr den Einzelnen und die Völker gefangen halten, damit der Stand der Natur zurückkehre, damit der Mensch nur Mensch sei. So nur könne alle Sklaverei der Gemüther und der Leiber abgeschüttelt werden; dann werde der Friede zwischen Geist und Fleisch, zwischen dem Menschheits-Gotte und der Natur wieder hergestellt sein, und Ziel und Glück der Menschen sei dann gefunden. Diese neue Bothschaft eines Heils, das bisher Unheil geheißen, ward auf den Dächern und in den Gassen gepredigt; in einer meisterhaft gehandhabten Sprache, in einschmeichelnder Form, drang wie bethörender Sirenen-Gesang diese Lehre mit unglaublicher Schnelligkeit selbst an Orten durch, wo niemand es geahnet hätte; bis man endlich erwachte vom Schlummer und die gebrandmarkte Sekte durch die öffentliche Gewalt ausgestoßen wurde. — Aber täuschen wir uns nicht; wohl ist die Axt an den Baum gelegt, aber die Wurzel ist noch vorhanden; und wenn auch nicht ihre ganze wahre Gestalt, so finden sich doch die Anfänge dazu auch unter uns und überall, wo man sich schämt, und entweder zu feig oder zu schlummernd ist, dem einzigen Gegengifte Herz und That zu weihen.

Es kann mich nicht befremden, wenn Sie von diesem düstern Gemälde gerne das Auge abwenden; ja ich glaube in der Seele von mehr als einem unter Ihnen die Frage zu lesen: Ist die Welt dahingegeben, so zu sein, wäre es dann nicht besser, baldigst von ihr zu scheiden, um in einem stillen Asyle oder in der Heimath des ewigen Friedens sein besseres Ich und seine Ruhe zu finden? — Darum bliebe mein Gemälde ein einseitiges und also nur halbwahres, wenn ich nicht Ihre Aufmerksamkeit noch auf die Lichtseite unsrer Zeit hinwendete. Ja sie ist vorhanden diese Lichtseite, wir müssen es anerkennen mit Dank gegen die höchste Fügung: ein neues Leben beginnt sich überall unverkennbar geltend zu machen; und gerade wo das Werk der Sünde und des Abfalls recht mächtig geworden, da scheint es als wolle das Werk der Gnade noch viel mächtiger werden. Auf allen den Bahnen, wo wir das Verderben erschreckend fortschreiten sahen, hat sich eine Gegenkraft ganz andrer Natur gebildet, die sich emsig rüstet zum Kampfe und

ihm schon jetzt nirgend ausweicht. Ein neuer Sinn ist rege geworden im ganzen Bereiche der protestantischen Kirche, und auch die katholische ist davon nicht unberührt geblieben; mit Liebe und Andacht ist man zum verlassenen Porte zurückgekehrt. Man hat es gelernt sich wieder zu beugen vor der Erscheinung des historischen Christenthums und seines göttlichen Stifters; die Theologie ist wieder lernbegierig, lebenskräftig, religiös geworden; sie wird eine *christliche*. Und diese Umschaffung ist nicht auf Hörsäle und Bücher beschränkt geblieben; gleichzeitig und zum Theil vorangehend ist dasselbe Leben auch in die Gemeinde ausgeströmt. Nicht als ob wir glaubten, daß es überall die rechte Richtung genommen, daß es frei von den trübendsten Einmischungen geblieben sei; aber es ist doch vorhanden dieses Leben, ein bisher unverstandenes Bedürfen giebt sich wieder lauter zu erkennen, und die welche noch immer ihren Geistesschlummer fortschlafen wollen, werden eben nur eine herrliche Erndte verschlafen. Ganz *dieselbe* Erscheinung tritt uns auf dem politischen Gebiete entgegen; auch hier sind die Besseren und Ernsteren müde geworden einer Frivolität und politischen Freigeisterei, welche im Zerstören ihre Freude fand; man kehrt auch hier zurück zum natürlich Gewordenen und Entwickelten, zur lebendigen Ordnung Gottes, zu den gegebenen Vordersätzen; und mißtrauisch wendet man sich weg von allen, wenn noch so schimmernden Erfindungen des Menschenwitzes, von allen zum Dienste besondrer Zwecke erfundenen Hypothesen. Wie in Deutschlands ersten Gottesgelehrten wieder Sinn für das Göttliche, Liebe und Wärme für das Christliche zum herrschenden Charakter geworden ist: gerade so ist in die Rechtsgelehrten des ersten Rangs ein ernstes, aufbauendes Streben eingekehrt; eine aus religiösem Ernste hervorgegangene Ehrfurcht vor Gesetz und Recht adelt ihre Forschungen und ihr Wirken; auch wird nicht immer tauben Ohren gepredigt. Die zum Theil schmerzlichen Erfahrungen der nächsten Vergangenheit sind an vielen nicht verloren gewesen. Ja, wir dürfen es aussprechen mit freudiger Zuversicht: auf den Höhen der Wissenschaft und der Bildung hat über die oberflächlichen, auflösenden, gemeinen Tendenzen ein anderer und besserer Geist den entschiedenen Sieg erfochten. — Auch wüßte ich in der That nicht *einen* Zweig des Wissens zu nennen, nicht *eine*

Stufe der Bildung, wo jene wiedergeborne Richtung nicht mächtig einwirkte oder doch zu wirken versuchte. Der Kampf hat begonnen, und so groß die Erndte sei, so fehlt es doch auch an Arbeitern nicht; ihr Kreis erweitert sich täglich. Erfreulich wird sich dieser Segen dann sicher in unserm häuslichen Leben kund geben; und ein Anfang dazu ist schon da. Man fühlt es, welche unzählige Fäden mit dem Glücke einer wohlgeordneten, religiös durchdrungenen Familie zusammenhängen; man fühlt es, wie gemein und versumpfend zuletzt alle andern Güter werden müssen, wo man die sittlichen nicht auf die rechte Weise bewahrt als des Hauses heiligstes Heiligthum. —

So wäre nun mit wenigen Zügen das Bild gezeichnet, die uns umgebende geistige Atmosphäre charakterisirt; doch haben wir keineswegs beabsichtigt, ein Gemälde hinzustellen zum müßigen Anschauen; nein, ein Spiegel soll es sein, darin ein jeder sich und andere prüfen und erkennen möge. Jenem in verschiedener Sprache und Farbe einherschreitenden Lügengeiste gegenüber darf keiner verstummen, und jenem reorganisirenden, sich Bahn brechenden Geiste darf keiner fremd bleiben, dafür oder dawider! Die Wachenden erkennen, daß die Stunde gekommen ist, wo man zur Rechten oder Linken geht, und nicht auf halbem Wege stehen bleiben darf. Wer es redlich meint, wer nicht in trägem Sinnenschlummer alle höheren Interessen vergessen kann, der wird in seinem Innern den Beruf vernehmen, im Angesichte jener mächtigen, durchgreifenden Regungen sich zu setzen so oder so, sich seiner Stellung bewußt zu werden.

Was wir oben schon beiläufig angedeutet, darauf müssen wir nochmals mit Nachdruck zurückkommen. Allezeit werden tief einwirkende, folgenreiche Veränderungen auf dem geistigen Gebiete vorbereitet; der Kampf mit den Waffen des Geistes geht voran, und von selbst schließen sich daran früher oder später die Folgen für die Gesellschaft und ihre Institutionen. Auf diese Weise wurden die Zustände herbeigeführt, an welchen Europa seit einem halben Jahrhunderte sich abmüht, und die Folgerung liegt nun nahe, wohin sich wenden müsse, wer nachhaltig entgegen wirken will. Dem unseligen Vermischen von Wahrem und Falschem, der Verderben bringenden Ver-

wirrung der Begriffe und Grundsätze kann man nun auf Einem Wege mit Würde und am Ende auch mit Erfolg entgegentreten, mit jener Zuversicht, welche auf der Wahrheit ruht, mit jener Freiheit, welche dem vollen Gefühle des Rechts entspringt und mit der Hoheit der Gesinnung, welche Frucht und Lohn einer innig empfundenen Religiosität ist! — Es wird wohl wenigen unter uns verborgen sein, daß die Zahl derer sehr beträchtlich ist, welche mit den herrschenden Prinzipien nicht einverstanden sind, aber wodurch werden denn viele von ihnen so unbedeutend, so einflußlos, bis auf einen hohen Grad immer an die nächsten äußeren Erfolge gekettet? Weil sie es verschmähen, weil sie entweder nicht Muth oder nicht Geschick genug haben, dem Baum, dessen Blätter ihnen zuwider sind, an die Wurzeln zu gehen. Sie haben dem Getreibe, welches um sie herum laut geworden, sie haben den Stößen, welche sie aus ihrer Ruhe schrecken, nichts anders entgegen zu setzen als ein mißmuthiges: Nein! nichts anderes als ein Kopfschütteln, das weder ehren noch wehren kann. Und wo sich irgend das Streben kund giebt, die Wurzeln des unbeliebigen Baumes zu fassen, und dorthin den Kampf zu lenken, wie bald schrickt man zusammen vor dem Popanz von sogenanntem Enthusiasmus und von Ueberspannung. Eine solche arme, gehaltlose Opposition wird natürlich nicht allein nichts Erkleckliches leisten, nein ihr eigener Bestand wird ein höchst prekärer sein. Es bedarf nur eines ziemlich lange fortdauernden Umschwunges, ein Paar Versuche dürfen äußerlich mißlingen, und man wird die Mehrzahl ihre Panner verlassen sehen. Eine Verkennung der eigentlichen Bedeutung des Kampfes, ein Verabsäumen der geistigen und sittlichen Grundlagen rächt sich schwer; das große Rad der Weltereignisse wälzt sich früher oder später zermalmend über diese Farb- und Gehaltlosen hin, und dem nachkommenden Geschlechte bleibt keine Spur von ihnen. So ist denn — ich wiederhole es — für eine jede Gesinnung, die es ernst und gut meint, keine größere Gefahr vorhanden als ein Nichtbeachten ihrer wahren Grundlagen. Nur wer sich selbst aufgiebt, der ist unaufhaltsam verloren, denn er hat den Glauben an die Würdigkeit seiner Existenz nicht mehr; wer aber noch an sich glaubt, wer sich geistig zu behaupten weiß, den wird auch keine Unbill der Zeit zu

vernichten im Stande sein. Diese geistige Behauptung findet sich nur im vertrauenden Aufblick zu einer höheren Ordnung der Dinge, in der daraus entspringenden sittlichen Kraft und Haltung, und in der Erleuchtung des Geistes, welche den eigentlichen Gegner kennt und ihm auf dem rechten Felde zu begegnen weiß. —

Von den verschiedenen Wegen, welche zu jenem Ziele zu führen versprechen, haben nun auch wir den einen gewählt, denjenigen des historischen Verständnisses unserer Zeit und unsrer Zustände. Was wir sind, wird sich am besten und belehrendsten zeigen lassen, wenn wir sehen, wie wir so geworden sind. Der Strom des Lebens geht an uns vorbei, und wir fragen: Woher? und Wohin? Lasset uns demselben aufwärts folgen zu seinen Quellen; und je bestimmter wir das Woher? zu beantworten vermögen, desto minder wird das Wohin? uns beunruhigen. Von einem der größten Denker unsrer Zeit rührt der Ausspruch her: die Geschichte sei nur ein Spiegelbild des innern Menschen; denn es komme nichts in ihr vor, was nicht vorher in der Seele des Menschen als Gedanke, als Entschluß oder als leise Ahndung vorhanden gewesen sei. Gilt dies von der Menschen-Geschichte im Großen, daß sie eben nur die Seele der Menschheit abspiegeln solle; so werden wir im verjüngten Maßstabe bei der Geschichte eines einzelnen Volkes dasselbe Ziel nicht aus den Augen verlieren. Versuchen wir es also, in den Ereignissen, welche unser Volk seit drei Jahrhunderten durchlebte, dieses Volk selbst kennen zu lernen, in ihm die Einwirkungen der allgemeineren, europäischen Entwickelungen, und über diesen (wo unser blödes Auge es erkennen kann) das Walten einer höheren Hand!

Von den vielen Lebensfragen, welche gleichsam das Thema unsrer vielfach getheilten, ja zerissenen Zeit ausmachen, giebt es vielleicht keine, zu deren Verständniß und theilweisen Lösung uns die Betrachtung der Vergangenheit unsers Volkes nicht auffordern wird. Zur Genüge wird aus dem bisher Gesagten der Standpunkt durchblicken, an den wir uns vorzugsweise halten werden; er soll — im weitesten Sinn gefaßt — ein sittlicher sein. Nicht bloß zum Verstande möchte ich sprechen, sondern zum Willen und zu dessen Quelle: zum Gemüthe; nicht bloß ein Gemälde möchte ich entfalten, wodurch das be-

trachtende Auge sich angezogen fühlt, sondern Lust und Vertrauen beleben, so oder so uns anzuschließen an die Reihen, welche vor Ihren Blicken vorübergehen werden. Es ist die Aufgabe der Historie, das Leben vor uns auszubreiten in dem ganzen Reichthum seiner Entfaltungen, in seiner ungetrübten, innern Wahrheit; man erwartet von dem ächten Historiker, daß er, im Vertrauen auf die Wahrheit seines Gemäldes, jedem Beschauer überlasse, welchen Eindruck er davon mit sich wegnehmen möge; alle begleitenden Bemerkungen — meint man — seien überflüssige Zierart. In einem gewissen Sinne schwebt dies auch mir als Aufgabe vor; auch ich hoffe aus möglichst unmittelbarer Anschauung ein treues Bild der Zeiten zu geben, welche wir schauen wollen. Allein es liegt in der Natur von Vorlesungen, für die sich unser Kreis gebildet hat, daß wir jener historischen Anschauung vor allen Dingen die Seite abzugewinnen suchen, welche mit uns und unsern Bestrebungen in näherer Berührung steht; es sollen die Beziehungen hervortreten, in denen unsere Interessen und unser Wille zu jener Zeit begriffen sind. So wird die Geschichte uns das werden, was der gesunde Sinn unsrer Väter allezeit in ihr suchte — eine Lehrerin des Lebens; und was sich im engen Raume unsers eigenen Lebens noch nicht zur Erfahrung für uns gestalten konnte: das schöpfen wir aus dem erweiterten Kreise der Vorzeit und eignen es uns an als unverlorene Erfahrung.

Haben wir es einmal unternommen, auf die Pfade unsrer Vorfahren mit theilnehmendem Auge zurückzublicken, so darf wohl kaum bemerkt werden, daß wir auch die Schattenseiten ihrer Vergangenheit, Mißgriffe und Tendenzen, die sich in ihrer Folge als unhaltbar oder gefährlich erwiesen — daß wir dies alles (sage ich) weder verschweigen noch verschönern werden. Es zeugt in der That von einem bedauernswürdigen Mißtrauen in die Tüchtigkeit unserer Väter, wenn man sich scheut und sträubt, offen zu bekennen, wo sie menschlich irrten, oder den unrechten Weg erwählten. Diese Feigheit sei ferne von uns! Wir wissen ja, daß wir im Laufe menschlicher Dinge das Vollkommene nicht suchen dürfen; nur einmal ist in die Geschichte der Menschheit das Vollendete eingetreten, aber auf Wegen, die dem geheiligten Gebiete des Glaubens ange-

hören. — Gewiß sind wir es uns alle bewußt, daß mit eitler Lobrednerei der Vergangenheit den Ansprüchen der Gegenwart an uns wenig geholfen sei; nicht nur die Tugenden unserer Ahnen, auch ihre Fehler sollen nicht vergebens für uns in ihren Annalen aufgezeichnet sein. Aber nur um so inniger, nur um so überzeugungskräftiger werden wir uns an dasjenige anschließen, was uns als haltbar, als fundamental, als ewig gültig in der Vergangenheit entgegentritt! In allem wahrhaft Erhaltenden und Lebenskräftigen die Erben ihres Geistes zu werden, das wäre wohl das schönste Gelübde, zu dem wir vor ihrem Bilde zusammentreten könnten. Noch lebt im Munde unsers Volks die Sage: im Innern jenes Berges, an dessen Fuße des Grütlis einsame Wiese liegt, schlafen die drei Telle den tiefen Todesschlaf; bis in einer großen Noth ihres Volkes, im Augenblicke, wo der Untergang nahe scheine, sie erwachen und hervortreten in alter Kraft und Würde, warnend und rettend. — Dieser schönsten aller Nationalsagen wage ich kaum noch etwas beizufügen; so sehr spricht ihr einfach-tiefer Sinn zu jedem Herzen. Ja, daß er wieder aufwache jener alte Geist der Treue, des unerschütterlichen Biedersinnes, der Ehrfurcht vor Gott und seinem Gesetze, jener Geist, welcher unsre Nation pflanzte, baute und erhielt! Und mögen in den friedlichen Stunden, welche uns aus der Zerstreuung des täglichen Lebens hier freundlich zusammenführen, Erinnerungen jenes Geistes hie und da in unseren Gemüthern auftauchen, und uns mit Hoffnungen beleben, mit einer Zuversicht stärken, wie sie unsere gebrochene Zeit wahrlich bedarf. —

Zweite Vorlesung.

Ehe wir zur Darstellung der Zeiten übergehen, mit denen wir uns vertraut machen wollen, werfen wir noch einen Blick auf die Schriften, welche von eben diesem Zeitraume ein Gesammtbild zu geben versuchten. Nicht Bücher-Titel wollen wir dabei kennen lernen; es ist uns vielmehr um den Geist zu thun, in welchem die Vergangenheit aufgefaßt wurde; daß aber die Auffassung der Vergangenheit auf die Beurtheilung der Gegenwart einen wesentlichen Einfluß übe, und umgekehrt — das brauche ich nicht mehr zu wiederholen.

In aller Händen und — was bei weitem mehr ist — in vielen Herzen ist die Geschichte unsers Volks, wie sie am Ende des vorigen Jahrhunderts Johann von Müller mit inniger Liebe zu seiner Nation und mit nicht minderer Ehrfurcht vor der Wahrheit geschrieben hat. Die Last spröder, ihn erdrückender Geschäfte und ein frühzeitiger Tod gestatteten nicht, daß er seine Darstellung über Waldmann's Tod hinausführe. Nach ihm hat Robert Glutz-Blozheim die Zeiten von Waldmann bis auf den ewigen Frieden mit Frankreich geschildert. Durch bittere Erfahrungen in seiner Jugend gekränkt, mit einem lebhaften, wohl auch überreizten Gefühle der Gebrechen seiner Zeit, hatte Glutz sich zur Schweizerischen Vorzeit gewendet in dem schönen, jugendlichen Glauben an bessere Zeiten und an bessere Menschen. Aber wie fand er sich getäuscht, als bei näherer Betrachtung das schöne Bild der Ahnen, woran zu glauben seinem Herzen Bedürfniß gewesen, sich nur zur sehr trübte, als „eine Tugend nach der andern verschwand, und „beinahe nichts blieb als ein von Sinnenlust und Prachtliebe „getrübtes Ehrgefühl.“ Dieser Schmerz, sich in den schönsten Erwartungen getäuscht zu finden, spricht sich in seinem Werke deutlich aus; wie im Alterthume im Thucydides und

Tacitus, so legte auch er, was sein Herz drückte, die Wehmuth über Verderbniß jener Zeit, über Versunkenheit der Nation, in seiner Schrift nieder. Unläugbar trägt manche Seite seines Werks noch den Stempel des Unreifen und Unvollendeten, eine (wenn ich so sagen darf) jugendliche Einseitigkeit; an manchen Stellen, wo die Nacktheit des Lebens zu unverhüllt hervortritt, wird sich ein feineres Gefühl vielleicht verletzt finden. Aber schon in der Anlage und in der genialen Auffassung giebt sich ein überlegenes, historisches Talent unbestreitbar zu erkennen, ein Talent, dessen Aufschwung (wenigstens für die Erde) zu frühe geknickt wurde. Den abgerissenen Faden nahm einige Jahre später J. Jakob Hottinger mit unzweifelhaftem Berufe auf; er führte die Geschichte bis auf jene unglücklichen Religionskriege, deren Opfer Zürich's Reformator geworden ist. Diese Fortsetzung Hottingers, vom Auslande noch mehr als vom Vaterlande in ihrem ganzen Werthe anerkannt, schildert die Zeiten der Kirchentrennung mit einer Anschauung und mit demjenigen Antheil an der Sache, ohne welchen die Geschichte gewissermassen eine nutzlose Nachgeburt ist. Gerade dieser Antheil, gerade diese Wärme der Ueberzeugung nöthigte aber den Historiker, sich über Recht und Unrecht jener Erscheinungen zu entscheiden; und so geschah es, daß eine (freilich im besten Sinne) protestantische Grundlage und Anschauungsweise vorherrscht; weßhalb entschiedene Katholiken und indifferente Protestanten sich sträuben werden, das Buch als ein wirkliches Nationalwerk anzuerkennen. Seit geraumer Zeit ist nun die Fortsetzung unterbrochen und wahrscheinlich werden wir dieselbe nicht mehr von derselben Hand erwarten dürfen. Es ist nun davon die Rede, das Werk solle von der Waat aus französisch fortgeführt werden.

Unter den kürzeren Arbeiten, welche die Geschichte bis auf unsre Tage fortführen, ist Zschokke's Schriftchen allbekannt und sattsam gefeiert. Es giebt eine Manier, die Geschichte zu behandeln, welche weder auf einer treuen Anschauung der Quellen beruht, noch auf einer wahrhaft durchgebildeten philosophischen Betrachtungsweise. Ihre Grundlage hat sie in einer Reihe von Gemeinplätzen der französischen Philosophen und deutschen Philanthropen des vorigen Jahrhunderts; von diesem (wie bekannt) untrüglichen Leitsterne geführt, wird es

ihr leicht, den politischen Lieblingsmeinungen des Tages ungemessen das Wort zu reden. Da sie alles mit Sorgfalt ab Seite läßt, was in ihren engen Gesichtskreis nicht paßt; so kann sie darauf zählen, auch von dem oberflächlichsten Verstande gefaßt zu werden. Diese in der That mehr als ungeschichtliche Schule, deren bekannteste Repräsentanten in Deutschland Rotteck und Pölitz sind, hat in unserm Vaterlande ihren geschicktesten Sprecher in Heinrich Zschokke gefunden. Dieser Schriftsteller hat durch eine geschickte Feder vorzugsweise bei dem Romane lesenden Publikum einen gewissen Ruf erhalten, nachdem er in unserer ersten Staatsumwälzung mit persönlicher Gewandtheit seine politische Laufbahn eröffnet hatte. In hohem Grade Meister seiner Sprache und einer reizenden Darstellung verbindet er damit das seltene Talent, zu den Halbgebildeten und Scheingebildeten unvergleichlich sprechen zu können. Es wäre schon hieraus erklärbar, wie seine Schweizergeschichte einen nicht gewöhnlichen Eingang finden konnte; wenn nicht andere Gründe diese Erscheinung schon zur Genüge erklärten. Oder mußte nicht ein Buch, dessen Haupttendenz war, das Bestehende als unhaltbar darzustellen, mußte es nicht in einer Zeit, wie die kurz verflossene, mit der Gier eines Näschers verschlungen werden, in einer Zeit, wo man durch Ruhe und Glück verwöhnt, über alle Massen neuerungslüstern und tadelsüchtig geworden war. Auch Männer von reifer politischer Einsicht sind durch den Glanz der Sprache und durch eine gewinnende patriotische Wärme nachsichtig gestimmt worden, so daß sie den Leichtsinn der Abfassung und die untergrabende politische Tendenz darüber vergaßen. Sie vergaßen es, daß das Buch nichts anders sei als ein langer raisonnirender Zeitungsartikel.

Zum Theil im gründlichen Gegensatze gegen das eben genannte Buch, und in jedem Falle als eine Schrift von wirklich historischem Werthe erschien, Meyers von Knonau Handbuch der Schweizergeschichte. Wir begegnen hier mit williger Anerkennung einer würdigen Gesinnung, die mit dem gewissenhaften Forschen nach Wahrheit und Recht rühmlich Schritt hält; hier zuerst wurde eine pragmatische Darstellung unserer Staatsumwälzung versucht, und ein ohne Zweifel glücklicher Anfang in der Lösung dieses schwierigen Themas gemacht.

Gründlicher, als bisher geschah, ist dort die Geschichte der zwei letzten Jahrhunderte behandelt. — Für die Geschichte bis zur Staatsumwälzung ist Vögeli und Meister als brauchbares Lesebuch der Jugend zu empfehlen. — Hauharts „Erzählungen aus der Schweizergeschichte“ sind Zusammenstellungen von Chronik-Auszügen, vortrefflich für solche, denen die Quellen selbst nicht zugänglich sind; ihre Manier hat Aehnlichkeit mit Marheineckes Geschichte der deutschen Reformation. — Leonhard Meisters „Hauptscenen der Helvetischen Geschichte“ und Schulers „Thaten und Sitten der alten Eidgenossen“ heben einzelne denkwürdige Züge unserer Geschichte mit Verstand und Geschmack hervor; besonders verdient Schuler durch Fleiß, Gesinnung und Sprache mehr Antheil und Beifall als ihm die Ungunst der letzten Zeiten gewährte. Balthasars Helvetia enthält ein reiches Material und wichtige Special-Arbeiten. Als ein wahrer Schatz für unsere Geschichte, zumal für die Litteratur verdient Gottlieb Emmanuel von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte die größte Anerkennung; mit erstaunlichem Fleiße und mit der ehrenwerthesten Gesinnung gab dieser seines Vaters würdige Gelehrte seinem Lande ein Werk, worauf wir stolz sein können. —

Unter den Frühern kann nur Tscharners Historie der Eidgenossen auf den Rang eines eigentlichen Geschichts-Werkes Anspruch machen; zwar ist sie nicht frei von den Gebrechen jener Zeit; schon ist der Einfluß französischer Philosophie bemerkbar, und ein einseitig-politischer Maßstab beengt oder verschiebt oft den hellen, genialen Blick des Bernerischen Historikers. Die vornehme, oft anstößige Art, mit der er vom sogenannten „Pöbel“ spricht, mochte damals weniger auffallen als es jetzt jedes bessere Gefühl empören würde. Aber ungeachtet aller dieser Mängel ist das Werk mit einem Geiste, einem Urtheile und einer Gediegenheit geschrieben, die seiner Zeit weit voraus waren. Leider ist es nicht weiter als bis zum Boromäischen Bunde forgesetzt. — J. Rudolphs von Waldkirch (Professors zu Bern) „gründliche Einleitung zu der Eidgenössischen Bunds- und Staats-Historie“ ist eigentlich mehr ein brauchbarer Auszug von Aktenstücken, die zur Erläuterung unserer Geschichte dienen; er muß mit Vorsicht benutzt werden.

In einer ungeglätteten, aber oft naiv bezeichnenden Sprache giebt sich ein ächt patriotischer, biederer, ausnehmend freimüthiger Geist zu erkennen. *) — Jakob Lauffers „Beschreibung Helvetischer Geschichte“ hat das Verdienst, auf eine nicht gewöhnliche Quellen-Lektüre passirt zu sein; nur vermißt man die Angabe seiner Quellen, und überaus ermüdend ist die Weitschweifigkeit und Unbehülflichkeit seiner Sprache. Nicht unempfindlich für die Ehre, welche die Pflegung der Wissenschaften einem Staate bringt, belohnte Bern die Bemühungen des Verfassers.

Allen diesen Arbeiten gegenüber vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was nun für uns insbesondere als Aufgabe gelten soll, wenn wir von da an, wo Johannes Müllers Fortsetzung aufhört, die Geschichte bis auf unsere Zeiten fortführen. Nicht aus unserer Phantasie, nicht nach eigenen Lieblings-Meinungen wollen wir ein Bild der Zeiten zeichnen, sondern nach dem Eindrucke, welchen die Denkmäler einer jeden Zeit in uns zurückließen — dies versteht sich als unsere erste und heilige Pflicht. Allein dies ist nicht das einzige; was wir suchen; uns führt, ich möchte sagen: noch ein praktischeres Interesse zusammen; wir suchen für unsere Gesinnung wissenschaftliche Begründung; wir suchen für unser Gemüth ansprechende Nahrung, für unser Urtheil leitende Winke. Wie aber werden wir diesen Anforderungen am ehesten entsprechen? Ich denke: dann, wenn wir uns bei jeder geschichtlichen Erscheinung fragen: Was haben wir damit zu

*) So hebt er z. B. stets mit Vorliebe hervor, wenn irgendwo die Ehre des Vaterlandes gegen ausländische Zumuthungen mit Kraft vertreten wurde. Ueber kirchliche Fragen spricht er mit einer damals nicht gewohnten Umsicht: „Zu wünschen ist, daß „doch die Menschen sich unter einander gleiche Gewissens-Freiheit gönnen, ruhen und ruhen lassen, alles Gott dem Herzenskündiger heimstellen, und deme keinen freyeln Eingriff in „das ihm allein vorbehaltene Recht, über die Gewissen zu herrschen, thun möchten. Maßen unläugbar, daß der Geist Gottes nicht seie ein Geiste der Unruhe, des Neides, der Verfolgung, des Haders und Mordgeschreies, sondern der Ruhe, „der Liebe, der Verträglichkeit, des Friedens und der Sanftmuth. —— Gott wird diejenigen Verkehrten und Irrenden „zu seiner Zeit bekehren, die er bekehren, die er erhalten „will.“ — Bd. II. pag. 361.

schaffen? Auf welche Weise konnte dieser Grundsatz, jener religiöse oder politische Gedanke entstehen; wie konnte er ganze Parteien ja ganze Generationen beherrschen? unter welchen Umständen könnte er in uns selber, und in unsern nächsten Umgebungen entstehen und wirksam werden? Mit einem Worte, wie sind wir dahin gekommen, wo wir jetzt sind? und wohin werden wir vielleicht kommen, von da, wo wir jetzt sind?*)

Von einer andern Seite hätte ich nun bloß noch dem Einwurfe zu begegnen, daß wir für diesen unsern Zweck gerade die unpassendste und unerquicklichste Periode unserer Geschichte gewählt hätten. Hören Sie, wie z. B. in unsern Tagen über jene Periode geurtheilt wird: Hanhart sagt davon in der Vorrede zu seinen Erzählungen: „Alsdann verliert sich alles in „Cantonsgeschichte; die Eidgenossenschaft verschwindet. Die „Gemeinden werden nicht mehr berathen. Es sind die Geschlechter in den Thälern und in den Gebirgen, welche über Unterthanen, hie und da (o der Schmach!) über Leibeigene „gebieten, deren Väter für sie gestritten. Zeiten des Verfalls „und Untergangs der Eidgenossen.“ — Noch niederschlagender und trostloser ist die Art, wie Vögeli über dieselbe Zeit sich äußert: „Mit dem Schlusse der Reformation, in den 250 „letzten Jahren der alten Eidsgenossenschaft erstirbt fast „alles, was den eidgenössischen Geschichtschreiber erwärmen „und beleben kann. Eine öde, meist that- und segenlose, „auf jeden Aufschwung des Geistes lähmend einwirkende Periode muß er mühselig und freudenlos durchwandern, und „die Darstellung wird ihm eine Last. In den spätern Zeiten „finden wir wenig mehr als Selbstsucht, Zwietracht und Erschlaffung, Schutt und Erstarrung.“ — Sie sehen, stehen die Sachen so, dann haben Sie von unsern Vorlesungen wenig Erbauliches und Erfreuliches zu gewärtigen. Wahr ist es allerdings, wir haben keinen Bund auf dem Grütli zu schildern, keine glänzenden Siege über fremde Bedränger, keine unsterbliche Aufopferung eines Winkelrieds, keinen Glanz

*) Wer Göthe kennt, erinnert sich gewiß an sein:
„Liegt Dir Gestern klar und offen,
Bist Du heute glücklich frei,
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei.“ —

der Burgundischen Kriege, keinen Tell und keinen Niklaus von der Flüe. Aber derjenige würde in seiner Selbstkenntniß ewig ein Kind bleiben, der nur die schimmernden Thaten seiner Jugend betrachtete; wer sich selbst kennen will, muß reiflich alles erwägen, was je einen bleibenden Einfluß auf sein Denken und Handeln ausgeübt hat. Und gerade so muß ein Schweizer, der die Gegenwart verstehen will, vorzugsweise mit den drei letzten Jahrhunderten vertraut sein, die — ich wage die Behauptung — mit unserer jetzigen Lage in viel näherem Zusammenhange stehen als jene schönen Erinnerungen unserer früheren Geschichte. Denn — um nur ein Beispiel anzuführen — wodurch ist unsere religiöse Stellung mehr bedingt als durch die Reformation? und was hat für unsere politischen Interessen eine größere Wichtigkeit als die Revolution und was ihr vorausging und ihr folgte?

Vorerst überschauen wir nun, gleichsam in einem Gesammtbilde, die früheren Schicksale unseres Volkes; tiefer eingehend betrachten wir den Charakter und die Bedeutung der Reformation; sehen, wie in Folge derselben Bern eine neue Stellung gewinnt und wie der französische Theil unsers Vaterlandes sich zu einer früher nicht geahneten Bedeutung für Europa emporschwingt; beinahe in zwei getrennte Staaten zerfallen bietet uns im folgenden Jahrhunderte die Eidgenossenschaft das Schauspiel bürgerlicher und kirchlicher Zerrüttungen; doch auch neben vielfacher Erstarrung die schönsten Proben eines bessern Lebens und Geistes. Hierauf wenden wir uns zu der Periode, deren Verständniß eine vorzügliche Aufgabe unserer Vorlesungen sein soll: zum achtzehnten Jahrhunderte. Mit Bedauern werden wir sehen, wie damals in Erschlaffung und Leichtsinn allmählig die Grundsätze vergessen wurden, durch die wir stark geworden sind. Bis dann je in den Besten und Weisesten das Vorgefühl eines nahen allgewaltigen Sturmes noch einmal die schönsten Kräfte, die edelsten Bestrebungen zu Tage rief, wodurch viele einer bessern Existenz wiedergegeben wurden, ja wodurch vielleicht das Ganze noch hätte gerettet werden können, wäre es nicht in den Rathschlüssen der Vorsehung beschlossen gewesen, uns dahin zu geben in ein schweres Gericht. Jene Zeiten der Umwälzung und Zertrümmerung von so vielem Ehrwürdigen bieten uns — so sehr sie auch un-

ſer Gefühl verletzen — einen Schatz von Lehren, Mahnungen, aber auch Ermunterungen, die unſerer Zeit unentbehrlich ſind. Sodann erblicken wir nach einem wunderbar belohnten Aufſchwunge der Nation eine von fremder Uebermacht gebotene Ordnung, unter welcher ſich eine geſundere Geſtaltung der politiſchen Elemente heranzubilden ſchien, und wenn auch deren langſamere Entwickelung nach innen durch die Reſtauration eine Unterbrechung erfuhr, ſo wurde doch gewonnen, was zunächſt das Weſentlichſte war: die nationale Unabhängigkeit; bis wir durch eine neue Erſchütterung dahin kamen, wo wir jetzt ſind. — Im Vorübergehen ſei es bemerkt: bei der Darſtellung jener Zeiten werden wir nicht vergeſſen, daß wir zu Bernern ſprechen; denn mit Recht können Sie erwarten, daß die Verhältniſſe und Schickſale Berns mit Vorliebe berückſichtigt werden.

Wenn die hiſtoriſchen Erinnerungen uns nicht trügen: ſo iſt ſeit vielleicht zweitauſend Jahren unſer Vaterland nur dreimal von einer einigen und unabhängigen Nation bewohnt worden; und alle drei Male iſt das Verderben von derſelben Seite, von innen durch Selbſtſucht, von außen: von Weſten her über uns hereingebrochen. Geehrt und gefürchtet von allen Nachbarn, geprieſene Sieger römiſcher Legionen, lebten die alten Helvetier glücklich und frei in ihren Gauen, bis der Ehrgeiz eines mächtigen Volkshauptes, des Orgetorix, und die täuſchenden Lockungen des anſcheinend glücklichen Galliens Niederlage und Verluſt der Freiheit brachten. Zwar gedieh nun ein heiteres, blühendes Leben durch Wohlſtand, durch Künſte und Wiſſenſchaften im Behagen eines verführeriſchen Friedens; aber ſchwer mußte die Nation büßen für den Verluſt der alten Kraft und der Genügſamkeit, ohne die keine Selbſtſtändigkeit gedenkbar iſt. Denn als gerechte Selbſthülfe gegen Unbill und Söldner-Rohheit verſucht wurde, ſo erfuhr das unglückliche Land alle Leiden und Demüthigungen der Knechtſchaft. Preisgegeben allen Despoten-Launen Roms und allen Mißhandlungen ſeiner raubgierigen Horden, verſank unſer Volk mehr und mehr, bis endlich die Weltherrſcherin Rom unter den furchtbaren Stößen kraftvoller nordiſcher Volksſtämme zuſammenſank, und auch unſer Volk eine willenloſe Beute der ab- und zuſtrömenden Eroberer wurde. Aber gerade bei'm

Zertreten aller irdischen Interessen, gerade im Ueberdrange menschlicher Noth und Unbill pflegt sich unser Herz zu öffnen für den Segen unsichtbarer und unvergänglicher Güter; wer bei der Zertrümmerung irdischer Aussichten nicht in Verzweiflung untergeht, dem ist es nahe gelegt, wo er Hülfe suchen kann; und die Sehnsucht solcher Gemüther bleibt von der ewigen Liebe nie unbefriedigt. So geschah es auch damals. Im hoffnungslosesten Elende politischer und sittlicher Zerknickung erschienen in unserm Lande treue, aufopfernde Boten des Evangeliums; die Hülfe kam (wie so oft!) von der Seite, von wo man sie am wenigsten erwartete; von oben. Die Gequälten, Geknechteten, oder in dumpfe Rohheit Versunkenen vernahmen die Botschaft vom Heilande einer ohne ihn allem geistigen Elende preisgegebenen Menschheit, und so lernten sie (wenigstens von ferne) eine Freiheit, eine innere Beglückung kennen, welche keine Menschenmacht uns rauben kann. Doch brachte uns das Christenthum nicht allein geistige und innere Segnungen, auch sichtbare, äußere waren in seinem Gefolge. Viele Klöster wurden Asyle der Wissenschaft, Pflanzstätten jeder Cultur; unter ihrem Schutze erblühte manch glückliches Gemeinwesen. — Als nun die Zerstörungen des großen Völkersturmes vorüber waren, und Helvetien in mehreren getrennten Massen unter verschiedene Herrschaften kam, erhoben sich, auf dem Boden des Lehenwesens, größere und kleinere Herren durch Verdienste und Gunst der Umstände zu bedeutender Macht. Zuweilen unter ihrer Pflege, zuweilen aber als Damm gegen sie, entstanden Städte, wo bürgerliches Leben, Handel und Gewerbe gediehen. Es bilden also viele geistliche und adeliche Herrschaften neben emporstrebenden bürgerlichen Gemeinwesen die Hauptelemente des schweizerischen (wie überhaupt des germanischen) Mittelalters. Alle diese verschiedenen politischen Individualitäten, aus denen damals unser Vaterland bestand, hatten immerhin etwas gemeinsames; es war dies ihr Verhältniß zum heiligen deutschen Reiche und zu dessen Oberhaupte, dem deutschen Könige. Und dieses Verhältniß sollte nun die Veranlassung werden, daß in unserm Lande zum zweiten Male eine unabhängige Nation sich bildete. Die Anmaßungen und selbstsüchtigen Eingriffe des Reichsoberhaupts fanden einen unerwartet kräftigen Widerstand an der Entschie-

denheit und dem Freiheitsgefühle der Waldstätte. *) — So glücklich aber auch diese Hirtenvölker anfänglich ihr Unternehmen vertheidigten: so hätten sie sich doch schwerlich im Sturme

*) Es geschieht gewiß in Ihrem Sinne, wenn ich mir hier eine Abschweifung über einen vielbesprochenen Gegenstand erlaube. Es ist Ihnen bekannt, daß in neuerer Zeit zwei schöne Blätter unserer Geschichte entweder ganz herausgerissen oder doch auf's äußerste verunstaltet wurden: ich meine die Geschichte Wilhelm Tell's und den Bund im Grütli. Tell's Geschichte wurde entweder als fabelhaft oder seine That als aufrührerisch und verbrecherisch bezeichnet; der Bund im Grütli wurde für revolutionär und unedel, nicht für eine muthige Vertheidigung des angestammten, guten Rechts ausgegeben. Uns scheint, daß man beide Vorfälle sorgfältig unterscheiden müsse. Die Geschichte Tell's, wie sie gewöhnlich erzählt wird, und wie sie uns von der Kinderstube an lieb geworden, kann allerdings nicht als geschichtlich zuverläßig gelten. Sie hat zum Theil unbestreitbar den Character poetischer Volkssage (Mythe), die eben nach der Art solcher Sagen an verschiedenen Orten auf die gleiche Art erzählt wird; dies gilt zunächst dem Apfelschusse; wäre dieser wahr, so hätte Geßler ein Ungeheuer, und Tell ein Wahnsinniger sein müssen; andere Züge in der Erzählung sind mit historischen Schwierigkeiten verbunden; es kann z. B. auch nicht nachgewiesen werden, daß je ein Geßler auf Küßnacht gelebt habe. Noch bedenklicher aber ist der Umstand, daß die ganze Erzählung mehr als hundert Jahre nach der That erst niedergeschrieben wurde, nicht nach dem Berichte von Augenzeugen, sondern aus dem Munde des Volks; und auch diese Berichte stimmen gar nicht in allem zusammen; der älteste Bericht z. B. sagt, daß Geßler im Schiffe und nicht in der hohlen Gasse erschossen wurde. Aber wenn auch noch so viele bedenkliche Umstände gegen die Lieblings-Erzählung unseres Volkes sprechen, so wage ich dennoch die Behauptung, man seie in neuester Zeit viel zu weit gegangen, und wohlmeinend rathe ich Ihnen allen, sich die Freude an dieser schönen Sage nicht verderben zu lassen. Daß Tell selbst eine fabelhafte Person, oder daß von seiner ganzen Geschichte nichts gewiß sei, als daß einmal ein gewisser Tell gelebt habe: dies ist ein Uebermaß von Zweifelsucht, welche den Werth solcher Sagen gänzlich verkennt. Abgesehen von den Capellen, die doch zum Theil in demselben Jahrhunderte erbaut wurden, so frage ich: warum spricht denn ein ganzes Volk von einem Tell als seinem Befreier, wenn dieser nichts von der Art gethan hat? Soviel

und Wechsel der Zeiten als ein unabhängiges und bedeutendes Volk behaupten können, wenn nicht noch andere Kräfte sich mit ihnen vereinigt hätten; dies waren die freien Städte, die dann hinwiederum durch diese Verbindung gedeckt, nach außen und innen an Kraft und Bedeutung zunahmen. So vereinigten sich aus einer gewissen innern Nothwendigkeit im Eidgenössischen Bunde ein demokratisches und ein aristokratisches Element; naturgemäß entstanden, gebören von jeher beide zu den nothwendigen Grundlagen der Eidgenossenschaft. Der so geschlossene Bund wurde nun durch herrliche Kämpfe gegen die nachdrücklichsten Anfechtungen versiegelt. Schon im folgenden

steht uns fest: Tell hat gelebt, hat vorzugsweise für die Befreiung seines Volkes gewirkt, hat den Uebermuth eines ungerechten Bedrängers männlich gestraft, und ist von der Vorsehung in der Gefahr erhalten worden. Dies scheint die Hauptsache an der Erzählung, und steht uns als solche auch historisch fest, mögen andere einzelne Umstände gewesen sein, wie sie wollen. — Anders verhält es sich mit der Stiftung des ersten Schweizerbundes; es war einem Schweizer, Herrn Professor Kopp in Luzern vorbehalten, durch die Herausgabe wichtiger Urkunden, den Glauben an die Rechtlichkeit unserer ersten, ewigen Bünde zu erschüttern. Die schwierige Untersuchung dieser Frage ist nun noch keineswegs am Schlusse. Aber zum Voraus erlauben wir uns die Bemerkung, daß durch die Urkunden noch gar nicht das alles erwiesen ist, was man (zumal in Deutschland) daraus hat herleiten wollen. Vor allem protestiren wir — und ich denke mit richtigem Gefühle und Takte — gegen die Mißhandlung unserer schönsten und ungeschminktesten Sagen, eine Mißhandlung, die aus Vorurtheilen und aus der Verkennung ganz verschiedener Zeiten hervorgegangen ist. Die Sagen vom Uebermuthe und den Freveln der Vögte u. s. w. sind keine Ausgeburt demagogischer Verunstaltung und Berechnung; die erste Verbindung unserer Väter war nicht aufrüherischer Bauern-Trotz. — Die Untersuchung ist nun einmal eröffnet, und muß natürlich fortgeführt werden; aber wir verargen Niemandem, dem es unheimlich dabei wird, eine Lebensfrage unserer Geschichte so gefährdet zu sehen. — Vergl. Dr. A. Heuslers v. Basel treffliche Abhandlung im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften Bd. I. Heft. 2. S. 181: wo derselbe im Hinblick auf Kopp's Unternehmen vor der Verirrung der Eitelkeit und dem ungebundenen Streben nach Originalität, welche nur zu oft der zerstörenden Kritik unserer Tage zu Grunde liegen, warnt.

Jahrhunderte gestattete es der wunderbare Wechsel menschlicher Verhältnisse, daß die nun erstarkte und dem Wesen nach unabhängige Nation ihrem früheren Bedränger ansehnliche Landschaften, wie den Aargau und später den Thurgau entreißen konnte. Aber mitten in diese Zeit der Eroberungen und bloß staatsklugen Machtvergrößerungen fällt auch der erste, wilde Bruderkrieg um das Mein und Dein, und in demselben die erste unheilvolle Bekanntschaft mit dem gefährlichsten aller Nachbaren; von Frankreich sollte auch zum zweiten Male das Verderben über das bald verblendete Volk kommen. Frankreich lernte die Kraft dieser einfachen, todesmuthigen Männer kennen; nur zu bald verstand es, dieselbe zu benutzen. — In Bern, wo ein thatkräftiger, durch Sitten und Verstand, und durch ehrende Erinnerungen an der Spitze stehender Adel verbunden mit einer tapfern und unternehmenden Bürgerschaft die Leitung der westlichen Schweiz errungen hatte — in Bern (sage ich) fanden die wohlberechneten Plane Frankreichs zuerst den erwünschten Boden. Es bildete sich dort eine französische Partei, deren Thätigkeit nur zu frühe empfunden wurde; einige vielleicht aus falschen Grundsätzen in unseliger Verblendung, die meisten aber vom französischen Golde überwunden — wurden sie alle gleichermaßen das Opfer einer fremden, schlauen, egoistischen Politik. So geschah es, daß mit unglaublichem Leichtsinne das Vaterland an die Plane Frankreichs gegen Burgund dahingegeben wurde. Kraft und Muth der Eidgenossen wurden als blindes Werkzeug benutzt, um eine Macht zu zerschmettern, die für das Wohl von Europa von der äußersten Wichtigkeit gewesen wäre. Erst die bittern Erfahrungen der neuern Zeit haben es klar an den Tag gebracht, welchen unersetzbaren Verlust Europa durch den Untergang Burgund's erlitten hat. Denn was jetzt vielleicht unmöglich ist, eine für die Ruhe unseres Welttheils so nothwendige Schwächung Frankreich's: das wäre damals auf dem natürlichsten Wege zu erreichen gewesen. Burgund war diejenige Zwischenmacht, welche im Interesse der wahren Politik auf's sorgfältigste hätte behauptet werden sollen. Aber obwohl wir auf diesem Standpunkte das Andenken jener tief einwirkenden französischen Partei weder segnen noch ehren können; obwohl wir die Burgundischen Kriege in jeder Rücksicht als unheilvoll für unser Vaterland bezeichnen müssen —

so bleibt es nichts desto weniger unbestritten, daß die Führung des Krieges selbst, der Heldenmuth in jener Noth immer in den Jahrbüchern unserer Geschichte glänzen wird. Wer könnte gleichgültig an die Tage von Granson und Murten denken? — Jenes erfolgreiche Jahrzehnt 1470 bis 1480 ist in anderer Beziehung eins der schönsten und unvergeßlichsten in den Schicksalen Berns und darum auch der Eidgenossenschaft. Es giebt ja für den Berner keine schönere, keine ehrwürdigere Erinnerung als den Biedersinn und Verstand, womit Seckelmeister Fränkli, jenes Bild alter Geradheit und Rechtschaffenheit, die Ränke und Selbstsucht der Demagogen bekämpfte; und die gesammte Vorzeit kennt keinen größeren, keinen edleren Bürger als Adrian v. Bubenberg, der im Rathsaale und an Fürstenhöfen das Recht und die gute Sache nie verließ, der über der Noth und Gefahr seines Landes ungesäumt die unverdientesten Kränkungen vergaß.

Nun war der unselige Schritt gethan; nun wußte Frankreich und vergaß es nie wieder, daß die Männer, welche dem Tode trotzten, seinem Golde nicht widerstanden. Wo noch ein männliches Wort den alten Sinn und die alte Tugend vertreten wollte: da wurde keine Verführung gespart, um das Werk des Truges zu sichern. Mit wahrhaft eidgenössischem Herzen klagte anfangs Zürichs Haupt, Hans Waldmann, als Gesandter in Frankreich über die Tücke jenes westlichen Verführers: *)

„Ihr habt verruchter, unbarmherziger, verlogener Volk nie „gesehen, dann die Franzosen, die weder Brief noch Siegel „halten. Lönd üch des Königs Geld und siner Räthe süße „Worte nit überkommen, daß ihr Sachen tüginb, die unser Nachkummen entgelten möchtend. Da wir kein „Pension hattend, behieltend glychwohl Land und Lüte, Gnedige Herren, lond uns tütsch bliben, die Welsch Zung ist „untreu.“ — Aber dennoch unterlag er selbst, der diese Sprache führte; der Sieger von Murten wurde in Frankreich durch Huld, Geschenke und durch einen Pensionenbrief überwunden.

Von nun an sehen wir zwei neue auffallende Richtungen durch das bereits herrschend gewordene Verderben hervorgeru-

*) Meyer, Bd. I. pag. 251.

fen, nach innen die eine, nach außen die andere. Wie aber das innerſte Weſen der Sünde überhaupt Entzweiung und Auflöſung iſt, ſo wird überall, wo ſie beträchtlichen Boden gewinnt, Entzweiung und Auflöſung als der Sünde Sold nicht ausbleiben; und ſo ſehen wir auch jene zwei damals mächtig hervortretenden Richtungen weſentlich mit dieſem Charakter behaftet.

Es wurde ſchon früher bemerkt, daß urſprünglich und durch eine politiſche Nothwendigkeit ein demokratiſches und ariſtokratiſches Element ſich zuſammenfanden, um dem Eidgenöſſiſchen Bunde ſeinen Charakter und ſeine Haltung zu geben. Die erſte von den beſprochenen zwei Richtungen gab ſich nun dadurch zu erkennen, daß dieſe politiſchen Elemente in einen äußerſt gefährlichen Gegenſatz geriethen; in einen Gegenſatz, wo man ſogar an gegenſeitige Vernichtung dachte. Das aber iſt immer der Beginn politiſchen Unheils, wenn ein naturgemäß erwachſenes und eingewurzeltes Glied des Staatslebens gewaltſam zerknickt oder doch gelähmt wird. So war (um doch ein Beiſpiel für dieſe oft verkannte Wahrheit anzuführen) in Florenz ein zahlreicher Adel durch Herkommen, durch Einſicht, Tapferkeit und Reichthum zu großem Anſehen und Einfluſſe gelangt; durch die Schuld ſeiner eigenen Mißgriffe und durch die Gewalt ſtürmiſcher demagogiſcher Bewegungen war dieſer nämliche Adel gänzlich geſtürzt und politiſch bedeutungslos gemacht worden; aber gerade hiermit war auch der Damm gegen all die ſpäteren Verwirrungen und Erſchütterungen gefallen, welche zuletzt die zerriſſene Republik in die Hände eines Einzigen brachten. Und Machiavelli, jener große Florentiniſche Politiker, bemerkt mit tiefer Erfahrung, daß ſeit dem Sturze des Adels, ſeit dieſer Vernichtung eines politiſchen Elements, in Florenz die alte Würde und Haltung, die alte Tapferkeit verſchwunden ſei. — In unſerem Vaterlande kam es damals zwar nicht zum entſchiedenen Ausbruche dieſer politiſchen Verirrung; aber der Wille und Verſuche dazu fehlten nicht. Die kleinen Hirten-Cantone, die durch Geſchichte und eigenthümliche Verhältniſſe, in demokratiſcher Form und Farbe, aber keineswegs immer in bewußt demokratiſchem Geiſte handelten, waren zur Zeit der Burgundiſchen Kriege theilweiſe der Heerd wirklich demagogiſcher Beſtrebungen geworden. Nachdem ein-

mal der alte Brudersinn gewichen war und Selbstsucht überall das große Wort führte, so berechneten jene Cantone, sie würden bei'm fortgehenden Umsichgreifen der aristokratischen Stände und bei ihrer ausschließenden Leitung der äußeren und inneren Angelegenheiten am Ende als unbedeutend zur Seite geschoben werden. Sie mußten es mit gerechtem Unwillen fühlen, daß sie, als die Urheber und als der Kern des Bundes, solchen Undank nicht verdienten; aber das Gegenmittel, das man versuchen wollte, war zum mindesten eben so bedenklich, als das Unrecht, welches sie zu leiden meinten. Es wurde nämlich mehrfach versucht, die aristokratischen Orte zu demokratisiren, und politisch war diese Maßregel außerordentlich klug berechnet; denn wäre es gelungen, Bern, Luzern, Zürich u. a. demokratisch einzurichten und (wie man beabsichtigte) durch Landsgemeinden regieren zu lassen, so hätten allerdings die innern Cantone nichts mehr von der Uebermacht der andern zu besorgen gehabt. Jene Uebermacht wäre durch die demokratischen Formen für die kleineren Cantone gänzlich gefahrlos geworden, und Bern z. B. hätte dann gegen außen und innen wenig mehr gegolten und vermocht, als Uri oder Unterwalden. In den aristokratischen Orten war aber allerdings ein eigenmächtiges, herrschsüchtiges, hochfahrendes Treiben der gefährlichsten Art rege geworden; und es war in jedem Betracht hohe Zeit, daß der fromme Klausner zu Stanz in die egoistischen Herzen den Geist der Treue und Versöhnung goß — wenn auch nur vorübergehend. — Regungen höherer Natur verlieren nur zu bald wieder ihre Gewalt über leidenschaftliche oder alltägliche Gemüther; und so waren auch Bruder Klausens Warnungen bald wieder vergessen. Noch im folgenden Jahrhunderte regte sich jener demagogische Spuck von den kleinen Cantonen aus im Beginn der Reformation, aber damals zum letzten Male. Als nämlich Bern Miene machte, die Reformation anzunehmen, so drohten die sieben katholischen Orte: Bern solle zuerst die Gemeinden auf dem Lande über die Sache anhören; sonst würden sie die Unterthanen Berns von diesen Neuerungen der Stadt berichten u. s. w. Bern wies diese revolutionären Bedrohungen fest zurück: „Es gebühre — erwiederte es — keinem Fremden, sondern nur der rechten Obrigkeit die Unterthanen von Ort zu Ort zu besuchen.“ —

Was ich vorher als die zweite damals hervortretende Richtung bezeichnete, die nach außen, die entwickelte sich nach den Burgundischen Kriegen immer offener in ihrer ganzen Verdorbenheit. Sobald man einmal ungescheut sich an fremde Interessen verkaufte, so hatte man auch keine Garantie mehr, daß sich nicht die Nation auf fremden Schlachtfeldern selbst bekämpfe; und wirklich mußte die Schmach über uns kommen, daß ein feiler Söldner-Sinn über jede höhere Rücksicht den Sieg davon trug. Der Schwabenkrieg bildet nur einen schönen kurzen Zwischen-Akt; innere Unruhen, Bewegungen des zuweilen irre geleiteten Volksunwillens vor allem eine in's Ungeheuere sich steigernde Vergeudung der Nationalkraft im Auslande und eine verhältnißmäßig wachsende Verwilderung der Sitten im Inlande — dies sind die Hauptzüge des Gemäldes, welches unsere Geschichte etwa 40 Jahre lang darbot. —

Diesem so mächtig hereinbrechenden Strome setzte sich eine Erscheinung entgegen, die bald alle Augen auf sich zog und beinahe alle Thätigkeit in Anspruch nahm. Der Taumel des äußeren Kriegsdienstes und der heftige Gegensatz der Aristokratie und Demokratie treten vom Vordergrunde zurück, um ganz andere Bestrebungen, um einem ganz andern Gegensatze Raum zu geben. Wir treten nun an die Schwelle eines Ereignisses, das wir mit all dem Ernst und mit der Umsicht zu betrachten gesonnen sind, wie die Wichtigkeit der Sache es erfordert: ich meine die große Kirchentrennung: die wir unter dem Namen „Reformation“ kennen.

Dritte Vorlesung.

Wer nicht zu den Glücklichen gehört, welche ihre sogenannten Meinungen oder Ueberzeugungen schon in der Wiege für immer entschieden haben; wem es — sage ich — die Natur so leicht nicht gemacht hat: *der* wird mir in der Ansicht beipflichten, daß nirgend ein genügendes und umfassendes Urtheil uns so schwer gemacht ist wie über die Zeiten der Reformation. Guter und böser Wille, Scharfsinn und Gelehrsamkeit, Religion und Politik, Philosophie und Geschichte haben so manches bedeutende Wort dazu gesprochen, und noch bis auf *diese* Stunde gehen die Ansichten darüber so auseinander — daß man die Akten noch immer nicht für *geschlossen* ansehen kann. Unter den Protestanten finden sich die lautesten Ankläger der Reformation, unter den Katholiken die gründlichsten Anfechter des Katholizismus; Männer, die an der Spitze der Bildung stehen, haben wir von der *einen* Confession zur andern übergehen sehen, und gerade in unseren Tagen ist wieder in Deutschland, Frankreich und England eine außerordentliche Regsamkeit in dieser Beziehung erwacht. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß in unserem Vaterlande und insbesondere hier in Bern die verschiedensten und widersprechendsten Ansichten über Bedeutung und Charakter der Reformation herrschend sind. Hüten wir uns darum die Sache bloß als einen sogenannten, gelehrten Streit zu betrachten; wir alle sind dabei auf's lebhafteste betheiliget. Sind wir nicht alle Kinder der Reformation, stehen wir nicht alle auf dem Boden des Protestantismus? kann es darum auch nur *einem* unter uns gleichgültig sein, ob die Reformation als ein Abfall, eine Rebellion oder eine sektirische Verirrung gebrandmarkt werde? Ich denke,

die Ehre unserer geistigen Stellung und Abstammung soll uns eben so sehr am Herzen liegen, als das Glück einer makellosen leiblichen Herkunft: gehen wir darum näher auf unseren Gegenstand ein.

Um uns aber in dem Labyrinthe von Angriffen und Untersuchungen leichter zurecht zu finden, so wollen wir die religiöse und die politische Seite bei der Reformation möglichst auseinander halten. Vom religiösen Standpunkte aus sind — so viel ich weiß — zweierlei Angriffe laut geworden, der eine tadelnd, der andere beipflichtend; sind sie wahr: dann sind beide gleich gefährlich. Vorerst haben sich viele höchst achtungswerthe, katholische und protestantische Stimmen darüber beklagt, die Reformation habe in religiösen Angelegenheiten dem bloßen Verstande ein unglückliches Uebergewicht verschafft, während doch die wahre Religiosität in unserm Gefühle wurzle. Daher — sagen sie — rühren jene Verfolgungen gegen die bildlichen Darstellungen und zum Theil auch gegen Musik; darum werde die Bedeutung des Sinnbildlichen überhaupt so roh mißverstanden; darum verkenne man das tiefe Symbol der Messe; und darum werde von den Protestanten der todte Buchstabe der Schrift so über Gebühr erhoben, weil jeder diesen Buchstaben deuten und wenden könne, wie es ihm gut dünke. Ganz anders als dieser herbe Tadel lautet ein anderer Angriff, der wie Lobpreisung klingt, im Grunde aber das Wesen der Reformation eben so sehr bekämpft. Die menschliche Vernunft — so heißt es von dieser Seite — ringt von jeher darnach, alle Schranken, welche sich gegen ihre höchste Autorität vorfinden mögen, zu durchbrechen; so war die Reformation eben auch nur einer von den großen Versuchen, den Verstand eines jeden von jeder höheren Autorität frei zu machen, und unsere Zeit sei nun — meint man — dazu berufen, den letzten Schritt in der großen Emanzipation zu thun, nämlich unsern Verstand auch noch von den Fesseln der Schrift zu entbinden.

Nicht minder als die religiöse wird die politische Bedeutung der Reformation durch die verschiedenartigsten Angriffe verdächtiget. Es sei offenbar — haben viele gemeint — daß sie eine ebenso gefährliche, kirchliche Revolution sei wie die französische Staatsumwälzung eine politische. Denn was sei sie anders als eine Auflehnung gegen die rechtmäßige kirch-

liche Gewalt, gegen den Papst als das allgemeine anerkannte Oberhaupt der Kirche, ein Auflösen der sanftesten und wohlthätigsten Bande, welche die civilisirte Welt hätten zusammenhalten können? Zwar — heißt es weiter in diesem Sinne — haben die Regierungen selbst diese Revolution unternommen oder doch gefördert; sie haben nicht bedacht, daß der gleiche Revolutionsgeist sich nur zuerst in der Reformation seinen Weg gebahnt habe, um dann später den Sturm gegen die Throne und gegen die rechtmäßige Gewalt zu unternehmen: so daß die neuere Zeit bitter genug die Früchte eines ungemessenen Protestirens schmecken mußte. Die katholische Kirche war außerdem das schönste Band für alle christlichen Nationen; dadurch wurde die weltliche Gewalt veredelt und angemessen beschränkt; dadurch wurden die Menschen, im Gefühle, einer großen Gemeinschaft anzugehören, näher an einander geführt. Alles dies hat die Kirchentrennung zerstört; sie hat das Mißtrauen, die Zwietracht und den Sektengeist mit all seinen unseligen Folgen in der Christenheit gepflanzt und genährt. — Dagegen erhebt man von einer ganz andern Seite her die Reformation auf's bedenklichste; sie sei — rufen die Sprecher des ordinären Liberalismus — sie sei die würdige Vorläuferin des politischen Zeitgeistes unserer Tage gewesen. Sie habe das Joch des Papstes von den Völkern abgeschüttelt, wie man heut zu Tage es unternehme, das schwerere politische Joch abzuschütteln; zwar haben die Reformatoren nicht Zeit oder nicht Muth oder Consequenz genug gehabt, um auch die bürgerliche Unterdrückung neben der geistigen zu bekämpfen; aber sie haben doch das Losungswort gegeben zu dem rühmlichen Kampfe; Mirabeau und Sieyes haben nur im weiteren Sinne fortgesetzt, was Luther und Zwingli angefangen. — Sie sehen, auch hier ist das reichlich gespendete Lob noch gefährlicher für die Würde der Reformation als jener redlichere Tadel; und gewiß ist es: die ehrwürdigen Manen eines Luther, Calvin und Zwingli würden von einem solchen Lobe erröthen. — Um nun aber das verwirrende Gebiet widerstreitender Meinungen zu verlassen, um für die Würdigung der Reformation einen sicheren Boden zu gewinnen, ist es nothwendig, auf den eigentlichen Grundtrieb, auf die letzte Quelle der Kirchentren-

nung zurückzugehen; dies führt uns zunächst auf das religiöse Gebiet. —

Gott Lob! ist die Zeit jetzt vorüber, wo man, sobald religiöse und eigenthümlich christliche Erfahrungen berührt wurden, vornehm die Achseln zuckte, und solche sogenannte theologische Erörterungen aus der sogenannten guten Gesellschaft wegwies. Diese Zeit (sage ich) ist vorüber; die Besten und Weisesten haben es eingesehen, daß die Elendigkeit und Erstorbenheit unserer Zeit, wo sie noch vorhanden ist, eben von einer religiösen und sittlichen Erschlaffung herstamme; weil sich jede Ueberzeugung am Ende auf Glauben oder auf Unglauben zurückführen läßt. Darum bedarf es gewiß keiner Rechtfertigung, wenn ich Sie zum Verständnisse der Reformation in das Heiligthum religiöser Anschauungen einführe.

Man hört noch oft die Behauptung: Religiosität bestehe darin, daß man die Existenz eines höchsten Wesens annehme; hiernach wäre aber nicht einzusehen, warum alle besseren Menschen auf diese Annahme einen so hohen Werth legen; begreiflicher wird es in diesem Falle, warum so Viele den Kopf schütteln, sobald sie von der großen Bedeutung des Glaubens sprechen hören. Der Streit wäre dann ungefähr so erheblich, wie man sich vor vierhundert Jahren streiten konnte, ob es im Westen des Oceans noch einen Welttheil gebe oder nicht. Sie fühlen es gewiß alle: Religion muß etwas anderes sein als jene bloße Annahme; die Ueberzeugung vom Vorhandensein eines höheren, ja eines höchsten Wesens ist nur der erste Schritt zur Religiosität; der zweite ist ungleich wichtiger. Giebt es nämlich über uns eine höhere, geistige Gewalt, so entsteht doch zuvörderst in einem jeden die Frage: Wie stehe ich zu dieser geistigen Gewalt? giebt es überhaupt irgend ein Verhältniß zu ihr? ist dies Verhältniß ein freundliches oder feindliches, beruhigend oder schreckend? Das Heidenthum, das alte wie das neue, hat stets zweierlei Antwort gegeben; entweder läugnet es das Dasein eines Höheren, oder es behauptet eine völlige Trennung. Die Götter — so sagt es — leben jenseits ein glückliches, ungetrübtes Dasein; um das kleinliche Ameisen-Treiben der Menschen kümmern sie sich nicht im Mindesten. Jene positive Läugnung findet sich bei'm Stumpfsinne oder bei einem Uebermaße von Frivolität, dagegen die

Läugnung eines jeglichen Verhältnisses zur Gottheit meist die Folge einer sehr raffinirten Bildung sein wird. Wo aber Heidenthum aufhört und Religiosität anfängt, da findet sich auch immer die Anerkennung, daß zwischen dem Göttlichen und Menschlichen eine gegenseitige Beziehung statt finde. Denn zu unbestreitbar ist uns allen das Gefühl auf die Welt mitgegeben, daß wir mit einer höheren Ordnung der Dinge auf's Tiefste zusammenhängen; aber höchst verschieden denkt man sich die Natur dieses Zusammenhanges. Judenthum, Mahomet's Lehre und der römische Katholizismus sowie eine weit verbreitete Zeitmeinung kommen — bei sonstiger außerordentlicher Verschiedenheit — wenigstens darin überein, daß sie alle es dem Willen und Vermögen des Menschen anheimstellen, wie er sein Verhältniß zur Gottheit bilden wolle; er hat nur eine Reihe von Vorschriften und ausgesprochenen Bedingungen zu erfüllen. Es ist aber dem Christenthume eigenthümlich, ein neues Verhältniß zu setzen. Das reine, ursprüngliche Christenthum geht davon aus: unsere ursprüglich innige Gemeinschaft mit dem Göttlichen sei durch eine fortgehende Verschuldung getrübt, ja unterbrochen. Aber gerade diese ungeheuere Kluft zwischen Gottheit und Menschheit sei durch einen freien Akt der ewigen Liebe ausgefüllt, so daß die höchsten, ewigen Güter unserem Geschlechte gesichert seien, seit das ewige Erbarmen in die Menschheit hereintrat. Die tiefsten und geheimniß vollsten Grund-Wahrheiten unserer Religion versteht man unter der Lehre von der Versöhnung und Erlösung. — Wie aber neben den tiefsinnigsten Wahrheiten die ungeheuersten Irrthümer ganz nahe verborgen liegen; wie der schreiendste Mißbrauch oft der herrlichsten Segnung zur Seite geht — so war auch in späteren Zeiten der Mittelpunct des Christenthums, die Versöhnung und Erlösung, in die verderblichste Mißgestalt verwandelt worden. Durch eine lang dauernde Entartung der christlichen Kirche waren ihre geistigsten Güter ein Opfer der fleischlichsten Entwürfe geworden; das Herzblut des Christenthumes war in die unwürdigste Entstellung versteinert; und die Lehre von einem verkäuflichen Ablasse der Sünde war eigentlich nur die empörendste Spitze einer Pyramide von Verderbnissen. Schon mehr als einmal hätte durch die Verdunkelung der Menschen das reine Christenthum untergehen müssen, wäre ihm nicht ein

ewiger, untrüglicher Beistand zugesichert. Auch damals blieb die Hülfe nicht aus. In Zeiten, wo allgemeines Verderben und eine fast überall empfundene Sehnsucht nach innerer Befriedigung den bestehenden Zustand unhaltbar machen, erweckt die Vorsehung gemeiniglich ein Werkzeug, dem es gegeben ist, die Lage der Dinge umzuwandeln, und gewöhnlich geschieht dies von der Seite her, von wo es menschliche Berechnung am wenigsten erwartet. So war es damals, wo Martin Luther der Wendepunkt der Zeit wurde. Wie sich in dem wahren Dichter und in seinen Bildern unser eigenstes Gefühl ausspricht: so wurde in höherem Sinne Luther das Organ und der Vertreter für die tiefsten religiösen Bedürfnisse jener Zeit. Martin Luther war durch seine ursprüngliche, ihm von Gott gegebene Anlage eine religiöse Natur. Erfahrungen herber Art lehrten das Kind schon frühe, sein Herz nicht an die Erde zu verkaufen. Doch mußte ihm plötzlich ein geliebter Freund von der Seite gerissen werden, bis er den ganzen Umfang des Gedankens zu ahnen anfing: was es heiße, in die Ewigkeit hinübertreten, vor das Angesicht des Allwissenden. Es war ihm, als fielen die Schuppen von seinen Augen; er war zerknirscht von dem Gedanken: Wenn ich heute vor den heiligen Richter träte, wie könnte ich bestehen? Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe mehr; er verfolgte ihn bei seinen Studien, in seinen Freuden; er trieb ihn endlich trotz aller Abmahnungen in die klösterliche Celle. Aber auch im höchsten Eifer mönchischer Strenge fand er seinen Frieden nicht. Wenige Menschen haben es gleich Luther gefühlt, welch erschreckender Abstand zwischen der Heiligkeit Gottes und unserer Unheiligkeit ist; wenige haben es gleich ihm empfunden, wie unser kleinliches, armes Erden-Dasein an und für sich so gar nicht Anspruch machen, ja gar nicht hoffen könne, zu einem ewigen und seligen Dasein erhoben zu werden. Diese heißen Stunden, diese bange Zeit des Suchens und Ringens, war die Geburtszeit der Reformation; in Luthers stillem Kämmerlein entstand der erste Impuls zur Umgestaltung der Christenheit. Als alle äußerlichen Heilsmittel seiner Kirche seinen Durst nach völliger Befriedigung nicht stillen konnten, da sie den schreckenden Abstand zwischen Ewigem und Irdischem nur trügerisch bedeckten: so führte ihn ein providentieller Zug zu den geoffenbarten Urkunden unseres

Religion hin. Zur gleichen Zeit ließ ihn der Ablaßhandel einen Blick in die Versunkenheit der damaligen Kirche werfen; der Drang von innen, die Verderbnisse von aussen, die Erleuchtung der heiligen Schrift führten ihn der Wahrheit entgegen, die ihn frei machen sollte; in der Versöhnung durch den Heiland der Menschheit, in dem hingebenden Glauben, der diese Versöhnung sich aneignet: darin fand er die endliche Lösung seiner Zweifel und Beängstigungen; er fand seinen Frieden. Was aber ihn frei und stark gemacht hatte: das sollte auch die Kirche befreien und erfrischen; oder konnte er da einen Götzen dulden, wo er nach langem Suchen die Lebenskräfte des Erlösers erfahren hatte? — So war die Reformation wesentlich schon begründet, als der Pabst sich noch sicher und unerschütterlich träumte. Erst die Erfahrungen des nun begonnenen Kampfes belehrten Luther, daß die entartete Kirche sich nicht reinigen wolle; und so erwuchs aus dem Kampfe der Abfall vom unwürdigen Oberhaupte der Kirche, und die Trennung von dieser Kirche selbst. Diesen Abfall und diese Trennung hat man mannigfach beklagen hören, und auch wir stimmen in diese Klage ein, ohne daraus einen Vorwurf gegen die Reformation herzuleiten; denn wo ist ein Christ, der es nicht beklagen muß, daß die Kirche und ihr Haupt damals in einen Verfall geriethen, wo nur noch die Trennung von ihr retten konnte! Wäre die katholische Kirche damals noch auf ihr wahres Fundament gegründet gewesen, so hätte eine Separation von ihr sich selbst das Verdammungs-Urtheil gesprochen. Aber eben weil dies Fundament, weil das ewige Haupt und Leben der Gemeine der Kirche entfremdet war, eben deßhalb ist die Reformation, welche Christum suchte, ihrem Grundcharakter nach eine Wiederherstellung, ein Zurückgehen auf die lebendige Quelle des Heils; sie ist mit einem Worte: nicht Revolution, sondern geistige Restauration. Das Wesen der Revolution besteht ja in einer Zerstörung der bestehenden rechtlichen Grundlagen, während wir unter Restauration die Herstellung der zerstörten Fundamente verstehen. Und so bezweckte die Reformation in ihrem reinen Ursprunge nichts anderes als die Kirche wieder auf ihren wahren geistigen Grund zu bauen. In diesem Sinne können wir dem beipflichten, was einer der geistreichsten Historiker in neuerer Zeit ausgesprochen

hat*): „Deutschland hat das unsterbliche Verdienst, das Christen-
„thum in reinerer Gestalt als es seit den ersten Jahrhunderten bestan-
„den, wieder hergestellt, die wahre Religion wieder entdeckt
„zu haben.“ Erst aus diesem tief religiösen Charakter der Reformation wird es auch erklärlich, warum die große Zunft der Freigeister und Ungebundenen so oft mit Spott und Ernst gegen dieselbe zu Felde gezogen ist. Man weiß, wie z. B. der Engländer Hume und der Franzose Voltaire sich abgemüht haben, den Ursprung der Reformation zu entehren, wie sie überhaupt je die schönsten Erscheinungen lieber aus Sümpfen und Pfützen als aus reinen, gesunden Quellen herleiten. Schon Albrecht von Haller hat hier in der Antwort gegen Voltaire die Wahrheit gefühlt und ausgesprochen: „Wem am wahren
„Glauben an den einzigen Heiland nicht viel gelegen
„ist, der fällt freilich natürlicher Weise auf den Gedanken,
„es wäre besser gewesen, unter dem Joche einer verdorbenen
„Kirche zu leben, als dieses Joch mit einiger Gefahr der in-
„nerlichen Unruhen abzuwerfen.“ — Es geschähe aber der jetzigen katholischen Kirche ein großes Unrecht, wenn man sie von der damaligen gänzlich verfallenen nicht unterscheiden wollte; an vielen Orten hat der Katholizismus jenen großen Kampf nicht unbenutzt gelassen, er hat sich selbst manche Fortschritte der Reformation zu eigen gemacht; wogegen mehrere andere Länder, die sich gegen jeden protestantischen Einfluß mit Erfolg verschlossen haben, beinahe noch in demselben religiösen Verfalle geblieben sind, wie vor dreihundert Jahren. So kann ich aus eigener Anschauung versichern, daß man den Zustand des Christenthums in Italien selbst gesehen haben muß, um das Recht der Reformation ganz zu begreifen.

In politischer Beziehung trat in Folge der Reformation bald eine große Veränderung heraus, über welche bis auf die neueste Zeit sowohl Katholiken als Protestanten auf's verschiedenste geurtheilt haben. Bisher hatten alle religiösen Angelegenheiten auch unter einer religiösen Behörde, unter der Kirche und ihrem Oberhaupte, dem Pabste gestanden; jeder katholische Christ war Bürger eines weltlichen und eines geistlichen Staats gewesen. Nach der Trennung vom Pabste und von seiner Kirche bedurfte

*) Leopold Ranke: die römischen Päbste. — Theil I.

man doch für alle geistlichen Angelegenheiten eine anordnende und entscheidende Gewalt. Diese sogenannte bischöfliche Gewalt wurde durch die Reformation förmlich oder stillschweigend in die Hände der weltlichen Obrigkeit gelegt, wodurch die Stellung der protestantischen Obrigkeit wesentlich modifizirt wurde. Auf die Erörterung dieser äußerst wichtigen Frage werden wir vielleicht bei der Darstellung des Calvinismus näher eingehen.

Haben wir bisher im Hinblicke auf die deutsche, lutherische Reformation das eigentliche Wesen der Reformation im Allgemeinen dargelegt, so wird uns der Uebergang auf die schweizerische Kirchentrennung leicht. Die Verschiedenheit der deutschen und schweizerischen Reformation lag in den besonderen Verhältnissen beider Länder und in der Persönlichkeit beider Reformatoren. Der religiöse Verfall war in unserm Vaterlande eben so groß wie in Deutschland; aber bei uns stand ihm noch die politische Versunkenheit zur Seite. Beides wurde von den Besseren empfunden und beklagt; aber die beste und werkthätigste Klage war einem gebildeten und thatkräftigen Geistlichen, Ulrich Zwingli aus dem Toggenburg, aufbehalten. Dieser wohlmeinende, helldenkende Mann hatte auf Schulen, Universitäten und im eigenen praktischen Wirkungskreise die furchtbare Entartung seiner Kirche kennen gelernt; ebenso trat ihm das bürgerliche Unglück bei der Theilnahme an zwei italiänischen Feldzügen und sonst überall lebhaft entgegen. *) — Wenn ihm so auf der einen Seite im Leben das Bedürfniß der Verbesserung fühlbar wurde, so zeigte ihm auf der andern Seite seine Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, wo er die einzige Regel und das wahre Prinzip der Verbesserung suchen müsse. Durch diese beiden rein praktischen Rücksichten geleitet, suchte er dem wachsenden Verderben entgegen zu wirken; die entscheidende Hülfe erwartete er für Kirche und Staat in einer religiösen Reform; weil die Religion auf das Herz, auf das innerste Mark unserer Ueberzeugungen einwirkt, während eine politische Reform den Menschen selbst nie

*) „Im Heerlager hat er fleißig geprediget, und an den Schlachten sich redlich und tapfer gehalten mit Räthen, Worten und Thaten, daß er auch bei seinem Landvolk günstige Zeugniß und guten Ruhm hatte.“ Bullinger.

auf die Dauer umwandeln wird. Zwingli wirkte vorbereitend reformatorisch als Geistlicher in Glarus und Einsiedeln; aber wäre er auf diesen Wirkungskreis beschränkt geblieben, so wüßte man jetzt vielleicht kaum noch, daß einmal ein Ulrich Zwingli gelebt habe. Seine entscheidende Wirksamkeit begann erst, als er nach Zürich berufen wurde. Hier versäumte er keinen der Wege, auf welchen man an die Menschen herankommen kann; er übte bald einen überwiegenden Einfluß durch Schrift, durch Predigt und in einem vielseitigen Umgang mit den Hohen und Niederen; als so die Gemüther vorbereitet waren, wagte er auf zwei öffentlichen Gesprächen die entscheidenden Schritte. Die Reformation war entschieden, sobald der Grundsatz siegte, daß weder der Pabst noch seine Kirche, sondern einzig und allein das geoffenbarte, göttliche Wort die höchste Autorität in geistlichen Dingen sein solle. Auf diesen Grundsatz kam es an, und kommt es eigentlich noch heute an, ob man sich für oder gegen die Reformation erklären wolle. Die Verwerfung vieler katholischer Lehren und Gebräuche folgte dann von selbst aus diesem obersten Grundsatze. Allein gerade hierin blieb unsere Reformation von Mißgriffen nicht frei; man hatte wahrgenommen, daß alles Aeußere der Schmuck der Kirchen, Bilder und sinnbildliche Handlungen, ja selbst die Musik die wahre Gottesverehrung stören und den Blick von dem Wesentlichen ablenken können. Durch diesen Mißbrauch mißleitet, verbannte man möglichst alles Aeußere, alles auf die Sinne Wirkende, und gerieth auf den völlig schiefen Grundsatz, daß am Ende jeder Winkel für die Anhörung des göttlichen Wortes eben so geeignet sei als die schönste Kirche. Man verkannte dabei, daß wir noch zum Theil an die Sinne gebundene Wesen sind; weil doch die Sinne gleichsam die Thore ausmachen, durch welche der innere Mensch alle seine Eindrücke empfängt. Wer wird es z. B. in Abrede stellen, daß es uns in einem schönen gothischen Dome anders zu Muthe ist als in einer engen, nackten Dorfkirche, wie wir deren nur zu viele haben: eben so müßte der von einer rohen Zusammensetzung sein, der es läugnen könnte, daß Musik, würdiger Gesang und edle Gemälde den Geist erheben, und uns für die höchsten und heiligsten Wahrheiten empfänglich machen. — Doch vergessen wir nicht, daß dies ein Mißgriff

war, welcher nicht in der Natur der Reformation selbst liegt, sondern nur in Vorurtheilen und Uebertreibungen jener Zeit, und gewiß wird es Niemanden einfallen zu sagen, daß wir aufhörten, der protestantischen Kirche anzugehören, weil man in neuerer Zeit wieder anfängt, auch alles Aeußerliche des Gottesdienstes erbaulich und ansprechend zu machen. Ueberhaupt ist die Reformation nicht nach allen Seiten abgeschlossen und unzugänglich für Entwickelungen späterer Zeiten; sondern eben in ihrer Vereinigung der Beharrlichkeit im Höchsten mit der Fortentwickelung im bloß Zeitgemäßen — eben hierin liegt etwas Ewiges, und selbst bei vorübergehender Entartung doch immer wieder der Sieg der Reformation.

In dieser Ueberzeugung werden wir noch vollends bestärkt, wenn wir die Gefahren berücksichtigen, mit welchen die junge, aufstrebende Reformation umgeben war; Gefahren, unter denen sie sicher hätte unterliegen müssen, wenn nicht die Vorsehung selbst sie zu einem großen Zwecke hervorgerufen hätte. Diese Gefahren waren äußere und innere. Die Reformation erstrebte eine Verbesserung der Sitten eine Belebung der vaterländischen Tugenden; darum schente sie sich nicht, die Verführer und die Widerstrebenden zu bestrafen; nichts aber schmerzt so sehr als der Stachel der Wahrheit; drum war es natürlich, daß alle die, welche bei den Verderbnissen ihren Vortheil fanden, bald zu den heftigsten Gegnern einer Verbesserung gehörten. Achtungswerther durch einen reineren Willen war die Partei derjenigen, welche in der Reform einen Abfall vom alten Glauben, also eine irreligiöse Richtung erblickten; diese stritten mit redlicheren Mitteln, aber mit noch größerer Entschiedenheit. — Indessen weit gefährlicher als diese äußeren Widersacher waren die Feinde, welche aus dem Schooße der Reformation selbst hervorgingen. Die Lehre von der christlichen Freiheit, welche in geistlichen Dingen sich keinem menschlichen Ansehen, sondern bloß dem geistigen Haupt der Kirche und dem Worte der Schrift unterwerfen dürfe — diese Lehre verlangte unstreitig einen äußerst reinen und geistigen Sinn von ihren Anhängern, um nicht in die gefährlichste Irrlehre verunstaltet zu werden. Und diesem Loose entging sie freilich nicht. Wenn schon manche der Regierenden unter der Freiheit vom geistlichen Joche nicht viel Besseres verstanden als Einziehen der Kloster- und

Kirchen-Güter: so war dieser fleischliche Sinn noch bei weitem mehr von der Masse zu erwarten, die so gern mit handgreiflichen Gütern sich zu schaffen macht. Die Ausschweifungen des deutschen Bauernkrieges sind auf diese Art aufzufassen; doch beschränkte sich ihr Einfluß meist nur auf unsere nördliche Gränze. Dagegen war auch bei uns ein sonstiges, rohes Mißverstehen der wahren Reformation weit verbreitet; wie mancher Priester glaubte, innere Heiligung und wissenschaftliche Erleuchtung sich ersparen zu können, wenn er nur zum vermeinten Heil der Reformation so eilig als möglich in den heiligen Ehestand trete. Ebenso galt bei vielen als Merkmal des größten reformatorischen Eifers, wer die meisten Bilder zerschlagen und die meisten Gemälde verbrannt habe, wer am wüthendsten über Päbste und Bischöfe schmähen und am verächtlichsten und gemeinsten von der Messe reden könne. Bedenken Sie, welchem Unwesen die Thüre geöffnet war, wenn der hausbackene Verstand des ersten Besten sich berufen glaubte, über die höchsten Dinge zu entscheiden; wenn dasjenige, was seiner Natur nach mit Zartheit und mit tiefer Einsicht behandelt werden soll, nun in die niedere Sphäre des Volkswitzes herabgezogen wurde! Und wie mußte es mit der öffentlichen Erbauung aussehen, wenn — was wirklich geschah — an vielen Orten die Laien anfingen, den Prediger mitten in der Predigt laut zu unterbrechen, und sich mit ihm in Streit einzulassen! Bullinger erzählt uns unter andern ein Beispiel von der popularen Manier, wie die Reformirten zuweilen ihre Ansichten vertheidigten: „Wie„wohl nun das Fleischessen (in der Fastenzeit) große Widerwärtigkeit gebar, dann man deß ungewohnt war, und die „sich dieser Freiheit gebrauchten, Fleischfresser gescholten wur„den, so ward es doch bald besser. Ein Luzerner sagte zu „einem Züricher: „„Ihr, unsere Eidgenossen, thuet übel, daß „ihr Fleisch in der Fasten esset.“ Da gab Antwort der Zü„richer: „Nun esser ihr bei euch auch etliche Speisen, die als „wohl zu essen verboten als das Fleisch.“ Antwortet der „Luzerner: „„Ja, wir haben solches vom Pabst erkauft.“ — „Sagt der Züricher, so haben wir das Fleisch von den Metz„gern erkauft; ist eben eins so lang als das andere, und ist „um das Kaufen zu thun; und ist das eine recht, so ist das „andere nicht unbillig.“ — Eine Gefahr anderer Art für

die Reformation war innere Ueberspannung; es war leicht vorauszusehen, daß viele willig in die Protestation gegen die kirchliche Gewalt einstimmten, ohne dafür die Schrift für die einzige Autorität anerkennen zu wollen. Es fehlte nicht an solchen, die einzig und allein auf ihre innere Erleuchtung, ihr inneres Licht, oder wie sie diesen subjektiven Maßstab nennen mochten, hören wollten, die also gar keine allgemeine gültige Autorität anerkannten; oder wenn sie auch das göttliche Ansehen der Schrift stehen ließen, so verirrten sie sich in die beschränkteste, schwärmerische Auslegung des Buchstabens, so daß sie die überspanntesten und gefährlichsten Consequenzen aus manchen Bibelstellen herleiteten. Diesen Charakter hatte die Partei, welche bald den Namen „Wiedertäufer“ erhielt; obwohl die zweite Taufe gar nicht das wichtigste Merkmal dieser Sekte war. Da sie sich auf eine unbedingte, besondere Erleuchtung von Gott beriefen, so mußten sie natürlicher Weise die Nothwendigkeit aller menschlichen Ordnungen und Einrichtungen gänzlich verkennen; auch die heiligsten Pflichten der Natur wurden durch diesen Fanatismus fürchterlich verletzt. Es kam schon damals zu blutigen Scenen der Art, wie wir in unseren Tagen ähnliche Verirrungen religiöser Schwärmerei mit Schaudern erleben mußten. In der Nähe von St. Gallen lebte ein 80jähriger Wiedertäufer, Schugger, mit fünf Söhnen; in einer zahlreichen Versammlung der Sekte forderte einer der Söhne, Leonhard, seinen Bruder Thomas auf: „Es ist der „Wille des himmlischen Vaters, daß du mir das Haupt ab„schlagest.“ Der Bruder entgegnet: „Vater, dein Wille ge„schehe!“ läßt den Leonhard niederknieen, und enthauptet ihn in Gegenwart des Vaters und der Geschwister. Hierauf dankte er Gott, daß er nun überwunden und des Vaters Willen vollbracht habe. Auch bei der Tortur erklärte der unglückliche Verblendete: Gott habe durch ihn diese That gethan. *) — Bei einigen soll auch Gemeinschaft der Weiber eingeführt worden sein. Von ihrer Auslegung der Schrift werden Ihnen einige Beispiele die beste Vorstellung geben: sie zerrissen das Neue Testament, und warfen es in's Feuer, weil es ja heiße:

*) Hottingers Helvetische Kirchen-Geschichten. 1707. 3ter Theil. VI. Buch.

der Buchstabe tödte und der Geist mache lebendig. Weil es heiße: „Werdet wie die Kinder!“ so wälzten sich einige auf den Straßen, um es pünktlich den kleinen Kindern gleich zu thun; andere luden Gäste zu sich, setzten sich mit ihnen an den gedeckten Tisch und erwarteten Manna vom Himmel, weil ihnen Speise vom Himmel verheißen sei. Schon bei ihnen findet sich die seitdem oft ausgesprochene, sektirische Behauptung: die innere Umschaffung müsse auch von körperlichen Erschütterungen begleitet sein; darum fielen sie zuweilen in ihren Zusammenkünften plötzlich zur Erde, verunstalteten den Körper durch krampfhafte Bewegungen und Verzerrungen; was sie das Sterben (des alten Menschen) nannten. Was sie hierauf sprachen, wurde für Gottes Wort gehalten. Die Obrigkeit, welche gegen sie einschritt, wurde „Wölfe“ von ihnen genannt. Der religiöse und der politische Fanatismus haben dies mit einander gemein, daß beide ihren Gesichtskreis auf einige allgemeine, meist halbwahre Sätze beschränken, und darüber alle besonderen Pflichten und Rücksichten auf's empörendste verletzen; eine ihnen gemeinsame Eigenschaft ist darum gewöhnlich ein unerträglicher Hochmuth gegen geistliche und weltliche Behörden und gegen jeden wohlmeinenden Rath und gegen jede Zurechtweisung. In vollem Maße war dies bei den Wiedertäufern der Fall; Wurstеisen erzählt in seiner Basler-Chronik, daß neun Wiedertäufer vor den Rath gestellt wurden, um sich mit den Predigern zu besprechen. Oekolampadius erklärte ihnen den apostolischen Glauben, doch ohne daß sie sich in's Gespräch einlassen wollten. Zuletzt redete der oberste Zunftmeister dem vordersten zu: „Was sagst du, Bruder, zu demjenigen, das dir fürgehalten ist?“ „Ich erkenn' euch nicht für einen Bruder!“ entgegnete der Täufer. „Wie das?“ sprach der Herr. Jener antwortete: „Daß ihr kein Christ seid; thut zuvor Buße, „bessert euer Leben, und stehet von der Obrigkeit ab!“ — „Worin vermeinst du dann, daß ich so sehr sündige?“ — Jener erwiederte: „Ihr wisset es wohl!“ — Wie ihn nun der Bürgermeister sehr anhielt, zur Sache zu reden, brach er zuletzt aus: „Ich glaube nicht, daß ein Christ ein weltlicher „Oberer sein möchte; denn wer mit dem Schwerte streitet, „soll mit dem Schwerte umkommen; der Kindertauf ist ein „Gedicht des Pabsts.“ Oekolampadius suchte sie mit Sanft-

muth zu belehren, und ihnen den Sinn der Schrift zu zeigen: „Lieben Gesellen — sagte er — ihr verstehet die Schrift nicht „und wischet gar rauh darüber.“ Aber einer der Wiedertäufer, ein Müller, unterbrach ihn, nannte ihn einen Verführer, der viel klappere; sie hätten das reine Wort Gottes in Händen; der heilige Geist rede jetzt aus ihm; er sei übrigens unberedt, sei in keine hohe Schule gekommen, habe von Jugend auf die menschliche Weisheit gehasset, die voller Betrug stecke. — Als Oekolampadius einen andern aufforderte, er solle seine Meinung mit einer Bibelstelle beweisen, antwortete dieser mit trotzigem Spotte: „Durchsuchet ihr auch das alte „und neue Testament, ob ihr irgend finden möget, daß ihr eine „Pfründe einnehmen sollt; ihr habt bessere Weile zum Suchen als „ich, da ich mich mit meiner Hände Arbeit nähren muß.“ — Später besuchte Oekolampad, der wirklich unermüdet mit wahrem Christensinne wirkte, die Landkirchen; in Läufelfingen, wo die Sekte ihren Hauptsitz hatte, predigte er in Gegenwart eines Rathsboten gegen die Irrthümer der Wiedertäufer, bis einer der Anwesenden aufsprang und ihn unterbrach: er habe da mit großem Verdruß vieles gegen die Schrift hören müssen; man solle diesen über die Kanzel hinunterwerfen. „Lieben Brüder „und Schwestern“ — sagte er — „wie lange gestattet ihr es „dem geschmierten Pfaffen, dem listigen Wurme, der euch „nach den Seelen stellt? Jaget ihn zur Kirchen hinaus mit „seiner Lehre. Wir sind rechte Gläubige, haben den Geist „des Herrn, und können nach Empfahung des Tauf's nicht „irren; und dieser wollte uns lehren, der von niemand berufen, noch ein Glied unserer Kirchen ist. — Er meinet, „ihm sei alles erlaubt, darum daß er der Herren Söldner „bei sich hat. Will er nicht schweigen, so jaget ihn zur Kirchen, ja zum Land hinaus, daran werdet ihr Gott einen „Gefallen thun, und die Wahrheit ist uns eröffnet; wir haben „mit unserem Schaden gelernet, diesen gescheiden Katzen zu „begegnen; wollen dies auch nicht mehr dulden, was wir vor „Zeiten von unsern Hirten tragen müssen, die reißende Wölfe „gewesen sind. Darum packe dich ab der Kanzel!“ —

Das Bisherige reicht hin, Ihnen den Charakter einer Partei zu bezeichnen, die nach ihren eigentlichen Grundsätzen

nie ganz aufgehört hat, und in neuerer Zeit wieder erstanden ist. —

Aber nicht nur diese Schwärmerei, auch Freigeisterei sollte auf dem Boden der Reformation als ein Unkraut wuchern, welches dem neuen Leben hätte den Untergang bringen können. Schwärmerei und Freigeisterei sind übrigens verwandter als man es nach ihren Ausbrüchen glauben sollte; beide gefährden die Offenbarung und Vernunft; nur beruft sich Schwärmerei meist auf innere Eingebungen und Gefühle, während die Freigeisterei blos einen jüdischen Verstand zum höchsten Richter in ihren Ueberzeugungen einsetzt. Von den vielen Proben eines auftrebendrn Unglaubens in der Reformationszeit hebe ich nur wenige hervor. Conrad Ander Gasse, ein Würtemberger, wurde 1530 zu Basel enthauptet, nachdem er seinen völligen Unglauben an Hauptlehren des Christenthums bekannt hatte. Er gestand: er sei vom neuen Testamente abgefallen, dessen Inhalt er nicht glaube; er läugnete die höhere Sendung des Erlösers sowie die Nothwendigkeit oder den Nutzen des Gebetes. Auf die Bemerkung, Christus habe doch auch am Oelberge gebetet, erwiederte er, wer dies sagen könne, da die Jünger ja geschlafen haben? u. a. — So erlaubte sich später Castalio in Genf die frechsten Aeußerungen über einzelne Bücher der heiligen Schrift; und Ochin in Zürich erklärte in seinen Dialogen, daß unter manchen Umständen wohl eine gleichzeitige, doppelte Ehe erlaubt sein könne; er verkannte also gerade eine der größten Wohlthaten des Christenthums, die Würde und die höhere Bedeutung des Familienlebens.

Vierte Vorlesung.

Noch bleibt uns übrig, auf ein Ereigniß hinzuweisen, das ebenfalls von den zerstörendsten Folgen für die Reformation hätte sein können; ich meine die Trennung derselben in Lutheraner und Reformirte oder Zwinglianer, eine Trennung, die sich zuerst bei der Lehre vom Abendmahl kund gab. Eigentlich lag aber der wahre Trennungsgrund tiefer in der Eigenthümlichkeit beider Reformatoren. Wir haben gesehen, wie Luther durch das tiefste Bedürfniß seines Gemüthes, auf die Fundamental-Lehre der Reformation, die Versöhnung im Glauben, geführt wurde; er hatte die Reformation innerlich durchlebt; ihm war sie von Anfang an etwas *schaffendes*, eine religiöse Erfrischung und Erstarkung. Darum war es für sein tiefes, kirchliches Gefühl widerwärtig, ja empörend, als Zwingli das Abendmahl blos für eine Feier der Erinnerung ansehen wollte. — Zwingli war dagegen, seinem innersten Wesen nach, nicht wie Luther eine schöpferische, sondern verständig korrektive Natur. Er hatte in seiner Jugend gegen eine feurige Sinnlichkeit zu kämpfen gehabt;*) auch hatte er eine Zeit lang päbstliches Geld angenommen; aber sein moralischer Sinn, der nach Veredlung strebte, erfüllte ihn mit Unwillen gegen die bürgerliche und religiöse Verdorbenheit; sein richtiger Takt hieß ihn mit der *kirchlichen* Verbesserung anfangen, wobei

*) Wenn Bullinger sagt: „Hinwiederum hatte er von etlichen Für„nehmen des Landes ungünstigen Aufsatz, daß er etlicher Wei„ber wegen verargwohnt war," so würde dies noch nichts beweisen; allein Zwingli selbst erklärt sich in vertrauten Briefen (man sehe bei Hottinger) hierüber mit Freimüthigkeit.

ihn seine gelehrte Bibelkenntniß leitete. Zwingli stand auf einem vorzugsweise politischen Standpunkte, Luther auf einem umfassend religiösen; dort sehen wir meist praktische Tendenzen, hier dagegen den Ausdruck und Vertreter des Tiefsten und Ewigsten im Menschen; darum bleibt Luther der Mann aller religiösen Zeitalter; Zwingli war vorzugsweise für seine Zeit. — Sobald nun in der Ansicht über das Abendmahl die Verschiedenheit zwischen diesem praktischen und jenem mehr kontemplativen Charakter hervortrat, so war die Spaltung entschieden; Lutherthum und Zwinglianismus traten auf's heftigste aus einander; wodurch die Reformation den empfindlichsten Stoß erleiden konnte. Man kann es vielleicht von einem gewissen Standpunkte aus bedauern, daß neben Zwingli ein anderer Mann nicht tiefer auf unsere Verhältnisse einwirken konnte, ein Mann, der wohl geeignet gewesen wäre, die religiöse Spaltung der Schweiz und Deutschlands zu verhindern; es ist dies der Johanniter-Comthur Schmied von Küßnacht. Dieser sittlich und geistig ausgezeichnete Mann hatte sich frühe für die Reformation entschieden, aber aus innerem, religiösen Drange, in Lutherischem Geiste. Ihm mißfiel das Zerstören der Bilder, und die plötzliche Abschaffung der Messe; er drang auf eine innere Reform bei einem jeden Einzelnen und auf Vergeistigung, nicht auf Zerstörung der Formen. Bei dem zweiten Gespräche in Zürich sagte er: man solle zuerst die Götzen in den Herzen stürzen, so würden von selbst die äußeren Bilder fallen, welche Stäbe für die Schwachen seien. Die Messe solle man nicht gänzlich abschaffen, sondern nur die Begriffe über sie reinigen; sie sei ein Testament der Vergebung unserer Sünden, und erinnere an das Opfer des Erlösers für uns. In diesem Sinne könne die Messe zur großen Wohlthat werden, und es sei hart, zu sagen, sie rühre vom Satan her. — Allein Schmied's Stimme konnte damals neben dem populären Zwingli nicht durchdringen; seine Meinung siegte erst nach seinem Helden-Tode durch einen anderen Reformator.

Ueberschauen Sie nun noch einmal die Reihe von Gefahren, welche das junge Werk der Reformation von allen Seiten umgaben, so werden Sie mit mir übereinstimmen, daß nur durch eine Fügung der Vorsehung jenes Unternehmen vom drohenden

Untergange gerettet werden konnte. Ja, es ist erhalten dieses Werk auch für uns als ein theures, nur zu oft verkanntes Erbe. Wo aber wird der fortwirkende Geist der Reformation unter uns sichtbar werden? Ich antworte: Ueberall, wo das bürgerliche und Familien-Leben, wo Schule und Haus wieder zusammengehalten und belebt werden von dem einzig konservativen Geiste christlicher Religiosität. Wird dieser Geist wieder einmal rege und für das anerkannt, was er wirklich ist, dann kommt die Zeit, auf welche Luther vertrauend hoffte, als er sang:

„Der Sommer ist hart für der Thür;
Der Winter ist vergangen;
Die zarten Blümlin gehn herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden. Amen!“

In den übrigen Cantonen befolgte die Reformation meist denselben Gang wie in Zürich; nur daß sich die Regierungen nicht überall so schnell für dieselbe entschieden wie dort. In Schaffhausen und Basel wurde die Veränderung zum Theil durch Volksbewegungen gefördert oder gar erzwungen. In Bern besonders war das Schicksal der Umgestaltung lange Zeit ungewiß; dies scheint durch zweierlei Gründe veranlaßt: Berchthold Haller war keiner von den durchgebildeten und durchgreifenden Menschen, welche eine erkannte Wahrheit auch in's Leben überzutragen wissen und wagen; nur Zwingli's Kraft und Ausdauer vermochte den schüchternen Haller aufrecht zu halten und wirksam zu machen. Eine andere Hemmung war die Verstimmung des anfangs der Reformation günstigen Adels, eine Verstimmung, welche der schlaue Faber durch die Behauptung hervorbrachte: sobald man mit den Geistlichen fertig sei, werde man auch an die Adelichen gerathen. Eine Behauptung, welche die Folgezeit am besten widerlegt hat. Günstiger für die Reformation in Bern wirkte die Entsittlichung der Geistlichkeit, deren schlagendste Beweise man vor Augen hatte; eben so der strenge, launische Spott eines Niklaus Manuel, und das reine Beispiel des würdigen Probstes Niklaus von Wattenwyl. Aber nicht Berner allein, auch Bernerinnen haben mehr als anderswo für die Reformation mitgewirkt; im Kloster Königsfelden hatten Luthers Schriften bei manchen

Bernerischen Klosterfrauen eine so empfängliche Aufnahme gefunden, daß dort der Entschluß reif wurde, ein klösterliches Leben, welches sich mit christlicher Freiheit nicht vertrage, sofort aufzugeben; und trotz allem Widerstande wurde dieses Vorhaben mit ungewöhnlicher Entschiedenheit durchgeführt. Die Ausgetretenen verheiratheten sich mit Söhnen aus den angesehensten Geschlechtern Berns; und so können Sie leicht schließen, wie ansnehmend dieser Schritt auf die öffentliche Meinung wirken mußte. Es wird den meisten unter Ihnen bekannt sein, daß man in neuester Zeit sich bemüht hat, die Reformation Berns auf's äußerste herabzuwürdigen.*) Man hatte sich in unserer Zeit allmählig an den edeln Grundsatz gewöhnt, den Streit zwischen den beiden Religionsparteien nur mit reinen Waffen zu führen; und so mußte es schmerzlich überraschen, aus einer solchen Feder eine Schmähschrift entstehen zu sehen, die blos in die Reihe längst vergessener Streitschriften früherer Jahrhunderte gehört.

Schneller als in Bern entschied sich in St. Gallen das Schicksal der Reformation; im Toggenburg, Rheinthale, Thurgau, Bünden, Solothurn fand sie großen Anhang, auch in Glarus und Appenzell. Nur die innern Cantone, nebst Luzern und Freyburg, waren entschiedene Verfechter des alten Systems. Die Schweiz begann von da an sich in zwei getrennte Massen abzulösen, deren Trennungsgrund aber nicht mehr in demokratischen und aristokratischen Tendenzen bestand, sondern in der Glaubensform. Es war offenbar, daß die politische Verschiedenheit jetzt ganz zurücktrat; denn neben dem aristokratischen Bern stand das gemischte Zürich, die demokratische Stadt-Verfassung von Basel und Schaffhausen, bald auch die ganz demokratischen Länder Glarus, Appenzell und Bünden; und ebenso standen neben den Aristokratien von Luzern und Freyburg die Demokratien von Uri und Schwyz. Wenn etwa politische Beschuldigungen vorgebracht wurden, so war es die Anklage der Herrschsucht und des Uebervortheilens gegen Zürich; während man von der andern Seite den Ländern die fremden Kriegsdienste vorwarf, und sie Blutverkäufer, Pen-

*) Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reform des Kantons Bern. Von C. L. v. Haller. Luzern 1836.

ſöner, Sennhütten und Milchkübel nannte. Die innere Spaltung war ſo groß, daß nur noch die Einmiſchung Fremder nöthig war, um die Schweiz in zwei faſt völlig getrennte Länder zu verwandeln. Die Reformirten gingen mit dem gefährlichen Beiſpiele voran, indem die meiſten Orte unter dem Namen eines „chriſtlichen Bürgerrechtes“ einen Separatbund ſchloſſen. Viel weiter gingen hierauf die Katholiken; ſie wagten nun einen Schritt, um deſſentwillen vor faſt hundert Jahren Zürich ſo ſchwer gezüchtigt worden war; ſie vereinigten ſich mit einer fremden Macht; das ſogenannte Ferdinandiſche Bündniß verknüpfte die katholiſchen Orte aufs engſte mit Oeſterreich. Im Fall eines innern Krieges wurde ihnen von Oeſterreich beträchtliche Hülfe und Schutz für alle Eroberungen im Innern der Eidgenoſſenſchaft zugeſagt. Stand die Sache einmal ſo, dann konnte jede Reizung zum Ausbruche führen, und an Reizungen ließ man es nicht fehlen; die gemeinſamen Herrſchaften boten ſchon den reichſten Anlaß zu Reibungen, weil jede Partei dort ihren Glauben wollte herrſchend machen; beſondere Verletzungen, Hinrichtungen Einzelner kamen noch hinzu, und Zürich griff endlich zu den Waffen. Diesmal war auf der Seite der Reformirten ſo viel Kraft, Ordnung und Einheit, daß es unſchwer war, das Schickſal der Katholiken vorauszuſehen; es hing vielleicht von jenem Zeitpunkte ab, ob es noch länger eine katholiſche Schweiz geben ſolle. Beide Heere ſtanden ſchlagfertig bei Kappel und Baar. Aber es lebte noch in vielen Herzen ein beſſeres Gefühl, welches zurückſchauderte vor dem Gedanken, daß Bundesbrüder ſich um des Glaubens willen hinſchlachteten; und es iſt nicht zu verkennen, daß dieſe Männer chriſtlich höher ſtanden als ſelbſt Zwingli, der politiſch vielleicht richtiger rechnete. Während Luther ſtets auf die bloße Gewalt des göttlichen Wortes mit chriſtlichem Heldenmuthe vertraut, und nie eine gewaltſame Verbreitung ſeiner Lehre gebilligt hatte: ſo ſtand dagegen Zwingli ſo ſehr auf dem engern, politiſchen Standpunkte, daß er ſelbſt, ganz als Staatsmann, einen Kriegsplan entwarf, der noch vorhanden iſt. — Uebrigens war auch vom Volke der alteidgenöſſiſche Sinn noch nicht ganz gewichen; ſelbſt als man ſchon im Felde lag. Man lieſt es nicht ohne Theilnahme, daß manche Katholiken in munterer

kaum sich gefangen nehmen ließen; und von den Zürchern mit Brod beschenkt zufrieden in ihr Lager zurückkehrten, oder daß Katholiken und Reformirte sich um dasselbe Milchgefäß herumlagerten, und einander scherzend mit den Löffeln auf die Finger schlugen, sobald einer unbescheiden über seine Gränzen greifen wollte. — Der unverdrossenen Mühe der Vermittler gelang es wirklich, den Kampf zu verhindern. Für die Reformirten war der Friede entschieden günstig; die Katholiken mußten ihren Bund mit Oesterreich aufgeben; sie mußten an den Kriegskosten zahlen, und in den gemeinsamen Herrschaften Glaubensfreiheit gestatten. Aber viele Reformirte meinten, sie hätten viel zu wenig erlangt, wogegen die Katholiken glaubten, sie hätten zu viel eingeräumt. Es war also ein bloß papierner Vergleich; und die Herzen der Streitsüchtigen waren sich so entfremdet als vorher. In der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Kappeler-Kriege erblicken wir nun ein täglich überhand nehmendes Uebergewicht der reformirten Partei; bald standen die sechs Cantone, Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Freyburg fast ganz allein für den alten Glauben; in den Unterthanen-Landen war die Reformation auf dem Wege zum entscheidenden Siege. Alles hatte damals den Anschein, die Schweiz werde in kurzem ein ganz protestantisches Land werden, wo ein kleines Häuflein von Katholiken am Ende gar nicht mehr in Betracht gekommen wäre. Forscht man nach, auf welche Weise sich nachher so schnell durch eine Wendung der Dinge die Stellung der Parteien ganz verändern konnte: so ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Reformirten zum Theil an ihrem nachherigen Unglücke Schuld trugen, weil sie sich auf gewaltsame Art ungesetzliche Uebergriffe erlaubten. Besonders sehen wir Zürich mit außerordentlicher Thätigkeit überall vorausgehen, und wäre keine Unterbrechung gekommen, so hätte Zürich unfehlbar einen solchen Vorrang über die deutsche Schweiz erlangt, wie etwa Athen oder Sparta in Griechenland. Die katholischen Orte waren gezwungen worden, den Bund mit einer fremden Macht aufzugeben; jetzt aber schlossen Zürich, Bern und Basel mit dem Landgrafen Philipp von Hessen ein christliches Bürgerrecht, also einen Separatbund. Als der Abt Kilian von St. Gallen mit Dokumenten und Kleinodien aus seinem Lande geflohen war, griffen Zürich und

Glarus ungesäumt ein, vernichteten die Herrschaft des Fürsten mit der Behauptung, es könne niemand zur gleichen Zeit ein Mönch und ein weltlicher Herrscher sein; somit hielten sie sich für befugt, die Klostergebäude und Güter zu verkaufen, den Unterthanen des Klosters eine neue Verfassung zu geben, und zu gestatten, daß das Toggenburg eine eigene Landesregierung einsetzte. Ja man ging noch weiter; man verlangte von den katholischen Orten geradezu, sie sollten in ihrem eigenen Gebiete die Anhörung des göttlichen Wortes, d. h. die Reformation erlauben. Auf's bitterste beklagten sich die katholischen Orte über Zürich, über seine Rechtsverletzungen, über seine juristischen Fünde und Glosse n. Man sah deutlich, Zürich ging darauf aus, die katholischen Orte völlig zu beugen; es forderte endlich die Verbündeten auf, den Krieg zu beginnen, ehe die Katholiken selbst den Anfang machten. Dies verweigerte Bern, machte aber den unglücklichen Antrag, den fünf Orten alle Zufuhr abzuschneiden; dies geschah, so sehr Zwingli eine solche Maßregel abrieth, die grausamer und unklüger war als ein wirklicher Krieg. —

Es muß manchen unter Ihnen bekannt sein, daß wir uns niemals innerlich bestimmter und entschiedener fühlen, daß wir nie so bereit sind, alles für unser Recht dahin zu geben, als in einer Zeit, wo empörendes Unrecht unser Gemüth verletzt hat. In diesem Geiste sehen wir von nun an die katholische Partei handeln; auf ihrer Seite ist jetzt die meiste Kraft, Ausdauer und Eintracht. Sie konnten sich darauf berufen, daß sie den Landesfrieden nicht gebrochen, während die Reformirten sich mit Ausländern in Verbindungen eingelassen; sie konnten auf Verletzungen ihrer Rechte, auf ungesetzliche Zumuthungen hinweisen; sie konnten endlich mit Zuversicht behaupten, daß nicht sie, sondern die Reformirten durch die harte Sperre den Krieg angefangen hätten; so daß sie jetzt nur zur gerechten Selbsthülfe zu den Waffen griffen. Von Brunnen aus erklärten sie den Krieg, und rückten darauf gegen die freien Aemter vor. Auf Zürich lastete damals gleichsam der Fluch des ungerechten Krieges; alles war wie gelähmt; der Rath überließ sich der unbesonnensten Sorglosigkeit; wurde er aus diesem gefährlichen Schlummer geweckt, so war es nur, um halbe Maßregeln zu nehmen; oder

ermannte man sich für einen Augenblick zu einem durchgreifenden Beschlusse, so erschrack man im folgenden Augenblicke schon dermaßen, daß man durch Schrauben und Klauseln wieder aller Energie den Hemmschuh anlegte. Auch im Volke war nur zum geringeren Theile die frohe Zuversicht, welche im Geleite einer guten Sache zu sein pflegt: auch Verläumdungen und Verdächtigungen, die in bewegter Zeit sich oft epidemisch verbreiten, blieben nicht aus. Es standen nicht 2000 Reformirte bei Kappel, als die Katholischen mit etwa 8000 Mann gegen die Gränze rückten; die Zürcher erwarteten den Angriff, und versäumten so einige günstige Momente, wo die Gegner sich Blößen gegeben hatten. Schon hatten auch diese den Angriff auf den folgenden Tag verschoben, als der Vogt Jauch von Uri mit einer Anzahl Freiwilliger unversehens die Züricher angriff, in Verwirrung brachte, und endlich von den Seinigen unterstützt, in kurzer Zeit in die Flucht trieb. *) — Neben vielen Führern des Staats und der Kirche fiel Ulrich Zwingli.

Er, der den Krieg zwar gebilligt und gefördert hatte, konnte sich doch von Anfang an den düstersten Ahnungen über den Ausgang des Krieges nicht entziehen; bei der Erscheinung eines Kometen weissagte er sich und andern ein schweres Mißgeschick; und als sich bei'm Auszuge in den Kampf sein Pferd bäumte, sah er auch darin eine ungünstige Vorbedeutung. Einer der schönsten Momente in seinem Leben ist der, wo er von seinem liebsten Freunde Heinrich Bullinger, seinem Nachfolger, Abschied nahm: er umarmte ihn mit Thränen und schied mit der Bitte, die am meisten sein Herz beschäftigte: „Lieber Heinrich, sei getreu dem Herrn Christo und seiner Kirche.“ — Auf dem Schlachtfelde ermuthigte er, so weit seine Stimme reichte; er selbst kämpfte in den vordersten Reihen. Schwer verwundet lag er auf der Wahlstatt, als die übermüthigen Sieger beutelustig herumschweiften; einige von ihnen traten zu ihm, und fanden ihn wie er die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel gerichtet hatte; die Lippen bewegten sich

*) Diese Schlacht und Zwingli's Tod schilderte ich in einem Jugendversuche: „Die Schlacht bei Kappel, Huldreich Zwingli's Todestag.“ Zürich 1831.

betend. Auf die Frage, ob er nicht beichten wolle, antwortete er blos mit einer verneinenden Bewegung des Hauptes. „So stirb denn Ketzer!“ rief einer der Umstehenden, indem er ihn durchbohrte. — Groß war nach dieser Niederlage bei Kappel die Bestürzung in Zürich; groß war bei vielen die Muthlosigkeit; jetzt erst wurde in Beschuldigungen und Schmähungen gegen die Reformation und die Reformatoren ein Unwille laut, der sich bisher scheu zurückgehalten hatte. Denn so sind die Menschen; wenige haben den Muth, der Wahrheit Zeugniß zu geben, wenn die herrschende Meinung und die Gunst der Umstände ihr entgegen sind; aber bei'm ersten Erblassen des Glücksterns ist alle Welt zum Urtheilen fertig, und versichert ohne Unterlaß, daß sie von jeher so gesinnt gewesen. — Bald fanden indessen die Reformirten Gelegenheit, ihr Unglück wieder gut zu machen; von allen Seiten traf zahlreiche Hülfe ein, nach wenigen Tagen war das reformirte Heer dem katholischen ungleich überlegen, und konnte schon wieder angriffsweise verfahren. Das katholische Heer mußte sich hinter Verschanzungen in seinem Gebiete zurückziehen. Aber auch jetzt verfolgte das gleiche Mißgeschick noch einmal die Reformirten; es war, als liege eine schwere, züchtigende Hand über ihnen: Trotz, Uebermuth, Zuchtlosigkeit machten ihre Uebermacht erfolglos. Eine Abtheilung von 4000 bis 5000 Mann sollte durch eine Seitenbewegung über den Zugerberg dem katholischen Heere in den Rücken fallen, während der Hauptangriff von vorn geschehe. Allein diese Seitenbewegung wurde unverantwortlich ausgeführt; auf's unbesonnenste plünderte und verheerte man die Umgegend, und überließ sich in der Nacht auf dem Berge Gubel der strafbarsten Sorglosigkeit; man war schaarenweise um mehrere Feuer versammelt, als plötzlich ein Angriff geschah; und schon wichen die ersten Haufen als die anderen erst vom Feuer aufstanden. Ein entschlossener Mann, Christen Iten von Aegeri, hatte nämlich einen Haufen muthiger und über die Plünderung entrüsteter Männer gesammelt, und hatte mit denselben unversehens die Reformirten auf dem Berge überfallen, nachdem er ihre unkluge Stellung und Stimmung genau ausgekundschaftet hatte. In Hirtenhemden gekleidet, bei'm Schweigen der Nacht, mit furchtbarem Geschrei drangen sie auf die Unvorbereiteten; ihr Anblick schreckte und verwirrte,

ihr kraftvoller Anklang entschied; die viel zahlreicheren Reformirten waren schnell aus einander gesprengt, und ein reich belohnter Sieg leicht erfochten. Mißmuth und Verzagtheit wurde nun allgemeine Stimmung; dennoch scheiterten Vermittlungsversuche, weil man nicht über die Verhältnisse in den gemeinen Herrschaften einig werden konnte. Aber bald griff ein verderblicher Geist der Vereinzelung unter den Reformirten um sich; die Toggenburger kehrten heim; die Berner zogen in ihr Gebiet zurück. Wiederholte Einfälle der Feinde, und die drohende Stellung der Bewohner des Zürich-Sees nöthigten Zürich, einen Separat-Frieden zu schließen, worin man sich die freie Ausübung seiner Religion zusicherte, und auch für die gemeinen Herrschaften Religionsfreiheit ausbedung; alle besonderen Bünde wurden aufgehoben, die Reformirten zu den Kriegskosten verurtheilt. Dem gegebenen Beispiele folgten die andern Orte, jeder machte den Frieden für sich; obgleich die Katholiken die Gewalt hatten, Bedingungen vorzuschreiben, so verfuhren sie doch mit einer Mäßigung, deren sie sich vielleicht von der andern Seite nicht zu erfreuen gehabt hätten. Bei der Gegenpartei herrschte neben großer Mißstimmung und Entfremdung eine solche Erschöpfung, daß Zürich es erleben mußte, wie die fünf Orte ihm an den Kriegskosten 50 Kronen nachließen, und dazu bemerken durften, sie thun dies, damit man spüren möge, daß sie gute, treue Eidsgenossen sein wollen. *) — Der Unwille der Unterthanen war so gestiegen, daß Zürich und Bern ihren Landschaften schriftlich versprachen, man wolle ohne ihr Wissen keinen Krieg mehr beginnen. — Bei dieser Lage der Dinge war es natürlich, daß eine katholische Reaktion erfolgte, welche die Fortschritte der Reformation in der deutschen Schweiz bedeutend beschränkte. Zuerst wurde Rapperschwyl besetzt, und der katholische Gottesdienst wieder hergestellt, eben so in den freien Aemtern, im Gaster, in Bremgarten u. a.; viele Klöster wurden neu eingerichtet; in Glarus gelangte die katholische Partei wieder zu größeren Rechten; auch das Kloster St. Gallen erhob sich wieder: in seinem unmittelbaren Gebiete mußte die neue Lehre verschwinden; selbst die freigewordenen Toggenburger kehrten wieder

*) Meyer, I. 405.

unter die Herrschaft des Klosters zurück, und retteten mit Mühe den theilweisen, kümmerlichen Fortbestand der Reformation. In Solothurn hatte die Reformation in der Stadt bereits einen weiten Boden gewonnen; auf dem Lande herrschte sie in 34 Gemeinden; aber gerade in diesem Cantone wartete ihrer die entschiedenste Niederlage. Bisher hatten die Reformirten für ihren Gottesdienst die Barfüßer-Kirche benutzt: diese wurde ihnen entzogen, und dafür eine Dorfkirche außerhalb der Stadt angewiesen. Hiedurch und durch eine Menge sonstiger Reibungen gereizt, entschlossen sich die Reformirten zu einem Gewaltstreiche; auf der Zunft zu Schiffleuten wurde heimlich der Plan entworfen, das Zeughaus einzunehmen; und wenn wir Haffner (in seinem kleinen solothurnischen Schauplatze*) glauben dürfen, so hätten sie einen nächtlichen Mord der Katholiken beabsichtigt. Diese Gewaltthat wurde durch die Entschlossenheit des Schultheißen Niklaus von Wenge vereitelt; gewarnt durch einen guten Bürger, Wernli Müller, besetzte er rasch mit den Katholiken das Münster und den Kirchhof, in die Häuser rings um das Zeughaus vertheilte er Hackenschützen. Bei den Reformirten scheint die Entschlossenheit eines guten Gewissens gefehlt zu haben; sie zogen in die kleine Stadt auf der andern Seite der Aar, wo sie sich verschanzten; im neuen Spitale beriethen sie sich. Hier drohte ihnen schneller Untergang; denn die Katholiken richteten nun ihr schweres Geschütz gegen eben dieses Gebäude. In diesem für Solothurn verhängnißvollen Augenblicke war es wieder derselbe Mann, der das drohende Verderben von seiner Vaterstadt abwandte. Schultheiß Niklaus von Wenge stellte sich vor ein Geschütz mit den Worten: „Liebe, fromme Bur„ger, so ihr Willens seid, hinüber zu schießen, will ich der „erste Mann sein, der umkommen muß! Betrachtet und er„dauret die Sachen besser!“ So viel vermag ein einziger Mann, wenn er es versteht, im rechten Augenblicke sein Leben geringer zu achten als den Sieg einer besseren Gesinnung. — Das Geschütz wurde nicht losgebrannt; die eingeschüchterten Reformirten verließen die Stadt, und hielten sich bis zum Frieden im Städtchen Wietlispach. Der Sieg der katholischen

*) Im Auszuge bei Hanhart.

Lehre wurde im Frieden für immer befestiget, alle reformirten Prediger mußten Stadt und Land verlassen, mit einziger Ausnahme der Vogtei Bucheggberg. — Doch es ist Zeit, diese einzelnen Siege der katholischen Partei in unserm Vaterlande zu verlassen, um einem allgemeinen, größeren Aufschwunge des Katholizismus überhaupt unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wir haben es schon früher angedeutet, daß die katholische Kirche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in einen unglaublichen Verfall versunken war, und Herr von Haller hat in seiner Anklage der Reformation mit nichts so sehr sich selbst sein Urtheil gesprochen, als wenn er im Eingange seiner Schrift sagt: „Im Ganzen genommen, verblieb die Kirche „immer rein und makellos, heilig in ihrer Lehre, in „ihren Sitten-Regeln und in ihren Früchten. Sie „war noch immer das Salz der Erde, das Licht der Welt, „die Säule und Grundveste der Wahrheit“ u. s. w. Wahrlich, wer so spricht, muß die Wahrheit entweder nicht kennen oder nicht lieben; und ich fordere getrost jeden auf, der sich über den Katholizismus poetische oder politische Illusionen macht, er möge die Zeiten kennen lernen, welche der Reformation vorausgingen, und dann den ersten Stein gegen diese aufheben. Nie war die Kirche so in Haupt und Gliedern abgestorben und verweltlicht, wie damals; man wußte nicht, ob die Unwissenheit oder die Unsittlichkeit der Geistlichen größer sei; die Päbste waren im besten Falle bloße weltliche Fürsten, welche an alles eher dachten als an das geistige Wohl der Christenheit, deren Oberhaupt sie doch hießen; einer von ihnen war geradezu ein Abscheu der Menschheit. Pabst Alexander VI, seine Familie und sein Hof sind in der sittlichen Welt Enormitäten, an deren Wirklichkeit man zur Ehre der Menschheit gerne zweifeln möchte *). — Alexander selbst befleckte sich mit Meuchelmord, Meineid und Ausschweifungen, deren Anblick für ihn noch im Alter ein Gegenstand der Unterhaltung war; sein Sohn, Cesare, übertraf wo möglich noch den Vater in der Schrankenlosigkeit des Lasters. Seinen eigenen Bruder ließ

*) Man vergleiche St. Infessurae Diarium u. R. J. Burchardi Diarium curiae Romanae; und besonders für das folgende: Leopold Ranke, die römischen Päbste. I.

er ermorden; auch sein Schwager konnte demselben Schicksale nicht entgehen, obgleich der Pabst ihn zu beschützen suchte. Wie wenig ein lasterhafter Vater über einen gleichgearteten Sohn vermag, das mußte Pabst Alexander bald an einem grauenvollen Beispiele erfahren; sein eigener Liebling, Peroto, floh zu ihm vor der Wuth des Cesare; aber den Vater konnte seinen liebsten Liebling nicht gegen seinen Sohn beschützen; Cesare stürzt, den Dolch in der Hand, in's Zimmer; umsonst deckt der Pabst den zitternden Perots mit seinem Mantel. Auch unter dem Mantel des Vaters findet ihn der Dolch des Cesare; das Blut des Lieblings spritzt dem Pabste in's Gesicht. Wenn solche und ähnliche Scenen sich im Pallaste des sogenannten Statthalters Christi ereigneten, so werden Sie nicht staunen, wenn sich schon damals unter Katholiken die Klage hören ließ, der Pabst bahne dem Antichrist den Weg. *) — Am Hofe des Pabstes Leo X, unter dessen Regierung Luther und Zwingli aufstanden, herrschte zwar ein feinerer, aber keineswegs ein christlicher Geist. Wohl erwuchsen unter ihm die herrlichsten Blüthen der Kunst; ein Raphael malte damals die Verklärung des Göttlichen im Menschlichen; das Alterthum lebte von neuem auf. Aber wo der angeregte Geist nicht mit Demuth zur letzten Quelle dringt, mit andern Worten: wo geistiges Leben nicht religiös geläutert und geleitet wird, da findet sich wohl Leben und Regung, aber nichts Segnendes und Bleibendes; diese Bemerkung gilt nicht blos jener, sondern eben so gut unserer Zeit, wo man bis zum Aberwitze von einer bloßen Ausbildung des Verstandes alles Heil erwartet. So war man damals viel zu raffinirt und zu verstandeshochmüthig, als daß nicht eine üppige Freigeisterei bei den Gebildeten hätte aufsprossen sollen. In Rom gehörte es zum guten Tone, dem Christenthume zu widersprechen; am Hofe sprach man nur im Scherze von Stellen der heiligen Schrift und von Geboten der Religion; die Philosophen stritten hin und her über die Unsterblichkeit der Seele, andere vertheidigten aus Plinius ihren heidnischen Naturalismus.

Als nun in diesem äußersten Verfalle die Reformation entstand und bald die unerwartetsten Erfolge herbeiführte, so ließ es später die katholische Kirche nicht bei'm bloßen Widerstande

*) Ranke, die römischen Päbste.

bewenden, sondern sie versuchte auch, um dauernd zu erstarken, eine innere Regeneration. Und dies war ihre theilweise Rettung. Diese Restauration des Katholizismus in der Mitte und am Ende jenes Jahrhunderts ging ursprünglich nicht von den Päbsten aus, wirkte aber entscheidend auf die Päbste zurück. Ihren ersten Ursprung hatte sie in der innigen Verbindung gleichgesinnter Privaten.

Weit verbreitet war in Italien eine Partei, die obwohl ohne äußere Verbindung, doch von demselben Geiste zusammengehalten wurde; sie suchte die reinere Lehre des Protestantismus sich anzueignen, ohne die äußere Verfassung der katholischen Kirche aufzugeben. „Kein Verderben" — so meinten sie — „sei groß genug, um zum Abfall von der Kirche zu bewegen; es sei besser, das zu restauriren, was man habe, „als den unsichern Versuch zu machen, neues hervorzubringen. *) — Aber die spätere Erfahrung widerlegte diese Wohlmeinenden am besten; denn gerade sie wurden nachher schonungslos von der Kirche verfolgt, welche sie hatten retten wollen. — Eine andere, zahlreiche Partei wollte bei der bestehenden Lehre und Verfassung beharren, dagegen bezweckte sie eine Reform des geistlichen und praktischen Lebens; aus dieser Richtung ging ein Orden hervor, der bis auf unsere Tage von großem Einflusse geblieben ist. Schon vor dessen Stiftung hatte in Italien der Orden der Theatiner nebst mehreren ähnlichen Verbindungen in diesem Geiste gewirkt; diese edeln Männer stellten sich zur Aufgabe ihres Lebens die stille Ausübung der Liebespflichten des Christenthums: Erbauung des verwahrlosten Volkes, Pflege der Kranken, Erziehung armer Waisen. So tief auch dies schon auf die Religiosität des Volkes wirkte, so erhielten diese Bestrebungen ihre siegreiche Richtung doch erst durch die Entstehung des Jesuiten-Ordens.

*) L. Ranke, die römischen Päbste. I.

Fünfte Vorlesung.

Man ißt, besonders unter Protestanten, so gewohnt, alle Heuchelei und Verführungskunst unter den Namen Jesuitismus zu bringen, daß man sich gewöhnlich auch von dem Stifter dieses Ordens ein nicht ehrenderes Bild macht. Dem ist aber nicht also. Der Spanier Ignatius Loyola war weder ein politischer Betrüger noch ein religiöser Heuchler, sondern nichts mehr und nichts minder als ein redlicher, ritterlich-romantischer Schwärmer. Früh waren Ritterromane seine Lieblings-Lektüre geworden; nach einer Verwundung bei der Vertheidigung von Pamplona (1521) las er das Leben Christi und einiger Heiligen, wie des heiligen Franziskus und Dominikus; eine geistliche Ritterschaft dieser Art entflammte seine leicht entzündbare Phantasie; er verließ die Welt, um gleich jenen Heiligen ein Held in geistlichen Thaten zu werden. Es war also nur romantischer Ritterſinn, der ihn zur Möncherei führte; aber oft wird am Ende eine Richtung über uns herrschend, die wir ursprünglich in anderem Sinne und Zwecke gewählt haben. So bei Ignatius; er ergab sich harten Bußübungen; eine ganze Woche lang fastete er; Melancholie umdüsterte ihn; sein ganzes früheres Leben erschien ihm als eine einzige Kette von Sünden; zuweilen regte sich die Versuchung, sich aus dem Fenster zu stürzen. Wie Luther so empfand Loyola tief die Entfernung zwischen Gott und Mensch; aber er wollte die Kluft durch eine selbstgemachte Heiligkeit ausfüllen, die in innerer mystischer Ueberspannung und in werkthätiger, unbedingter Hingabe bestand; er glaubte bald Christum, bald die Jungfrau zu erblicken, er hielt dafür, daß Eingebungen des guten und bösen Geistes in ihm abwechselten.

Um nun für seinen Zweck tüchtig zu werden und etwas Bleibendes zu leisten, scheute er mit erstaunlicher Willenskraft keine Anstrengungen, keine Dornen. Als man ihm auf den spanischen Universitäten befohlen hatte, vier Jahre lang Theologie zu studiren, und dann erst über schwere, geistliche Dinge zu lehren, so stand er nicht an, dies sofort auszuführen. Und so müssen wir sehen, wie der ehemalige ritterliche Kämpfer, nun zu Paris unter Schülern als Schüler behandelt, die Grammatik lernt; so sauer ihm dies wurde, er ließ nicht ab; er hatte seinen Zweck vor Augen. Schon auf der Pariser-Schule knüpfte er eine Verbindung an, welche der Anfang des Ordens der Jesuiten geworden ist. Er wußte zwei von seinen Studien-Gefährten für seine geistlichen Zwecke zu gewinnen und zu begeistern, Peter Faber aus Savoien und Franz Xaver aus Pamplona; sie gaben sich unter seine Leitung, die nicht gelinde war; drei Tage und drei Nächte ließ er sie fasten. Zu ihnen gesellten sich einige Spanier. Eines Tages begaben sie sich in die Kirche von Montmartre, wo ihnen Faber die Messe las; sie gelobten sich Keuschheit, schwuren nach Jerusalem zu gehen oder dem Pabste zu dienen; hierauf kommunizirten sie, und schlossen mit einem gemeinschaftlichen Mahle. Wer hätte damals gedacht, daß aus jenem kleinen Häuflein unbekannter Studirender, welche in einer Kirche von Paris beisammen waren, eine Gesellschaft hervorgehen werde, welche den Katholizismus neu belebte, und auf die Schicksale Europas einen außerordentlichen Einfluß übte.

Und doch geschah dieß. In Italien kamen die Stifter mit dem Orden der Theatiner in Berührung, und bildeten sich für die praktische Wirksamkeit. In Rom wurde endlich die Gesellschaft der Jesuiten förmlich gegründet, geordnet und anerkannt; unbedingter Gehorsam gegen den Pabst war die oberste Regel. „Sie wollen (hieß es) alles thun, was der jedesmalige Pabst „befehle, in jedes Land gehen, ohne Widerrede, ohne Bedin„gung und Lohn.“ *) — So war endlich Ignatius Loyola in seinen ritterlichen Bestrebungen an's Ziel gekommen; er war nun Haupt einer geistlichen Ritterschaft, welche einen uner-

*) Auch hier folgte ich meist der Darstellung Ranke's, dessen Quellen mir großen Theils nicht zugänglich waren.

müdlichen Kampf für die Vertheidigung des Pabſtthums unternahm. Er war der Führer eines ſtehenden Heeres, welches keine andern Waffen führte als die der mannigfachſten Ueberredung und dennoch größeres wirkte als Heere und Kanonen.

Die Geſellſchaft der Jeſuiten organiſirte ſich zu einer geiſtlichen Monarchie; ſie befahl, daß man den Vorſteher ſo verehren ſolle als wäre er der gegenwärtige Chriſtus ſelbſt. Man beabſichtigte eine Abſonderung von allen gewöhnlichen Verhältniſſen; wer ſich der Geſellſchaft ergebe, der müſſe ihr ungetheilt angehören; Liebe zu den Blutsverwandten ſei eine fleiſchliche Neigung; alle Briefe leſen die Oberen. Seinen eigenen Willen, ja ſeine ganze Perſönlichkeit müſſe man aufgeben im Gehorſame gegen die Oberen; ſelbſt Verbrechen ſolle man auf ihr Geheiß begehen, ohne zu fragen: warum? denn die Stimme der Oberen ſei die Stimme der Vorſehung. Es heißt ausdrücklich: „Jeder ſoll überzeugt ſein, daß ihn die göttliche „Vorſehung durch ſeine Obern regiere, ſo daß er ſich ſoll „leiten laſſen gleich einem todten Körper.“ — „Auch haben „wir beſchloſſen — heißt es an einer andern Stelle — daß „keine Verfaſſung oder Ordnung zu einer Todſünde oder zu „einem geringern Verbrechen bewegen dürfe, ausgenommen, „wenn es der Obere befiehlt im Namen Jeſu Chriſti oder in „Kraft des Gehorſams.“ *) — Eine gewandte Einwirkung auf Welt und Menſchen war ihr Hauptangenmerk; darum verordneten ſie, daß man durch Faſten und Kaſteien den Körper nicht zu ſehr ſchwächen, durch vieles Arbeiten den Geiſt nicht überſpannen ſolle. Sie wurden Meiſter in der ſogenannten Weltbildung; alles wußten ſie ſich für ihren Zweck anzueignen, jede Farbe anzunehmen, wenn ſie zum Ziele führte. Darum waren ſie bald die eifrigſten Rathgeber der finſterſten Despoten, und bald — was nicht hinlänglich bekannt iſt — die Erfinder der (wiſſenſchaftlich ausgeſprochenen) Volksſouveränetät. Wie würden unſere modernen politiſchen Sophiſten erſchrecken, wenn ſie vernähmen, wem ſie denn eigentlich dieſes ihr Schooßkind, die Lehre von der Volksſouveränetät, zu verdanken haben! — Der ſterbende Loyola ſah ſeinen Orden in Italien, Spanien,

*) „Nisi superior ea in nomine Domini Jesu Christi vel in virtute obedientiae jubeat.“ —

Portugal, Frankreich und Deutschland verbreitet; unter seinen Nachfolgern steigerte sich Regung und Ausbreitung.

Dieser neuerwachte Kampf für den Katholizismus sollte aber nicht allein auf die geistigen Waffen beschränkt werden; auch das drohende Schwert wurde nicht verschmäht. Ein Kardinal, der es an ungestümem Eifer allen andern zuvorthat, gab dem Pabste Paul III. den Rath, zur Verfolgung aller Ketzereien eine oberste Inquisitionsbehörde einzusetzen, und dieselbe mit großer weltlicher Gewalt auszurüsten; Ignatius Loyola unterstützte den Vorschlag auf's eifrigste; und er wurde ausgeführt. Dies Tribunal erhielt die Vollmacht, die Schuldigen hinzurichten, die Güter einzuziehen. Eine Menge der Bedrohten schworen ab, andere flüchteten nach Deutschland und der Schweiz. Zu Rom erhoben sich Scheiterhaufen; auch zu Venedig folgten zahlreiche Hinrichtungen. Wer heut zu Tage an einem milden Abend über die Lagunen Venedigs in der schwarzbekleideten Gondel dem Meere zuschifft, der bedenkt wohl selten dabei, daß 300 Jahre früher so viele unglückliche Opfer einer reinen Ueberzeugung dort in die Fluthen versanken. Die Anhänger der Reformation wurden auf das Meer geführt; man setzte sie auf ein Brett, das über zwei Barken gelegt war; auf ein gegebenes Zeichen ruderten die Barken nach entgegengesetzten Seiten, und die Unglücklichen versanken in die Tiefe; oft hörte man sie noch im Untersinken den Namen Christi anrufen.

Ein so reges, in der katholischen Kirche aufstrebendes Leben mußte natürlich auch auf die Fürsten der Kirche erfolgreich zurückwirken; und in der That sehen die nun auftretenden Päbste den früheren nicht mehr ähnlich. Schon Pabst Paul III. trug einer Kommission von Kardinälen auf, ihm Vorschläge für Reformen in der Kirche zu machen. Die hiezu verordneten Männer sprachen in ihrem Entwurfe mit der edelsten Freimüthigkeit von den Gebrechen des bestehenden Zustandes. „Welch ein Anblick — so drücken sie sich aus — für einen „Christen, der die christliche Welt durchwandert: diese Ver„ödung der Kirche! Alle Hirten sind von ihren Heerden „gewichen; sie sind alle Söldnern anvertraut.“ — Diese nun einmal begonnene Richtung wurde auf's eifrigste befördert von Paul IV. (dem ehemaligen Caraffa), 1555; sein einziges Ziel

war Wiederherstellung des alten Glaubens; in seinen letzten Jahren versäumte er keine Sitzung der Inquisition, und erlaubte selbst die Tortur, um die Mitschuldigen auszumitteln. Als beinahe sieben Jahre nach Pauls Tode, 1566, Pius V. auf den päbstlichen Stuhl erhoben wurde, war bei Pauls Freunden nur eine Stimme: „Gott hat uns Paul IV. wieder auferweckt“. Und sie betrogen sich in dieser Hoffnung nicht. Pius V. war weder von Ehrgeiz noch Habsucht beherrscht; der Sieg der römischen Kirche war die einzige Angelegenheit seines strengen Herzens; an einen unermüdlichen Zeloteneifer gab er jeden Athemzug seines Lebens hin. In Alexander VI. saß die ungeheuerste Lasterhaftigkeit, in Pius V. die überspannteste mönchische Strenge auf dem päbstlichen Throne. Pius war von niederer Herkunft und trat jung in ein Dominikaner-Kloster; auch als sein Ansehen stieg, veränderte er seine Lebensart nicht im mindesten; stets reiste er zu Fuß, einen Sack auf dem Rücken; er aß äußerst wenig. Unerbittlich war er als Inquisitor; oft sah er sich deshalb in Como den Steinwürfen des erbitterten Volkes ausgesetzt; nicht selten mußte er zu seiner Sicherheit in abgelegenen Bauernhütten die Nacht zubringen. Wer seine Bedürfnisse und persönlichen Wünsche so unbedingt an einen einzigen großen Zweck hingeben kann: der wird zu allen Zeiten Erstaunliches leisten. Eine bewundernswürdige Kraft des Willens ohne besondere geistige Anlage führte diesen Pius zur höchsten geistlichen Würde. Aber er gehörte zu den Menschen, auf welche ihre äußere Lage nicht den mindesten Einfluß übt; der päbstliche Stuhl schien ihm nicht süßer als die Zelle eines Klosters. „Ohne das Gebet — sagte er — wäre mir die Last meiner Würde unerträglich.“ Bei Prozessionen gieng er baarfuß, unbedeckten Hauptes, mit einem langen, weißen Barte. Sein Anblick soll Protestanten zum Katholizismus bekehrt haben. Seine Strafen waren so streng, daß man ihm oft bemerken mußte, er habe es nicht mit Engeln zu thun. Den Hülfstruppen gegen die Hugenotten schärfte er ein, keinem Ketzer das Leben zu schenken; dem Herzog Alba, der gegen die Niederländer gewüthet hatte, sandte er den geweihten Hut und Degen. Unter ihm hatte der Erzbischof von Mailand, Carl Borromeo, den größten Einfluß; zu Mailand stiftete er das Helvetische Collegium für

die Bildung schweizerischer Geistlicher, zur Herstellung des Katholizismus in der Schweiz. — Auch die Päbste Gregor XIII. und Sixtus V. wichen nicht von der angenommenen strengen Richtung. — Auf diese Weise war — man könnte sagen — eine andere katholische Kirche, ein anderes Pabstthum, entstanden; die Reformation hatte jetzt einen andern und viel gewaltigeren Gegner gefunden.

Mit Vorbedacht habe ich Ihnen die großen Umgestaltungen geschildert, welche im Innern der katholischen Kirche vorgiengen; denn erst jetzt werden Sie auch die allseitige Regung und Kraft begreifen, die sich bei der katholischen Partei in unserm Vaterlande kund gab. Wo jetzt die Katholiken auftraten, da sehen wir Einmuth, durchgreifende Kraft, Staatsklugheit auf ihrer Seite; aber eine Eidgenossenschaft im alten Sinne gab es nicht mehr. — Einen Beweis, wie wenig diese Partei zur Verträglichkeit und Duldung gestimmt sei, gab das Verfahren gegen die reformirte Gemeinde in Locarno. Locarno gehörte bekanntlich zu jenen schönen, blühenden Gefilden am Lago maggiore, welche von zwölf Kantonen gemeinsam beherrscht wurden; streng machten es die Katholiken geltend, daß sie die Mehrzahl unter den regierenden Orten ausmachten; darum fand die Klage der katholischen Partei in Locarno, welche die Neuerung der Reformation nicht dulden wollte, bei den sieben katholischen Orten kräftige Unterstützung. Auf einer katholischen Tagsatzung zu Luzern wurde jede Neuerung in Locarno verboten, und streng hielt sich der dortige Landvogt an diesen Befehl. Ihm erklärten die entschiedensten Reformirten, daß sie zwar in allen Stücken treue Unterthanen sein wollen; aber ihren gereinigten Gottesdienst könnten sie nicht aufgeben; hierin müßten sie Gott mehr gehorchen als den Menschen. Mit dieser ächten Christen-Freiheit verbanden sie den reinsten Edelmuth vaterländischer Gesinnung; denn als sie besorgen mußten, daß um ihretwillen die beiden Parteien in der Eidgenossenschaft zum Schwerte greifen könnten, so sandten sie an die Evangelischen Stände ein Schreiben, das wir als eins der schönsten Zeugnisse eines evangelischen Sinnes anführen müssen: „Zwar würde es uns sehr lieb sein, wenn wir „in unserem Vaterlande der theuern Gewissensfreiheit genießen „könnten. Sollte aber dadurch die Einigkeit unter den Eid-

„genossen Gefahr laufen, so bitten wir um Gottes willen, „Euch unsertwegen nicht in solche Gefahr zu bringen. Es ist „ja billiger, daß wir leiden, wenn es so Gottes Wille ist, als „daß die ganze Eidgenossenschaft in Krieg und Unheil gerathe.“ — Gerne hätte Zürich kräftig durchgegriffen; aber es stand allein, weil Bern, Basel und Schaffhausen noch zu sehr die Erinnerung an den Kappeler-Krieg vor Augen hatten, als daß sie zu thätlichem Widerstande hätten stimmen können. Zwei Schiedsrichter, Tschudi von Glarus und Kurz von Appenzell, entschieden dahin, daß die Evangelischen in Locarno innert drei Monaten mit ihrem Vermögen wegziehen und sich in die reformirten Orte begeben sollten. Im Januar 1555 erschienen die Abgeordneten der katholischen Orte, um diesen Spruch zu vollziehen; auch ein päbstlicher Legat hatte sich eingefunden; dieser suchte die Abgeordneten zu der Treulosigkeit zu bewegen, daß sie diesen Ketzern Kinder und Vermögen zurückhielten; doch hier scheiterte der wälsche Verräther an der schweizerischen Biederkeit. So mußten denn 60 Familien, im Ganzen 211 Personen, um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verlassen, und im Winter (3. März) über die mit Schnee bedeckten Berge nach Bünden hinüber wandern. Selbst Kranke, selbst Wöchnerinnen waren unter den Ausgewanderten; aber von diesen edeln Frauen erlagen einige den außerordentlichen Beschwerden einer solchen Reise in solcher Jahreszeit; sie starben auf dem Wege, und fanden frühe eine Heimath, wo Liebe und Glauben nicht mehr verkannt und verfolgt wird. In dem Dorfe Roveredo in Bünden erwarteten die Verbannten den Frühling zur Weiterreise nach Zürich. Ergreifend ist es zu lesen, mit welchem Brudersinne die Verfolgten in Zürich aufgenommen wurden, und dort bald eine zweite Heimath fanden. Sie hatten ja das Beste gerettet: sich selber, die Lauterkeit ihrer Ueberzeugung. Keine Erziehung ist für das menschliche Gemüth so heilsam und so kräftigend wie die Erziehung der Leiden und Unbill; dann erwacht in dem Menschen etwas von jenem göttlichen Gefühle, daß es in uns noch ein Gebiet gebe, wohin die Brutalität der rohesten Gewalt nicht dringen könne! — Die neuen Bürger belohnten die Gastfreundschaft Zürichs durch Talente und Gewerbsfleiß; der Seidenbau gedieh unter ihren

Händen; die Muralto, Orelli und Albertini gehören in Staat und Kirche unter die geachtetsten Namen.

Bereits haben wir einiger Frauen erwähnt, die das Opfer dieser unseligen Verfolgung wurden; gern werden Sie darum von einigen andern hören, die der drohenden Gefahr glücklich entgangen sind. Noch vor der Auswanderung hatte der päbstliche Gesandte, der Bischof Riperta, einen Versuch zur Bekehrung der Abtrünnigen vornehmen wollen, und zwar bei den Frauen. Er mochte vielleicht fühlen, wie groß der Einfluß ist, welcher von den stillen, weiblichen Kreisen auf das Leben und vorzüglich auf das religiöse und sittliche Leben ausgeht. Als die Widerspenstigsten wurden ihm Barbara von Muralto, Katharina Rosolina und Lucia Rasore beschrieben; diese drei waren aus den angesehensten und reichsten Familien; sie hatten sich durch Eifer und Uneigennützigkeit bei jedermann Liebe und Zutrauen erworben. Diese nun ließ der päbstliche Legat vorfordern; obwohl ungern, gehorchten sie dem unheimlichen Rufe. Und wer waren wohl ihre Begleiter? Die Bibel unter dem einen Arm, an dem andern ihre Männer; so erschienen diese Frauen getrost vor dem Audienz-Zimmer; aber hier wurden ihre Männer von den Priestern des Bischofs zurückgewiesen; so blieben ihnen einzig ihre Bibeln und ihre Herzen. Der Legat empfieng sie mit studirter Höflichkeit: „Ich will — sagte er — „freundlich mit euch über die Glaubensartikel reden, zu deren „Verläugnung ihr verführt worden seid.“ Auf seine Aufforderung sprachen sie ihr Glaubensbekenntniß aus, und bewiesen dasselbe mit Bibelstellen. Diese Bekanntschaft mit der Bibel war für den Bischof etwas beklemmend, und anders wußte er sich nicht zu helfen, als indem er eine lange Rede hielt, die meist mit lateinischen Stellen aus Kirchenvätern und Kirchengesetzen angefüllt, also den Frauen unverständlich war. Aber dieser gelehrte Dunst, der die Frauen hätte einschüchtern sollen, verfehlte seinen Zweck; die Frauen sprachen mit Beredsamkeit furchtlos für ihre wohl gegründete Ueberzeugung; sie appellirten am Schlusse sogar an ein Conzilium. Nun aber war die Eitelkeit des stolzen Bischofs, der sich einen leichten Sieg versprochen hatte, auf's empfindlichste verletzt. Er schickte sie mit einem scharfen, drohenden Verweise weg. Und wirklich schämte sich der gereizte Mann nicht, bei den katholischen

Gesandten eine förmliche Klage gegen die Frauen und besonders gegen die Barbara v. Muralto einzugeben. Die Gerichtsdiener erschienen in Muralts Haus; bei ihrem Eintritt ließ sich Barbara eben die Haare kämmen. Als man sie aufforderte, auf's Schloß zu kommen, bat sie nur um einige Augenblicke Zeit zum Ankleiden. Sie trat in das anstoßende Zimmer und ließ die Thüre hinter sich offen, um bei den Häschern keinen Verdacht zu erregen. In jenem Zimmer war hinter einem Schranke eine verborgene, durch aufgehängte Kleider bedeckte Thüre angebracht, welche auf den See hinausführte, wo ein Schiffchen bereit lag. Langsam öffnete sie den Schrank, als wolle sie Kleider herausnehmen; aber rasch öffnete sie im Schranke die kleine Thüre, stieg in das Schiff und ruderte, so schnell es ihre Kräfte erlaubten, weg. Glücklicher Weise erblickte sie einer ihrer Bekannten; er fährt ihr nach und rettet sie an's jenseitige Ufer. — Mittlerweile warteten die Häscher noch immer im Muraltischen Hause; sie sahen nur den Kleiderschrank, wo das weggeschobene Brett wieder vorgeschoben, und der Ausgang verdeckt war; so daß diesen Scharfsinnigen keine andere Vermuthung übrig blieb, als die Frau sei durch den Teufel fortgeführt worden, welcher mit ihr im Bunde stehe. Erst auf dem Rückwege nach dem Schlosse klärte ihnen ein Blick auf den See alles auf; ihr Aerger wurde durch das Gelächter der Umstehenden noch vermehrt. — Als man im Verdrusse nach den andern Frauen schickte, waren auch diese zeitig vor den Häschern entwichen. *) — So gaben diese Frauen ein seltenes Beispiel, wie sich der wahre Muth zu seiner Zeit mit der wahren Klugheit zu ihrer Zeit auch beim Christen vereinigen lasse.

Mit derselben harten, eisernen Consequenz wie gegen die Unterhanen handelte die katholische Partei auch gegen protestantische Nachbarn und Verbündete. Darum mußte die protestantische Reichsstadt Constanz 1548 fast ganz hülflos gelassen und an Oestreich aufgeopfert werden; denn als die Stadt von dem kaiserlichen Heere bestürmt wurde, bedrohte der katholische

*) Nach Stumpf und Orelli bei Hanhart; besonders aber F. Meyer, die evangelische Gemeinde in Locarno. 1836.

Landvogt im Thurgau die mit der Todesstrafe, welche dem bedrängten Constanz zu Hülfe eilen würden. Zwar erschien nach dem Sturme einiger Zuzug aus den reformirten Cantonen; aber bereits war die Bürgerschaft so entmuthigt und entzweit, daß die Uebergabe an Oestreich beschlossen wurde. Mit Constanz gieng für die Schweiz eine wichtige Grenzstadt verloren, die man in besseren Zeiten nicht einem mächtigen Nachbarn dahingegeben hätte. — Ebenso benutzte die katholische Partei gern den ersten Anlaß, um sich eines protestantischen Verbündeten, der Stadt Mühlhausen, zu entledigen. Mühlhausen war als zugewandter Ort mit der Eidgenossenschaft vereinigt, und hatte frühe die Reformation angenommen. Zwei Brüder Finninger von Mühlhausen waren mit ihrer Obrigkeit im Streit, und suchten bei den katholischen Orten Unterstützung, wo sie sich durch die Versicherung, daß die katholische Religion in ihrer Vaterstadt durch sie wieder siegen könnte, eine gute Aufnahme verschaffren. Aber in Mühlhausen fanden die katholischen Abgeordneten mit ihrer Verwendung für die Finninger kein Gehör; sogleich gaben die katholischen Orte der Stadt ihren Bundesbrief zurück. Die Unzufriedenen benutzten dieses Mißgeschick zur Aufreizung gegen die Obrigkeit; eine Pöbel-Regierung wurde eingesetzt, welche sich gegen die vorigen Magistraten alle Gewaltthätigkeiten erlaubte und mit noch größeren drohte. Man kannte in der alten Schweiz den Stumpfsinn noch nicht, welcher gleichgültig und thatlos solchen Maßregeln zusieht. Die vier evangelischen Orte beschlossen, die unterdrückte Obrigkeit gegen einen tyrannischen Pöbel zu retten. In der Nacht vom 14. auf den 15. Juni 1587 nahm Ludwig von Erlach an der Spitze von 1900 Mann die Stadt durch Sturm ein. Mit Mäßigung und Verstand wurde die Restauration vollzogen, der alte Rath mit einigen Beschränkungen wieder eingesetzt; nur zwei Anstifter hingerichtet. Aber für immer hatte Mühlhausen den Bund mit den katholischen Orten verloren.

Groß war die Bestürzung und der Schmerz auch in der reformirten Schweiz, als sich die Nachricht von der Pariser-Bluthochzeit verbreitete. Die reformirten Orte trafen Vertheidigungsmaßregeln, um wenigstens bereit zu sein, es möge kommen was da wolle. Wenig gutes konnten sie sich allen-

dings von ihren katholischen Eidgenossen versprechen, wenn sie bedachten, daß diese schon zehn Jahre früher auf der Kirchenversammlung zu Trient erklärt hatten: „Die katholischen Orte „ließen sich nicht verleiten, mit den ruchlosen Moabitern (den „Reformirten) Heirathen einzugehen; dagegen haben sie den „heillosen Ketzerfürsten Zwingli getödtet und verbrannt. So „lange jene sich nicht mit der katholischen Kirche vereinigen, „so werden sie einen beständigen Krieg gegen sie führen.“ *) — Dreizehn Jahre nach der Bluthochzeit (1585) wurden in den reformirten Orten die geheimen Artikel einer großen katholischen Verschwörung herumgeboten, welche zum Zwecke haben sollte, durch gemeinsame, rasch ausgeführte Gewaltstreiche den Protestantismus überall niederzuschlagen.

In Zeiten des Mißtrauens und ängstlicher Spannung wie damals hängt die Aussöhnung und Rettung zuweilen nur davon ab, ob die eine Partei mit aufrichtiger Gesinnung einen Schritt entgegenkommend sich offen und brüderlich aussprechen wolle. Dieses Mittel versuchten damals die reformirten Stände; sie verordneten eine Gesandtschaft an die katholischen Orte von Canton zu Canton, um die Einigkeit zu befestigen und die Gesinnung und Stimmung zu erforschen. Diese Gesandtschaft machte besonders geltend, daß die Trennung im Vaterlande eine politische mehr als eine religiöse sei, und daß die fremden Mächte aus selbstsüchtigen Absichten diese Trennung nährten und vermehrten. „Den Fremden (so sprachen sie) schmatzget „der Mund stets nach unsern Landen, da sie beredt sind, der „Mehrtheil sei ihr Eigenthum. Sie verhoffen, daß man durch „innerliche Uneinigkeit das bisherige aufrichtige, herzliche „Vertrauen nun zertrennen, und gemeine Eidgenossenschaft „allgemach zum Abfalle brüderlicher Liebe brächte. — Der „Eckstein zu solcher Trennung ist schon gesetzt, und viele sind „dahin gerathen, daß sie sich täglich an neue Fürsten und „Herren anhängig machen, durch Mieth und Gaben bestechen „lassen. — Und wiewohl in dem äußerlichen Gottesdienste in „der Christenheit etwas Aenderung ist, also daß ein Theil „vermeint, auf die Weis', der andre auf eine andere besser

*) Meyer, I. S. 426.

„daran zu sein: so stimmt man doch zusammen in dem Haupt-
„stücke, darauf christlicher Glaube gebaut ist, als die wir alle
„glauben in einen einigen Gott und seinen einigen Sohn,
„unsern Herrn Jesum Christum. Und mag deshalb solche
„äußerliche Aenderung nicht so viel auf ihr tragen, daß
„äußerlich Fried, Ruh und Einigkeit nicht bestehen mögen.
„Darum sollen wir der Wurzel der Zwietracht nicht Platz
„lassen zu wachsen, nämlich uns der Fürsten und Potentaten
„Botschaften entschlagen, sie abweisen als die, so geschickt
„werden, Unruh und Widerwillen anzurichten. Denen sollen
„wir in unsern Landen nicht Unterschlauf noch Platz lassen,
„denn man wohl erfahren, daß durch ihr Beiwohnung und
„fuchslistige Geschwindigkeit sie sich können in die Gemüther
„einschleichen, welche des Geldes mehr dann der Freiheit
„achten, und euch und uns wider einander hetzen. Den Frem-
„den ist aber an unserer Religion nicht so viel gelegen, als
„nur uns hiemit in Uneinigkeit zu bringen. Derhalben müssen
„wir als Glieder eines Leibes einander in Treuen meinen;
„und uns vor Gott gegen einander entschließen, unsre Eide
„und Verträge redlich zu halten. Denn diejenigen, so mit dem
„starken Bande der Einigkeit und Liebe umgeben und bewaffnet
„sind, mögen nicht bald verletzt noch zertrennt werden.“ —
Diese von vaterländischem Geiste beseelte Rede war wie eine Stimme aus einer schönern Zeit; sie enthielt die einzigen Bedingungen zu einer möglichen Vereinigung; aber diese Worte verhallten ungehört. Denn die katholischen Orte ließen im folgenden Jahre (1586) antworten: der Grund zur Trennung liege nicht in ihnen und in fremden Verbindungen, sondern in der Religion. „Wir halten dafür, daß euer und unser Glaube
„durchaus von einander verschieden sind. Die Wohlfahrt und
„Sicherheit der Eidgenossenschaft hanget an dem einzigen
„Punkte der Vereinigung des Glaubens; daher bitten wir
„euch dringendlich, daß ihr wieder in den allein selig machen-
„den Glauben treten wollet.“ *) — Noch im gleichen Jahre

*) Aus „Der alten, löblichen, mannlichen Eidgenossen beständige Vereinigung und Bündnissen geschehen zu Luzern.“ München 1588. Im Auszuge bei Hanhart und Lauffer. X. 12.

zeigten die Katholiken, wie sehr es ihnen mit dieser Antwort ein Ernst gewesen sei. Auf Antrieb der eifrig katholischen Partei in Frankreich und Spanien sandte der Papst Sixtus V. einen päbstlichen Nuntius in die katholische Schweiz, um dieselbe auf's engste an die römischen Interessen zu fesseln. Dieser Nuntius, Santonius, Bischof von Trikarien, machte zu seiner Hauptaufgabe ein besonderes, engeres Bündniß der katholischen Orte unter sich; in diesem Bestreben fand er eine Hauptstütze in dem Luzerner, Oberst Ludwig Pfyffer. Bei Eröffnung der katholischen Tagsatzung in Luzern hielt der Nuntius Messe; alle Gesandten genossen das Abendmahl, und schlossen sodann den goldenen oder Borromäischen Bund, am 5. Oktober 1586. Sie gelobten darin: 1) beim katholischen Glauben zu verharren; wer von ihnen davon abfalle, der solle zur Treue durch die andern gezwungen werden. 2) Alle sieben Orte unterstützen sich gegenseitig gegen alle Angriffe, oder wenn Angriff von ihrer Seite nöthig wird. — Im folgenden Jahre schlossen dieselben Orte, Solothurn ausgenommen, noch ein besonderes Bündniß mit Spanien, worin unter anderm den spanischen Heeren freier Durchzug durch die katholische Schweiz bewilligt wurde. — So war denn das Werk der Trennung und Auflösung vollendet, und vor aller Welt ausgesprochen, daß es keine Eidgenossenschaft mehr gebe, sondern nur noch eine reformirte und eine katholische Schweiz.

Alle die Ereignisse, welche wir sowohl in unserm katholischen Vaterlande als auch im ganzen Umkreise der katholischen Kirche als bedeutsam bezeichnet haben, hatten nur den Zweck, Ihnen eine Vorstellung von der außerordentlichen Bewegung zu geben, welche in Folge der Reformation dem Katholizismus eine ganz neue Stellung und Haltung gaben. An die Stelle lasterhafter und sorgloser Päbste waren nun sittlich strenge und thatkräftige Männer auf den apostolischen Stuhl erhoben worden; statt der unwissenden und sittenlosen Geistlichkeit erblicken wir die gewandten, unermüdlichen Jesuiten, und wo sonst Ablaßkrämer den Besseren Aergerniß gaben, da spähten jetzt die Diener der Inquisition voll Argwohns nach Irrlehrern. So sehr war alles anders geworden; es hatte den Anschein, als sollte die Reformation nur dazu dienen, dem Katholizismus zu neuer Kraft und Bedeutung zu verhelfen. Drohender und

gewaltiger als seit Jahrhunderten stand jetzt die katholische Kirche wieder da; und wer weiß, was aus dem Protestantismus damals in diesem heißen Kampfe hätte werden müssen, wenn ihm nicht eine neue Lebenskraft zugeströmt wäre! Denn menschlich betrachtet, wie schutzlos standen damals die protestantischen Kirchen jenen Angriffen gegenüber da; die ersten Begründer des bedrohten Werkes, die kraftvollen Leiter der Reformation waren ja bereits von dem Schauplatze irdischer Arbeiten und Kämpfe abgetreten. Längst schon waren Zwingli und Oekolampad in einem und demselben Jahre aus ihren Kreisen abgerufen worden; bald nach Entstehung des Jesuiten-Ordens war auch Luther einer höheren Entwickelung in der Heimath entgegen gegangen, nach welcher er schon hier glaubend aufgeschaut. Und mit vieler Wahrscheinlichkeit hätte man damals voraussagen können: in hundert Jahren werden die protestantischen Kirchen in eine unbedeutende Sekte zusammengeschmolzen sein, in eine Sekte der Art, wie sie sich zu allen Zeiten gegen das Ansehen der katholischen Kirche erhoben haben. Allein es war auch eben diesem Zeitpunkte vorbehalten, daß die Reformation ein neues Haupt, und durch dasselbe eine gesteigerte Entwickelung erhalten sollte. Diese neue Entwickelung ging von unserem Vaterlande aus, aber von dem französischen (oder besser: romanischen) Theile desselben; in Johannes Calvin erblicken wir den Mann, welcher ein neuer Eckstein der Reformation geworden ist. Es dürfte in einer gewissen Beziehung wahr sein, daß der Calvinismus die Rettung der Reformation war. Der Calvinismus hat auf die Schicksale Europa's bedeutend eingewirkt. An dieser Einwirkung auf die europäischen Angelegenheiten hatte Bern einen entschiedenen Antheil; denn ohne Bern hätte vielleicht die Reformation in Genf nicht gesiegt, und ohne den dortigen Sieg der Reformation hätte Calvin wahrscheinlich nie Genf zum Mittelpunkte seiner Richtung machen können. Man darf behaupten, daß damals Berns Auftreten zum zweiten Male eine europäische Bedeutung hatte, wie es zum ersten Male in den Burgunderkriegen der Fall gewesen. — Doch um diese Behauptungen anschaulicher zu machen, müssen wir einiges Detail der Geschichte Genfs berühren.

Genf ist vielleicht die älteste Stadt der Schweiz. *) Erst war sie die Stadt der Allobrogen an der Helvetischen Grenze; blühte dann unter der römischen Herrschaft; wurde nach der Völkerwanderung eine der Hauptstädte des Burgundischen, des Fränkischen und des Neuburgundischen Reiches, bis sie unter die deutschen Könige kam. Die Herrschaftsrechte und Einkünfte über die Stadt hatte der Bischof; sein Kastvogt und Lehenträger war der Graf von Genf; ein Vidome (Statthalter) sprach das Recht im Namen des Bischofs; wichtige Rechte besaß die Bürgerschaft; ursprünglich hatte sie Antheil an der Wahl des Bischofs; ohne ihre Einwilligung durfte der Bischof in wichtigen Angelegenheiten der Stadt nicht entscheiden; auch wählte die Gemeinde selbst ihre vier Syndiks oder Verwalter; diese wählten den kleinen Rath. Aus diesen verschiedenen Rechten und Ansprüchen des Bischofs, des Grafen und der Bürgerschaft entstanden die späteren Verwickelungen. Mit Savoyen kam Genf in ein dauerndes Verhältniß, als jenes Haus die Rechte und Besitzungen der Grafen von Genf an sich kaufte; schon war der Bischof von Genf im Begriffe, auch seine weltlichen Rechte über die Stadt an denselben Grafen Amadeus VIII. von Savoyen zu verkaufen, wenn ihn nicht die Bürgerschaft verhindert hätte; sie erklärte, gestützt auf ihre Vollmacht: sie wolle keinen andern Herrn, sondern unter der Regierung ihres Bischofs bleiben; und protestirte zugleich für immer gegen jede Veräußerung. **) Zwar wurden in der Folge die Bischöfe meist aus Gliedern des Hauses Savoyen gewählt; aber die Rechte der Grafen und Bischöfe sowie der Stadt blieben unvermischt und gegenseitig geachtet. Der Nachfolger des gerechten Herzogs Philibert (er starb 1504), Carl III., unternahm es, die ausschließliche Herrschaft über Genf an sich zu bringen; seine unrechtmäßigen Angriffe wurden zuletzt der Anlaß zur Befreiung der Stadt. Er fand ein williges Werkzeug für seine Plane in dem neuen Bischofe der Stadt, dem Johann von Savoyen, einem natürlichen Sohne

*) Die beste neuere Zusammenstellung hat M. Schuler in der Helvetia IV. Band, 1828 gegeben: „Versuch einer politischen Geschichte von Genf bis zum Frieden von St. Julien. 1603."

**) M. Schuler, S. 29.

des Bischofs Franz; alle seine weltlichen Rechte über die Stadt trat dieser an den Herzog ab; die Gemeinde aber machte Gebrauch von ihrem Rechte, einen solchen Schritt zu verwerfen. Aber die Bürger, welche für eine gute Sache, für die Rechte ihrer Vaterstadt, stritten, erfuhren eine schwere, ja blutige Verfolgung. Schon hatten einzelne Verfolgte in dem benachbarten Freiburg eine Zufluchtsstätte gefunden, und endlich gelang es einem von ihnen, dem thätigen Berthelier, 1518 eine Verbindung zwischen Freiburg und Genf zu bewerkstelligen. Aber 1519 zwingt der Herzog die Stadt durch Waffengewalt, dem Bündniß mit Freiburg zu entsagen; hart und rechtlos verfuhr nun der Bischof gegen die Eidgenössische Partei. Vaterländisch gesinnte Rathsglieder wurden entsetzt, Berthelier und Levrery getödtet und das Volk entwaffnet. Die Savoyische oder sogenannte Mammelukische Partei schien für immer gesiegt zu haben; aber die geflüchteten Verfolgten blieben in der Fremde nicht müßig. Ihnen gelang es (1528), neben Freiburg auch Bern zu vermögen, mit Genf ein Burgrecht, also ein Schutzbündniß, zu schließen. Hiemit war die Stadt gerettet, wenn auch die Bedingungen für einmal hart und ungleich waren. Es war ein Fest für Genf, als man den Bundesschwur leistete; man rief: „Die sind zur guten Stunde geboren, welche uns dies Glück verschafft haben!“ Als verrätherische Plane des Vidomes (Vizthumes) und der Mammeluken entdeckt wurden, retteten sich diese durch die Flucht; von da an hörte die Gewalt eines Vidomes oder Statthalters in Genf auf. Der neue Bischof, Peter von Bauma, war eine Zeit lang auf der Seite der Stadt; er bestätigte ihren Bund, und übergab ihr alle bürgerliche Gerichtsbarkeit. Sobald er sich aber mit dem Herzoge wieder ausgesöhnt hatte, wollte er alle Zugeständnisse durch Widerruf vernichten. Aber nun hörte die Stadt so wenig auf diesen Wollüstling, daß er im Unmuthe Genf verließ. Gegen die so kraftvoll aufstrebende Stadt stifteten die verbannten Mammeluken nebst dem benachbarten Adel eine Verbindung, welche den Namen Löffelbund erhielt, weil ein Löffel das Bundeszeichen war. Die Mitglieder des Bundes sollen nämlich gedroht haben: sie würden die Genfer mit Löffeln auffressen. Ihr Zweck war, Genf ganz abzusperren und zuletzt auszuhungern; aber die Verbündeten leisteten der bedrohten Stadt

Zuzug, und endlich erklärten Bern und Freiburg nach vergeblichen Vermittlungsversuchen dem Herzoge den Krieg. Im Oktober 1530 zogen die beiden Städte mit 10,000 Mann in's Feld; die Waat wurde sofort besetzt; das Savoische Heer zerstreute sich; das Bundesheer stand in Genf. „Und bewiesen „da (sagt Bullinger) niemanden Leid; allein trunken sie etli„chen Domherren den Wein aus, und gaben nichts darum, „vertrugen auch aus dem Predigerkloster die Götzen, legten's „in der Nacht an die Wachtfeuer und verbrannten's, wärmten „sich dabei und sagten: Also nützen sie allermeist.“ — Der Herzog wünschte Frieden; und mußte zu St. Julien versprechen, alle Feindseligkeiten abzubrechen, sich der Entscheidung Eidsgenössischer Schiedsrichter zu unterziehen, und die Waat zum Pfande für sein gegebenes Wort zu bestimmen, so daß im Fall eines Wortbruchs diese Landschaft *) den Städten Bern und Freiburg zufallen solle. Der Eidgenössische Schiedsspruch sicherte dem Herzoge die Rechte des Vidomes, der Stadt Genf alle ihre Freiheiten und Bünde. Dies wurde angenommen; ehe die Genfer die Einsetzung in das Vidomnat zugaben, verlangten sie vom Herzoge, er solle zuförderst die übrigen Punkte des Schiedsspruchs erfüllen. Hiedurch wurde die Aussöhnung zwischen Savoyen und Genf vereitelt; und der Krieg mußte folglich früher oder später wieder ausbrechen. In der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Kriege, zwischen 1530 und 1535 ist ein Ereigniß bemerkbar, das für Genf die denkwürdigsten Folgen hatte. Die Reformation gewann festen Boden und siegte nach langer Spaltung; nicht wenig war diese Veränderung durch das Benehmen des Bischofs erleichtert worden. Er handelte als ein elender Miethling; denn sobald er sah, daß seine Partei nicht die Oberhand habe, floh er feig vom Kampfplatze, und verließ zum zweiten Male — jetzt für

*) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Bern schon früher ein Augenmerk auf die Waat hatte, als 1513 Savoyen ihm als eventuellen Ersatz für seine Kosten einen Theil seiner Besitzungen zusicherte. Hierauf hat Hr. v. Sinner meines Wissens zuerst aufmerksam gemacht in „Versuch einer diplomatischen Geschichte der Edeln von Scharnachthal“, abgedruckt im Schweizerischen Geschichtsforscher.

immer — die Stadt. Noch behauptete sich die katholische Partei; einige Male drohte Blutvergießen; von den verbündeten Städten, Bern und Freiburg, wirkte jede für ihren Glauben. Die Stimmung für die Reformation wuchs, als der geflüchtete Bischof in der Nacht einen verrätherischen Ueberfall versuchte, und dann über die Stadt den Bann aussprach. Dringend forderte der Bernerische Gesandte vom Genfer-Rathe, daß er Gewissensfreiheit, d. h. die Reformation, gestatte; und drohend legte er schon den Bundesbrief auf den Rathstisch *), wenn man seinem Begehren nicht willfahren wolle. Erbittert schickte jetzt Freiburg seinen Bundesbrief zurück, und so war Bern der einzige Anhalt für Genf. Am 27. August 1535 erklärten die Syndiks die katholische Religion für abgeschafft und Verbannung über die, welche die Reformation nicht annehmen wollten; das Bisthum wurde aufgehoben.

Inzwischen mußte Genf jeden Augenblick den Wiederausbruch des Krieges von Seiten des Herzogs erwarten. Weil Bern noch zu vermitteln suchte, mußte Genf nach dem Ausbruche eine Zeit lang den Krieg ganz allein gegen die Savoyer führen. Als der Herzog ihnen Frieden und Handelsfreiheit anbot, wenn sie die alte Religion wieder herstellen wollten, so antwortete dies Heldenvolk: „Lieber zünden wir die Stadt an „allen vier Ecken an, und opfern alles auf, ehe wir dies thun! „Der Bischof kann in die Stadt kommen, wenn er Bischof „nach Gottes Wort sein will!“ Schon litt man in Genf Hungersnoth, da ließ am 29. Christmonat 1535 der Berner-Rath alle seine Landgemeinden befragen, ob sie zum Krieg gegen Savoyen für Genf gestimmt seien. Der allgemeinen Zustimmung versichert, erklärt Bern, 13. Januar 1536, den Krieg gegen Savoyen. An der Spitze von 7000 Mann eroberte Berns Schultheiß, Hans Franz Nägeli, ein Mann voll Kraft und Geschick, in eilf Tagen die ganze Waat; auch diesmal floh das Savoische Heer ohne eine Waffenthat. Sehr erleichtert wurde diese Eroberung durch den Umstand, daß gleichzeitig auch Frankreich den Krieg gegen Savoyen erklärt hatte. Klug wurde die Eifersucht von Freiburg und Wallis beschwichtigt,

*) M. Schuler, S. 42.

indem man auch diesen Nachbarn einigen Antheil an der Eroberung gestattete.

Nur ein Verhältniß war noch zu erörtern. Sollte Bern die Bundesstadt von Genf bleiben, oder jetzt die Herrscherin desselben werden. Und wirklich machte Bern anfangs Ansprüche an alle ehemaligen Rechte des Herzogs und des Bischofs geltend. Mit Recht machte Genf dagegen die dringendsten Vorstellungen; blos um frei zu bleiben, hatten sie sich geweigert, Frankreich als Protektor anzuerkennen. „Hätten wir“ — so sprachen sie — „einen Herrn uns geben wollen, so hätten wir „die bisherige Mühe und Kosten ersparen können; wir wollen „die Früchte davon nicht verlieren.“ — Man würde erröthen, wenn die edlere Gesinnung in Bern über ein solches egoistisches Treiben nicht gesiegt hätte. Am 7. August wurde der Bund mit Genf auf fünfundzwanzig Jahre verlängert.

Durch die Eroberung der Waat, wo bald die Reformation eingeführt wurde, nahm Bern eine andere Stellung gegen das In- und Ausland ein; für die Schweiz und für den Protestantismus war eine der reizendsten Landschaften Europa's gewonnen. Und erst jetzt wurde es möglich, daß Genf — nun befreit und gesichert und an diese Nachbarschaft angelehnt — der geeignete Boden und Mittelpunkt des Calvinismus werden konnte. So stehen wir also vor der Erscheinung des großen Mannes, der nicht allein Genf, sondern die Gestalt der protestantischen Welt umänderte.

Sechste Vorlesung.

Ehe wir zur Schilderung von Calvins Leben und Wirksamkeit übergehen, wollen wir uns mit einem Manne bekannt machen, welcher in Genf Calvin den Weg bereitet, und überhaupt für die Reformation in der französischen Schweiz außerordentlich gewirkt hat. Es ist dies Wilhelm Farel. *) Diesem heldenmüthigen Manne hat man nicht nur während seines Lebens, sondern nach seinem Tode und seither noch immer schweres Unrecht gethan; so daß es sich auch an ihm bewährte, wie halbwahr, ja wie geistig-übermüthig die Behauptung Schillers ist, daß die Weltgeschichte auch das Weltgericht sei. Wo Sie von Wilhelm Farel lesen, werden Sie ihm immer das schiefe Beiwort „der wilde“ beigelegt finden; **) und so hat man sich am Ende gewöhnt, sich unter „dem wilden Farel“ einen blinden Fanatiker zu denken; bis sein Biograph Kirchhofer die Wahrheit gegen Vorurtheile rettete. Möchte es mir gelingen, Ihnen eine lebendige und treue Vorstellung von einem Manne zu geben, der mit größerem Rechte als andere Reformatoren die Worte des Apostels auf sich anwenden durfte: „Ich habe „mehr Schläge erlitten, ich bin öfter gefangen, oft in Todes„nöthen gewesen; ich bin oft gereiset; ich bin in Gefahr ge„wesen; in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und „Durst, in Frost und Blöße.“

*) Die Hauptquelle für die Kenntniß dieses Mannes ist die mit großer Gründlichkeit geschriebene Biographie dieses Reformators von Herrn Kirchenrath Melch. Kirchhofer: „Das Leben Farels, aus den Quellen bearbeitet.“ 2 Bde. Zürich 1831 und 1833.

**) Selbst Schuler in seiner Geschichte Genfs ist von dieser Ungerechtigkeit nicht frei.

Wilhelm Farel war zu Gap in der Dauphiné 1489, also sechs Jahre nach Luther, von wohlhabenden adelichen Eltern geboren. Ungern willigten die Eltern in den Entschluß ihres Sohnes, sich den Wissenschaften zu widmen. Er war in den strengsten Begriffen über das Pabstthum erzogen, und demselben eifrig ergeben; dieser Eifer wurde von seinen Bekannten an ihm gepriesen. Er liebte die Strenge der Mönche, und besuchte gern die einsamen Klöster der Karthäuser; die Bilder der Heiligen schmückte er emsig mit Blumen, und versäumte nie die Gebete zu ihren Füßen. Aber bei all dieser Werkheiligkeit fand er doch, daß in seinem Innern etwas Unbefriedigtes blieb. In dieser Stimmung fieng er an, die heilige Schrift zu lesen, wo er sich auf einen ganz andern Weg zur Seligkeit angewiesen fand, als er bisher gelehrt worden war. Aber die Erleuchtung, welche ihm hier entgegen trat, war ihm zu ungewohnt, zu folgenreich, als daß er sich ihr sofort hätte überlassen können; es gieng ihm, wie es uns allen geht, wenn uns eine unerwartete Freude oder Kunde zu Theil wird, welche unser Schicksal bedeutend verändert; wir vermögen anfangs selten daran zu glauben. Zweierlei wirkte jetzt zusammen, um den ersten, heilsamen Einfluß nicht verloren gehen zu lassen: Farels würdiger Lehrer, Jakob Faber, ein Greis, dem erst in seinem spätern Alter die Nothwendigkeit einer Veränderung recht fühlbar wurde. Einst nahm er seinen Schüler, Farel, bei der Hand und sagte ihm: „Gott wird die Welt erneuern und du wirst davon Zeuge sein.“ Auch in seinen Schriften sprach er in dieſem Sinne: „Gott wird bald den in den menschlichen „Herzen erstickten Funken wieder anfachen, daß auf's neue „zurückkehre der Glaube, die Liebe und ein würdigerer Gottes„dienst. — Wir wollen dem Sicheren folgen, und das Zweifel„hafte verlassen. Es ist nur eine Religion, ein Grund und „Zweck derselben, ein Haupt — Christus, das man allein achten „und ehren muß.“ — Neben diesem geliebten Lehrer wirkte noch ein anderer aus der Ferne nicht minder auf Farel, Luther, dessen Schriften auch in seine Hände kamen, und den Schwankenden mächtig stärkten. Umgang mit einem in den Klostermauern evangelisch gesinnten Freunde und fortgesetzte Lektüre der heil. Schrift führten ihn vollends der Wahrheit zu; er erkannte, wie der Mensch für die Erde und für den Himmel

nur in dem Heilande sein Glück finde; dieser Glaube wurde nun der Pulsschlag seines Herzens; er sagt selbst: „Für die „im Pabstthume verstrickte Seele ist die Aufdeckung der Miß„bräuche desselben so bitter und unerträglich, daß der Mensch „darüber verzweifeln oder seinen Verstand verlieren müßte, „wenn nicht die angenehme Lehre des Heils durch Christum so „klar leuchten würde.“ — Farel gehörte zu den Menschen, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern alles gerne ganz und ungetheilt thun möchten. Wie er früher von ganzem Herzen dem Pabstthume angehangen, so schenkte er jetzt seine ganze Seele, ja den ganzen Menschen dem Evangelium; und er kannte kein schöneres Ziel, als andere Menschen dem Irrthume zu entreißen, dem er endlich entronnen war. In Paris und Meaux trat er als Lehrer auf; als ihn persönliche Unsicherheit von dort wegtrieb, wirkte er in Basel, dann in Mümpelgard und Straßburg. Darauf entschloß er sich, in Bern an Berthold Hallers Seite für das Evangelium zu wirken. Er wußte wohl, wie viel Bitteres noch seiner warten könne: „Das blieb mir nicht verborgen — schreibt er — und „ich sah allem unerschrocken entgegen, da ich nichts suchte als „der Unwissenheit des Volks zu Hülfe zu kommen nach der mir „von Gott gegebenen Gnade. Kreuz, Verfolgung und die „Stricke des Satans blieben nicht aus; ja sie kamen über mich „auf eine fast unerträgliche Weise; aber der seine Kinder lie„bende Vater unterstützte mich, und thut es noch, und wird „es ferner thun, da er seine Verheißungen an denen erfüllt, „welche auf ihn hoffen.“ Mit diesem Vertrauen (gewiß mit der besten Waffe) ausgerüstet, trat Farel in der Bernerischen Herrschaft Aelen auf. Aelen oder Aigle liegt in dem fruchtbaren Rhonethale am Ausgange des Wallis gegen den Genfer-See hin. Hier fand er Widerstand aller Art, bösen Willen, Unsittlichkeit, Unverstand, Rohheit. In der benachbarten Gemeinde Olon begann die Reihe von Mißhandelungen, denen Farel auch in der Folge ausgesetzt war; als er dort predigte, überfiel ihn ein Eiferer, schlug ihn und wußte einen Haufen Weiber aufzuwiegeln, den Farel auf dieselbe Art zu mißhandeln. Von Bern aus wurde hierauf jedes von diesen Weibern zu einer Strafe von fünf Pfunden verurtheilt.

Nach dem ersten Kappeler-Kriege 1529 unternahm Farel, von Bern unterstützt, Missionsreisen in die Waat, nach Murten und den benachbarten Gegenden, mit verschiedenem Erfolge, sodann in Neuenburg, wo später sein bleibender Wirkungskreis sein sollte. Ein wüthender Bilderſturm war aber bei jenem leicht erregbaren Volke (1530) oft im Gefolge von Farels Predigten. Farel täuschte sich über Erfolge dieser Art nicht; er wußte, daß es leichter sei, ein Bild wegzuräumen, als den Götzen im eigenen Herzen. „Wie groß (sagt er) ist die Bahn, „die wir durchlaufen müssen; wie weit sind die Menschen von „der christlichen Reinheit, Unschuld und Liebe entfernt. Wie „viel Unkraut ist noch auszurotten, bis der neue Boden den „Samen empfangen kann; wie viele Leiden zu erdulden, wie „viele Anstrengung, wie mancher gefährliche Feind bleibt übrig. „Wahrlich, es sind starke Arbeiter nöthig, die aussäen, ohne „Hoffnung, reichlich zu erndten.“ Einem jungen Mitarbeiter schrieb er: „Nicht Muße, sondern Geschäfte warten auf dich; „keine andere Ruhe als nach vollbrachtem Tagewerk; kein Lohn, „wenn du nicht zuerst auf deine Kosten lebest. Ueberdieß muß „man Schmach erdulden, Undank für geleistete Dienste, Scha„den für den Nutzen.“ — Fleißig wanderte Farel in die Gemeinden, wo er Aufnahme fand, besonders nach Neuenburg. In Valangin predigte er, während ein Priester die Messe las; Farels Gefährte riß dem Priester die Hostie aus den Händen und zeigte sie dem Volke mit den Worten: „Das ist nicht euer „Gott, den ihr anbeten müßt. Derselbe ist erhaben im Himmel „in der Herrlichkeit seines Vaters, und nicht in den Händen „euerer Priester, wie sie euch vorgeben.“ Der ergrimmte Priester ließ die Sturmglocke läuten und mit Mühe entgieng Farel mit seinem Gefährten der Volkswuth; aber der Priester lauerte ihm an der Spitze eines Haufens von Männern und Weibern auf; und als die beiden Verhaßten in der Abenddämmerung durch einen Engpaß heimkehren wollten, wurden sie mit Steinen begrüßt und grausam geschlagen. Den Farel schleppten die Priester in die Kapelle, wo sie ihn zwingen wollten, vor einem Marienbilde niederzuknien. Er aber, halbtodt und in den Händen dieser Wüthenden, entgegnete: „Ihr „sollt anbeten den einigen Gott im Geist und in der Wahr„heit, und keine leblosen Götzen.“ Nun schlugen sie ihn von

nenem, so daß sein Blut die Wände der Kapelle färbte. Aus dem Gefängnisse retteten ihn hierauf die herbeieilenden Bürger Neuenburgs. — Solche Erfahrungen, unter denen auch Muthige erliegen wären, vermochten Farel weder zu ermüden noch zu schrecken. Bald darauf sehn wir ihn in Orbe einer ähnlichen Behandlung ungebeugt entgegen gehn. Kaum hatte er angefangen zu predigen, so unterbrach man ihn mit Pfeifen, Schreien und mit Schimpfworten („du grober Hund, Ketzer, Teufel" u. s. w.), deren Aufzählung Sie mir gerne ersparen werden. Farel fuhr ruhig fort; aber nun fiel man über ihn her, und nur der Vogt entzog ihn den reichlichen Schlägen der Erbitterten; er nahm den Mißhandelten an den Arm und führte ihn zu seiner Herberge. Als Farel am folgenden Tage vom Rathhause zurückkehrte, umringt ihn ein Trupp Weiber, reißt ihn zu Boden und bedeckt ihn mit Faustschlägen. Aus dieser verzweifelten Lage befreit ihn ein Edelmann, Peter von Glairesse. „Um Verzeihung, meine Damen — sagt er, unter sie tretend — dieser Mann steht unter meinem Schutze." Diese Weiber waren eigentlich von einer vornehmen Freiburgerin, Elisabetha Reif, der Gattin des Herrn von Arnay, angestiftet. Doch — merkwürdig genug — wurde gerade diese Frau eine Anhängerin des Glaubens, den sie vorher so leidenschaftlich verfolgt hatte, und ihr Mann theilte ihre Ueberzeugung. — Auch nach solchen Auftritten fuhr Farel fort, in Orbe zu predigen; Unterbrechungen aller Art wurden versucht; die Kinder mußten mitten in der Predigt ein großes Geschrei erheben; ein anderes Mal zuckte man mit Schwertern gegen ihn. Bei jeder Predigt saß einer unter der Kirchenthüre und suchte den Farel aus vollem Halse zu überschreien. Sechs Tage hindurch predigte Farel zweimal täglich. Hier schloß er die Freundschaft mit Peter Viret, die dauernd blieb, weil sie auf die Liebe zu einem Dritten, Größeren, Ewigen gegründet war. Einige Zeit nachher drohte ihm in St. Blaise bei Neuenburg der Tod durch neue Mißhandlungen. Sein Körper begann nach solchen Leiden zu unterliegen; matt und Blut speiend kehrte er nach Murten zurück. Ein neuer Mordversuch wartete seiner im Benediktinerkloster zu Granson. Kräftig sprach Bern für den leidenden Helden: „Wo ihm etwas begegnet, wollen wir „dermaßen darzu thun, daß jeder spüren muß, daß wir auch

„an dem Orte Herren sind, und nicht leiden wollen, daß sonst „Gott und sein tröstliches Wort und die dasselbige fürtragen, „vertraget und besonders von unsern Unterthanen unterdrücket „werden.“ — In der Barfüßerkirche zu Granson unterbrach Farel die Predigt eines Mönchs am Johannes-Feste; aber theuer kam ihm diese Unterbrechung zu stehen. Der Castellan griff ihn mit Worten und mit Schlägen an; dies war das erwünschte Losungszeichen; Vorsteher, Mönche, Laien, alles stürzte auf Farel und seinen Freund los, man warf sie zu Boden, trat sie mit Füßen. — Ein Vorwurf trifft den Farel, daß er die wilde Bilderzerstörung nicht hemmte; wenn aber die Berner über seine Hitze klagten, so beklagte er ihre Lauheit: „Es giebt wohl solche, welche das reine Christenthum wollen; „aber mit welchem Ernste, das weiß Gott! Die Berner arbeiten „nicht so eifrig für die Lehre Christi, wie die Freiburger für „das Pabstthum.“

Im Spätjahr 1531 kam Farel, nach einem gefährlichen Besuche der Waldenser in den piemontesischen Thälern, in Genf an. Hier hatte bereits die Reformation vielen Anhang; manche Anhänger derselben kamen zu Farel in seine Herberge, um bei ihm Belehrung zu suchen. Freundlich ließ sich die bürgerliche Obrigkeit für ihn stimmen; aber bald erschien eine Vorladung vor den Generalvikar, wo die Geistlichkeit versammelt war; eine religiöse Unterredung war der Vorwand seiner Berufung; aber ins Geheim lauerte eine andre Absicht. Unerschrocken erschien Farel in Begleitung zweier Syndiks und eines Hauslehrers, Olivetan. Schon auf dem Wege erfuhren sie Beschimpfungen. In der Versammlung wurden sie mit Schmähungen begrüßt: „Komm nur — sagten die Domherren — „du garstiger Teufel, Farel. Bist du getauft? Woher bist du? „Was ziehst du allenthalben herum, die ganze Welt in Unruhe „zu bringen? Wo kommst du her? Wer lud dich in diese „Stadt ein? Wer giebt dir Vollmacht, zu predigen? Bist du „nicht der, welcher in Aelen und Neuenburg die lutherische „Ketzerei ausgebreitet, und überall das Volk verwirrt? Warum „kommst du, um im ganzen Lande und hier ketzerische Saat „auszustreuen?“ Würdevoll antwortete Farel: „Mein Herr, „ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des „heiligen Geistes, und bin kein Teufel. Bald da, bald dorthin

„komme ich, um Jesum Christum zu verkündigen, der am „Kreuze für unsre Sünde starb, und für unser ewiges Wohl „erstanden ist. Jeder, der an ihn glaubt, wird das ewige Leben „empfangen, der Ungläubige aber verdammt werden. Dazu „bin ich von Gott, unserm guten Vater, gesandt als ein Bote „Jesu Christi, und verbunden, ihn allen denen zu verkündigen, „die mich hören wollen. Ich bin hieher gekommen, um zu „sehen, ob jemand meine Predigt hören wolle, und stehe bereit, „euch Rechenschaft zu geben von meinem Glauben und meiner „Predigt. Nicht in des Menschen, sondern in Gottes Namen „gehe ich aus, weit entfernt, das Land oder diese Stadt in „Unruhe zu setzen. Nicht ich bringe solche Verwirrung, sondern „ihr und euer Anhang verwirren die ganze Welt und diese „Stadt durch Menschensatzungen und unehrbaren Wandel.“ Man hieß ihn abtreten, um sich zu berathen. Aber kaum war Farel aus der Thüre getreten, so schoß ein Diener des General-Vikars mit einer Büchse auf ihn; glücklicher Weise zersprang das Mordgewehr in seinen Händen. Gefaßt wandte sich Farel gegen ihn: „Deine Schüsse erschrecken mich nicht.“ Wiederhereingerufen, wurde ihm angezeigt, daß er in drei Stunden bei Verlust des Lebens die Stadt verlassen sollte. Als Farel einwenden wollte: „Ihr verurtheilt uns, ehe ihr uns angehört habt!“ so stand einer der Vornehmsten mit den Worten auf: „Er hat Gott gelästert; was bedürfen wir weiter Zeugnisse? Er ist des Todes schuldig.“ — „Fort mit ihm in die Rhone!“ hieß es von allen Seiten. Einige Domherrn nannten ihn einen Gesandten aller Erzteufel; sie traten ihn mit Füßen, und schlugen ihn mit Fäusten in's Angesicht. „Es ist besser (meinten andre), daß dieser lutherische Ketzer sterbe, als daß das Volk von ihm verführt werde.“ — „Redet doch lieber Gottes Wort als des Kaiphas!“ rief Farel unentmuthigt. Die Antwort dieser geistlichen Hirten war: „Tödtet den lutherischen Hund!“ Man warf sich auf ihn und die Mißhandlungen begannen von neuem; sein Leben stand in der größten Gefahr. In diesem furchtbaren Augenblicke wagte es ein einziger Mann, den Tobenden entgegen zu treten; dies war der Syndik Wilhelm Hugue. Mit edelm Unwillen warf er ihnen ihre Wortbrüchigkeit vor und drohte die Sturmglocke ziehen zu lassen. Noch beim Wegziehen zuckte einer den Dolch gegen Farel; aber der Syndik

hielt den Arm des Wüthenden zurück. Am folgenden Tage wurde Farel über den See in Sicherheit gebracht; sein erstes Geschäft war, einen jungen Prediger, Anton Froment, nach Genf zu senden. — Später (1533) kehrte er selbst wieder in die Stadt zurück, und wirkte unermüdlich für den Sieg der Reformation. Eines Tages sollten er und seine Freunde vergiftet werden; aber gerade an diesem Tage hatte er beschlossen zu fasten. — Als endlich die reformirte Partei die Herrschaft errungen hatte, begann erst die Aufgabe der Reformatoren sich zu steigern. Ueberall ermahnte jetzt Farel zur Eintracht; man verband sich durch einen Versöhnungsschwur; die gesammte Bürgerschaft erklärte sich feierlich für die neue Lehre.

Indessen, es ist noch die Frage, ob Farel wirklich dem Werke gewachsen war, worauf es jetzt ankam. Bisher hatte man gegen Irrthum und Aberglauben gestritten; man hatte ausgereutet; nun aber sollte man begießen und pflanzen. An die Stelle des Aberglaubens hätte Unglauben treten können; gerechte Freiheit konnte in schrankenlose Frechheit ausarten. Wohl war in Genf die römische Kirche gestürzt; aber damit war eine evangelische Kirche noch nicht auferbaut. Dies fühlte Farel wohl, und sehnsuchtsvoll sah er sich darum nach einem tüchtigen Mitarbeiter um. Dieser erschien zur rechten Stunde. Johannes Calvin kam in Genf an mit dem Vorsatze, nur eine Nacht dort zuzubringen, um sogleich nach Basel und Straßburg weiter zu reisen. Allein es bewährte sich auch an ihm, daß oft der wandelbare Mensch denke, was Gottes Weisheit anders lenke und besser. Farel begab sich sogleich zu Calvin, um ihn für Genf zu gewinnen. Calvin zog ein stilleres, seinen Studien gewidmetes Leben vor. Da wandelte sich endlich Farels freundliche Bitte in feierlichen Ernst: „Du hast keinen „andern Vorwand — sagte er — mir meine Bitte abzuschlagen „als deine Neigung zu den Studien; aber ich kündige dir im „Namen des allmächtigen Gottes an: wenn du nicht mit mir „das heilige Werk treibst, zu welchem ich berufen bin, so wird „dich Gott heimsuchen, da du deine Bequemlichkeit dem Dienste „des Herrn vorziehst!“ Diesem Rufe widerstand Calvin nicht länger; er blieb als Prediger und als Lehrer der Theologie. Damit war Genfs Geschick entschieden.

Um uns später nicht zu unterbrechen, so führen wir hier noch an, was zu Farels weiterer Charakteristik gehört. Wilhelm Farel arbeitete mit dem alten Feuereifer an Calvins Seite. Als sie Genf verlassen mußten, folgte er in Basel einem Rufe nach Neuenburg, wo er keine Mühe und keinen Undank scheute, um für jene Stadt das zu werden, was Calvin für Genf war. Haben wir bis jetzt den Kämpfer in so vielen Drangsalen und Arbeiten begleitet, so folgen Sie dem viel Geprüften gewiß auch gerne in sein stilleres, häusliches Leben, und hören, wie er über diese Seite unserer menschlichen Verhältnisse eben so zart als tief denkt und sich ausspricht: „Helfen — sagt er — „ist der Liebe Ziel. Ist in der Ehe die leibliche Verbindung „innig, um wie viel mehr wird sie die geistige fördern, die „auf Liebe und wahrer Freundschaft beruht. Das nehmen wir „deutlich an denen wahr, die nach den göttlichen Ordnungen „in der Ehe leben, wie die Liebe an Wohl und Weh des an„dern Antheil nimmt. Welche Gelegenheit zur Ausübung der „heiligsten Pflichten bietet nicht dieser Stand denen an, die „wachsen wollen in aller Tugend! Welche Freude gewährt er „über die Fortschritte im Guten; wie sehr treibt er an, immer „besser zu werden! Bricht ein Ungemach herein, wie entwickelt „sich hier die thätigste Theilnahme! So wahr ist es also, daß „die Pflichten der Liebe in keinem Stande so vollkommen wie „in der Ehe ausgeübt werden. Denn Er, der die Liebe selbst „ist, hat sie eingesetzt und geehrt; derjenige aber, welcher ein „Mörder von Anfang an und der Haß selbst ist, hat sie auf„gehoben und geschändet.“ — So dachte Farel mit christlicher Lebensweisheit über ein Verhältniß im Leben, von dem allerdings das Wohl der Staaten und der Familien in letzter Instanz abhängt. Ihm als Christen stand es fest, daß wir hier nur im Vorhofe eines höheren und freieren Daseins stehen; dieser Standpunkt gab ihm das Maß für alle besonderen Verhältnisse; darum betrachtete er auch das Familienleben als eine Schule, worin unsre besten Kräfte geübt, wo die Seele für ihre Heimath erzogen werden solle. — Farels bisherige Schicksale hatten es seinem Pflichtgefühle nicht gestattet, die engeren Bande der Familie zu knüpfen; sein Leben war ja eine Reihe von Leiden, von Kämpfen, von Entbehrungen gewesen; in diesem äußeren Sturme hatte er nur eine, die

höchste Liebe bewahrt. Nun aber war sein Wirken ruhiger und sicherer geworden; auch bedurfte er liebreicher Pflege. Von dieser Rücksicht geleitet, trat der 69jährige Greis in die Ehe. Sein einziges Kind überlebte ihn aber nicht lange. In seinem hohen Alter war es ihm noch vergönnt, auf mehreren Reisen in seinem Vaterlande und in seiner Vaterstadt zu wirken. Als er hörte, sein Calvin liege auf dem Todbette, so ließ sich der Greis nicht abhalten, sogleich nach Genf zu eilen; er stärkte sich und ihn durch eine brüderliche Unterredung. „O daß ich nicht für ihn sterben konnte! schrieb er nachher — „Welch einen schönen Lauf hat er glücklich vollendet. Gott „vergönne uns, daß wir unsern Lauf auch so beschließen!“ — Bald sollte ihm dieser Wunsch gewährt werden. Die Erschöpfung nach einer Reise (nach Metz) warf ihn endlich auf das Todbett; aber auch hier verließ ihn die Kraft nicht, die ihn während seines Lebens so wunderbar gehalten hatte. Wer zu ihm kam, den ermahnte, belehrte, erbaute er. Erstaunt sagten seine Freunde unter einander: „Seht, der Mann bleibt sich „immer gleich. Nie war er über eine Gefahr bestürzt, und „wenn wir alles aufgaben, so blieb er standhaft, fest, ver„trauend seinem Herrn, und richtete uns alle durch seinen „Heldensinn auf.“ So entschlief Wilhelm Farel, den 13. September 1565, mit dem Glauben und in der Hoffnung, die ihn nie verlassen und nie getäuscht hatte. Hätte man ihm eine Grabschrift gesetzt, so hätten es die Worte der Offenbarung sein müssen: „Ich weiß deine Werke und deine Trübsal und deine „Armuth, du aber bist reich. Sei getreu bis an den Tod, so „will ich dir die Krone des Lebens geben.“ — Verehrte Zuhörer! Es giebt Menschen, von denen es scheint, als seien sie bloß darum auf der Erde, um uns einen Eindruck von dem Frieden, von der innern Beglückung zu geben, wodurch das Leben erst schön und gesichert wird. Ueberall ist ihnen Ruhe und Liebe mitgegeben; es ist dies gleichsam die sittliche Atmosphäre, die von ihnen ausgeht. Die große Welt kennt sie nicht, und der schaulustige Pöbel weist nicht mit Fingern auf sie; wo sie vollen Anklang finden, da öffnet sich ihr Inneres. Aber nicht allen ist dieses Glück beschieden; andere sind dazu bestimmt, im Sturm und im Gewitter aufzutreten; im äußeren Widerstreit, in Verkennung und Hohn müssen sie der Wahr-

heit Zeugniß geben, ohne die sie nicht leben möchten. Ihre Liebe ist nicht minder groß, nur in anderem Rahmen. Beide haben ihre Erndte und ihren Lohn. Farel und Calvin gehören zu den letztern.

Johannes Calvin, dessen Ankunft in Genf wir erwähnt haben, war 1509 zu Noyon in der Pikardie geboren; *) sein Vater Gerhard hatte ihn schon frühe für den geistlichen Stand bestimmt, weil er in dem Knaben einen ungewöhnlichen Ernst neben früh entwickelter Religiosität wahrnahm. Nachher änderte er seinen Plan, weil er von einer juristischen Laufbahn mehr Ehre und Gewinn für seinen Johannes erwartete; und gerne willigte der Jüngling in die Veränderung, da bereits sein Glaube an die Lehren der römischen Kirche erschüttert war. Dieser erste reformatorische Einfluß gieng von einem seiner Verwandten, Robert Olivetan, aus, der ihn auf die Schrift hinwies. Auf der Universität Orleans studirte er neben der Rechtswissenschaft mit ähnlichem Erfolge die Theologie, und vor allem die Grundlage christlicher Theologie, die h. Schrift; schon dort kam er als Studirender im Stillen mit allen denen in Berührung, welche eine reinere religiöse Erkenntniß suchten. Um aber so verschiedenen Bestrebungen genügen zu können, um ein ausgezeichneter Jurist und Theologe zu werden, und zur gleichen Zeit noch lebendig auf die Menschen zu wirken — dazu war neben großen Anlagen eine strenge Benutzung der Zeit erforderlich. Es ist stets das Merkmal eines überlegenen Geistes, daß er gleichsam aus dem Felsen das Wasser herausschlägt, daß er (mein' ich) in einer verhältnißmäßig beschränkten Zeit dennoch das Außerordentliche leistet; dies gelingt besonders durch die Benutzung von Augenblicken, welche man sonst gewöhnlich gedankenlos verschleudert. Diesen Zug werden wir bei Calvin auch später als bemerkenswerth hervorheben. Seine damaligen Freunde erzählten: meist habe er nur sehr wenig zu Nacht gespeist, um dann bis um Mitternacht seine Studien fortzusetzen; was er gelesen, habe er auf seinem Lager überdacht und in sich reifen lassen. So erwarb er früh jene erstaunliche

*) Man vergleiche: Vita J. Calvini a Theodoro Beza accurate descripta; und Henri, das Leben Calvins. 2 Bände; Hamburg bei Fr. Perthes.

Gelehrsamkeit und Klarheit, die wir an ihm bewundern; aber auch die Schattenseite blieb nicht aus, die frühe Kränklichkeit, welche meist die strafende Folge durchwachter Nächte ist. Aber Calvin dachte nicht an Hemmungen seiner Hülle, wenn nur sein Geist den Durst nach Wahrem und Ewigem stillen konnte. *) — Auf der Universität von Bourges verband ihn eine wissenschaftliche und religiöse Freundschaft mit dem Deutschen Melchior Wolmar von Rothweil, Professor der griechischen Sprache. — Eigene Forschung und der Umgang mit protestantisch Gesinnten entschied ihn in der Folge ganz für die Reformation. Oeffentlich trat er mit seiner Gesinnung auf eine ganz besondere Weise hervor; der Rektor der Pariser Universität sollte nämlich eine lateinische Rede bei einer festlichen Gelegenheit halten; da er vielleicht mit der Verbindlichkeit nicht auch die Fähigkeit oder die Lust dazu verband, so übernahm es Calvin, die Rede für den Rektor niederzuschreiben. Er that dies, indem er freie protestantische Grundsätze in dieselbe einwob, die der Rektor wahrscheinlich arglos vortrug. Calvin entging damals noch einer Verfolgung; doch hielt er es 1534 für gerathen, Frankreich zu verlassen. In Basel widmete er dem Könige Franz I. sein berühmtestes Buch: „Unterricht in der christlichen Lehre“ (Christianae religionis Institutio); vielleicht hat der Geist des evangelischen Protestantismus kein Werk hervorgebracht, welches so durchdacht, so in sich zusammenhängend ist und auf solchem Glaubensgrunde ruht, wie diese Schrift von Calvin. **) Nach einem Aufenthalte in Italien wünschte Calvin sich in Basel oder Straßburg niederzulassen; aber auf der Durchreise hielt ihn — wie wir gesehen haben — Farel in Genf fest.

Calvin fand in Genf ein dornenvolles Feld der Wirksamkeit. Es galt nun, auf den Trümmern der römischen Kirche eine

*) „Quibus continuatis vigiliis ipse quidem solidam eruditionem et excellentem memoriam est consequutus, sed illam vicissim, ut verisimile est, ventriculi imbecillitatem contraxit, quae varios ipsi morbos et tandem etiam intempestivam mortem attulit.“ Beza.

**) „An diesem Stein haben viele Papisten den Kopf verstoßen“, sagt J. Hottinger in der Helvetischen Kirchengeschichte. III.

evangelische Kirche zu erbauen; aber hierin gerade fand er den heftigsten Widerstand; denn durch die lange Dauer der religiösen und politischen Kämpfe waren in Genf allmälig alle Bande locker geworden. Viele meinten, das reine Christenthum bestehe in Zerstörung der Bilder; andern war es um eine völlige Ungebundenheit des Lebens zu thun. Diesen entgegen hatten die Reformatoren die Bürgerschaft zur Beschwörung der neuen Confession und kirchlichen Ordnungen bewogen. Auf der Kanzel sprachen sie heftig gegen Unsitte oder Irreligiosität; Einzelne wurden so wenig verschont als die Regierung, wenn sie sich verfehlte; der blinde Corault griff in seiner Predigt rücksichtslos die Art an, wie die Regierung die Gerechtigkeit verwalte; er verglich sie mit Fröschen und Ratten, die sich nur wohl sein lassen. Diese sich mächtig Bahn machende Richtung, verbunden mit der streng gegen Vornehme und Geringe ausgeübten Kirchenzucht, rief eine entgegengesetzte Partei hervor, welche man mit dem Namen „Libertiner“ bezeichnete. Diese klagten, man wolle ein neues Papstthum aufrichten und die Kirche tyranniſiren. Durch ihren Einfluß ließ sich der Rath bewegen, den Calvin und die andern Geistlichen wiederholt aufzufordern, sich aller heftigen Angriffe auf der Kanzel zu enthalten, und endlich (1537), sich nicht in Politik zu mischen. Der Bruch wurde offen, als sich die Prediger weigerten, einige an sich unwichtige kirchliche Gebräuche auf Geheiß des Rathes (um Uebereinstimmung mit Bern zu erlangen) zu verändern. Die Geistlichen verlangten Aufschub, und behaupteten, nicht die Regierung, sondern einzig die Kirche sei berechtigt, solche Veränderungen zu unternehmen. Bei steigender Unordnung erklärten sie: ihr Gewissen gestatte es ihnen nicht, nächste Ostern das Abendmahl in einer Stadt auszutheilen, wo so viel Böses geschehe. *) Das Verbot zu predigen, achteten sie nicht; sie hielten Gottesdienst, theilten aber die Sakramente nicht aus, obwohl man drohend gezogene Degen sah. Am folgenden Tag folgte ohne ein Verhör die Verbannung (1538). „Besser ist es — erwiederten sie — Gott zu gehorchen als den Menschen.“ Calvin hatte bisher ohne irgend einen Gehalt sein Amt verwaltet; er durfte wohl sagen: „Hätte ich Menschen gedient,

*) Kirchhofers Farel, Bd. I., S. 241.

„so wär' ich übel belohnt; aber es kommt mir wohl, einem „Herrn gedient zu haben, der stets seinen Dienern die ver„heißene Belohnung giebt."

Drei Jahre lang wirkte Calvin in Straßburg mit Segen; in der Zwischenzeit änderte sich die Stimmung in Genf; man fühlte, was man an einem solchen Lehrer verloren habe; die streng Gesinnten erhielten wieder die Oberhand über die Lockeren und Ungebundenen; man konnte dem allgemein laut gewordenen Wunsche nach dem verbannten Lehrer nicht mehr widerstehen. Nach einigem Sträuben folgte denn auch Calvin dem an ihn ergangenen dringenden Rufe zur Rückkehr 1541; groß war die Freude des Volkes.

Sie würden sich sehr irren, wenn sie dächten, daß Calvin seine früheren Grundsätze gemildert habe; im Gegentheil, er hatte die Strenge der Kirchenzucht und größere Freiheit der Kirche zur Bedingung seiner Rückkehr gemacht. Mit ungebeugter Strenge wurde die Verletzung der Kirchenordnung bestraft; mochte sich nun der Ungehorsam in auffallenden und empörenden Vergehungen oder in geringfügigen Uebertretungen kund geben; es war doch immer Ungehorsam und individuelle Willkühr, und wurde als solche behandelt. Darum wurden nicht weniger als 82 Frauenzimmer mit Gefangenschaft bestraft, als sie einen unerlaubten Haarputz trugen. — Er aber, der von andern so viel forderte, war gegen sich nicht nachsichtig; sein Leben achtete er für nichts, wo es die Sache seines unsichtbaren Herrn erforderte. In jeder irdischen Bedrängniß, und zumal am Sterbebette, hat der christliche Geistliche seine wahre Stellung; da mag er es bewähren, ob der Friede und die Kraft einer künftigen Welt in seiner Seele wohnen. Ein großer Theil der Genfer-Geistlichkeit bestand diese Probe unwürdig; als die Pest wüthete, weigerten sich diese feigen Hirten, ihre Kranken zu besuchen, und um ihre Feigheit noch empörender zu machen, wollten sie dieselbe mit dem Firniß einer fromm klingenden Redensart verschleiern: „Gott hat uns — so heuchelten sie — nicht die Gnade dazu gegeben." Jede Heuchelei verletzt das Gefühl des besseren Menschen; die religiöse Heuchelei ist aber eine Verhöhnung des Geistes Gottes. Nur ein Einziger erbot sich neben Calvin, dem Unerschütterten, weder Paläste noch Hütten der Pestkranken zu scheuen.

Außerordentlich war nun der Aufschwung, den Genf nahm, Tausende von Fremden strömten herbei; es schien, als werde die Stadt nicht alle fassen können. Es entstand eine englische, italiänische, spanische Gemeine; hochstehende Männer in Staat und Kirche, ja selbst Fürsten kamen für kürzere oder längere Zeit nach Genf; die Akademie wurde trotz der bedrängten ökonomischen und politischen Lage wieder eingerichtet. Genf hatte damals für das protestantische Europa die Bedeutung, welche früher Wittenberg eingenommen und in neuerer Zeit Berlin gewonnen hat. — Wie sehr war Farel erfreut, als er bei einem Besuche in Genf diese Veränderungen wahrnahm und aus seiner Saat eine so reiche Erndte hervorgehen sah. „Neulich“ — so schrieb er — „war ich in Genf; und noch nie hat es mir dort „so wohl gefallen, so daß ich kaum mich losreißen konnte. „Nicht daß ich wünschte, eine so große nach Gottes Wort „begierige Gemeinde zu belehren, sondern nur zu hören und „zu lernen, wie der Geringste im Volke. In Genf wollte ich „lieber der Letzte sein als an einem andern Orte der Erste. „Wenn nicht der Herr und die Liebe zu meinen Anvertrauten „anders geböten: so würde mich nichts zurückhalten, mich auch „in jener Gemeinde niederzulassen.“

Siebente Vorlesung.

Aus dem Bisherigen kann es Ihnen aber noch nicht begreiflich sein, wie denn von Calvin eine ganz neue und bedeutende Richtung ausgehen konnte; und doch ist es ausgemacht, daß im Calvinismus ein eigenthümliches, selbstkräftiges Leben hervorgetreten ist. Worin aber hatte dieses neue Leben seine wesentliche Bedingung und Veranlassung? Dies ist eine Frage, deren Auflösung nicht eben leicht ist. Schon Friedrich Schlegel (in seinen Vorlesungen über neuere Geschichte) hat es bemerkt, daß der Calvinismus eine große politische Bedeutung habe: „Bürgerkriege waren eine unvermeidliche Folge der Reforma„tion; nicht nur wegen der innigen Verknüpfung von Staat „und Kirche, sondern auch weil die neue Lehre nicht bloß im „Glauben, sondern auch im Staate eine eigene neue Lehre „und Partei war. In Frankreich war bei Calvins Anhängern „in den durchdachtesten und eben darum dauernder wirkenden „Grundsätzen diese politische Richtung sehr sichtbar, noch mehr „bei den Puritanern in England.“ Indessen so nahe auch der geistreiche Schlegel an der Wahrheit hinstreift, so hat er doch zu wesentliche Punkte unbeachtet gelassen, um die ganze Wahrheit finden zu können. So viel steht fest: im Verhältniß von Kirche und Staat gab sich zuerst der besondre Charakter des Calvinismus zu erkennen. Calvin war der erste unter den Reformatoren, welcher auf die politische Seite der Reformation tiefer eingieng; er zuerst wollte mit Bewußtheit und Consequenz eine protestantische Kirche erbauen, und dieser Kirche ihr Verhältniß zum Staate genau bezeichnen. Dagegen hatten Luther und Zwingli dem modernen Grundsatz den Weg gebahnt, die Kirche sei nur eine Anstalt des Staats, wie die Schule; so daß sie am Ende keine Garantie hatte, nicht zur bloßen Polizei-Anstalt herabzusinken.

Calvin war gründlich durchgebildeter und ein klarerer und tieferer Denker als Luther und Zwingli; darum gebot es ihm schon der Drang seines Geistes, sich eine politische Ueberzeugung zu schaffen, oder mit andern Worten: die Bedeutung des Staats zu begreifen und bis auf die letzten Gründe zu verfolgen. Er war nicht der Meinung, die Religion sei eine Sache bloß für den Hausgebrauch; sie sollte ihm das Leben und die menschlichen Verhältnisse beleuchten; er wollte in seiner religiösen Weltbetrachtung auch die Bedeutung des Staates verstehen lernen; er wollte wissen: Was ist der Christ als Bürger?

Wer mit ernstem Streben nach Wahrheit eine religiöse Begründung für seine politische Ueberzeugung sucht, der hat allezeit zwei Klippen zu vermeiden, die dem inneren, gesunden Leben den Untergang brächten. Entweder fällt der Mensch in eine träumerische oder frevelhafte Ueberspannung der Freiheit und wird so zur Auflösung aller der Stufen und Schranken geführet, welche (so sehr auch dies Wort verpönt sein mag) auf göttlicher Ordnung beruhen. Dieser Ueberspannung entgegen steht nur zu oft bloße Abspannung, ein enger Sinn, der gegen alles Bestehende stumpf ist, von einer politischen Ueberzeugung nichts wissen will, und sich zufrieden giebt, wenn nur seinen armen persönlichen Gelüsten und Wünschen kein Eintrag geschieht. Diese Abgestumpftheit beruht auf der Meinung, daß die Wahrheit für uns doch nicht erkennbar sei, und führt so ebenfalls zur subjektiven Willkühr; blöde Augen verwechseln dies oft mit dem rechtlichen Sinn, der aus tief erkanntem oder empfundenem Grundsatze Ruhe und Ordnung will. Ein Kind dieses politischen Unglaubens ist ein gewisser französischer Aristokratismus, welcher von der wahren und edeln konservativen Gesinnung eben so weit entfernt ist, wie die Erde von dem Himmel. Diese beiden Klippen, zu deren gänzlicher Vermeidung große Kraft des Geistes und Reinheit des Charakters gehört, überwand Calvin vom Mittelpunkte seines christlichen Bewußtseins aus. Ihm stand es fest, daß in den Ueberzeugungen des Christenthums der einzige Weg gegeben sei, welcher vor beiden Verirrungen bleibend sichert. Denn die in unserm tiefsten Wesen gegründeten Ansprüche und Bedürfnisse eines jeden Einzelnen, die in der politischen Verkündigung der

unverjährbaren Menschenrechte ihren Frieden noch nie gefunden haben — sie finden mehr als Anerkennung, auch Befriedigung im Glauben der Christen. Während darin dem Drange und Rechte des Individuums ein unantastbares Gebiet gesichert wird, so sind die Einrichtungen und menschlichen Bedingungen politischer Vereinigung oder des Staatslebens vor dem gefährlichsten aller Angriffe (vor der Protestation des verletzten Einzel-Bewußtseins) geschützt und besser gestützt, als stehende Heere und Kanonen es vermöchten.

Doch es ist Zeit, unsern Calvin selbst über das religiöse Fundament einer politischen Ueberzeugung sprechen zu lassen; hören Sie dessen Stimme als die Stimme eines Erprobten, welche über die Kluft von drei Jahrhunderten zu uns herüber tönt:

„Es giebt — sagt Calvin *) — zweierlei Regierung; die eine, eine innere, hat zu ihrem Gegenstande die ewige Bestimmung des Menschen; die andere ist eine äußere, und will dem Ewigen im Menschen auch auf der Erde seinen Ausdruck und seine Wirksamkeit sichern. Jene Regierung ist das geistige Reich des Erlösers; diese soll die Kirche schützen, die gesellschaftlichen Verhältnisse ordnen, Recht und Frieden erhalten. Diese ist also ein Entwicklungsmittel für jene. **) Wir bedürfen nun einmal für unsere Wanderung auf der Erde Stütze und Stäbe; diese sind der Staat und die Kirche; wer sie uns nehmen will, der will, daß wir nicht Menschen seien."

„Die Obrigkeit, so wie die Nothwendigkeit des Gehorsams stützt sich auf göttliche Autorität. Wer dies nicht zugiebt, der führt bewußt oder unbewußt zur Anarchie. Für die Obrigkeit selbst liegt in diesem Gedanken ein gewaltiger Stachel zur Pflichterfüllung; auch liegt eine reiche Quelle des Trostes in der Ueberzeugung: die Stellung der Regierenden sei keine

*) Ich gebe hier in einem gedrängten Ueberblicke die Gedanken, welche Calvin in seiner Institutio christianae religionis, Capitel XX, De Politica administratione entwickelt hat.

**) Sin ita est voluntas Dei, nos dum ad veram patriam aspiramus, peregrinari super terram; ejus vero peregrinationis usus talibus subsidiis indiget: qui ipsa (subsidia) ab homine tollunt, suam illi eripient humanitatem.

profane, für einen ächten Christen fremdartige Beschäftigung, sondern ein heiliges Amt als Stellvertretung der Gerechtigkeit Gottes."

„Ueber die beste Form des Staates zu disputiren, steht dem Privatmanne übel an; die besonderen Verhältnisse bedingen alles mannigfach, und erlauben kaum eine allgemeine Regel. Jede Staatsform hat ihre eigenthümlichen Gefahren: der Monarchie droht Tyrannei, der Aristokratie Oligarchie, der Demokratie Aufruhr und Anarchie. Ich für meinen Theil (sagt Calvin) trage kein Bedenken, der reinen Aristokratie *) oder auch einer gesunden Mischung derselben mit demokratischen Elementen den Vorzug vor allen andern zu geben, und dies nicht um ihrer selbst willen, sondern weil so selten die Alleinherrscher das rechte Maaß von Einsicht und Mäßigung haben; dagegen findet bei der Herrschaft mehrerer eine gegenseitige Ergänzung und Bezähmung statt. Sind in solchen Staaten die Vorgesetzten nicht treue Bewahrer der Freiheit, so sind sie pflichtvergessene Verräther ihres Vaterlandes; wollten sie dagegen anderswo andere Verfassungsformen umstürzen, so wäre dieses Beginnen eben so thöricht als verderblich. Sobald unser Gesichtskreis sich erweitert, so wird sich uns die Mannigfaltigkeit der Staatsformen, sowie die Mischung des Ungleichen überhaupt, als eine höhere Ordnung herausstellen." **)

„Im Strafrecht soll die Obrigkeit die Strenge vermeiden, welche bloß verwundet und nicht heilt; aber noch gefährlicher ist eine abergläubische Milde und Weichlichkeit gegen wenige zum Verderben vieler; denn dies ist die unmenschlichste Menschlichkeit. Als gerechte Abwehr und Rettung ist der Krieg den Christen erlaubt."

„Das Verhältniß zwischen dem Regierenden und dem Regierten soll ein Verhältniß der Pietät sein; daher verkennen diejenigen das Wahre sehr, die zwar gehorchen, doch nur um ein kleineres Uebel einem größeren vorzuziehn. Hier spreche

*) Wer Aristoteles kennt, wird sich hiebei an ihn erinnern.

**) „Comperies profecto divina providentia illud non abs re comparatum, ut diversis politiis regiones variae administrentur" etc. etc.

ich von den hochgestellten Menschen nicht als Individuen; gleich als ob der Mantel ihrer Würde auch ihre persönlichen Thorheiten, ihre Feigheit und Grausamkeit bedecken dürfte; nein, Ehrfurcht und Gehorsam gebührt nur ihrem Stande, ihrer Würde.“

„Wo Uebelstände eingerissen sind, da sollen gute Bürger nicht durch Tumult und Gewalt, sondern durch würdige Vorstellungen bei der Obrigkeit Abhülfe suchen. Es erfordert wenig Selbstverläugnung, einer Obrigkeit zu gehorchen, die, ihrer Bestimmung und Pflichten eingedenk, unsträflich regiert; es wäre Wahnsinn, einer solchen zu widerstreben. An den Christen wird die höhere Forderung gemacht, auch der Obrigkeit, welche ihre Gewalt mißbraucht, nicht offenen Widerstand zu leisten. Auch an dem schlechtesten Menschen muß die öffentliche Gewalt geehrt werden, womit er bekleidet ist. Eine unwürdige Obrigkeit ist zwar immer ein Unglück; aber man kann sich demselben eben so wenig immer widersetzen als unzähligen andern Unfällen. In einer solchen Lage giebt es nur den Trost, daß uns auch das Uebel zum Besten dienen muß; sodann hält uns die Hoffnung, zur rechten Stunde werde Gott einen Retter erwecken. — Wo der Gehorsam gegen weltliche Obrigkeit direkt zum Ungehorsam gegen die ewige führte: da wird die Freiheit des Christen ihr Recht behaupten.“ —

Soweit Calvin. Es ist Ihrer Aufmerksamkeit gewiß nicht entgangen, daß er das Wichtigste und Treffendste berührt oder ausgesprochen hat, was auf dem Standpunkte einer religiösen Politik gesagt werden kann. Sie sehen, wie sich in Calvin die ernsteste Ansicht über Wesen und Würde des weltlichen Gesetzes und seiner Vertreter mit dem großartigsten Freisinne einer starken Seele schön und harmonisch vereinte. — Allein hier muß ich nachdrücklich auf die Unterscheidung Calvins und des Calvinismus dringen; was in Calvin so würdig sich vermählte, der wahre Freisinn mit der ächten Ergebung: das blieb nicht immer auf dieselbe Weise im Calvinismus beisammen. Wir finden, daß bei seiner Partei zuweilen sein Freisinn in revolutionäre Gesinnung, oder seine religiöse Ergebung in servile Verirrungen entartete. Dies erklärt sich nur zum Theil aus der Calvinischen Kirchen-Verfassung, mehr

noch aus den ursprünglichen Schicksalen des Calvinismus, besonders aus dem Gegensatze gegen die höchste Staatsgewalt, in welchen er hineingerissen wurde.

Wie Sie wissen, so war es Calvins Bestreben, daß die evangelische Kirche gewissermaßen einen eigenen geistlichen Staat ausmache, der von der weltlichen Obrigkeit möglichst unabhängig sei, weil (wie er dafür hielt) weltliche Angelegenheiten der weltlichen Regierung, geistliche Dinge aber auch einer geistlichen oder kirchlichen Verwaltung angehören. In neuerer Zeit ist dieser Grundsatz mit großer Energie wieder aufgetaucht. Es wird Ihnen bekannt sein, wie der selige, für Zürich zu frühe entschlafene Rettig in seiner „freien Kirche“ ganz in diesem Sinne aufgetreten ist; sowie Alexander Vinet in seiner vielgelesenen Schrift: „Mémoire en faveur de la liberté des cultes“ überhaupt die ungestörte Ausübung und Verschreibung der Gewissensfreiheit zu vertheidigen unternahm. Beide Männer stehen dabei auf einem positiv christlichen Boden; Zeitmeinungen und Lehren der französischen Philosophie haben aber, vielleicht mehr als die Verfasser sich selbst bewußt waren, auch mit eingewirkt. — Es ist nun unstreitig, daß jener Calvinische Grundsatz von der Freiheit der Kirche ein Gefühl der Unabhängigkeit dem Staate gegenüber erzeugen mußte, ein Gefühl, das, richtig verstanden, allerdings seinen Grund in der Religion Dessen hat, der auf der Erde nicht wußte, wo er sein Haupt hinlege; so wenig auch ein vages Weltbürgerthum damit zu verwechseln ist, das immer nur die ganze Welt auf einmal verbessern will, aber sich, seine Familie und sein engeres Vaterland im Staube läßt.

Dieses Gefühl der Selbstständigkeit, welches im Geiste der Calvinischen Verfassung lag, konnte unter glücklichen Umständen Segensreiches und Herrliches hervorbringen, wie es die Geschichte erwiesen hat. Aber eben so gut konnte ein Uebermaß von Unabhängigkeit, ein gefährlicher Revolutionsschwindel, dannzumal daraus entstehen, wenn die Interessen der Kirche zum Widerstande gegen die Staatsgewalt durch ein beklagenswerthes Geschick aufgeregt wurden. Dies war denn in vollem Maße der Fall mit Frankreich; dort stand die Calvinische Kirche im Kampfe gegen eine herrschsüchtige Partei. Wie konnte sie Ehrfurcht vor treulosen Königen haben, welche über ein halbes

Jahrhunderts ihrem Glauben den Untergang zudachten. Es ist bekannt, daß Beza es offen auszusprechen wagte: Wer den Herzog von Guise in offenem Kampfe ehrlich erlegte, der würde der guten Sache einen großen Dienst thun. Auch in England trugen alle Umstände, zumal die Art, wie die Regierung auftrat, dazu bei, daß eine gegen die Regierung und besonders gegen die königliche Gewalt gestimmte religiöse Partei entstand, deren erste und bedeutendste Glieder auch in Genf gebildet waren. Heinrich VIII. herrschte mit ungezügelter Willkühr; sich, seine Gelüste und Launen setzte er an die Stelle des römischen Pabstes; er behandelte die Kirche brutaler als je ein Pabst gethan hätte; Eduard dagegen war schwach und gekettet; Elisabeth zeigte bloß politische Klugheit; Jakob trat mit Ansprüchen hervor, die zu seiner Kraft in keinem Verhältnisse standen; Carl I. handelte mit der beklagenswerthen innern Unsicherheit, welche den unglücklichen Fürsten zuletzt auf das Schaffot führte. — In Schottland fand und erzeugte der Calvinismus gleichmäßig eine demokratische Grundlage; denn dort mußte die Calvinische Partei nothwendig mit der königlichen Gewalt in Conflikt gerathen. Die erschütternde Sünden-Geschichte der Maria Stuart war dazu die auffallendste Veranlassung. Maria Stuart war schon frühe sittlich vergiftet durch ihre Erziehung an dem üppigen, französischen Hofe; nach Schottland zurückgekehrt, gab sie den strengen, protestantisch-gesinnten Schotten das empörende Schauspiel eines sittlich verderbten Lebens und Hofes. Sie verheirathete sich aus niedrigen Beweggründen ihrer Leidenschaft; dann zum Ehebruch fortgerissen, half oder gestattete sie, ihrem die Schmach rächenden Manne den Tod zu bereiten. Sie schritt hierauf zu einer neuen Ehe; und mit wem? Mit einem Manne, der bereits verheirathet war, der, um die Scheidung zu erlangen, sich selbst vor Gericht des Ehebruchs anklagte; alles dies blos, um nachher der Königin seine befleckte Hand reichen zu können. Solchen und ähnlichen Verkehrungen des Lasters traten Männer von dem eisernen Charakter eines Knox entgegen; an sie lehnte sich das eifrige, sittlich geärgerte Volk, und gewöhnte sich auf diese Weise, in der weltlichen Obrigkeit nur die Feinde Gottes, der Religion und Sitte zu erblicken. Diese Volksstimmung steigerte sich noch, als in der Folge Jakob I. und

Carl die schottische presbyterianische Kirchen-Verfassung antasten wollten, eine Verfassung, an welcher das ganze Volk mit enthusiastischer Liebe hieng. Auf diese Weise wurden in Schottland auf dem Boden des Calvinismus Erscheinungen hervorgerufen, welche in der französischen Revolution in anderm Gewande wiederkehrten; nur daß sie in derselben meist der sittlichen Unterlage entbehrten. Wir müssen uns hier auf wenige Beispiele beschränken, und erinnern nur an den Prediger bei St. Andrews in Edinburg, Black; dieser nannte in einer Predigt 1596 alle Könige: „Teufelskinder“; die Königin sei eine Atheistin; die Herzensverrätherei des Königs sei nun offenbar. Als er in das Kirchengebet nach gewohnter Uebung auch die Königin einschließen sollte, bemerkte er: „Wir müssen auch für die Königin beten, weil es sich so schickt; aber wir haben dazu keine Ursache; denn sie will doch niemals unser Bestes.“ *) In der Hauptkirche predigte derselbe Zelot: „Der König ist vom Teufel besessen; wenn einer ausgetrieben wird, so kommen sieben ärgere; die Unterthanen könnten aufstehn, und ihm das Schwert aus den Händen nehmen.“ — Von solchen politisch gefährlichen Symptomen ist der Calvinismus in unserm Vaterlande frei geblieben; anfangs war nur für kurze Zeit in Genf die Gefahr dazu vorhanden; später wirkten Regierung und Geistlichkeit einmüthig zusammen; ebenso in der übrigen protestantischen Schweiz, wo die Kirche zwar vom Staate nicht unabhängig wurde, dennoch aber eine religiöse Nationalität der schönsten Art erzeugen half.

In der Lehre wich Calvin vorzüglich in zwei Punkten von der gewöhnlichen Meinung der protestantischen Kirche ab: in der Lehre von der Gnadenwahl (Prädestination) und vom Abendmahl; leider erlaubt mir die Zeit nicht, hier hervorzuheben, worauf es beim Verständniß dieser Lehren besonders ankomme; denn zu weit ist das Feld, welches wir noch gemeinsam zu durchwandern haben. Es genügt hier zu bemerken, daß Calvin in der Gnadenwahl Luthers Meinung verfocht, welche später von der Lutherischen Kirche aufgegeben wurde; in seiner Ansicht

*) „We must pray for her for the fashions sake, but we have no cause; she will never do us any good.“

Jahrhunderts ihrem Glauben den Untergang zudachten. Es ist bekannt, daß Beza es offen auszusprechen wagte: Wer den Herzog von Guise in offenem Kampfe ehrlich erlegte, der würde der guten Sache einen großen Dienst thun. Auch in England trugen alle Umstände, zumal die Art, wie die Regierung auftrat, dazu bei, daß eine gegen die Regierung und besonders gegen die königliche Gewalt gestimmte religiöse Partei entstand, deren erste und bedeutendste Glieder auch in Genf gebildet waren. Heinrich VIII. herrschte mit ungezügelter Willkühr; sich, seine Gelüste und Launen setzte er an die Stelle des römischen Pabstes; er behandelte die Kirche brutaler als je ein Pabst gethan hätte; Eduard dagegen war schwach und geleitet; Elisabeth zeigte blos politische Klugheit; Jakob trat mit Ansprüchen hervor, die zu seiner Kraft in keinem Verhältnisse standen; Carl I. handelte mit der beklagenswerthen innern Unsicherheit, welche den unglücklichen Fürsten zuletzt auf das Schaffot führte. — In Schottland fand und erzeugte der Calvinismus gleichmäßig eine demokratische Grundlage; denn dort mußte die Calvinische Partei nothwendig mit der königlichen Gewalt in Conflikt gerathen. Die erschütternde Sündengeschichte der Maria Stuart war dazu die auffallendste Veranlassung. Maria Stuart war schon frühe sittlich vergiftet durch ihre Erziehung an dem üppigen, französischen Hofe; nach Schottland zurückgekehrt, gab sie den strengen, protestantisch-gesinnten Schotten das empörende Schauspiel eines sittlich verkehrten Lebens und Hofes. Sie verheirathete sich aus niedrigen Beweggründen ihrer Leidenschaft; dann zum Ehebruch fortgerissen, half oder gestattete sie, ihrem die Schmach rächenden Manne den Tod zu bereiten. Sie schritt hierauf zu einer neuen Ehe; und mit wem? Mit einem Manne, der bereits verheirathet war, der, um die Scheidung zu erlangen, sich selbst vor Gericht des Ehebruchs anklagte; alles dies blos, um nachher der Königin seine befleckte Hand reichen zu können. Solchen und ähnlichen Verkehrungen des Lasters traten Männer von dem ächten Charakter eines Knox entgegen; an sie lehnte sich das eifrige, sittlich geärgerte Volk, und gewöhnte sich auf diese Weise, in der weltlichen Obrigkeit nur die Feinde Gottes, der Religion und Sitte zu erblicken. Diese Volksstimmung steigerte sich noch, als in der Folge Jakob I. und

Statt die schottische presbyterianische Kirchen-Verfassung anzusehen wollten, eine Verfassung, an welcher das ganze Volk mit enthusiastischer Liebe hieng. Auf diese Weise wurden in Schottland auf dem Boden des Calvinismus Erscheinungen hervorgerufen, welche in der französischen Revolution in anderm Gewande wiederkehrten; nur daß sie in denselben meist der sittlichen Unterlage entbehrten. Wir müssen uns hier auf wenige Beispiele beschränken, und erinnern nur an den Prediger bei St. Andrews in Edinburg, Black; dieser nannte in einer Predigt 1596 alle Könige: „Teufelskinder"; die Königin sei eine Atheistin; die Herzensverrätherei des Königs sei nun offenbar. Als er in das Kirchengebet nach gewohnter Uebung auch die Königin einschließen sollte, bemerkte er: „Wir müssen auch für die Königin beten, weil es sich so schickt; aber wir haben dazu keine Ursache; denn sie will doch niemals unser Bestes." *) In der Hauptkirche predigte derselbe Jahr: „Der König ist vom Teufel besessen; wenn einer ausgetrieben wird, so kommen sieben ärgere; die Unterthanen könnten aufstehn, und ihm das Scheuert aus den Händen nehmen." — Von solchen politisch gefährlichen Symptomen ist der Calvinismus in unserm Vaterlande frei geblieben; anfangs war nur für kurze Zeit in Genf die Gefahr dazu vorhanden; später wirkten Regierung und Geistlichkeit einmüthig zusammen; ebenso in der übrigen protestantischen Schweiz, wo die Kirche zwar vom Staate nicht unabhängig wurde, dennoch aber eine religiöse Nationalität der schönsten Art erzeugen half.

In der Lehre wich Calvin vorzüglich in zwei Punkten von der gewöhnlichen Meinung der protestantischen Kirche ab: in der Lehre von der Gnadenwahl (Prädestination) und vom Abendmahl; leider erlaubt mir die Zeit nicht, hier hervorzuheben, worauf es beim Verständniß dieser Lehren besonders ankomme; denn zu weit ist das Feld, welches wir noch gemeinsam zu durchwandern haben. Es genügt hier zu bemerken, daß Calvin in der Gnadenwahl Luthers Meinung verfocht, welche später von der Lutherischen Kirche aufgegeben wurde; in seiner Ansicht

*) „We must pray for her for the fashions sake, but we have no cause; she will never do us any good."

über das Abendmahl suchte er eine höhere Ausgleichung zwischen der rationalistischen Lehre Zwingli's und der mystischen Luthers.

Als einen der stärksten Vorwürfe gegen Calvin macht man die Hinrichtung des Spaniers Servet geltend. Michael Servet hatte schon seit langer Zeit Meinungen verbreitet, welche die Grundlehren des Christenthums gefährdeten; schriftlich und mündlich hatte er über religiöse Gegenstände sich Aeußerungen erlaubt, welche man damals nicht ohne Grauen anhörte. Sein Grundgedanke war wohl der, daß er sich unter der Gottheit nur eine schöpferische Naturkraft dachte, so daß dann zwischen Gott und Mensch kein moralisches, ewig dauerndes Verhältniß denkbar wäre. Diese in ihrem tieferen Wesen furchtbare Irrlehre führt allezeit — wie auch ihn — zur Verachtung oder Verkennung der Offenbarung; *) dennoch ist diese Lehre in neuerer Zeit, in die schönsten Formen und Bekränzungen verhüllt, zu hohem Ansehen gelangt, und hat unter dem Namen Pantheismus unberechenbaren Eingang gefunden. Auch hierin hat einer unsrer Romanschreiber das unbenedete Verdienst, diesen Tod aller christlichen Religiosität unter einer lockenden Verhüllung in unserer Heimath wie in Deutschland verbreitet zu haben. Was aber in der Gegenwart viele so gleichgültig, viele beifällig anhören, das erregte bei Calvin wie bei allen Reformatoren den tiefsten Abscheu. Als Servet sich verborgen in Genf aufhielt, erachtete es Calvin für seine Pflicht, einen der Kirche gefährlichen Menschen anklagen zu lassen. Die Obrigkeit unternahm die Untersuchung; nur wenige Libertiner, die Todfeinde des Calvin, waren für Servet; die große Mehrheit verurtheilte den Unglücklichen als einen Gotteslästerer und Irrlehrer zum Feuertode, obgleich Calvin und die übrigen Geistlichen um ein milderes Urtheil für ihn baten (1553). In unsern Tagen ist man mit gutem Rechte davon zurückgekommen, religiöse Verirrungen mit dem Tode zu bestrafen; zum Theil

*) Er soll den Moses einen ridiculus impostor genannt haben. Ueber seinen Pantheismus vergleiche man unter andern folgende Stelle: „Non dubitavit dicere, Diabolis inesse Divinitatem, et quia Deitas substantialiter tam illis quam ligno et lapidi communicata fuerit.“ — Calvin. Epist. — Bei Hottinger, Kirchengeschichte 3r. Bd. VII. S. 202.

rührt zwar diese Milde von bloßer Indifferenz her; bei vielen ist sie dagegen die Frucht eines richtigen und besseren Gefühles. Indessen hüten wir uns wohl, Calvin und seine Zeit deswegen anzuklagen; es war keineswegs eine blinde Unduldsamkeit, welche bei ihm vorherrschte, sondern die Ueberzeugung: gefährlicher als ein Mörder und Räuber sei derjenige, welcher die religiösen Ueberzeugungen untergräbt, und somit den Menschen ihr theuerstes und heiligstes Eigenthum raube. Man hielt dafür, daß einen solchen Menschen mit Recht keine gelindere Strafe treffe, als Mörder und Räuber; zumal dann, wenn man die Irrlehre für eine Gotteslästerung ansehen konnte. Die bedeutendsten Männer jener Zeit waren hierin mit Calvin einverstanden; selbst der als so sanft gerühmte Melanchthon, wie Bullinger. Auch befolgten andere Städte dasselbe Verfahren; zu Bern wurde dreizehn Jahre später (1566) Valentin Gentilis enthauptet, weil er die Lehre von der Trinität angriff; ebenso ein Wiedertäufer; ein ähnliches Beispiel haben wir schon von Basel erwähnt. Bedauern wir darum auch in mancher Beziehung die Schroffheit jener Zeit, so werden wir doch den Beweggründen eines Calvins und seiner Gleichgesinnten unsere Achtung nicht versagen.

Calvin wirkte mit der rastlosesten Thätigkeit für Genf und die protestantische Kirche überhaupt; Verschwörungen der Libertiner, die selbst sein Leben bedrohten, schreckten ihn nicht; heftiger Tadel und Verläumdung eben so wenig; auch in mißlichen politischen Verwickelungen war sein Rath stets bereit. „Klugheit ist die Stärke des Schwachen", war sein weises Wort. Wenn aber ein glücklicher Erfolg den Uebermuth hob, so war er der Erste, der gegen Stolz und Anmaßung sprach. Sogar der erste Magistrat, Des Fosses, wurde wegen seines Hochmuths mit Gefangenschaft bestraft. Wollen Sie sich eine Vorstellung von Calvins Wirksamkeit machen, so bedenken Sie, daß er je die zweite Woche täglich predigte; neben seinen theologischen Vorlesungen wohnte er wöchentlich zweimal den Versammlungen der Geistlichen bei; zahlreich sind seine schriftstellerischen Werke; seine Correspondenz erstreckte sich beinahe über das ganze reformirte Europa. Einheimische und Fremde fanden sich täglich in seinem Hause, wo sie selten vergeblich Rath oder Hülfe suchten. Oft wurde er in den kleinen Rath

berufen, um bald an den Berathungen Theil zu nehmen. Und doch fand er noch immer Zeit zu einer ausgebreiteten Lektüre. Ueberschaut man diesen Wirkungskreis des großen Mannes in seinem ganzen Umfange, so fühlt man sich gedrungen, auch auf ihn jenes gewichtige Wort anzuwenden: „Er war gesetzet, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibet.“

Die letzten Tage eines großen, auch innerlich großen Mannes sind oft der Abglanz seines Lebens; da tritt der tiefste Grund seines Innern in der einsamen, prüfenden Stunde hervor. Am Grabe erhebt sich unser Blick über vieles, was uns sonst beengte; und die Nähe der Ewigkeit giebt der Seele eine Kraft und Hoheit, wie sie der zusammensinkende Körper nie zu geben vermöchte. So waren Calvins letzte Tage. — In seinem 54sten Lebensjahre siegte endlich die ununterbrochene Reihe von Arbeiten und Erschöpfungen über seinen von Natur schwachen Körper. Aber auch unter den heftigsten Leiden, als verschiedene schmerzhafte Krankheiten zur gleichen Zeit seine Hülle zerstörten, entfiel ihm nie ein Wort der Entmuthigung oder Ungeduld. Zuweilen richtete er seine Augen gen Himmel, auf seinen Lippen war der Ausruf: „Wie lange, Herr!“ Es waren dies dieselben Worte, die er früher oft ausgesprochen hatte bei der Nachricht von großer Noth der Glaubensgenossen. Als man in ihn drang, er möge sich jetzt doch des Schreibens und Diktirens enthalten, entgegnete er freundlich: „Wie, wollt ihr denn, daß mich der Herr müßig finde, wenn er mich abruft?“ — Am Osterfeste ließ er sich noch in die Kirche tragen, und nahm aus den Händen seines Beza das Abendmahl; er stimmte mit zitternden Tönen noch in den Lobgesang der Gemeinde ein; in den Zügen des Sterbenden glänzte eine himmlische Heiterkeit. — Einen Monat vor seinem Tode verfaßte er sein Testament: „Ich, Johannes Calvin“ — so fängt er an — „Diener des göttlichen Wortes an der Kirche zu „Genf, sehe — von verschiedenen Krankheiten heimgesucht — „wohl ein, der Herr habe beschlossen, mich bald aus dieser „Welt zu rufen; weshalb ich für gut gefunden, meinen letzten „Willen niederschreiben zu lassen. Vor allen Dingen danke ich „Gott, daß er mich aus der Dunkelheit meines Aberglaubens „befreit, zum Lichte des Evangeliums geführt, und mich gewürdigt hat, die Wahrheit zu verkündigen. Auch bezeuge ich,

„daß ich entschlossen bin, den übrigen Theil meines Lebens „auf demselben Glauben zu verharren; die einzige Zuflucht „meines Heils ist Gottes freie Gnade; nur darauf gründet sich „meine Hoffnung“ u. s. w. *) Als dies Geschäft beseitigt war, ließ er den vier Syndiks und allen Rathsgliedern anzeigen, er wünsche am folgenden Tage noch einmal auf dem Rathhause mit ihnen allen zu sprechen. Sie erwiederten alle: er möge doch seiner Gesundheit Rechnung tragen; viel lieber würden sie sich zu ihm verfügen. Wirklich erschienen sie sämmtlich, vom Rathhause her in sein Haus ziehend. In der Mitte dieser Väter des Staates, begann Calvin zu sprechen: „Nehmt, ge„ehrte Herren, meinen besten Dank für die Ehre, welche ihr „mir erwiesen, und für die Geduld, mit welcher ihr meine „Schwächen getragen habt. In der Verwaltung meines Am„tes hatte ich zwar manchen Kampf zu kämpfen und manchen „Angriff zu bestehen; doch weiß ich, daß ihr daran keine Schuld „traget. Wenn ich nicht alles gethan habe, was ich sollte: „so messet es nicht meinem Willen, sondern meiner Kraft bei. „Denn das kann ich bezeugen, daß mir euere Republik am „Herzen lag; soviel an mir war, habe ich für ihr Wohl ge„arbeitet. Es wäre Undank, wenn ich nicht anerkennen würde, „der Herr habe meine Arbeit zuweilen gesegnet. Aber wohl „fühle ich, wie gering meine Arbeit war im Vergleich zu dem, „was ich hätte leisten sollen. Von Herzen dank' ich euch für „die Gelassenheit, womit ihr meine bisweilen ungemäßigte Hitze „ertragen habt; ich habe das Vertrauen, daß Gott mir diesen „Fehler verziehen.“ Nachdem er die Reinheit seiner Lehre bezeugt hatte, pries er die Gnade, die sich an ihnen allen bewährt habe: „Ich, ich bin der beste Zeuge, aus wie vielen „und großen Gefahren uns die Hand Gottes errettet hat. „Darum verliert es nie aus den Augen, weder im Glück noch „im Unglück, daß Einer allein die Staaten stark macht, und „daß Er unsre Anbetung verlangt. Bauet in Demuth auf „keine andre Hülfe, und seid gewiß, daß ihr dann bestehen „werdet; wie ihr es ja so oft lebendig erfahren habt, daß

*) „Neque aliud praesidium ant perfugium salutis habere quam gratuitam ipsius adoptionem, qua una salus mea nititur.“ — Beza.

„Gottes Arm euch durchhalf, wenn auch euere Rettung gleich-
„sam an einem Faden hieng. Ueberhebet euch nicht im Glücke;
„im Unglücke, selbst wenn der Tod euch umgiebt, hofft auf
„Den, welcher auch die Todten lebendig macht. Wollt ihr,
„daß euere Republik erhalten werde, so sehet zu, daß man
„den heiligen Boden, auf den euch Gott stellte, nicht entweihe.
„Ich kenne Anlagen und Sitten eines jeden; ich weiß, woran
„es fehlt. Doch prüfe ein jeder sich selbst, und was ihm ge-
„bricht, das suche er bei dem Herrn. Die Aeltern unter euch
„ermahne ich, daß ihr den Jüngeren ihre Gaben nicht benei-
„det; fern sei von den Jüngeren aller Hochmuth! Hütet euch
„vor Unruhen, vor falschem Schein und Bitterkeit! Weder
„Gunst noch Haß beuge bei euch das Recht. Jedem verkehr-
„ten Beginnen widerstehet fest! — Noch einmal bitt' ich euch,
„vergebt mir die Schwächen, welche ich hier frei bekenne, im
„Angesichte Gottes und seiner Engel und vor euch." — Dann
betete er für sie, und reichte einem jeden die Hand; diese
Männer, welche im Rathsaale und auf dem Schlachtfelde hart
geworden, giengen mit Thränen von ihm, als verließen sie
ihren gemeinsamen Vater.

Am 28. April versammelten sich sämmtliche Geistliche Genfs
um ihn; er ermahnte sie, ungebeugten Muthes das angefangene
Werk fortzusetzen; er selbst habe es anfangs ohne Lust und
Hoffnung unternommen, bis er erfahren, daß der Herr mit
ihm sei. — Als er vernahm, sein greiser Farel sei gesonnen,
von Neuenburg her zu ihm zu eilen, schrieb er sofort an ihn:
„Mein lieber, treuer Bruder, lebe wohl; und gefällt es Gott,
„dich noch länger auf der Welt zu lassen, so sei eingedenk
„unsrer Freundschaft; hier war sie für die Kirche geschlossen;
„droben trägt sie Frucht für uns. — Aber bemühe dich nicht
„um meinetwillen. Kaum athme ich noch, und jeden Augen-
„blick erwarte ich, daß mich der Athem verläßt. Doch es ist
„genug, daß ich Christo lebe und sterbe, ihm, der den Seinen
„im Leben und Tod Gewinn ist. Noch einmal, lebe wohl mit
„den Brüdern." Genf den 2. Mai 1564.

Von da an stiegen seine Schmerzen. Seine Stimme war
kaum noch vernehmlich; aber aus seinen Augen und seinen
Zügen leuchtete bereits die Freude und die Klarheit einer
künftigen Welt. Die vorherrschende Stimmung seiner Seele

nur Gebet. In Uebermaße der Schmerzen wandte er die Augen gen Himmel, und zuweilen hörte man die leisen Worte: „Ich schweige, Herr, denn von dir kömmt es!“ Oder: „Herr, du prüfest mich; doch mir ist es reichlich genug, daß dies deine Hand ist.“ — Acht Tage vor seinem Ende versammelte sich das Collegium der Geistlichen zur Censur in seinem Hause und speiste bei ihm; er sammelte die letzten Kräfte, um sich aus dem Bette in ihr Zimmer tragen zu lassen: „Es ist dies, meine „Brüder, das letzte Mal, daß ich zu euch komme; nie werde „ich mich mehr zu Tische setzen.“ Er verrichtete das Gebet, aß ein Weniges, und that sein Möglichstes, um dem Gespräche eine heitere Wendung zu geben. Als er sich in das anstoßende Zimmer bringen ließ, bemerkte er lächelnd: „Diese Wand soll „mich nicht hindern, wenn auch körperlich abwesend, doch im „Geiste bei euch zu sein.“

An seinem letzten Tage hob sich noch einmal die Lebenskraft; er sprach mit größerer Leichtigkeit. Beim Untergang der Sonne entschlief er sanft; sein Antlitz trug den Frieden eines ruhig Schlafenden. So starb Johannes Calvin, am 27. Mai 1564 im 55sten Lebensjahre. Am Sarge des treuen Hirten fühlte jedermann die ungeheure Lücke, die durch diesen Verlust entstand; an seinem Leichenbegängnisse sah man wenige Augen ohne Thränen. Der Tod übt eine versöhnende Gewalt über das Menschenherz; da vergißt man endlich die Kleinlichkeiten, an denen man im Leben Anstoß nahm; man fühlt, was man an dem Hingeschiedenen hatte.

Calvin war von mittlerer Größe und blasser Gesichtsfarbe; nie erlosch die Gluth seiner Augen; in seiner Kleidung höchst einfach, doch nie nachlässig; Luxus haßte er, weil er seine Folgen kannte; im Essen war er so mäßig, daß er viele Jahre lang täglich nur einmal aß, so daß es bei seinem sehr schwächlichen Körper unbegreiflich ist, wie er einer frühen Schwindsucht entgehen konnte. Als ihn in seinen letzten Jahren auch die Migraine quälte, enthielt er sich oft 36 Stunden lang aller Speise, nur um ungestört fortarbeiten zu können. Den größten Theil der Nacht widmete er der Meditation. Sein Gedächtniß war so treu, daß er nach vielen Jahren Personen wieder erkannte, die er früher ein einziges Mal gesehen; war er beim Diktiren ganze Stunden lang unterbrochen worden,

so knüpfte er sogleich wieder ohne fremde Erinnerung sich dem rechten Worte an. Meist war sein Rath so treffend, daß es schien, er sehe die Zukunft voraus. Viel Gerede war ihm zuwider, weil es meist die Armuth an Gedanken bedecken will; aber nie fehlte ihm zur rechten Zeit das rechte Wort. In seiner Lehre war er von Anfang an durchgebildet aufgetreten; darum blieb er sich immer gleich. Obwohl von Natur ernst, war doch im geselligen Zusammenleben seine Unterhaltung belehrend und anziehend; Schwäche beurtheilte er mild, weil sie nur Leitung bedarf, um unschädlich zu werden; gegen Laster war er unerbittlich; Schmeichelei und Unlauterkeit war ihm ein Gräuel. Gegen die Aufwallungen seines feurigen Temperamentes hatte er viel zu kämpfen; doch vergaß er sich fast nie bis zu einem unwürdigen Worte. Unter den großen Männern der neuern Zeit dürfte vielleicht Schleiermacher am ehesten an Calvin erinnern.

Wer in der Geschichte nur Unterhaltung und Portraits sucht, der kennt ihren wahren Nutzen noch nicht; die hervorragenden Erscheinungen großer Männer müssen uns zur Freundschaft mit denselben führen; wir müssen mit solchen Gestalten der Vorzeit einen geistigen Umgang pflegen; sie müssen uns im Leben begleiten. Dann wird uns die Geschichte eine Sache des Lebens und Gemüthes.

Calvins Nachfolger für Genf und für die gesammte reformirte Kirche war Theodor de Beza. Er war 1519 zu Vezelay in Bourgogne von adelichen Eltern geboren, und von denselben zum Studium des Rechts angehalten. Die Trockenheit einer Wissenschaft, an welcher er keinen Geschmack fand, suchte er sich durch die Poesie zu erleichtern; und früh erwarb er Ruhm durch eine Ausgabe lateinischer Gedichte, in denen aber eine weltlich-sinnliche Lebensansicht herrscht, die ihn bei Ernsteren verdächtig machte. Zwar hatte ihn sein Lehrer Wollmar von Rothweil schon frühe mit den Ueberzeugungen des Protestantismus vertraut gemacht; aber es fehlte dem Beza noch an der Gesinnung, welche sich für einen so ernsten Lebenszweck, wie die offene Vertheidigung reinerer Erkenntnisse, hätte entscheiden können. Ihn lockte anfangs die glänzende Außenseite des Lebens, Genuß und Ehre. Obwohl arm, gewann ihm dennoch sein einnehmendes Aeußere die Gunst am Hofe, und

sein Talent erwarb ihm das Ansehen eines Hofdichters. Man suchte und ehrte ihn; reiche Pfründen waren ihm versprochen; Leichtsinn und Ueppigkeit umgaben ihn lockend an jenem schlüpfrigen Hofe von Paris; bereits war er auf dem Wege zu sittlichen Ausschweifungen, als ihn bei einem Besuche in seiner Vaterstadt die Liebe eines tugendhaften Mädchens auf den besseren Pfad zurückführte. Aus falscher Scheu vor den Spöttereien seiner frivolen Freunde vermählte er sich heimlich; dennoch entgieng er ihrem Gelächter über seine sogenannte Bekehrung nicht. Schon auf dem schlüpfrigen Boden, auf welchem er früher gestanden hatte, war bisweilen in ihm die Erinnerung an ein Versprechen aufgetaucht, das ihm als eine ernste Mahnung in seinen Verirrungen entgegentrat. Er hatte nämlich seinem ehemaligen, theuern Lehrer, Wollmar, versprochen, später, sobald er könne, nach Deutschland zu gehen, und dort für die reine Lehre aufzutreten. Diese Erinnerung wurde endlich siegreich in ihm, als ihm eine gefährliche Krankheit den Ernst des Lebens von einer neuen Seite nahe legte; er sah darin einen Wink der Vorsehung, und gelobte von nun an die Sitten und die Lehre der Reformation anzunehmen. Viel hatte dazu auch der Einfluß seiner edeln Gattin beigetragen. Noch in demselben Jahre reiste er nach Genf, um dort in Verbindung mit einem Freunde eine Buchhandlung zu übernehmen. Aber Calvins heller Blick erkannte bald, wozu dieser Mann geschaffen sei; er vermochte ihn, sich dem Dienste der Kirche zu widmen.

Beza wirkte nun als Professor in Tübingen und Lausanne, bis er an Calvins Seite in Genf auftrat. 1559 verschaffte ihm Calvin in Genf das Bürgerrecht und die Stelle eines Rektors der Akademie und des Gymnasiums. Nach Calvins Tode stand Beza an der Spitze der reformirten Kirche, und auf seinen Schultern lag nun die ganze Last dieser Würde, die nach ihm unbesetzt geblieben ist. Neben einem unermeßlichen Briefwechsel brachten ihm die auswärtigen Angelegenheiten, der Kampf der Parteien in Frankreich, die Angriffe der katholischen und lutherischen Kirche unzählige Arbeiten. In Genf predigte er als erster Geistlicher täglich vor einer aufmerksamen, meist gebildeten Versammlung; dreimal wöchentlich erklärte er die Schrift; alle Wochen wurde eine Ver-

sammlung gehalten, wo jeder das Recht hatte, Einwendungen zu machen, wenn Beza über eine Schriftstelle disputirte. Als Mitglied des Presbyteriums half er tadeln, trösten, aus der Kirche stoßen, Prozesse schlichten. Dazu kam eine Menge von Gutachten und gelehrten Arbeiten. Als Genf in Folge von Störungen des Handels und nach langen Verheerungen der Pest an großer Verarmung litt, mußten mehrere Professoren entlassen werden; nun übernahm Beza unentgeldlich auch die Vorlesungen, welche die Entlassenen bisher gehalten hatten; bis endlich von England eine Geldunterstützung kam.

Ungemein groß war Beza's Einfluß auf Frankreich, auf Hof und Volk, auf Vornehme und Geringe; seine Uebersetzung der Psalmen wurde von jedermann gesungen, selbst von der Königin; außerordentlich beförderten diese Lieder die Reformation in Frankreich. Man kann behaupten, daß Frankreich von der Schweiz aus reformirt wurde; dafür wurde diese zweihundert Jahre später mit Mord, Raub und Unterdrückung belohnt. Beza unternahm verschiedene Reisen nach Frankreich; an dem berühmten Religionsgespräche zu Poissi war er die Hauptperson (1561). Er entwarf die Manifeste der reformirten Partei, vor den Schlachten predigte er, den Verwundeten brachte er Trost; wo er konnte, verhinderte er Grausamkeit und Verheerung. — Vor der Bartholomäusnacht erfüllten ihn bange Ahnungen; er ermahnte den Admiral Coligny nicht nach Paris zu gehen. An den nachmaligen König Heinrich IV. schrieb er wie ein Vater (1572): Er solle verharren auf der betretenen Bahn und dem Beispiele seiner seligen Mutter treu bleiben; in Paris solle er vor Verführungen auf der Hut sein; „denn „dort duldet man alle Laster und Schandthaten gerade so, als „ob das Laster rühmlicher wäre als die Tugend.“ — Den nachherigen Uebertritt Heinrichs zur katholischen Religion mißbilligte Beza nicht; er urtheilte darüber als Politiker: jener Schritt sei eine nothwendige Heilung der Wunden Frankreichs. Als Heinrich in der Nähe Genfs war, erschien Beza an der Spitze einer Genfer-Gesandtschaft vor seinem königlichen Freunde, und erhielt von ihm die Gnade, daß die Genfer das Fort St. Catharine zerstören durften. Heinrich umarmte und beschenkte den ehrwürdigen Greis.

In seinen letzten Jahren war Beza ungewöhnlich mild und friedsam geworden; es war in ihm ein tieferes Vorgefühl jenseitiger Ruhe. Die Lehre von der Prädestination, welche schon so viel Streit veranlaßt hatte, nannte er nun eine abstrakte Lehre, welche nicht vor die Laien gehöre, und welche man mit Vorsicht vortragen müsse (1586). Acht Jahre vor seinem Ende schreibt er: „Mein einziges Bestreben ist jetzt, ohne Schiffbruch zu „leiden an meinem Glauben und meiner Hoffnung, endlich in „jenen ersehnten Hafen einzulaufen.“ Am 13. Oktober 1605 schloß er sanft ein Leben, das, von den Verirrungen seiner Jugend geläutert, in mannichfacher Noth und Arbeit nur dem Dienste seines Herrn geweiht gewesen. Den Staat, in dem er so lange gewirkt hatte, sah er endlich aus vielen Gefahren gerettet, auf welche uns unsre Darstellung noch einmal zurückführen wird. *)

*) Ueber Beza's Wirken vergleiche man besonders Schlossers treffliche Jugendarbeit: „Leben des Theodor de Beza und des Peter Martyr Vermili. Von Fr. Ch. Schlosser.“ 1809.

Achte Vorlesung.

Vielleicht ist es mir gelungen, Ihnen in dem Bisherigen die Reformation der französischen Schweiz und die Bilder ihrer hervorragendsten Gründer näher zu bringen. Wenden wir jetzt den Blick nach der deutschen Schweiz zurück, um uns dort mit einem Manne bekannt zu machen, welcher recht eigentlich die segnende Seite der Reformation in unserer Heimath darstellt. Ich spreche von Heinrich Bullinger. Will ich mir ein lebendiges Bild entwerfen von dem Ehrenwerthen und Probehaltigen, welches in der früheren Zeit gelegen hat, und welches gewiß den meisten von Ihnen noch theilweise hie und da durch ehrwürdige Vorfahren, Eltern oder Bekannte anschaulich gemacht worden — dann denke ich an Bullinger. Nichts verurtheilt mehr die hochmüthige Befangenheit unsrer Zeit als die vornehme Hohlheit, mit welcher die Helden des Tages auf die Vergangenheit herabschauen. Möchten diese nebelhaften Ritter hineinschauen in den Spiegel, den ihnen das Leben eines Bullingers und Gleichgesinnter entgegen hält, denen sie nicht würdig wären die Schuhriemen aufzulösen! Möchten sie hineinschauen in diesen Spiegel, dann erröthend zurücktreten und an ihre Brust schlagen!

Leider zwingt uns unser umfassender Plan, aus dem reichen Leben dieses Mannes nur einige Züge mitzutheilen. Heinrich Bullinger *) war zu Bremgarten 1504 geboren, der dritte Sohn des Pfarrers und Dekans in Bremgarten, gleichen Namens; dieser, obgleich katholischer Geistlicher, hatte eine Art von Herzens-Ehe (die erst später die äußere Bestätigung erhielt)

*) Man vergleiche: Das Leben Bullingers, von Heß; merkwürdige Züge aus dem Leben Bullingers, von F. Franz, und Leonhard Meisters: berühmte Züricher, I. Bd.

mit einer Tochter aus einer der ersten Familien seiner Vaterstadt geschlossen. Dem zarten Knaben drohten schon in seinen frühesten Jahren verschiedene Gefahren; an der Pest lag er so schwer krank, daß man ihn bereits aufgab und seine Beerdigung vorbereiten wollte, als man noch zur rechten Zeit beruhigende Lebenszeichen wahrnahm. Ein anderes Mal hatte ihn ein Landstreicher an sich gelockt, um den unbewachten Knaben zu entführen; doch erkannten und befreiten ihn glücklicher Weise einige Freunde. — Im dritten Jahre schon hatte er das Vater Unser und den christlichen Glauben beten gelernt; gern schlich er zuweilen in die leere Kirche, und begann auf der Kanzel in pathetischem Tone seine Glaubensartikel vorzutragen. — Sein Vater befolgte den Grundsatz, daß nur durch eine strenge Erziehung und durch frühe Entbehrungen ein tüchtiger Charakter könne entwickelt werden; darum ließ er seinen Heinrich auf einer fremden Schule in den dürftigsten Umständen leben, obgleich er weder arm noch geizig war; Heinrich mußte — wie einst Luther — sein Brod mit Singen und Betteln verdienen. An der Universität Köln las er neben den Kirchenvätern die Schrift und einige Bücher Luthers; seine Lektüre und Studien brachten ihn auf die Grundsätze der Reformation: „In der „Schrift (schreibt er 1523) fand ich alles, was zum Heile des „Menschen gehört, und daher hielt ich mich fest an dem Grund„satze, man müsse einzig der heil. Schrift folgen, und alle „menschlichen Zusätze verwerfen.“ — Nach seiner Heimkunft (1522) lebte er seinen Privatstudien. Den früher gehegten Gedanken, ein Karthäuser zu werden, hatte er auf seinem biblischen Standpunkte längst aufgegeben; gern folgte er dagegen einem freundlichen Rufe des edeln Abtes Joner, als Lehrer im Kloster Kappel aufzutreten. In jener Zeit schloß er mit Zwingli, Leo Judä und Oekolampad eine Freundschaft, die auf Gesinnung und gemeinsames Streben sich stützte. Für die Reformation entschied sich Bullinger nun offen; er wußte sie auch im Kloster durchzusetzen; dieses verwandelte sich in eine blühende Pflanzschule von gebildeten Geistlichen. Aber groß war der Unwille der benachbarten Katholiken; als Bullinger sich mit seinen Schülern in der nahen Loretz badete, entgieng er mit Mühe einem Ueberfalle der Zuger; selbst Mordbrenner bedrohten das reformirte Kloster. Um dieselbe Zeit

sollte er die Freude erleben, daß sein Vater sich zur evangelischen Kirche bekannte, und so durch ein neues Band mit dem Sohne vereint wurde. Zu Lichtmeß 1529 trat der Vater Bullinger zu Bremgarten mit den Worten auf die Kanzel: „Ich bin nun auf die dreiundzwanzig Jahre euer Pfarrer „gewesen, und habe euch geprediget und gelehret, was ich für „das Wahre und Rechte gehalten, und habe mit Wissen niemand „verführt; das waren aber Zeiten der Finsterniß, da ich mit „vielen andern blind gewesen bin, und gelehrt habe, wie es „an mich kommen ist, das ich zwar aus keiner Bosheit, sondern „unwissend gethan; und bekenne jetzt frei vor euch den Irrthum, „und bitte Gott um Verzeihung. Bin auch des endlichen „Fürnehmens mit der Hülfe Gottes, daß ich euch fürohin den „wahren und rechten Weg der Seligkeit zeigen und führen „will" u. s. w. Einige hörten beifällig zu, einige verließen unter Flüchen die Kirche; der alte Bullinger wurde entsetzt, und mußte die Stadt verlassen; doch wandte sich die Sache so für die Reformation, daß sein Sohn, unser Heinrich Bullinger, als Prediger in der Vaterstadt angestellt wurde. Erst nach der Schlacht bei Kappel unterlag die neue Lehre gänzlich in Bremgarten; Bullinger war gezwungen, mit seinem alten Vater, Bruder und Gehülfen, Schmid, in der Nacht des 21. Novembers nach Zürich zu fliehen.

In Zürich wurde der 28jährige Bullinger als Zwingli's Nachfolger zum obersten Pfarrer (Antistes) gewählt; und hier erst zeigte sich die ganze Bedeutsamkeit von Bullingers Wirksamkeiten. Er wurde für Zürich so wichtig und so segensreich, wie Calvin es für Genf geworden. Er war es, der jetzt die Reformation, als ein Werk des Aufbauens und evangelischer Segnung, nach innen zu realisiren suchte. Er wollte es bewähren, daß die Reformation in ihrem reinen Ursprunge nichts anderes gewollt habe, als eine wahrhaft gereinigte, thätige, christliche Kirche darzustellen. Und hätte nicht eben damals die Vorsehung einen solchen Mann an Zwingli's Stelle gesetzt, so wäre vielleicht dort alles in Auflösung auseinander gefallen.

Als man ihn predigen hörte, meinten viele, Zwingli sei ja nicht todt, jetzt sei er in Bullinger wieder als Phönix erstanden. Und bald schrieb (1535) Berthold Haller an ihn: „Ich schreibe

„ohne Schmeichelei. Dich erkenn' ich nicht nur für den Apostel „Zürichs, sondern der gesammten Kirche.“ In seinen Predigten wollte er nicht bloß die Gebildeten befriedigen, sondern an das Herz eines jeden sprechen. Einst hatte ein vornehmer Fremder zugehört, und ihm nach der Predigt bemerkt, er sei zwar wohl erbaut worden, wundere sich aber, daß er so einfach und nicht in kunstreicherer Form predige. Bullingers Antwort war: „Haben Ihro Gnaden nicht von der Emporkirche herab in die „Weiberstühle geblickt, und dort die dicht in einander sitzenden „Otterkäppchen und der alten Weiber Tüchlein bemerkt? Auf „diese besonders und nicht auf die Gelehrten, muß der Prediger „sein Augenmerk richten.“ Anfangs predigte er täglich zweimal, bis ein Amtsgehülfe, Megander (Großmann), später seine Arbeit erleichterte. Auf den Pfarr-Synoden war er mit Untersuchen, Ermahnen, Strafen unermüdet. Als man ihm auf einer Synode (1535) den Vorwurf einer zu großen Milde machte: „Er solle „etwas dapferer, rücher, härter und räßer (gesalzener) sein; „insonders was die Händel des Raths antrifft“ — so trug Bullinger diesen Tadel mit eigener Hand in die Synodalakten ein. — Oft besuchte er die Schulen, wachsam auf ihre Zucht und Bildung; eben so wohnte er den theologischen Vorlesungen des Pellikan, Martyr u. a. bei; noch sind 45 Hefte in Zürich vorhanden, die er eigenhändig nachgeschrieben. — In Krankenstuben und in Gefängnisse führte ihn sein Christensinn, der überall geistlich und leiblich heilen wollte. Dabei war sein Haus der tägliche Sammelplatz für Rath- oder Hülfsbedürftige aus der Nähe und Ferne. Unübersehbar war seine Correspondenz; selbst Könige und Fürsten schrieben an ihn; so die Könige Heinrich und Eduard von England, Christian von Dänemark, Sigmund von Polen, Heinrich II. von Frankreich; die Königin Elisabeth und Johanna Gray; August von Sachsen u. a. — Als Schriftsteller war er nicht minder fruchtbar; man zählt gegen hundert Schriften von ihm; darunter befinden sich auch historische, welche das schönste Denkmal des ächten, reformatorischen Geistes sind.

Bei einer so umfassenden, gelehrten und praktischen Wirksamkeit blieb Bullinger recht eigentlich ein Mann des Lebens und für das Leben; auch die kleineren, für andere oft drückenden Pflichten des täglichen Umgangs verschmähte er nicht. Fleißig

wohnte er den Leichenbegängnissen bei; nahm Theil an öffentlichen Gastmählern und Hochzeiten; auch an der Freundes-Tafel sah man ihn nicht selten. Bewundernswürdig war sein richtiger, praktischer Blick auch für die speziellsten Verhältnisse und Lagen; er schrieb z. B. eine „Vollkommene Unterrichtung „des christlichen Ehestandes, wie er möge und solle in allen „Stücken mit Gott, Nutz, Ehr und Freud geschicklich vollführt „werden“, 1527, *) deren seltene Erfahrung und Menschenkenntniß gerühmt wird. — Kaum war sein Schwager, Georg Stadler, (1558) zum Spitalmeister erwählt worden, so schrieb Bullinger für ihn eine Reihe der trefflichsten Räthe nieder: „Die Armen und ihre Güter sind Gottes, und Gott nimmt „sich ihrer an; du sollst sie also ja nicht verachten, so schlecht „sie immer sein mögen. — Viele sorgen mehr für sich als für „ihr Amt; diese sind Judas-Gesellen. Begnüge dich an deiner „Besoldung; nimm keinen Heller mehr, denn er gehört dir „nicht. Du bist schuldig, den kleinsten Heller zu berechnen, „und für das Kleinste wie für das Größte Sorge zu tragen. „Hüte dich, daß du nicht den Fluch Gottes über dich und die „Deinigen führest. Das Wenige, was du rechtmäßig erwirbst, „wird er segnen, daß es dir vortheilhafter sein wird als mehr, „aber schändlich erklypet. — Wenn du dich Gott im Gebete „empfohlen hast; alsdann sei voll Muths und Ermunterung. — „An jedem Morgen stelle dir vor, was und mit wem du den „Tag über zu thun habest. — Geh' in die Küche, ob sie reinlich aussehe; gieb acht, wie Speise und Trank ausgetheilt „werden; schau auf die Aerzte und Wundärzte, ob sie treu und „fleißig seien. Bis auf den geringsten Dienstboten ehre jeden, „der treu ist. — Sei freundlich mit denjenigen, mit welchen „du Verkehr hast; bezahle sie bei guter Zeit. Trage Sorge „zu Kornboden und Weinkellern, zu Feldern und Reben u. s. w. „Alles besorge, als wenn es dein eigen Ding wäre. — Vor „allem aus vergiß niemals, daß du vor Nacht die Ausgaben „und Einnahmen des Tages verzeichnest. Nie vermische dein „eigen Geld mit dem Gelde des Amtes. — Das gebe dir Gott! „Amen.“ —

*) Franz, Züge aus Bullingers Leben, S. 23.

Der Adel seiner Seele war für Gold unzugänglich; sorgsam vermied er den entferntesten Schein der Bestechung. Für eine seiner Schriften (über die Apostelgeschichte) sandte ihm der Rath von Frankfurt zwölf Goldstücke; Bullinger schenkte sie sogleich dem Spitale. Ein bedeutendes Geschenk der Königin Elisabeth lehnte er entschieden ab.

Schon war Bullinger im Alter weit vorgerückt, als sein christlicher Glaubensmuth im Leben schwer geprüft wurde; 1564 entriß ihm die Pest beinahe alle die, welche ihm am theuersten gewesen; beinahe sein ganzer Freundeskreis wurde von der furchtbaren Seuche dahin gerafft; doch nicht diese allein, auch seine Gattin, deren Liebe ihn 35 Jahre beglückt hatte, auch drei seiner Töchter. Hören wir, wie der Gebeugte selbst hierüber gegen einen Freund sich ausspricht (2. Nov. 1564): „Ich schreibe dir wieder den ersten Brief, ich kann nicht sagen: „seit meiner Krankheit, sondern in meiner Krankheit; da ich „noch immer mit den Ueberbleibseln derselben zu kämpfen habe. „Wenn mich nicht der Herr auf eine außerordentliche Weise „stärkte, so wüßte ich nicht, wie ich genesen könnte, insonder„heit da ein Kummer mit dem andern abwechselt. Vor fünf „Wochen entriß mir der Herr meine liebe, fromme Gattin, „den Stab meines Alters, da ich nun im 61sten Jahre des „Lebens wandle; du weißt, wie sie gewesen, und wirst daher „auf meinen Schmerz schließen können. Jetzt nach fünf Wochen, „an demselben Tag, an welchem meine Frau begraben worden, „begräbt man mir meine liebste Tochter Margaretha, welche „auch an der Pest gestorben, gerade in der Nacht nach dem „Tode ihres neugebornen Kindes. Ich weiß, daß alles dieses „nach dem Rathschlusse Gottes geschehen, und daß ich ihn „weder mißbilligen soll noch kann; ihm ergeb' ich mich und „alles, was ich habe, und erflehe seine Barmherzigkeit.“ — Drei Wochen später muß er wieder schreiben: „Ich bin schon „wieder in einer nicht geringen Betrübniß. Meine liebe Lisa„beth, Simmlers Weib, hat vor drei Tagen ihren Geist selig „ihrem Gott übergeben. Nun liegt auch meine dritte Tochter, „Anna, Zwingli's Gattin, in dessen Haus ich dies schreibe, „in den letzten Zügen. Was Gott über mich und meine „Uebrigen verhängt habe, ist ihm allein bekannt; ich bin ganz „bereit. Wenn ich aber von hinnen gewandert bin, so nimm

„du, mein Lieber, die Sorge für meine Kinder auf dich. „Der Schmerz läßt mich dermal nicht mehr schreiben; denn „ich bin ein Mensch; indessen trösten mich die Verheißungen „Christi, und daß meine Töchter unter aufrichtiger Bekenntniß „und Anrufung Christi verschieden. Bitte du den Herrn für „uns. Lavater und Zwingli (seine Tochtermänner), welche mit „vielen Thränen den Sterbenden beistehn, grüßen dich.“

Bullinger selbst genas. Und bemerkenswerth ist es, daß nun viele in ihn drangen, ja es als die Pflicht eines protestantischen Geistlichen ihm vorstellten, nicht Wittwer zu bleiben. So war man also auf dem Wege, das Eheverbot der katholischen Geistlichen in ein förmliches Ehegebot der protestantischen zu verwandeln; ein bedenkliches Zeugniß, wie sehr ein neuer Papismus sich auch in vielen reformirten Köpfen festgesetzt hatte! — Bullinger wollte sich aber zu einer zweiten Ehe nicht verstehn; seine Antwort macht seinem Herzen Ehre. Er entgegnete den Tadlern: „Noch lebt in meinem Herzen die erste Geliebte; sie lebt für mich in ihren Kindern.“

Erst nach elf Jahren folgte der Greis seiner Gattin nach; bei der Annäherung seines Endes ließ er die sämmtlichen Geistlichen noch einmal zu sich kommen, empfahl ihnen dringend die Kirche, umsonst suchte er seine Thränen zurückzuhalten; noch versicherte er sie seiner Liebe, und wie sie stets in sein Gebet eingeschlossen gewesen; Liebe und Demuth war seine letzte Ermahnung. Noch 32 Tage waren ihm auf der Erde geschenkt; der Gedanke an den nahen Tod hatte für ihn nichts Schreckendes. Die scheue Todesfurcht, das feige Anklammern an das irdische Leben, welches der Gegenwart so eigenthümlich ist, hat seinen Grund in der überhand nehmenden Verstandes-Barbarei, für welche alles, was über das Handgreifliche hinausgeht, wie Duft und Traum aussieht. In einem so armseligen Erd-Horizont war Bullinger, war jene Zeit — ihrem hauptsächlichen Charakter nach — nicht befangen. Sehen wir zu, was denn jene Männer so todesmuthig machte, so finden wir eine Ursache, welche noch heut zu Tage dieselben Erfolge hätte; jenen Männern war der Gedanke an ein höheres Dasein schon während ihres Lebens nah und befreundet; sie dachten sich unter der Ewigkeit etwas anderes als ein bloßes blaues, unbestimmtes Etwas. „Es könnte mir — sprach der sterbende Bullinger —

„nichts Erwünschteres begegnen, als daß ich aus dieser Welt „zu meinem Erlöser übergehen soll. Sokrates freute sich auf „seinen Tod, weil er zu Homer und andern Trefflichen zu „kommen glaubte. Um wie viel größer ist meine Freude, da „ich gewiß weiß, daß ich den Herrn sehen und an der Selig„keit der Seinen Theil nehmen werde!“ — Den 17. September 1575 beschloß er seine schöne, (menschlich gesprochen) makellose Laufbahn. Nach seinem Tode fand sich bei ihm ein Brief an die Regierung, welcher vor Rath verlesen wurde. Er ermahnt darin zur Treue an der evangelischen Lehre, zur sofortigen redlichen Wahl eines neuen Antistes; zur fleißigeren Theilnahme am Gottesdienste und zur treuen Verwaltung des Kirchenguts; endlich zur Eintracht und Liebe.

Als etwas fast Räthselhaftes verdient noch bemerkt zu werden, daß Bullinger in seinen spätern Jahren die bangsten Ahnungen über das Schicksal der protestantischen (und besonders Zürcherschen) Kirche zuweilen nicht unterdrücken konnte. Er schrieb 1566 in die Synodalakten die Worte: „Wir pfeifen bald auf dem letzten Löchlin. Gott wird's nit leiden.“ Diese Worte nahm der nachherige Antistes, J. Jakob Breitinger, so zu Herzen, daß er auf mehreren Synoden mit Ernst darüber sprach. *) Man kann sich diese düstere Voraussagung eines sonst so klaren Geistes zwiefach erklären; er mochte vielleicht fühlen, daß durch Erschlaffung und Schuld der Menschen die Reformation um ihre reinsten und besten Früchte betrogen werde, so daß sie zuletzt in ein vergängliches Menschenwerk ausarten könnte, statt eine Restauration des Christenthums zu sein. Dies nun mußte zumal einen Mann entmuthigen, der — wie Bullinger — die Reformation in ihrer ersten frischen Erscheinung gesehen und gefördert hatte. Vielleicht gieng Bullinger noch tiefer; ihn bewegte vielleicht die Wahrnehmung, wie groß der Abstand sei zwischen dem, was das Christenthum eigentlich realisiren wolle, und zwischen dem, was im Leben verwirklichet werde. Diese Erwägung führte ihn — wie schon so manchen ernsten Denker — vielleicht auf den Gedanken, alle dem Christenthum widerstreitenden Gewalten würden bald den

*) Hrn. Antistes J. J. Breitingers Synodal-Sermon, 19. Okt. 1641. In den Miscellanea Tigurina III. Thl. Zürich 1724.

anscheinenden, gänzlichen Sieg erringen, und so die letzte Entwickelung des Erdengeschicks hervorrufen.

Dem sei wie ihm wolle, wir können von Bullinger mit der Anerkennung scheiden, daß Er eines von den vorzüglichsten Werkzeugen gewesen sei, um die Bürgertugend, die Sittenreinheit und die thatkräftige Religiosität bei uns zu pflanzen, welche so viele Jahre hindurch in unserm Vaterlande geblüht haben.

Haben wir bisher der geistigen Pflanzung der Reformation, und besonders des Calvinismus zugesehen: so ist es nun an der Zeit, die politische Bewahrung derselben gegen außen noch zu berücksichtigen. Dies führt uns auf die damalige Stellung der Schweiz gegen das Ausland. — Bern hatte durch die Verbindung mit Genf und durch die Eroberung der Waat früher den entscheidenden Schritt für die Entstehung der französischen Schweiz und für ihre Reformation gethan; es lag darum ohne Zweifel in Berns politischer und religiöser Stellung, Genf fortwährend auf's kräftigste zu schützen. Dennoch bemerken wir mit Erstaunen, daß Bern gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts jenes einzig wahre System einmal verließ; doch war jene Unterbrechung nur vorübergehend, und — wie es scheint — nur durch eine Partei in der Regierung veranlaßt, welche zum Glücke Berns und der Schweiz nur für kurze Zeit ihren Einfluß behaupten konnte. — Betrachten wir also, wie Genf, in Folge einer falschen Politik einen Augenblick von Bern preisgegeben, sich in großer Gefahr mit Heldenmuth behauptete; und wie dann in Bern die Eidgenössische Partei und Gesinnung bald wieder die Oberhand gewann und nicht mehr verlor.

Der Herzog Philibert Emanuel übernahm die Regierung Savoyens 1553 mit dem festen Entschlusse, was sein Vater verloren, Genf und die Waat, wieder unter seine Herrschaft zurückzubringen. Von neuem sah sich Genf auf's gefährlichste bedroht; als Bern endlich 1558 mit dieser Stadt unter billigen Bedingungen ein ewiges Burgrecht schloß. Dagegen gelang es dem Herzog Emanuel, einen besondern Bund mit den fünf katholischen Orten zu schließen, 1560; und Bern wurde durch lange Verhandlungen endlich dazu vermocht, in dem Vertrage von Lausanne 1564 einen Theil seiner früheren Eroberung

wieder an Savoyen abzutreten; es war die Landschaft Chablais und Gex; und somit verlor Bern alle Besitzungen am jenseitigen Ufer des Genfer-Sees. Die geographische Lage Genfs wurde hiedurch viel bedrohter; als aber ein Ueberfall zu besorgen war, boten Frankreich, die reformirte Schweiz und die Pfalz hinreichende Hülfe an Geld oder Truppen. Auch Bern war lange Zeit bei jeder Gefahr mit kräftiger Hülfe bereit. Frankreich, Bern und Solothurn schlossen 1579 ein förmliches Schutzbündniß für Genf. Aber schon im folgenden Jahre wurde der junge, für Unternehmungen gestimmte Carl Emanuel Herzog von Savoyen, 1580. Sein Lieblingswunsch war, Genf zu gewinnen; erst versuchte er Bestechung des alten, edeln Roset, *) dann eine Verrätherei in der Stadt, 1582; endlich schnitt er die Zufuhr ab, und hielt Truppen in der Nähe bereit. Während unter dem Schultheißen v. Wattenwyl die Bernerische Hülfe für Genf ausrückte, zogen die fünf katholischen Orte dem Herzog zu. Die Vermittlung der unparteiischen Orte verhinderte den Ausbruch der Feindseligkeiten, 1583. Doch die Ruhe dauerte nur kurze Zeit; sobald Frankreich durch innern Krieg gelähmt war, so sammelte der Herzog Emanuel, vom Pabst Sixtus V. angespornt, ein Heer, mit dem er zuerst Frankreich angriff, dann Genf bedrohte, und durch eine Art von Kleinkrieg ermüdete.

Um festen Fuß in der Waat zu fassen, stiftete der Herzog eine Verschwörung in Lausanne an; durch Bestechung wurde der Bürgermeister Isbrand Daux, Herr von Cressier und Prilli, ebenso sein Sohn, der Großweibel Georg, gewonnen. Da der Waatländische Adel meist für Savoyen gestimmt war, so ließen sich leicht mehrere Vornehme zur Theilnahme an der Verschwörung bereden. Schon waren die Savoyischen Truppen am Genfersee angekommen. In dieser Gefahr wurde die Waat durch einen Sturm gerettet; dieser hinderte jene Truppen an der Ueberfahrt, und in der Zwischenzeit fieng man in Lausanne an Verdacht zu schöpfen, als man die geheimen Zusammenkünfte des Bürgermeisters und die Vertraulichkeit gewisser Bürger mit Savoyischen Herren wahrnahm. Endlich vereitelte die vaterländische Gesinnung eines Neffen des verrätherischen Bürger-

*) Fragmens de Genève und Schuler S. 65.

meisters vollends den ganzen Anschlag. Claudius de Erösay, so hieß er, warnte zuerst den Bürgermeister, und zeigte dann alles dem Landvogte an. Schon waren Berner-Truppen im Anzuge, als die Verräther den 15. Dez. 1588 nach Savoyen flüchteten.

Genf rüstete zum Kriege; in Bern war man über Savoyen so aufgebracht, daß auf der Tagsatzung zu Baden 1589 Berns Gesandte kaum konnten abgehalten werden, den Savoyischen Gesandten mit dem Schwerte zu antworten, und sie „kenntlich zu machen". *) Der französische Botschafter, Herr v. Sancy, that sein Möglichstes, um Genf und Bern zum Krieg zu bewegen; er bot Bern an, gegen Anleihen den Krieg selbst zu führen. Bern bewilligte eine Anleihe von 100,000 Thalern und half drei Regimenter stellen. Genf erklärte den Krieg am ersten April; an die nöthigen Summen steuerten die Bürger aus ihrem Vermögen bei; wer kein Geld hatte, brachte sein Silbergeschirr, die Frauen brachten ihren Schmuck. Sancy führte mit den Schweizerischen Hülfstruppen den Krieg mit Glück; dann aber zog er mit seinem Heere plötzlich nach Frankreich ab, um den König gegen seine innern Feinde (die Ligue) zu unterstützen. Dieses allerdings sehr auffallende Benehmen soll in Bern besonders die Lust zum Kriege vermindert haben. **) Der Franzose dagegen hatte die Schweizerische Redlichkeit wieder glücklich betrogen; er hatte 10,000 Mann Hülfstruppen, sowie Hülfsgelder für Frankreich gewonnen, Savoyen aber mit der Schweiz verwickelt. Diese Stimmung benutzte Savoyen, um Berns Thätigkeit zu lähmen; ein Gesandter, Herr von Anvilly, erschien, versicherte, wie geneigt sein Herr für den Frieden sei, und bot listiger Weise an, durch ein Schiedsgericht von Zürich und Freiburg die Sache entscheiden zu lassen. „Wie „nun — sagt Lauffer — die von Bern gern glaubten, was „sie wünschten, ließen sie ihren Eifer zum Krieg, der ohnedem „nicht groß gewesen, unter der Hoffnung des Friedens noch

*) Schuler, S. 69.

**) Lauffer XI. 4: „Von dieser Zeit an hatten die Berner, weil „sie also hinter das Licht geführt worden, keine große Lust „mehr, den Krieg mit Ernst fortzusetzen."

„mehr erkalten.“ Das Schiedsgericht kam wegen Freiburgs Weigerung nicht zu Stande.

Indessen hatte der Herzog seinen Zweck erreicht; er hatte Berns Thätigkeit unterbrochen und Zeit gewonnen, seine ganze Macht gegen Genf zu wenden. So stand Genf allein einem feindlichen Heere von mehr als 14,000 Mann gegenüber; in dieser Noth entwickelte die Stadt einen Heldensinn, der an Thermopylä und St. Jakob erinnert.

Auf des Obersten von Erlach Mahnung war Berns Hülfe zwar ins Feld gerückt; aber hier begann ein Feldzug, der für Berns Ruf die unglücklichsten Folgen hatte, und auf dem noch immer manches Dunkel ruht. An der Spitze von 10,000 Mann war der Schultheiß Johannes von Wattenwyl ausgezogen; allein siebzehn Tage lang *) mußte er müßig in Lausanne stehn (28. Juni bis 15. Juli), weil die Berner-Gesandten zu Saleneuve einen Waffenstillstand geschlossen hatten. **) Inzwischen mußte Genf in der größten Noth sein Bundesheer in der Nähe als müßigen Zuschauer sehen. Auch als das Berner-Heer nach dem Waffenstillstande endlich mit den Genfern sich vereinigt hatte, sah man die alte Thatkraft nicht an ihm. ***) Bei St. Joire aber (26. Juli) kämpften und siegten die Genfer

*) „Den Abend haben wir über Genf us drei Für gesehen, und zu Genf hören schießen, bald angehnder Nacht verstanden, daß der Feind die Genfer angrennt u. s. w.“ — Beschreibung des Savoyischen Krieges von 1589 ex litt. eines B. Halleri. Abgedruckt in der Berner Monatschrift. 1825.

**) Nach dem Savoyischen Historiker. Guichenon hätten die Berner selbst diesen Stillstand verlangt.

***) Ein Augenzeuge im Felde will dies entschuldigen: „Es hand „mine Herren Oberste und Kriegsräth noch nüt thätlichs wider „den Savoyer fürgnon, uß vieler beweglichen Ursachen, welche „nit ein jeder zu Bern verstat, der schon in die groß Burger-„stuben gaht, derhalben un vonnöthen gsin, ein sölliches Gassen-„Geschrei anzurichten. Sie wüssent die Glegenheit des Feinds „viel bas, dann alle, die daheimen sint, nit daß man die Findt „förchte oder entsitze, sondern daß man fürsichtiglich mit diesen „gfärlichen Sachen muß umgahn.“ — Beschreibung des Savoyischen Kriegs ex litt. B. Halleri.

mit den Bernern. *) Und schon ließ sich Bern zu neuen Verhandlungen mit Savoyen verführen; ein neuer Waffenstillstand bis zum 19. August wurde geschlossen. Das Mißtrauen Genfs war nur zu erklärlich. Ohne den Friedensabschluß abzuwarten, rief Bern den 16. August sein Heer zurück; nur zum Schutze der Waat behielt Johannes von Wattenwyl zehn Fahnen Fußvolk und einige Reiterei. Aber auch in diesem Reste des Heeres war durch die vielen Stillstände Entmuthigung und Zuchtlosigkeit so herrschend geworden, daß viele ohne Erlaubniß heimliefen, um die Ernte nicht zu versäumen. Es versteht sich von selbst, mit wie viel Kraft Bern bei einer solchen Haltung den Frieden unterhandeln konnte. Die beunruhigendsten Gerüchte verbreiteten sich; es hieß: Bern sei im Begriffe, Genf völlig an Savoyen aufzuopfern. Ein Zeugniß von der damaligen Stimmung im Lande giebt uns ein Brief des Josua Vinsler, Pfarrers in Biel, an Muskulus, Dekan in Bern, vom 29. August **): „Von welchem Unglücke spricht seit vier „Tagen die allgemeine Sage! Unter Bundesgenossen, Freun„den, Nachbarn, Brüdern, Eidgenossen sind Beschuldigungen „und Drohungen entstanden, die zur Zwietracht, ja bis zum „Kriege führen. Man sagt, eure Republik habe Genf alle „Freundschaft aufgesagt. Welche Schandthat! Wie unerhört „unter reformirten Bundesgenossen! Welch eine Schmach vor „den Katholiken! Hilf diese Brunst löschen; heile die verwun„deten Gemüther; laß diese Pest nicht überhand nehmen! Soll „wegen des Hasses und Widerwillens des Einen und Andern „das gemeine Wesen unsers Vaterlandes gefährdet werden?“

Der Herzog versäumte keinen Augenblick; er nahm Bonne, wo die Besatzung treulos niedergehauen wurde, dann Thonon; die Landschaft Gex halfen die Genfer treu vertheidigen. Von neuem unterhandelte Bern mit dem Herzoge. Der Herzog fordert die Abtretung von Gex; der Berner-Rath willigt ein. Diese Einwilligung erwartet der Herzog nicht; er bricht ein, haut die wenigen Berner nieder, nimmt andre gefangen oder

*) Daß die Berner bei St. Joire unter Wattenwyl besonders mitgekämpft, geht aus obiger „Beschreibung“ hervor; Schuler ist hier im Irrthum.

**) Mitgetheilt aus der Zofinger-Bibliothek von Schuler, S. 78.

verjagt sie. Nur die Weigerung der Spanier hält ihn vom Einfalle in die Waat ab. Jetzt endlich scheint es, als ob Bern sich ermannen wollte; 5000 Mann werden aufgeboten. Allein es kostet den Herzog nur die Versicherung, er sei friedlich gesinnt — und Bern läßt die Hälfte des Aufgebotes zu Hause. *)

Die Berner-Gesandten von Bonstetten und von Erlach unterhandelten zu Nyon über den Frieden mit Savoyen. Da Genf angemuthet wurde, jetzt nach so vielen Opfern den Herzog als Protektor anzuerkennen, und sich von Frankreich zu trennen, so verwarf es entschlossen so erniedrigende Bedingungen. Nun gedachte man, Genf aufzugeben, und dies wurde ausdrücklich im fünften Artikel des Friedens-Entwurfes ausgesprochen: „Wenn der Herzog seine Ansprachen an Genf mit Recht oder „mit den Waffen suchen wolle: so soll Bern Genf keine Hülfe „noch Gunst beweisen, sondern sich desselben gänzlich entziehen.“ **)

*) In der mehrmals genannten „Beschreibung des Savoyischen Kriegs“ heißt es: „Nach diesen Geschichten, als „sich der Handel abermals verlängert — und gemeine Kriegsknecht vermeinten, man wellte sunst mit uf den Feind mächtig „tringen, deßgleichen auch an Geld anfieng manglen, entstund „ein großer Unwillen bei dem Volk — — und eine Oberkeit „verursachet war, die Panner wiederumb heimzumahnen. — — „Man hielt dafür, daß man dem Herzogen dozmal gern den „Vortheil glassen — — — Man het nüt thätlichen fürgnon; „sondern angfangen, nach dem hübschen Frieden zu dichten ꝛc.“

**) Man sprach viel von geheimen Friedensartikeln, in denen Bern noch viel mehr zugestanden haben sollte. Der Herzog von Savoyen sagt am Schlusse seines Schreibens an den Pabst (abgedruckt in der Berner Monatschrift, I. Jahrgang, 3tes Heft, S. 76): „Ich will insonders Befelch geben, daß mein Am„bassador die Friedens-Artikeln gegen Bern in keinen Weg „öffne (offenbare), dieweil Bern also begärt, welche sich auch „entschlossen, einichen Orten noch zu gewarten, sölliche Artikel „zu eröffnen.“ — Graf Martemango schreibt, 9. Okt. 1589, (der Brief ist ebenfalls in der Berner Monatschrift abgedruckt) „Uf den heutigen Morgen sind die verordneten Gesandten von „Bern zu Fürstlichen Durchlaucht kommen, ihren die Händ zu „küssen, hant demnach mit mir das Morgenmahl gessen, und „sint gar frölich gsin, und darbei eröffnet, dieser Frieden sige „ihnen gar angnem.“

Dieser Friedensentwurf und vor allem sein fünfter Artikel brachten endlich eine Stimmung zum Ausbruche, welche schon lange in den Gemüthern gelebt hatte, und endlich in Bern wie in der Eidgenossenschaft offen hervortrat. Man sprach laut von einer Partei in der Regierung, welche es mit Savoyen gegen Genf halte; ihr legte man alle Fehler und den nicht ehrenvollen Ausgang des Kriegs zur Last. Ohne Rückhalt äußerte man den Verdacht, daß jene Savoyische Partei durch Bestechung zum Abfalle von der nationalen und evangelischen Sache sei bewogen worden. Schon vor sechs Jahren hatte der Französische Gesandte den Genfern bemerkt: Es seien viele Schweizer bestochen; besonders sei von dem Schultheißen von Wattenwyl wenig zu erwarten; denn dieser sei in Savoyen erzogen worden und spanisch gesinnt. — Jetzt aber erzählte man von den vielen goldenen Ketten, welche der Herzog in Lyon für manche Magistraten habe machen und unter allerlei Vorwand in Bern vertheilen lassen. Man sprach von den bedeutenden Summen, welche den Berner-Gesandten während der Friedensunterhandlung zuflossen. Man beschrieb, wie vertraulich und freundschaftlich manche Berner-Herren mit den Savoyern Umgang gepflogen. — So sehr stieg der Unwille gegen Bern, daß in der ganzen Eidgenossenschaft ein Berner nur sich zeigen durfte, um entweder Spott oder die bittersten Vorwürfe zu hören. — Einige Berner trugen Ketten von Stroh und Zwiebeln, um die goldenen Ketten Savoyens zu verspotten.

Von der damaligen Gereiztheit geben Ihnen einige Stimmen aus jener Zeit die beste Vorstellung: Zürichs Antistes, Stumpf, schrieb aus Auftrag der Zürcherschen Geistlichkeit an den Dekan Müslin (Muskulus) in Bern, am 20. Okt. 1589: ——— „Soll ich reden oder schweigen? Die Kunde dieses „unwürdigen Benehmens hat auf's schnellste Europa durchflogen. „Der Kirche, dem Vaterlande, dem Schweizer-Namen wird „die Schmach zugeschrieben, mit welcher ein so schimpflicher „Abfall und die Verbrüderung mit dem obersten Haupte unsrer „Feinde uns befleckt. In allen Sprachen und Schriften nennt „man die Schweizer-Treu punisch und verkäuflich. Papisten, „Lutheraner, Schwaben u. a. schmähen und beschimpfen uns, „so daß die Unsern in der Fremde kaum mit Sicherheit Handel „und Verkehr treiben können. — — Zu Straßburg heißt es

„auf den Kanzeln: Was für Hülfe läßt sich von denen erwar-
„ten, welche so treulos ihre nächsten Religions- und Bundes-
„genossen verlassen und dem Feinde verkaufen. Die Bürger,
„welche in Straßburg das Bündniß mit uns begünstiget haben,
„sind nirgend gegen die Volkswuth sicher. —— Eine solche
„Stadt (wie Genf), eine solche Kirche, eine solche Vormauer
„will man verlassen; nein noch mehr; die Urheber eines so
„schmählichen Abfalls bleiben in einem Freistaate wie Oligar-
„chen ungestraft, und erhalten vom Feinde prächtige Geschenke.
„Aus Lyon schreibt man: der Herzog von Savoyen lasse dort
„25 goldene Ketten von hohem Werthe verfertigen, die zu
„Geschenken für Berner bestimmt seien. Wäre dies wahr, so
„würde ich mit Jugurtha ausrufen: O verkäufliche Stadt,
„du hast deinen Käufer gefunden! —— Ja, es heißt sogar,
„daß einige Geistliche bei euch diese Sache in Schutz nehmen.
„doch haben wir vernommen, daß du in einigen Predigten
„männlich gesprochen; bitten wir Gott um Stärke für dich und
„deine Amtsgenossen. —— Inzwischen muß man öffentlich und
„privatim, gelegen und ungelegen in Obrigkeit und Bürger
„dringen, damit eine solche Schmach nicht ungerochen bleibe
„und damit verkäufliche Menschen nicht ungestraft Vaterland
„und Religion verspotten. Unterdrückt man ihre Frechheit
„nicht, so werden sie auch ferner alle guten Plane verrathen
„oder hindern. Besser ist es: ein Glied komme um, als daß
„der ganze Körper in Gefahr sei.“ —

In dem beißendsten Tone spricht ein damals gedrucktes Gedicht über Bern: „Der Krebsgang von Adam Christen von
„Ueberlingen, 1589: Gespräch zwischen dem Bär und Krebs,
„der dem Bären sein Sündenregister herzählt; die Schärmaus
„hört zu.“ — Ich theile Ihnen nur einige Stellen mit:

„Der Bär allein:

„Kein Stärk ist mehr in meinen Tatzen,
„So wendt mein Klauen nicht mehr kratzen;
„An meiner Gsicht gaht mir viel ab;
„Wird mir nicht gleich ein Honigwab,
„Starrblind würd ich gwüß auf der Statt.
„Ich stoß auch heftig an der Red';
„Viel Sinnen hat mein Haupt zerstört;
„Vernunft — mein' ich — seig mir verkehrt!“ ——

Der Krebs bemerkt dem Bären spottend:

„Dein Krieg, den du hast gführt mit Ehren,
„Wird gwißlich unsre Freundschaft mehren;
„Indem du dich mir gleich hast gmacht;
„Gleichheit der Sitten Freundschaft macht."

Als der Bär dem Krebsen einwendet, er sei jetzt kein schwarzer Bär mehr, sondern ein weißer, erwiedert der Krebs:

„Daß man jetzund weiß Bären findt, *)
„Da einest schwarz gewesen sind,
„Das zeigt nicht die Weisheit an,
„Welche der alt, schwarz Bär hat ghan;
„Sondern ein andre, neue Art,
„Die da sind weich, lind, hell und zart.
„Ich weiß, was die Alten haben gsagt:
„Wann weiß Bären in deiner Stadt
„Geboren werden, so sig dein Gwalt
„Im höchsten gsin; drum er jetzt fallt."

Nachher wirft er dem Bären vor:

„Wo ist jetzt dein alt gesprochen Wort,
„Das man vor Zeiten von dir hört:
„Durch's Schwert wir gwunnen hand dies Land;
„Ohn Schwertschlag wir's nit land von Hand?
„Jetzt dann so gschicht das Widerspil;
„D' Ursach ich dir anzeigen will,
„Daß du mir wenig gwiß wirst lohnen:
„Die Kettinen und gelben Kronen,
„Die in Pasteten dir sind gschickt,
„In Form der Würsten eingeflickt,
„Hand dich gfangen und verblendt,
„Daß d' auch hast mit dem Feind geschlemmt
„Kappun, Rebhühner und Wildpret.
„Würfel, Karten und das Spielbrett
„Haben dich lau gmacht allgemach — — —
„— — Denn Gott und Welt dir ab hend gseit,
„Weil d' worden bist so gar meineid
„An Genf der christlichen Stadt" ꝛc.

*) Schwarz und weiß sind noch jetzt die Bezeichnungen der beiden entgegenstehenden politischen Parteien in Bern.

Einen Vorwurf, den man auch in neuerer Zeit hörte, spricht schon dieser Krebs aus:

„Heu und Stroh du gladen hast,
„Damit dein Feind geschädigt hast.
„Also vergiltst du gleichs und gleich;
„Mit guldenen Pfeilen schoß er dich,
„Mit Strau so bzahlst ihn eben recht.“

Der Krebs droht zuletzt:

„Denn Bauren hend ein G'jägd gestellt,
„Die du ohn Nutz hast bracht um's Geld;
„Sie werden suchen die Geldfresser;
„Dann wird da rathen ich Rathfresser. — — —
„— — — O Bär, Gott wird gwiß an dir rächen
„Die große Schmach, und dich erstechen;
„Dann wirst du sein ein Gspött der Welt,
„Weil du verkauft um schnödes Geld
„Dein Glauben, Bündniß, Ehr und Eid“ — — —

Donnerstag, den 9. Oktober (1589) war der Tag, welcher über Berns Ehre entscheiden sollte; denn an diesem Tage mußte sich der Rath zur Annahme oder Verwerfung des Friedensentwurfes entschließen; von diesem Tage hing es ab, ob die nationale oder die Savoyische Partei siegen sollte. Genfs lang erprobter Staatsmann, Michael Roset, war nach Bern geeilt, um die Annahme des treulosen Vertrages verhindern zu helfen. Anfangs fand er in Bern die Stimmung sehr gegen Genf eingenommen. „Ihr habt“ — sagte der Schultheiß von Wattenwyl — „so viel gethan, daß ihr uns zu euern Feinden „gemacht habt. Habt nichts mit uns, und wir wollen nichts „mit euch zu thun haben. *) Ihr habt Unwahrheiten geschrie„ben; ich will dies offenbar machen. Ich wünschte, daß Genf „ein Canton würde, aber diese Stadt hat geglaubt, daß wir „sie verrathen.“ — Roset erwiederte: „Wenn Thoren Thor„heiten begehen, so bitten wir, daß die Weisen sie verbessern.“

Vor dem versammelten Rathe wurden die Schreiben des Herzogs Casimir von der Pfalz, des französischen Gesandten

*) Aber nirgends ist ersichtlich, was man mit Fug den Genfern vorwerfen konnte.

und Zürichs verlesen, worin übereinstimmend Bern ermahnt wurde, das verbündete Genf jetzt nicht zu verlassen. Dann trat der greise Michael Roset auf, und entwickelte mit edler Beredsamkeit die Nothwendigkeit des Kriegs und der Hülfe Berns; er zeigte, daß keineswegs Eigensinn oder Muthwillen, sondern das höchste Interesse ihrer Freiheit die Genfer bewogen habe, nicht in den Vertrag zu willigen. „Obwohl nun — meint der Bernerische Chronist Lauffer — etliche von den „Großen entweder aus Haß gegen Genf oder aus Gunsten „gegen den Herzog, gewißlich nicht aus Liebe zu ihrem „Vaterlande, mit ihrem Ansehen durchdringen und diesen Frie„den bestätigen wollen, setzte sich doch der mehrere und ge„sündere Theil von Räth und Bürgern mit allen Kräften „darwider ———— Ihre Vorstellungen wirkten so viel, daß „zwar ein ehrlicher Frieden mit Savoyen nicht ausgeschlagen, „der zu Papier gebrachte Entwurf aber nicht bestätigt ward.“ — Bei Laupen und bei Murten hat Bern seine äußeren Feinde besiegt, am 9. Oktober 1589 aber einen gefährlichen, inneren Gegner, den Feind des vaterländischen Sinns und der alten Treue in seinem Rathsaale. Gute Berner sollten diesen Tag unter die schönsten in ihren Erinnerungen zählen.

Diese Niederlage der Savoyschen Partei zu Bern war von den größten Nachwirkungen begleitet; um so mehr, als ihr treuloses Treiben durch einen Zufall unwiderlegbar an's Licht gezogen wurde. Die Gesandten von Zürich, Basel und Schaffhausen hatten nämlich auf der Rückreise von Genf einen Boten von Bern eigenmächtig angehalten, ihm seine Briefe an den Herzog von Savoyen eröffnet, und darin gefunden, daß man (wahrscheinlich einige Regierungsmitglieder von Savoyischer Gesinnung) dem Herzog versprach, ihm einige tausend Mann gegen Genf und seine sonstige Feinde zuzusenden. Diesen Brief legten die Gesandten in Bern vor und öffneten damit vielleicht Manchem die Augen. *)

Die Savoyische Partei war eingeschüchtert; eifrig sprachen die Prediger gegen ein treuloses Verlassen der Glaubens- und

*) Schuler S. 85.

Bundesbrüder in Genf. Die Oberländer verlangten, man solle ihnen die Urheber des Friedensentwurfs ausliefern; unter den Bürgern Berns erfolgten bedeutende Bewegungen, in deren Folge der Schultheiß Johannes von Wattenwyl seines Amtes entsetzt wurde; denn gegen ihn war der heftigste Unwille laut geworden.

Mit Savoyen waren die Unterhandlungen wieder angeknüpft worden, um wo möglich ehrenvollere Bedingungen zu erhalten; an schönen Worten und Versprechungen ließ es der Herzog nicht fehlen; aber vor allem aus verlangte er Beschwörung des Friedens und des Bundes. — In dieser zweifelhaften Lage faßte Berns Rath einen Entschluß, den man in ähnlichen Fällen schon wiederholt ausgeführt, und nach dem Kappeler-Krieg sanktionirt hatte. Man wollte sich der Stimmung des gesammten Volkes versichern, und sandte darum Abgeordnete in die verschiedenen Landestheile, um die Gesinnung der Gemeinden zu Stadt und Land über Krieg oder Frieden zu vernehmen. Zur gleichen Zeit war dies das einfachste Mittel, um die herrschende Mißstimmung und den gefährlichen Argwohn gegen die Regierung zu beschwichtigen. Bemerkenswerth ist die Antwort des Aargau's vom 11. Februar 1590. *)

Zuerst beklagt sie: „So können wir Ew. Gn. gar nicht „verhalten, daß wir den Brief hervorgesucht, den Eure from„men Voreltern sel. Gedächtniß unsern Altvordern gleich nach „dem Kapellerkrieg zu Aarau geben haben, und ihnen darin „verheißen, daß sie fürderhin ohne Gunst, Vorwissen und „Willen der Landleuten keinen Krieg mehr anfachen, noch mit „keinem fremden Fürsten, Städten und Herren neue Bündnisse „machen wollen. — — — Nun hand wir, die Euern, Euch „bisher treulich gehalten, und alles das gethan, das frommen „Unterthanen zusteht, mit unserm Gut und Blut, ja bis in „den Tod. — — Wir sind in dem vergangenen Krieg zum

*) „Abscheid der Städte Zofingen, Aarau, Brugg, Lenzburg, „Aarburg und des ganzen Ergöws ꝛc. einhellig von ihnen allen „beschlossen auf den Fürtrag U. G. Hrn., für sie gebracht wegen „des Savoyischen Friedens und neugemachten Bundes. 1590.“ Abgedruckt in der Helvetia 1828.

„fünften Mal aufgemahnet worden, und etwan zu Mitternacht,
„da wir doch nie unwillig gewesen. In Betrachtung solcher
„und anderer Sachen mehr bedauret es uns, die Euern, herz-
„lich übel, daß Ew. Gn. in kurzen Jahren etliche Kriege an-
„gefangen, und aber keine Landsgemeinden gehalten, ob es den
„Euern auch gefällig wäre oder nicht. — — Man hat uns aber
„um keine Sache um Raths gefragt, und keiner Dinge halben
„nie nichts wissen lassen, wie aber wohl billig gewesen wäre,
„diewiel wir unser Gut und Blut dargestreckt haben: sondern
„wir sind, wie bevogtete und unwerthe Leut, von unsern
„Hauptleuten verachtet und schier ohne Ehre gehalten worden,
„daß dergleichen von Ew. Altvordern mit ihren Unterthanen
„nie ist krieget worden; wir auch inskünftig solche Oberhaupt-
„leut — wie man sie nennt — nicht mehr in der Gestalt
„weder dulden noch haben wollen. — — —

„Der Stadt Genf halben ist dies unser Bedenken: — —
„Wolle Ew. Gnaden bedenken und zu Gemüthe führen, daß
„Ew. Gn. Unterthanen, dieser neugemachten Bündniß halber
„(wo sie auskommen) an der Fremde viel Schmach, Schelt-
„und ehrverletzliche Worte Euerthalben mit Schmerzen hören
„müssen; denn uns angezeigt wird von den Unsern, die in das
„Elsaß um Wein, item gen Baden und Schaffhausen um Korn
„und Salz fahren, und von andern, die ihren Gewerben nach-
„wandeln: was Spitz- und Trotzworte sie in sich schlucken
„müssen, als daß die Berner gescholten werden treulose, mein-
„eide, bundbrüchige Leute, die das Pabstthum wieder wollen
„aufrichten, das wir Ew. Gn. nicht vertrauen.

„Bedenken Ew. Gn., daß es schon alles in der Eidgenössi-
„schen Chronik verzeichnet ist, was Ew. Gn. der Genfer halber,
„wider den Savoyer gehandelt, das zu Euerem großen Ruhm,
„Lob und Ehre reicht und dient — — — davon Euch auch
„etliche schöne Lieder zu Ehren gemacht worden, welche die
„Landleute noch heut bei Tage singen können, wie nämlich der
„Bär auszogen und dem Savoyer in's Land gefallen sei. Dies
„Lob und Euer Ehr wollet Ihr mehren, und nicht mit einem
„andern Bündniß mindern. — —

„Wann Genf sollte in dem Schwall verloren werden, was
„großen Jammers und Blutvergießens würde doch da fürgehn,

„wie übel würden wir sie zu entgelten haben vor Gott und „aller Welt! Der Schlüssel zur ganzen Eidgenossenschaft würde „verloren werden. — —

„Solche und andere Ursachen mehr bewegen uns, Gnädige, „liebe Herren! daß wir mit unserer Stimme eine Stadt Genf „einmal kurzum nicht können noch wollen fallen lassen, sondern „sind gesinnet, Ehr, Eid und Bündniß treulich an ihnen zu „halten. — —

„Nun sei wie ihm wolle, so erbieten wir uns gegen Ew. Gn. „aller Treu und Unterthänige — — — Allein bitten wir: Ihr „wollet das Euer gegen uns auch thun — — und insonderheit „der ausländischen Fürsten und Herren nicht zu viel annehmen „und beladen, und vielmehr bei den alten Eidgenöss. Bünden „bleiben, die wir Ew. Gn. mit Gottes Hülf bis auf den letzten „Blutstropfen wollen helfen erhalten.“ —

In gleichem Sinne wie diese männliche Antwort des Aargaus, welche Johannes Müller ein „Modell schweizerischer Beredtsamkeit“ nannte, sprachen auch die Abgeordneten des Waatlandes für Genf. Am 3. März 1590 beschloß der Berner-Rath mit Einmuth, den Frieden und die Bundesartikel mit Savoyen nicht zu bestätigen, sondern den Bund mit Genf getreulich und ohne Verweigerung zu halten. *) Dies wurde auch dem Herzog angezeigt, und mit den Zeitumständen und der Stimmung der Unterthanen entschuldigt; im übrigen alle gute Nachbarschaft, freier Handel und Wandel angeboten.

So war eine Partei, deren Bestreben gegen die Fundamente unseres Bestandes anstieß, für immer in Bern unterlegen; **) die Folgen der Erbitterung lasteten nur auf einem

*) Lauffer XI. 6.

**) Wenn von einer solchen Partei hier die Rede ist, so ist natürlich nicht eine Rechte oder Linke im Parlament gemeint, sondern eine Anzahl so gesinnter Männer. Will man auch deren Vorhandensein leugnen und das mißliche Geschick des Krieges bloß dem allerdings unrühmlichen Benehmen der Truppen zuschreiben: so müßte zuerst das Grundlose der bisherigen und oben angeführten Annahmen erwiesen werden.

Manne, gegen den sich der allgemeinste Verdacht gewendet hatte; ich spreche vom Schultheißen Johannes von Wattenwyl. Ueber seine Schuld sind wir aber, nach den vorhandenen Beweisen, noch keineswegs befugt zu urtheilen; der Verdacht des Verrathes kann noch immer nicht als erwiesen angesehen werden. Was ich zur Beleuchtung seines noch vielfach dunkeln Prozesses beitrage: das theile ich Ihnen aus bisher unbenutzten Quellen mit. *)

*) Sammlungen des Hrn. Im-Hof, Auszüge aus Privatarchiven, die Raths-Manualien.

Neunte Vorlesung.

In der Bürgerschaft zu Bern waren nach dem mißlichen Ausgange des Savoyischen Kriegs solche Bewegungen und geheime Zusammenkünfte erfolgt, daß der Rath, aufmerksam geworden, durch die Heimlicher an die Unzufriedenen die Aufforderung erließ, ihre Beschwerden dem großen Rathe schriftlich einzureichen. Als sich (17. Oktober 1589) aus der Beschwerdeschrift ergab, daß dieselbe im Namen der ganzen Bürgergemeinde abgefaßt sei, so wurde die Bürgerschaft aufgefordert, am folgenden Tage sich zu versammeln. *) „Es begerindt mine „Herren, Räth und Burger, mit gemeldter Gemeind väterlich „und freundlich zu reden.“ — Sonnabends den 18. Oktober kamen die Bürger in der Burgerstube zusammen; der Rath trat zu ihnen heraus, in dessen Namen sie der Statthalter von Graffenried anredete:

„Mit großem Widerwillen und Herzeleid haben M. Gn. „Herren vernommen, daß hier in der Stadt Versammlungen „gehalten worden; aus euerer Beschwerdeschrift haben sie mit „Bedauern ersehen, daß euere Klage fast gegen alle Hauptleute „des letzten Krieges gerichtet ist. Zwar hätten sie gewünscht, „daß ihr euch sogleich mit eueren Beschwerden an Mn. Gnäd. „Herren gewendet hättet, da dies nun aber nicht geschehen, „so zeigen sie euch durch mich an, daß Mn. Gn. Herren die „Sache dermaßen angelegen ist, daß sie entschlossen sind, ganz „ernst und fleißig nachzuforschen, Kundschaften zu Stadt und „Land zu verhören, und wenn dann etliche am Fehler erfunden „werden, dieselben nach Verdienen zu bestrafen. Darum ist „Mr. Gn. Herren ernstlich Vermahnen und Bitt an euch, ihr „wollet ihnen die Sache anvertrauen — — — auch wollet gegen

*) Auszug aus den Raths-Manualien.

„die, so ihr anklagt, und gegen ihre Freunde nichts Thätliches „und keine Gewalt vornehmen, sondern bedenken, daß die „Stadt Bern allezeit den Ruhm getragen, daß sie die Billig„keit geliebt und den Angeklagten Rechtfertigung gestattet. „Deswegen mögt ihr euch fernerer Versammlungen überheben „und Meinen Herren vertrauen.“

Die Gemeinde ließ hierauf antworten: „Von Anfang an „bis jetzt haben wir in unsern Versammlungen und sonst nichts „anderes gesucht, als wie wir unsre Anliegen und Beschwerden „euch frei anzeigen und euch berichten möchten, welche Per„sonen an dem großen Jammer, Schand und Schmach die „Schuld tragen. Dies ist denn in unserer Beschwerdeschrift „geschehen; und gern vertrauen wir nun euch alles an. Nur „bitten wir euch, Sorge zu tragen, daß wir von den Ange„klagten oder ihren Freunden und Verwandten unangereizt, „ungeschmacht und ungefecht bleiben; sonst würden wir „genothdrungen zur Gegenwehr greifen und zusammen„halten. Willig und bereit sind wir, zu euch als unsrer lie„ben Obrigkeit Leib, Gut und Blut zu setzen.“

Schon zwei Tage später (20. Oktober) sprach die versammelte Bürgerschaft in einem gemäßigteren Tone; sie milderte und beschränkte ihre eigene Klagschrift: „Gegen den von Wat„tenwyl beharren wir auf unserer Klage; den Adel haben wir „nicht verachten wollen, sondern vornehmlich den von Watten„wyl und Ulrich von Bonstetten, deren Verwaltung in den „zwei letzten Feldzügen wenig Nutzen und Ehre gebracht. In „Betreff des Johann von Wattenwyl soll man sich erkundigen „zu Stadt und Land, bei seinen Dienern, Trabanten und „Trommetern, auch bei den Kriegsräthen und Hauptleuten, so „werde man noch viel mehr vernehmen als geklagt worden.“

Der Schultheiß von Wattenwyl befand sich um diese Zeit auf seinem Landgute zu Ligerz am Bielersee. Wahrscheinlich verließ er sich auf die Zusicherung, welche ihm die Regierung schriftlich ertheilt hatte, als er den Oberbefehl übernommen: „Man wolle ihn und die andern Hauptleute im Falle Miß„lingens weder an Leib, Ehre noch Gut belangen, sondern „vor männiglich schützen und schirmen.“ Aber trotz dieser unzweideutigen Schutzschrift, meldete ihm die Regierung am 21. Okt. 1589 nach Ligerz: „Er solle sich lieber für einmal

„der Amtsgeschäfte enthalten, und den Ausgang dieser leidigen „Sache mit Geduld erwarten; denn ließe er sich jetzt zu Bern „auf den Gassen sehen, so könnte ihm etwas Trotzes und Schmach „widerfahren.“ *) — Aber zwei Tage später wurde ihm in einem zweiten Schreiben schon Amt und Panner abgefordert (23. Okt.). Umsonst schrieb er (25. Okt.), daß er ohnehin schon entschlossen gewesen, sich seines Amtes zu entladen, bis er sich hinreichend gerechtfertigt; nur verlange er ein sicheres Geleit auf seine Kosten, um sich vor dem Rathe persönlich zu vertheidigen. Seine Bitte um sicheres Geleit wurde ihm (2. Nov.) abgeschlagen und seine Absetzung vom Schultheißen-Amt und von beiden Räthen angezeigt. Ohne dem Angeklagten das Recht des gemeinsten Verbrechers: die Selbstvertheidigung vor dem Richter zu gönnen, wählte der Rath an Wattenwyls Stelle den Herrn Beat Ludwig von Mülinen. — Ja, einige Tage nachher (6. Nov.) wurde sogar beschlossen, den Angeklagten mit gewaffneter Hand von Ligerz nach Bern führen zu lassen. An der Spitze von vielen Bewaffneten und Schützen begaben sich der Vogt von Aarberg und der Hauptmann Kymann in der Nacht nach Ligerz. Wattenwyl scheint Nachricht hievon erhalten zu haben; ihn rettete nur seine Geistesgegenwart; denn als die Bewaffneten schon in sein Haus eindrangen, gieng er mitten durch sie aus dem Hause unerkannt, in der Kleidung eines Knechtes, **) einen Bund Stroh auf dem Kopfe. Der Bedrängte floh in die ihm befreundete Stadt Biel; dort schrieb er an zwei seiner Verwandten in Burgund, Herrn Niklaus und Gerhart von Wattenwyl, um sie um Rath und Beistand zu bitten; wiederholt verlangte er vom Rathe ein sicheres Geleit für seine Rechtfertigung; auch seine Freunde und Verwandte, endlich selbst Abgeordnete der Stadt Biel (2. Dez.) traten mit diesem Begehren vor den Rath. Jetzt erst wurde diese Bewilligung ertheilt, und jetzt erst, am zweiten Dezember,

*) Aus der handschriftlichen „Historischen und genealogischen Be„schreibung des Geschlechts deren von Wattenwyl und von der„selben Herkommen. Zusammengetragen von einem, der den „Frieden und die Wahrheit liebt.“ Einer Sammlung von H. G. Imhof einverleibt.

**) Dieser Umstand lebt noch in der Tradition zu Ligerz.

sechsundzwanzig Tage nach seiner Entsetzung, wurden dem schwer Beschuldigten die vierundvierzig gegen ihn eingereichten Klage-Artikel mitgetheilt. *) Am 19. Dezember trat Johannes von Wattenwyl, von seinen Verwandten umgeben, vor den Rath, und vertheidigte sich schriftlich und mündlich über jeden der vierundvierzig Klagepunkte. Auf diese Rechtfertigung gestützt, bat er um Schutz für seine Person und seinen guten Namen. Allein noch wagte es der Rath nicht, schon jetzt zu entscheiden, nicht weil man seine Vertheidigung unzulänglich gefunden, sondern lediglich aus Furcht vor der Volksstimme; man wollte zuerst sämmtliche Gemeinden von dem Rechte des Angeklagten überzeugen. „Daruf — sagt das Raths-Mannal — **) nach „etlichen fürgefallenen Meinungen diese das Mehr worden, daß „gesagtem Herrn von Wattenwyl das gegönnt Gleit unzit (bis) „nächstkünftige Faßnacht sölle erstreckt syn, und diewyl Er nit „allein zu Stadt, sunders auch uf der Landschaft heftig ver„dacht und verschreit worden, darum von Nothen Sin Verant„wortung und Entschuldigung daselbst auch kundbar, und kein „böser Argwohn uf Minen Herren gelassen werde, als ob sie „zu viel mild und glimpfig gegen Ihme gsyn wärint, und nicht „nach Verdienen mit Ihme gehandelt hättind — so söll man „den schlüßlichen Bscheid, ob sin Verantwortung gnugsam „sye, als mit jetzmal, instellen, und hierzwüschen der Zyt „sines Gleits alle Ambtlent ab dem Land allhero beschryben —— „und nach Anhörung der Verantwortung sich mit einander „resolviren, ob dieselb gnugsam sye oder nit. Und wenn dann „man sich dessen verglichen und entschlossen, solle man hernach „die Lands Gmeinden dessen ordentlich und wytläufig auch ver„ständigen“ u. s. w.

Endlich wurde dem Alt-Schultheißen die Genugthuung, daß er von der Anklage völlig freigesprochen wurde; am 19. März 1590 bezeugte ihm der Rath: „Daß sie keine Ursach gefunden, „ihn einiger Untreu oder sträflicher Handlung zu beschuldigen; „daß sie sich an seiner Verantwortung begnügen, und ihn so „lange schützen und schirmen wollen, bis ihnen bescheinigt werde,

*) Raths-Mannal vom 19. Dezember 1589.

**) Im Auszuge in den Colleetanea Bernensia von H. Albrecht von Mülinen in der Mülinenschen Sammlung.

„daß er sich in seinen Verrichtungen nicht wie ein frommer „und getreuer Mann gehalten habe. Auch mit dem Vorbehalt, „daß er sich auf Begehren gemeiner Bürgerschaft oder der „Unterthanen gleichwie vor Mn. Gn. Herren verantworte und „seine Unschuld erweise.“

Johannes von Wattenwyl, der erst 1604 gestorben, scheint nachher wieder in den großen Rath gekommen zu sein; denn er wird in den Akten „Alt-Schultheiß und des großen Raths“ genannt. Seiner Vaterstadt grollte er so wenig, daß er ihr in seinem Testamente eine bedeutende Summe als Hülfe für dringende Fälle aussetzte. — Seine Person und Sache blieben bis auf die neueste Zeit vielfach verdächtigt; und es erprobt sich auch an ihm, daß scheues Zurückhalten der urkundlichen Belege stets den Verdacht nährt; dagegen gerade die sorgfältige Forschung oft — wie hier — zu unerwarteten Resultaten gelangt. Es ist unbestreitbar, daß Wattenwyls Prozeß durch die stärksten Rechtsverletzungen befleckt war; wie dies immer da der Fall ist, wo Leidenschaft und Vorurtheile an die Stelle gewissenhafter Prüfung treten.

Noch muß ich einen Umstand hervorheben, der meines Wissens bis jetzt entweder unbekannt oder unbeachtet geblieben ist. Aus den Raths-Mannualen ergiebt es sich mit Gewißheit, daß schon damals in der Bürgerschaft bei Anlaß dieser Wattenwylschen Unruhen Elemente zu einer Bewegung gegen das Patrizіat sich zeigten, eine Bewegung, die dann fast zweihundert Jahre später in der Henzischen Verschwörung drohender hervorgetreten ist. Das Benehmen der Regierung zeigt sich dabei ebenso mild als weise. Sobald diese von revolutionären Umtrieben in der Stadt Kunde hatte, beschloß sie, mit Zutrauen und väterlich zu ihrem Volke zu sprechen, ehe man dasselbe mißstimmt habe. Auf Sonntag den 9. November 1589 wurden alle „Hausväter, Stadtsäßen und ihre Söhne vom sechszehnten Jahre an in die große Kirche versammelt“, wo sich bereits alle Mitglieder des großen Raths eingefunden hatten. In ausführlicher Rede stellte der Schultheiß von Mülinen der versammelten Gemeinde dar, was sich seit dem letzten Savoyer-Zuge in der Stadt ereignet, und wie die betreffende Untersuchung einmüthig der Obrigkeit überlassen worden sei. „Ju„dem aber komme Ihro Gn. für, daß umgends söllicher Ueber-

„gehung und Ihr. Gn. Ernst und Flyßes, Versammlungen „gehalten und dahin gesehen werde, die bisher gewohnte „Form zu regieren abzuändern, und den Gewalt, „so Räth und Burger bishar ghept, uf die ganz „Gmeind zu züchen, daruß nun noch viel böseres erfolgen „würde.“ *) Die Gemeinde sei nun — fuhr er fort — zu dem Ende versammelt, damit seine Herren erfahren könnten, wer für die Beibehaltung der alten Form der Regierung gesinnt sei. Darauf wies er mit Nachdruck auf die Gefahren einer Aenderung in der Regierungsform hin; und hieß darauf die, welche nicht gesonnen seien, ihrer alten Regierung den Eid zu leisten, austreten, damit man sie unterscheiden könne.

Es scheint, daß die demokratische Partei unter den Bürgern sich dadurch einschüchtern ließ; im Namen derselben trat der Glasmaler Wolfgang Furter hervor, und versicherte: Es seien allerdings seither noch einige Versammlungen gehalten worden; doch nicht ohne wichtige Ursache und nicht ohne Vorwissen einiger Rathsglieder; nie aber sei etwas der Art verhandelt worden, wessen der Schultheiß sie beschuldige. Uebrigens bitte er, daß man es bei dem Eide bewenden lasse, den sie vor einigen Jahren geleistet; dem gemäß würden sie sich als gehorsame Unterthanen erzeigen. Als dies verweigert wurde, trat Furter mit den Entschlossensten seiner Partei ab. Allein die Gefängnißstrafe, welche auf ihre Weigerung folgte, stimmte sie schon auf den folgenden Sonntag bereitwillig, den Eid zu leisten (16. Nov.) — So wurde klug und kräftig eine politische Tendenz unterdrückt, die nun für lange Zeit spurlos verschwindet.

Werfen wir noch einen Blick auf das Schicksal Genfs von der Zeit an, wo Berns Politik dasselbe isolirte (seit 28. August 1589). Genf, seiner eigenen Kraft überlassen, entwickelte den alten Heldenmuth. Versoix wurde mit Sturm eingenommen und damit der Hungersnoth ein Ende gemacht (28. Nov.); dagegen stieg die Geldnoth bis zu einem beängstigenden Grad. Von 1591 an verwandelte sich der Krieg in Streifzüge. In einem Waffenstillstande zwischen Frankreich und Savoyen (9. Sept. 1593) wurde auch Genf mit eingeschlossen;

*) Raths-Manual.

aber später bezahlte Frankreich mit gewohntem Undanke die Dienste Genfs; bei zwei Friedensschlüssen, 1598 und 1601, wurde Genf nicht einmal ausdrücklich genannt. Doch genoß die Stadt eines wohlthätigen Friedens, und Heinrich IV. erklärte von sich aus, er wolle Genf in den Frieden mit inbegriffen wissen. — Dennoch drohte dem Gemeinwesen Genfs noch einmal der Untergang im Frieden. Schon im September 1602 zeigten sich Savoyische Truppen in der Nähe der Stadt, die von Frankreich in dunkeln Ausdrücken gewarnt wurde; doch hielt man sich bald wieder für sicher, ohne zu ahnen, daß alles eingeleitet sei, um die Stadt durch einen nächtlichen Ueberfall zu nehmen. Ein Genfer Syndik, de la Garde, war für den Verrath gewonnen; durch seinen Vorschub gelang es den Savoyern, die Stadt auszuspähen, die Mauern und Gräben zu messen. In der Nacht vom elften auf den zwölften Dezember stand das Savoyische Heer in der Nähe Genfs; Jesuiten und Kapuziner ermahnten, die Ketzer auszurotten. Unter d'Albigny rückte ein Trupp voran, um die Mauer zu ersteigen; am Fuße der Sturmleiter nahm ein Jesuit einem jeden Soldaten die Beichte ab, ertheilte Ablaß und Amulette. Schon waren acht oben; es war ein Uhr des Morgens, und überall herrschte Todtenstille; ungestört folgten darum 200 andere nach. Der Herzog, welcher dies vernahm, sandte schon Boten aus, die Einnahme Genfs anzukündigen; er läßt das Heer gegen die Stadt vorrücken. Hier aber waren die eingedrungenen Savoyer, welche für das nachrückende Heer ein Thor besetzen wollten, und sich inzwischen im Graben still hielten, von einer Schildwache bemerkt worden. Schüsse fallen; auch in den nahen Straßen macht ein Bürger Lerm. Die ganze Stadt füllt sich mit Getümmel und Geschrei; man greift zu den Waffen, und eilt zum Kampfplatze oder an den Sammelort. Zuerst wollen sich die Feinde unter die Bürger verbergen; endlich schrien sie: „Es lebe Spanien! Savoyen! Stadt gewonnen; schlagt todt! schlagt todt!“ Die Eingedrungenen sind abgeschnitten; denn ein Kanonenschuß hat die Sturmleitern zertrümmert; Kartätschenschüsse verscheuchen die Feinde draußen; die von innen fallen im Kugelregen oder im Sturze von den Mauern; dreizehn Gefangene werden am folgenden Tage aufgeknüpft, wo sie eingedrungen waren. Die Leichname von

fünfhundert Savoyern warf man in die Rhone. — Ueber diese sogenannte „Eskalade-Nacht“ war man in Bern so erbittert, daß der Savoyische Gesandte mit seinem Sekretair weggewiesen wurde, und kaum thätlichen Mißhandlungen des Volks entgieng. Eine Eidgenössische Besatzung half die Stadt beschützen, und tief in's Innere von Savoyen wurden Streifzüge unternommen. Der Vermittlung von fünf Cantonen gelang es, im Frieden von St. Julien, 21. Juli 1603, die Unabhängigkeit Genfs dauernd zu sichern; es wurde dabei unter anderm bedungen: Savoyen soll keine Festung, Besatzung oder Truppen im Umkreise von vier Stunden um Genf haben.

Lange gab Savoyen seine Absichten auf die Stadt noch nicht auf. Doch genoß Genf im siebzehnten Jahrhundert meist Ruhe und Frieden; es war das Athen des reformirten Europa. Erst im achtzehnten Jahrhundert wird es uns wieder beschäftigen, und dann durch seine inneren Unruhen, in welchen es auf die politische öffentliche Meinung so stark einwirkte, wie ehemals auf die religiöse.

Wir haben nun einen beträchtlichen Theil des vor uns liegenden historischen Weges zurückgelegt; was sich uns im sechszehnten Jahrhundert als folgenschwer und charakteristisch kund gegeben: das haben wir zu überschauen versucht, um auf diese Weise den Geist jener Zeit zu begreifen. Es ist nun noch unsere Aufgabe, das jener Periode zu Grunde liegende Leben in seinen verschiedenen Gestaltungen, in den Sitten und der Anschauungsweise der Zeit zu verfolgen. Es geschieht nämlich der Geschichte ein großes Unrecht, wenn man sie bloß als eine Darstellung von Krieg und Frieden, mit einem Worte: einseitig politisch behandelt. Der Staat ist nur eine von den vielen Seiten, in welchen sich Leben und Geist der Menschen offenbart; darum betrachten wir das Eigenthümliche jener Zeit in den Sitten, im Leben des Volks noch insbesondere, und sehen zu, wie sich dies Leben in Schule und Kirche, im Staat und in der Familie kund gegeben.

Im Anfange des Jahrhunderts litt die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Jugend unter der äußersten Vernachlässigung. In ganz Zürich war z. B. damals keine Bibel zu kaufen. Der Unterricht wurde auf eine geschmacklose, mechanische Weise ertheilt. Meist besuchte man die Schulen des

Auslandes, wo man nur zu leicht in der roheſten Umgebung Sitte und Zucht des elterlichen Hauſes vergaß; das traurigſte Schickſal hatten dabei die ärmern Schüler, die gewöhnlich nur durch eine Art von Wunder vor ſittlichem Verderben frei blieben. Es iſt uns noch die Lebensbeſchreibung eines Mannes aufbehalten, der aus eigener Erfahrung Ihnen den Zuſtand und das Leben ſolcher auf deutſchen Schulen herumwandernder Knaben und Jünglinge ſchildern mag. — Thomas Plater *), von dem ich ſpreche, war 1499 zu Gränchen im Zehnten Viſp in Wallis geboren; ſein Großvater — erzählt er ſelbſt — war 126 Jahre alt geworden und hatte in ſeinem hundertſten Jahre ſich noch mit einer dreißigjährigen Weibsperſon verheirathet. Unſer Thomas ſollte ſeine Schulbildung bei einem verwandten Pfarrer beginnen, als er etwa 9 Jahre alt war. „Da gieng „es mir — erzählt Plater — erſt übel; dann der Herr war „gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeſchicktes Bauren„büblein; der ſchlug mich grauſam übel; nahm mich vielmal „bei den Ohren und zog mich vom Heerd auf, daß ich ſchrie „wie ein Geiß, die am Meſſer ſtecket, daß oft die Nachbarn „über ihn ſchrauen, ob er mich wollte mörden.“ — Bei dieſem unſanften Lehrer blieb Thomas nicht lange; einer ſeiner Verwandten, ein Student Paulus Sommermatter, nahm ihn mit ſich auf deutſche Schulen. Unterhaltend iſt die Art, wie dem Walliſer Bauernjungen alles auf ſeiner erſten Reiſe auffällt. „Alſo zugen wir zum Land aus; da mußt ich vor mir anhin „heiſchen (betteln), und meinen Bachanten (den Studenten) „auch geben; dann von meiner Einfaltigkeit und landlichen „Sprach wegen gab man mir viel. Als ich über den Berg „Grinslen (Grimſel) Nachts in ein Wirthshaus kommen, hatte „ich nie kein Kachelofen geſehen, und ſchiene der Mond an die „Kachlen, da meint' ich, es wäre ein ſo groß Kalb; dann ich „ſahe nur zwo Kachlen ſcheinen; das meint' ich die Augen ſein. „Morgens ſah ich Gäns, deren ich nie keine geſehen hatte; da

*) Historia Vitae Thomae Plateri, quam ipse describere coepit, anno 1572, abgedruckt in den Miscellanea Tigurina. III. Theil. Zweite Ausgabe. Zürich 1724. — Franz: „Thomas Plater; St. Gallen 1812“ giebt nur einen moraliſirenden Brei zu Platers nahrhafter Speiſe.

„meinte ich, da sie mich anpfeiferten, es wäre der Teufel und „wollte mich fressen; ich floh und schrie. — — — Zugen also „unser acht oder neun auf Meißen zu; drei kleine Schützen „(Schüler), die andern große Bachanten (Studenten). Wann „ich nicht wohl mochte zugehn, gieng der Vetter Paulus mir „nach mit der Ruthen oder Stecklein, zwickte mich um die „bloßen Bein; denn ich hatte keine Hosen an und böse Schüh„lein.“ — —

Wie eifrig studirt wurde, erzählt er naiv genug: „Zu „Neuenburg blieben wir etliche Wochen; etliche Schützen, die „singen konnten, sungen; ich aber gieng heuschen; giengen da „aber in kein Schul; das wollten die andern (Schüler) nicht „leiden, träuten, uns in die Schul zu ziehen. Der Schul„meister entbot auch unsern Bachanten: sie sollten in die Schul „kommen, oder man werde sie reichen (holen). Antoni entbot „ihm wieder: er möchte nur kommen! Und als etliche Schweizer „auch da waren, die ließen uns wüssen, auf welchen Tag sie „kommen würden, damit sie uns nicht unversehenlich überfielen; „da trugen wir kleine Schützen Stein auf das Dach; Antoni „aber und die andern nahmen die Thür ein. Da kam der „Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und „Bachanten; aber wir Buben warfen mit Steinen zu ihnen, „daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir „vor der Obrigkeit verklagt waren, stahlen wir einem Nachbarn „Nachts drei Gäns, zugen an das ander Theil der Stadt; da „kamen die Schweizer zu uns, zechten mit einanderen, und „zog da unser Burst auf Hall in Sachsen zu, und giengen in „die Schul zu St. Ulrich.“ Von Halle zogen sie nach Dresden, von dort nach Breslau: „Mußten viel Hunger unterwegen „leiden, also daß wir etliche Tag nichts dann Zwiebeln roh „gesalzen aßen; etliche Tag gebratene Eicheln, Holzöpfel und „Birn; manche Nacht (mußten wir) unterm heitern Himmel „liegen, daß man uns nirgends bei den Häusern wollte leiden, „etwann hetzte man die Hünd an uns. Da wir aber gen „Breslau kamen, da war alle Völle (Fülle); ja so wohlfeil, „daß sich die armen Schüler überaßen, und oft in große „Krankheit fielen. — — Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren, „jede eine besondre Schul; durfte kein Schüler in des andern „Pfarre gen singen, oder sie schrieen: ad idem! ad idem! so

„liefen dann die Schützen zusammen, und schlugen einander „gar übel. Es sind auf einmal in der Stadt etlich tausend „Bachanten und Schützen gsin, die sich alle des Almusens er„nährten —— Ich hab meinen Bachanten oft eines Abends „fünf oder sechs Trachten heim auf die Schul getragen, da sie „dann wohnten; man gab mir (beim Betteln) auch fast gern, „darum daß ich klein war und ein Schweizer; dann man hatte „die Schweizer fast lieb. Darum man dann ein großes Mit„leiden hatte mit den Schweizern, daß sie eben zu der Zeit in „der großen Mayländer-Schlacht übel gelitten hatten, daß der „gemeine Mann sagte: Jetz haben die Schweizer ihr best Pater„Noster verloren. —— Den Winter liegen die Schützen auf „dem Heerd in der Schul, die Bachanten aber in den Käm„merlinen, deren zu St. Elisabeth etlich hundert waren; den „Sommer aber, wann es heiß war, lagen wir auf dem Kirch„hof, trugen Gras zusammen, lagen darin wie Säu in der „Sträue; wann es aber regnete, liefen wir in die Schul; und „wann es Ungewitter war, so sungen wir schier die ganze Nacht „Responsoria und anderes mit dem Subcantore. Etwann „giengen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bier„Häuser gen Bier heischen; da gaben uns die vollen Polacken„Bauren Bier, daß ich oft mit Unwüssen so voll worden bin, „daß ich nicht hab wieder in die Schul kommen können, wann „ich schon nur ein Steinwurf weit von der Schul war. Summa „da war Nahrungs genug, aber man studirte nicht viel.“ — Von der feinen Ordnung können Sie sich einen Begriff machen, wenn Sie hören, daß gewöhnlich neun Lehrer in derselben Stunde und in demselben Schulzimmer Schule hielten („lasen“). Plater erzählt noch einen Zug, der es beweist, in welchem Rufe damals die Schweizer in ganz Deutschland standen. In der Nähe von Dresden frug ihn ein Bauer, woher er sei. „Als „er gehört, ich wäre ein Schweizer, sprach er: ob ich nicht „mehr Gesellen hätte. Sagte ich: Meine Gesellen warten „meiner vor dem Dorf; sagt er: Heiß sie kommen! rüstete uns „ein gutes Mahl zu, darzu Bier zu trinken genug. Als wir „guter Dingen waren, und der Bauer mit uns, da lage seine „Mutter im Bett in der Stuben; zu deren sprach der Sohn: „Mutter, ich habe oft von dir gehört, du wolltest gern vor „deinem Tod einen Schweizer sehen; da siehest du etliche;

„denn dir zu Lieb habe ich sie geladen. Da richtete sich die „Mutter auf, dankte dem Sohn: Ich hab so viel Gutes von „den Schweizern hören sagen, daß ich ja gern habe begehrt, „einen zu sehen; mich bedunkt, ich wolle jetzt desto lieber ster„ben; darum sind (seid) fröhlich!“ — Noch lange war Plater so herumgezogen, und hatte noch nicht einmal lesen gelernt. Erst in Zürich gieng seinen Studien ein besserer Stern auf, da der gelehrte Myconius damals als Lehrer dorthin berufen worden. „Da machte ich mir — sagt Plater — einen Sitz in „einen Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl, und „gedachte: In dem Winkel willt du studiren oder sterben. —— „Er lase uns den Terentium; da mußten wir alle Wörtlein in „einer ganzen Comödie deklinirn und konjungiren; da ist er oft „mit mir umgegangen, daß mein Hemd mir ist naß worden, „ja auch das Gesicht ist vergangen, und doch gabe er mir nie „kein Streich, dann einmal mit der lätzen Hand (linken Hand) „an Backen. Er lase auch in der H. Schrift, daß auch viel „Laien dieselben Stunden darein giengen; denn es war ein „Anfang, daß das Licht des heil. Evangelii wollte aufgehn. —— „Als ich nun Custos war, hat ich oft nicht Holz einzuheizen. „Eines Morgens hatt ich kein Holz, und wollt' Zwingli beim „Frauen-Münster predigen vor Tag, und als man zur Predigt „läutet, gedachte ich: Du hast kein Holz, und sind so viel „Götzen in der Kirchen! Und dieweil doch niemand da war, „gienge ich in die Kirchen zum nächsten Altar, erwütschte einen „Johannes, und mit ihme in die Schul in den Ofen; sprach „zu ihm: Jäggli, nun bucke dich; du mußt in den Ofen, ob „du schon Johannes solltest sein! Als er anfieng brünnen, gab „es wüste, große Blattern, namlich von denen Oelfarben; ich „dachte: Nun halt still; rührst du dich — das du aber nicht „thun wirst — so will ich das Ofenthürlein zuthun; du must „nicht heraus, der T....l trag dich dann heraus. — In dem „kommt Miconii Frau, als sie zur Kirchen in die Predigt „wollte gehen; sprach: Gott geb dir einen guten Tag, mein „Kind, hast du geheizet? Ich that das Ofenthürlein zu, und „sagte: Ja, Mutter, ich hab schon verheizet. Dann ich wollt's „ihren nicht sagen; sie hätte mögen schwätzen; wann es wäre „auskommen, so hätt es mich dazumalen mein Leben gekostet. „Myconius sprach: Custos, du hast heute wohl Holz ghan. —

„Ich dacht: Johannes hat das beſt gethan. Da wir die Meß „ſungen ſollten, geriethen zween Pfaffen an einander; deß der „Johannes geweſen war, ſprach zu dem andern: Du Luther„ſcher Schelm, du haſt mir mein Johannes geſtohlen. Das „trieben ſie eine gute Weil; Myconius wußte nicht, was das „ware; aber Johannes wurde nicht mehr gefunden.“ — In Zürich lebte übrigens unſer Plater bei ſeinem Studiren in großer Armuth. „Da weiß Gott, daß ich oft großen Hunger „gehabt hab, und manchen Tag kein Mumpfel Brod zu eſſen; „hab mehr dann einmal Waſſer in eine Pfannen gethan, die „Frau (Wirthin) um ein wenig Salz gebeten, und das Waſſer „geſalzen, und dann für den Hunger ausgetrunken. Ich mußt „der Frau alle Wochen ein Zürcher-Schilling Zins geben. Da „gieng ich etwann den Leuten über Feld; man gab mir von „einer Meil ein Batzen. Da zahlt ich die Frau. Item ich „half etwann Holz tragen oder anders, dann gab man mir „zu eſſen; da war ich gar froh und wohl zufrieden.“ Trotz einem ſochen Leben ſtudirte Plater doch Latein, Griechiſch und Hebräiſch. „Habe manche Nacht wenig geſchlafen; ſondern „mich wider-den Schlaf jämmerlich gemartert; habe oft kalt „Waſſer in den Mund genommen, rauhe Rüben, Sand, daß „ich, wann ich entſchliefe, mit den Zähnen auf einander ſtieße.“

Thomas Platers Eifer iſt nur einer von den vielen Beweiſen, wie ſehr in der Reformationszeit die Liebe und der Ernſt der Wiſſenſchaften wieder erwachte. Selbſt ein achtzigjähriger Geiſtlicher lernte bei Plater noch hebräiſch. In Baſel trieb Plater zu ſeinem Unterhalte das Seilerhandwerk, und zur gleichen Zeit hielt er jeden Abend Vorleſungen über die hebräiſche Grammatik. „In demſelben Jahr kam ein Franzos, von der „Königin in Navarra ausgeſchickt, Hebräiſch zu lernen; der „kam auch in die Schul; und wie ich hineingieng in meinen „ſchlechten Kleidern, ſetzte ich mich hinter den Ofen (war ein „fein Sitzlein), und ließe die Studenten bei dem Tiſch ſitzen; „ſo ſagte der Franzos: Quando venit noster Professor? „Oporinus zeigte auf mich. Da ſahe er mich an, und ver„wunderte ſich; vermeinte ohne Zweifel, ein ſolcher ſollte „anders gekleidet ſein als ſo ſchlecht. Da die Letzgen (Lektion, „Vorleſung) aus war, nahm er mich bei der Hand, führte „mich über das Brügglein ausshin, und fragte mich: wie das

„zugienge, daß ich so schlecht gekleidet käme? —— Wann ich „es verlangte, so wollte er der Königin meinethalben schreiben; „sie würde mich zu einem Gott aufwerfen; ich sollte, ihme „nur folgen.“

Ueberall entstanden während und nach der Reformation neue Schulanstalten oder die alten wurden verbessert; dabei war es auf ein bloßes Wissen nicht abgesehen; die Methode war im Gegentheil sehr mangelhaft. Aber die Wahrheit hatten unsre Vorfahren begriffen, daß die Bildung des Charakters zum wenigsten eben so wichtig sei als eine Entwickelung des Verstandes und Gedächtnisses; darum wurde auf strenge Zucht gehalten, und sorgfältig auf den sittlichen Charakter des Lehrers geachtet. — Die Akademien von Zürich und Genf blühten neu auf; Zürich wurde ein Sitz der Gelehrsamkeit; jede protestantische Stadt rechnete sich den Besitz gelehrter Anstalten zur Ehre; selbst kleinere Städte thaten oft viel, damit ein Geist der (nicht von Gott losgerissenen, sondern denselben suchenden) Wissenschaft bei ihnen heimisch werde, so z. B. das freundliche Städtchen Brugg im Aargau, Stein am Rhein u. a. — Seit der Reformation ist in der Schweiz fortschreitende Bildung, Ernst der Wissenschaft, Achtung und Pflege derselben unstreitig vorleuchtend auf der protestantischen Seite.

Zehnte Vorlesung.

Wenn die geistige Pflege der Jugend Sache der Schule ist, so hat die Kirche die höhere und umfassendere Aufgabe, die tiefsten Bedürfnisse des menschlichen Herzens, unsre Beziehungen zur Ewigkeit, zu wecken und zu befriedigen. Dieses hohe Ziel hatte die Reformation vor Augen; allein sie fand ein außerordentlich dürres und steinigtes Feld; groß war — wie immer, für jeden, der auf den Geist säen will — die Erndte, aber überaus drückend war der Mangel an den rechten Arbeitern. Unter den zur Reformation übergetretenen Geistlichen hätten viele die Reformation gern überall hin ausgedehnt, nur nicht auf ihr eigenes Herz. Andere hatten ihr Bekenntniß verändert, bloß um in ihren Pfründen keine Aenderung zu erfahren. Wie viel kostete es, den Dienst solcher Söldner in evangelische Pflanzung umzuwandeln? —

Auf den Synoden, welche nach der Reformation gehalten wurden, kommen reichliche Beispiele eines gänzlich unreformirten Sinnes unter manchen Geistlichen vor. In den Synodalakten von 1535 findet sich die Klage gegen den Pfarrer Johannes Bullinger, den Bruder des berühmten Antistes: „Er habe sich „selbst gerochen, und einen mit der Faust geschlagen; das stehe „ihm übel an. Ein Pfarrer soll nicht schlägeln und ein streitbar „Gemüth haben. — Georg Schwarz, Pfarrer zu Oberglatt — „heißt es — nimmt sich viel Arzneys an; behängt sich mit „seidenen Schnüren; trägt kurze Räcklin, Feuerbüchsen, kommt „gar rumorisch, redet üppig und merzelet gern. Er soll sich „aller dieser Dingen enthalten; er soll zu andern Aerzten weisen; „und so das nicht hilft, die Leut nicht überschätzen, und die „Kirch um seines Arzneys willen nicht versäumen. — Laurenz „Meyer, Pfarrer zu Stammheim, Dekan, ist rauher, kriegeri„scher Geberden; zieht ein lang Schwert nach sich, ist reuterisch

„und leichtfertiger Bekleidung. Deß alles soll er sich abthun; „denn man sonst an seiner Lehr und Leben ein gut Vergnügen „hat. — Jakob Hegner, Diakon zu Altstädten, hält sich übel „mit seiner Frau; sie schwört viel. Er hält übel und ärgerlich „Haus; ist liederlich und trinkt gern; hat keine oder wenig „Bücher. Antwort: Ich will mich bessern; begehre, Ihr „wollet mir das Best' thun. — Der Pfarrer und Kaplan zu „Goldenberg meiden und hassen einander nun wohl in die drei„zehn Jahr. Sie haben beide böse, schalkhafte Weiber, die „einander h... und sacken (beschimpfen) und höchst ärgerlich „mit einander leben. Der Kaplan hilft dem Pfarrer nicht „treulich die Sakramente administriren. Sein Weib geht nicht „zum Nachtmahl des Herrn, schwört übel, ist in einem halben „Jahr nicht zur Kirche gekommen. Des Pfarrers Weib schiltet „und schimpft ihren Mann selbst aus, nennt ihn einen Volks„verführer. In Summa, da ist aller Mangel. Und wie sie „beide darüber verhört wurden, war ihre Entschuldigung kalt, „kahl und jämmerlich; der Weiberen halb — sagten sie — wäre „ihnen leid. Urtheil: Die Weiber sollen nächstens für das „Chorgericht beschickt, gestraft, ihnen die Ohren wohl ent„schoben, sodann beide für ein oder zwei Tage in Wellenberg „gethürmt werden. Um den Pfarrer und Kaplan hätte es wenig „gefehlt, man hätte sie gar abbestellt." *)

In den Synodalakten **) von 1533 heißt es: „Hans „Schmid, Diakon zum großen Münster, soll nit so grober „Passen syn; wenn er tauft, soll er den Hut abthun. — Die „Pfarrherren sollen nit mehr grüne, rothe, gelbe Kleider tra„gen, auch keine Schwerter. — Hans Laup, Kaplan zu Bülach, „bekennt: Er habe den Daumen, als den Finger, den der „Teufel nit leiden möge, einem Kranken in den Mund gesteckt. „Ward nit entsetzt, aber vor den Synodo gestellt, und drei „Tag in den Wellenberg gelegt." — „Fridolin Keller, etwan „Pfarrherr uf Regenspurg, so vor Ostern (1537) Ehebruch „halber entsetzt war, ist van den Brüderen (Geistlichen) wieder

*) Franz: Züge aus dem Leben Bullingers, S. 40.

**) Handschriftliche Sammlungen von Erkanntnissen des Zürcherischen Synodus ꝛc. bis 1650. In der von Mülinenschen Bibliothek.

„reconziliret worden. — Laurentius Meyer ward als ein reuen-
„der Ehebrecher wieder ufgenommen (1545). — Die Predikanten
„sollen keine Gültbriefe mehr schreiben. — Es wurde (1581)
„ein Mandat verlesen, daß die Geistlichen und ihr Gesind nit
„so genau sein sollen im Einziehen des kleinen Zehenten. Herr
„Gualther redte ernstlich wider die, so in großen Schulden
„stecken. — Es soll fürohin (1584) kein Ehebrecher mehr vor
„drei Jahren *) in Synodum gelassen werden.“ — Eine „obrig-
keitliche Erkanntnuß von 1564“ klagt, „daß von vielen Predi-
kanten über und wider die Synodalischen, vorausgegangenen
Ordnungen mit Fürbitten, Verheißung Mieth und Gaben auf
Befördern der Pfründen gar treffentlich gehandlet werde.“ —
Sie verordnet daher, „daß ein jeder sich des Umhinlaufens
und Bittens, ihm zu dieser oder jener Pfrund zu verhelfen,
müßige.“

Manche Pfarrer gaben so wenig das Beispiel einer guten Haushaltung, daß hierüber besondre obrigkeitliche Verordnungen erlassen wurden; so heißt es in einer derselben zu Zürich von 1565: „Es befindet sich leider bei etlichen Gemeinden,
„daß die Predikanten statt des Fürschlags viel Schulden ver-
„lassend, und biderb Leut, die ihnen uß Treuen fürgesetzt
„(Geld geliehen) und gewartet, zu Zeiten nit wiederum für
„das ihrige bezahlt werden — —, und dann die Kind den
„Almosen und gemeiner Stadt aufgetrochen (aufgebürdet).
„Welche Liederlichkeit und übel Haushalten bei frömbden und
„heimschen Leuten, insonders aber bei denen, so unser christen-
„lichen Religion widerwärtig, viel Nachredens und Verkleine-
„rung bringt. — — Und unsre Herren dann nit anderst befinden
„können, denn daß dieser Unrath und Unordnung allein daher
„entstaht (entsteht), daß der Predikanten viel gar zehrhaft für
„und für zusammen laufen, alle Tag ihren Zech wissen, und
„also einander um das bringen, das sie baß (besser) mit ihren
„Weib und Kinden bedörfen. Da aber ihnen viel baß geziemte,
„daß ein jeder daheim bliebe — — auch anderer Kostlichkeit
„erspare, es sei Hausraths, Kleidern und anders, und nicht
„gleich alles kaufte, was er sehe. Damit wenn er abgienge

*) Diese Gelindigkeit in jener Zeit ist unbegreiflich; sie beweist, in welchem sittlichen Elende die Kirche vorher gewesen war.

„(stürbe), sein Weib und Kind zu erhalten, und nicht andern „Leuten aufgeburden (—gebürdet) werden müßten. —— Wer „sich hieran nicht stoßen und in seiner Liederlichkeit fortfahren „wollte: gegen den wollen U. Gn. Herrn dermaßen fahren und „handeln, daß ein jeder wollte, er hätte sich selbs, sein Weib „und Kind besser bedacht." — Es scheint, daß diese Verordnung nicht überall fruchtete; denn 27 Jahre später klagt eine andre (1592): „Etliche Predikanten, ob sie gleich wohl gute „Pfründen besitzen, aus denen sie sich wohl erbessern möchten, „sind nütz (nichts) desto weniger sorglos und liederlich, indem „sie des Haushaltens schlechtlich Acht haben, nützit (nichts) „sparen, sondern mit ihrer Kostlichkeit im Essen, Trinken und „in ander Weg, alles durchrichten und verbrauchen. Daneben „auch bei vielen des Zechens, Gästlens (zu Gast gehen und „bitten), Zusammenlaufens an die Wurstmähler und Anrichtung anderer Gastereien schier kein End ist. Dadurch je einer „den andern zu Kosten und um das Seine bringt."

Ernst spricht die Obrigkeit gegen die, welche sich unberufen und durch demagogische Vorspiegelungen geistliche Stellen erschleichen wollen (1579): „Es ist für uns gekommen, daß in „der Landgrafschaft Thurgau bei den Evangelischen Gemeinden „täglich viel Unordnung und Unraths einreißt, von wegen dero, „so sich für Predikanten ausgeben, und ohne allen ordentlichen „Beruf oder Sendung sich bei den Lehen-Herren der Pfründen „und zu Zeiten bei den biderben Leuten selbs gefährlicher Weise „eindrängen; insonders damit, daß sie sich anbieten, minder „zu nehmen (als Besoldung), und sich wie ein ander Taglöhner dingen lassen. Dadurch denn den Pfründen großer „Abbruch geschieht, und zu besorgen ist, daß es zuletzt dahin „kommen werde, daß kein Ehr-liebender, gelehrter und tugendlicher Mann sich bei der Kirche erhalten möge; und hiemit „das Land mit unwissenden, unerfahrnen und leichtfertigen „Miethlingen (wie sie unser Herr Jesus Christus nennt) besetzt „werde, nicht ohne Nachtheil unsers heiligen, wahren christenlichen Glaubens und Gefahr vieler armen Seelen. —— Oft „begiebt es sich, daß etliche der Unseren, die vor der Zeit „geweibet oder sich anderer Gestalt der Schul und Studirens „entschlagen, oder von wegen ihres Unfleißes und Ungehorsams „geurlaubet worden — alsdann allhier in der Stadt von be-

„sonderen Personen, die dessen keinen Befehl haben, oder auf „der Landschaft und zu Zeiten von Predikanten Zeugnisse aus„bringen, die sie dann vor den biderben Leuten oder den Lehen„herren vorlegen, und hiemit wider die rechte apostolische „Ordnung zum Dienst der Kirche angenommen werden.“ Die Ausstellung solcher Zeugnisse wurde verboten, und zur gleichen Zeit bemerkt: „Es ist beweislich, daß in den Vor-Synoden „zu Zeiten schwere, ärgerliche Sachen vertütscht (verhehlt) „und verstrichen (bemäntelt) werden; welches dann unsrer „Widerpart und insonders den Wiedertäufern großen Anlaß „giebt, unsre Kirchen und Gemeinden als unrein und unheilig „zu geschwygen (verschreien).“

Auch gegen andere Unordnungen mancher Prediger mußte die Obrigkeit einschreiten, z. B. (1587) gegen willkührliche Veränderung und Vertauschung der Stellen: „Etliche halten „sich an ihren Kirchendiensten so ärgerlich und unehrbar, daß „ihret halb groß Klag, Aergerniß und Unwille entsteht. Da „sie nicht allein sich der Synode entäußeren, sondern um die „Luft zu ändern (wie man spricht) unter einander die „Pfründen und Dienste abwechseln und vertauschen; um hie„mit ordentlicher Censur und Rechtfertigung zu entweichen.“

Nach der Reformation trugen die Geistlichen eine bloß bürgerliche Kleidung ohne alle Auszeichnung. „Die Diener „der Kirchen — sagt Ludwig Lavater — tragen nicht nur auf „den Straßen, sondern bei der Predigt und bei Vertheilung „der Sakramente gewöhnliche bürgerliche Kleidung, sie tragen „sich nicht wie Schauspieler.“ *) Schon Luther hatte gesagt: „Unsere Heiligkeit steht nicht in einem grauen Rock, in einer „schwarzen oder weißen Kappe, sondern in einem guten Ge„wissen. Ich sage nicht mehr: ein grauer Rock ist heilig und „ein rother unheilig.“ — Des Antistes Bullingers Kleidung wird uns so beschrieben: **) Er trug, auch auf der Kanzel, einen langen, schwarzen Pelzrock mit einem Gürtel; an diesem hieng ein kurzes Stilet und ein Seckel mit Papieren; unter dem Oberrocke ein weißes Camisol, und darunter ein roth-

*) Non histrionicis vestibus utuntur. Dies soll wohl ein Hieb gegen den Ornat katholischer Geistlichen sein.

**) L. Meisters berühmte Züricher, I. S. 220.

wollenes Leibtuch; auf dem Haupte ein Baret. — Aber bald führte diese völlige Versäumung einer Amtstracht auch ihre Mißbräuche herbei, wie aus einem Mandat des Zürcher kleinen Raths von 1578 hervorgeht: „Unsre Gnädig Herren haben „mehrmals und letztlich durch Herrn Burgermeister Kambli mit „den Herrn Pfarrern ernstlich reden lassen von wegen allerlei „Gepresten (Gebrechen), die sie an denselben gespürt; besonders, „daß etliche mit ihrer Kleidung gar unwesentlich sich stellen, „nicht wie Predikanten zusteht, sondern vielmehr wie Kaufleut „oder Reuter mit Reitröcken, Mänteln und langen Wehren. „Daneben auch etliche dem unnöthigen Zehren, Zechen und „Weintrinken ergeben sind. — — Es befindet sich aber, daß „ihr Ermahnen nichts verfangen (gefruchtet), sondern daß sie „sich je länger, je leichtfertiger stellen, und ohne Scheu allhier „in ihre Stadt mit ungebührlicher Kleidung kommen, nament„lich mit ihren Reit- und Kaufmanns-Röcken, Mänteln, „hohen Hüten, Dolchen und langen Wehren, und hiemit auf „Brücken und Gassen herum gand (gehen), nicht ohne Aerger„niß Fremder und Heimischer; und sich auch der neueren weibi„schen Hoffart mit den hohen, gefalteten Krösen an ihren „Hemdern nicht schämen. Welches alles auch bei deren etlichen „gesehen wird, die allhier in der Stadt Kirchen- und Schul„dienst hand. — — Sodann befindet es sich, daß auch „das überflüssig Zehren und Zutrinken bei etlichen dermaßen „überhand genommen, daß sie, unangesehen ihren Stand, „gleichwie andere Burger auf die Zunft und Trinkstuben gond „(gehen); darzu in die offenen Wirthshäuser zu den Tagürten „und Schlaftrünken; deßgleichen unter ihnen Schlägel (Schlä„gereien) anrichten — — und zu Zeiten sich mit dem Wein „mehr beladen denn ihrem Stand zieme; welches alles, zu dem „daß sie wenig studiren, auch zur Verkleinerung ihres Ansehens „und deßhalb zur Verachtung des Wortes Gottes dient, und „bei dem gemeinen Volk große Aergernuß bringt."

In der deutschen, protestantischen Schweiz stand — wie schon bemerkt — die Landeskirche zwar unter der *Leitung* der Regierung, aber groß war der *moralische* Einfluß, den die Kirche auf die weltliche Obrigkeit übte. Die Geistlichen hielten sich dafür berufen, über die Reinheit der Sitten im Staat wie in der Kirche zu wachen, und wo Verderbnisse ein-

schleichen wollten, dagegen mit warnender Stimme aufzutreten. Sie konnten auf diese Weise eine Opposition der heilsamsten Art behaupten: ein Salz gegen Fäulniß. Damit hatten unsre Vorfahren mit richtigem Gefühl und Takt einem Bedürfnisse Rechnung getragen, welchem man in der neuen Zeit durch Preßfreiheit entsprechen will. Auf der Kanzel wurden auf die freieste Art Mißbräuche und Gebrechen an Hohen und Niedern getadelt; der strafenden Stimme des verletzten, sittlichen Gefühls wurde dadurch eine heilige, segensreiche Freistätte bewahrt. Und es erweist sich auch hierin, daß jene Zeit, welche man so gerne die despotische nennt, gerade in manchen Lebensfragen im besten Sinne liberaler war, als die Zeit, in der man auch den unduldsamsten Despotismus unter liberale Lappen zu verhüllen weiß. *) Es war natürlich und menschlich, daß die Geistlichen zuweilen übergriffen oder daß gereizte Fehlende sich gegen sie erhoben; doch waren solche Conflikte immer nur vorübergehend. So heißt es in den Zürcher Synodalakten von 1534: „Trugen die Herren Deputirte (aus der Regierung) „beweglich vor, wie daß die Landschaft vorgetragen, daß „etlicher Pfaffen hitzige Predigten die Ursach des letzten Kriegs „gewesen; haben sich deshalb mit ihnen vereint, daß sich die „Pfaffen weltlicher Sachen nichts mehr beladen, sondern — „wenn sie etwas anzuzeigen haben — sich bei einem Burgermeister anmelden sollen. Einer zu Rüti hat gepredigt, wie „das Recht mit Säufern und Spielern besetzt sei. — Sie sollen „sich solches Polderens enthalten, und mit christenlicher Zucht „und Sanftmüthigkeit solches fürtragen. — — Herr Statthalter „Haab antwortete hierauf: Die Predikanten in der Stadt „sollen und mögen strafen den Rath und gemeinen Mann alles

*) Bekannt ist des Herrn von Savigny's treffliches Wort: „Die Vertheidiger des Despotismus wissen nicht genug zu „rühmen, wie wohl den Völkern unter ihm wird; vorzüglich „in den neuesten Zeiten haben sie ihn auf das lieblichste mit „schönen Worten wie Aufklärung, Humanität, Menschenrechte „u. s. w. übertüncht, von welcherlei Kunstwerken die Regierungsgeschichte Bonaparte's ganze Gallerien liefert. Die Sache „bleibt darum immer dieselbe." Savigny's Recension gegen Gönner in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 1. Band. 1815.

„Unrechts; wann aber einer auf dem Land was hat, das „besondre Personen betrifft, soll er es einem Burgermeister „anzeigen.“ *) In der Synode 1556 heißt es: „Meine Herren „brachten vor, daß man fürohin nichts mehr von dem Brauch und „Mißbrauch der Kirchengüter sagen solle. Die Geistlichen baten, „man solle ihnen den Mund nicht verstricken (verschließen). „Herr Häußli von Töß, den man gefangen herein geschickt, „habe recht geprediget.“ — Der Dekan Müslin **) berichtet: „In Bern wurden (1574) alle Predikanten vor Rath gerufen, „darum daß wir etlicher Herren Geiz und Wucher zu rauch „angetastet.“

Der Ernst der Reformation richtete sich vorzugsweise auf sorgfältige und würdige Theilnahme am Gottesdienste; hierin ließ man der individuellen Willkühr keineswegs einen freien Spielraum. In einer Verordnung ***) von 1530 heißt es: „Es befleißige sich männiglich, er sei edel oder unedel, hohen „oder niedern Stands, Weib und Mann, Kinder und Gesind, „niemand ausgenommen — welcher nicht durch Krankheit u. a. „sich entschuldigen mag — alle Sonntage bei guter Zeit zur „Kirche und Predigt zu gehen; also daß ein jeder, wann man „zusammengeläutet hat, gehorsam da erscheine, und sich nie„mand mit einigerlei Gefährden auszuziehen oder zu hinter„halten unterstehe.“ — „So einer wenigstens am zweiten „Sonntag in der Kirchen nicht gesehen, oder sich in einem „oder mehrern Stücken ungehorsam erzeigen würde: den soll „der Pfarrer zum Gehorsam anhalten, und zwar in unsrer „Stadt den Ungehorsamen seinem Zunftmeister, und auf dem „Land dem Untervogt anzeigen; und ob die säumig wären, „der Gemeine selbst, und in der Stadt seiner Zunft. Diese „sollen dann den Ungehorsamen von seiner Zunft, Gemeine „und Gesellschaft ausschließen, auch von Gebrauch, Wunn,

*) Sammlungen von Erkanntnussen des Zürcherschen Synodus. In Hrn. von Mülinens Bibliothek.

**) In der handschriftlichen Fortsetzung von Johannes Hallers Chronik.

***) Historische Darstellung der urkundlichen Verordnungen, welche die Geschichte des Kirchen- und Schulwesens in Zürich betreffen. Von J. J. Wirz. Zürich 1793. 2 Bände.

„Weid, Holzes, Felds und aller gmeinen Nutzungen und Gerechtigkeiten, und ihm solche Nutzungen und in der Stadt „seinen Gewerb und Begangenschaften verbieten, und keinerlei „Gemeinschaft daran lassen, und hiebei so lang beharren, bis „er sich zu christlichem Gehorsam ergiebt, und daran niemanden verschonen. Wo aber die Vorgesetzten hierin nachläßig, „und vielleicht etwa fürheben und durch die Finger sehen —— „so soll in der Stadt der Zunftmeister und auf dem Land der „Pfarrer solches den Räthen und besonders einem Burgermeister bei seinem Eid anzeigen.“ — In einer Verordnung des Rathes zu Basel 1595 heißt es: *) „Die Oberamtleute „und andere haben dahin zu sehen, daß jedermann sich zu „rechter Zeit in die Kirche verfüge. —— Man soll auch zwischen „der Predigt in allen Dörfern und Flecken Wächter und Hüter „bestellen und damit von Haus zu Haus die Hauskehre machen. „Väter und Mütter sollen die Kinder selber in die Kirche zum „Kinderbericht (Catechisation) bringen, und da bis zum Ende „verharren. Die Bannbrüder und andere sollen sich dort einfinden, um allda einzusehen, welche von den Unterthanen ihre „Kinder und Gesind nicht dahin geschickt haben.“ — In Betreff solcher, die an der Communion nicht Theil nahmen, erklärte die Zürcher Synode: „Man kann niemand zwingen; einen zu „dem zwingen, was er nicht versteht, hieße: einen zwingen, „unwürdig zu essen. Man soll freundlich mit solchen reden. „Unsre Herren haben von Alters her niemanden gezwungen; „wer aber zu des Herren Tisch nicht geht, den braucht man „nicht in Gericht und Rath, oder zu Händeln der Kirche; „doch läßt man ihn in seinem Wesen und Ehren bleiben, sofern er niemand schmähet, auch nicht zur Messe, sondern zu „unsrer Kirche geht.“

Wie vielen Störungen der Gottesdienst ausgesetzt gewesen war, beweist der Umstand, daß man es für nöthig fand zu verordnen: „Wir wollen und gebieten zum ernstlichsten, daß „niemand das Gotteswort und die Verkündiger desselben verachten, vermupfen, verspotten, noch sie zu sündseln (höhnen), „anzuziehen, zu stumpfiren, oder verächtlicher Weise ohne Noth „in ihre Red und Predigt zu fallen, ihnen zu widersprechen,

*) Ochs, Geschichte Basels, 6. Band. S. 437.

„oder sie an offener Kanzel zu poltern oder zu rechtfertigen „(zur Rechtfertigung aufzufordern) unterstehn.“

Auf die Sonntagsfeier wurde auch im Aeußern streng gehalten, weil innere Sammlung im Getümmel äußerer Beschäftigungen auch für den Ernsteren erschwert wird. „An den „Sonntagen vor 12 Uhr — heißt es — sollen keine Pilgrime „noch andere Personen und Sachen den Zürichsee weder auf „noch abgeführt werden, auch keine Fuhrleute, Säumer, „Metzger; auch soll man die Kaufmannswaaren weder vor, „in noch nach der Predigt wegführen. — Den Beckern ist „untersagt, an Sonntagen zu backen, den Müllern zu malen.“

Wer nicht zum wenigsten einige Rechenschaft über die Grundlehren seines Glaubens geben konnte: den hielt man nicht für würdig, eine Familie zu gründen. Darum wurden die Prediger angewiesen *), „die jungen Leute, welche sich in den „Ehstand begeben wollen, zu examiniren und zu fragen, ob sie „recht beten können, und wie sie in den vornehmsten Artikeln „des christlichen Glaubens gegründet seien. — Woraus denn „viel gutes, und auch an etlichen Orten das erfolget, daß in „den Lichtstubeten anstatt üppiger, leichtfertiger Reden „und Thädingen (Thaten), sie jetzt einander des Glaubens „halber anziehen, fragen und unterrichten.“ — In Bern **) wurde ein Vater, der schlechte Kinder hatte, vor das Chorgericht (Sittengericht) beschickt; da befand es sich, daß er die zehen Gebote nicht hersagen konnte; um sie besser zu lernen, wurde ihm bis Ostern ein Termin gesetzt. — Als religiöse Unterweisungsschrift war im Volke neben der Bibel besonders der Heidelberger Catechismus verbreitet. Einfacher und dem Herzen näher gelegt war der von Oekolampad in Basel verfertigte Catechismus. Ich gebe Ihnen einige Proben daraus.

Frage: Bist du ein Christ? — Antwort: Ja, Gott sei Lob!

Fr.: Willst du ein Christ bleiben? — Antw.: Ja, mit der Gnade Gottes.

---

*) Handschriftliche Sammlungen von Erkanntnussen des Zürcherschen Synodus.

**) Aus Joh. Hallers handschriftlicher Chronik.

Fr.: Wenn man aber die Christen vertreiben würde, fangen, töden und verbrennen; willst du dennoch ein Christ bleiben? — Antw.: Ja, mit der Gnade Gottes.

Fr.: Wo man aber zu dir sagte: du thust daran närrisch, was willst du dir zuziehen? thue wie andre auch thun. Was wolltest du antworten? — Antw.: Es ist keine Narrheit. Dann ich glaube, wo ich den Christenglauben verläugnete, so würde mir Gott feind u. s. w.

Fr.: Welcher ist ein Christ, oder welcher ist kein Christ? — Antw.: Welcher glaubt von Herzen, daß der Sohn Gottes ist wahrer Menschen geworden, der da mit seinem Leiden und Sterben uns erworben hat Verzeihung der Sünde und das ewige Leben. Der es aber nicht glaubt, ist kein Christ.

Fr.: Ist der Glaube genugsam einem Christen? — Antw.: Ja, er ist genugsam zum ewigen Leben; denn wo er wahrlich ist, da ist er auch die Liebe und die Furcht Gottes, und werden die rechten, guten Werke hernach folgen.

Fr.: Wer ist ein Dieb vor Gott? — Antw.: Der ein geiziges Herz hat.

Fr.: Wer hält den Sabbat recht? — Antw.: Wer von Sünden abweicht und in Gott Ruhe hat.

Fr.: Wie hörst du das Wort Gottes? — Antw.: Gleich als redete Gott mit mir.

Aus redlicher Absicht, aber aus einem unglücklichen Mißverständnisse hatte man an manchen reformirten Orten die Musik, und zwar die herrliche Orgel, beim Gottesdienste völlig vernachläßigt. Allein auch hier siegte zuweilen das Herz über den Dezember-Frost eines fanatischen Verstandes. In Basel wußte es z. B. der Oberstpfarrer Sulzer *) 1561 dahin zu bringen, daß man nach geendigtem Gottesdienste wieder zum ersten Male seit langer Zeit der Orgel ihre Gottessprache gestattete. An Verdächtigungen fehlte es freilich nicht, von deren Natur Wurstiesens Aerger einen Begriff gibt: „Mit solchen „nichtigen Elementen gehen wir um, da wir uns viel mehr „bemühen sollten, darauf zu sehen, daß die Lehre in der „Kirche nach Gottes Wort gestimmt wäre, und die Pfeifen

*) Ochs, Geschichte Basels. VI. S. 435.

„unſeres Lebens in rechter Harmonie gingen.“ — Als es demſelben Sulzer gelang, daß man ſtatt mit einer Glocke nun mit zweien läutete, bricht Wurſteiſens gemüthsköderunder Eifer in die polternden Worte aus: „Erwiſchte ſolchen Anlaß Simon „Sulzer, und verſchaffte, daß man forthin alle hohe Feſttage „dieſe zwei großen Kübel zuſammenläuten ſollte.“ —

Gehen wir nun von der Kirche und ihren Dienern zum Staate und ſeinen Lenkern über: ſo muß die Bemerkung als leitender Grundſatz vorangehen, daß man die damalige Stellung und Handlungsweiſe der Obrigkeit nur dann begreift, wenn man ſie als väterliche Gewalt anſieht. Unſere Väter wußten nichts von der Idee, daß die Regenten nur die Diener eines abſtrakt gedachten Staates ſeien; ſie hatten noch den Muth, regieren zu wollen; aber ſie hatten auch den noch höheren Muth, Väter ihres Landes zu ſein. Es iſt wahr, fern war von ihnen die zimperliche Weichherzigkeit und Scheu vor individuellem Gutbefinden, wonach man den Nebenmenſchen lieber ſittlich untergehen läßt, als ihn warnt und ſtraft. Sie ſetzten das Vertrauen in ſich, für das Wohl der Ihrigen berufen zu ſein, aber nicht von den Ihrigen, ſondern im Namen eines Höheren. Gerade dieſes Bewußtſein gab ihnen eine Sicherheit in ihrem Wirken, welche man umſonſt im Gefolge moderner Theorien ſucht.

In dieſem Sinne wird es uns erklärlich, daß die damalige Obrigkeit über das ſittliche Gedeihen des Volkes aufs ſorgſamſte wachte, und allem entgegentrat, was nach ihrer Meinung die ſittlichen Güter des Volks gefährden konnte. — — Sobald ſie das Umſichgreifen von Mißbräuchen irgend einer Art wahrnahm, verſuchte ſie durch Sitten-Mandate ihr Volk zu warnen. So beginnt ein Mandat von 1530: „Wir der Burgermeiſter, „Rath und der große Rath, ſo man nennt die Zweihundert der „Stadt Zürich, entbieten allen unſeren Burgern u. ſ. w. unſern „günſtigen Gruß. — — Alsdann — — unſer und der Unſeren „ärgerliches zerbrochenes Leben etwas unter die Augen ge„ſchlagen, und wir daraus billig bewegt worden, ſolches (ſo „viel an uns) aus Obrigkeits- und chriſtlichen Amtspflichten „zu verbeſſern, und ein frommes, ehrbares Weſen, auch gute „chriſtliche Sitten bei den Unſrigen zu zuchten — — hat uns

„deßhalb also stillschweigend für zu gehn, nit länger geziemen „wollen u. s. w.“

Zuerst wandte man sich gegen den Aberglauben zumal da, wo er die Sittlichkeit oder das Wesen reiner Religiosität beeinträchtigte. Oft kam der erste Antrieb zum Einschreiten von den Geistlichen, oft von der weltlichen Obrigkeit. Johannes Haller erzählt: *) „Im Dezember 1555 starb Gilgen Burris „hinterlassene Wittwe zu Bern Nachts unversehenlich allein im „Haus; war gefunden tod am Bett voller Rissen und Kretzen, „(die übel stinkend), daß man meinet, sie wäre vom Teufel „erwürgt, und nicht wußt', ob man sie im Kirchhof begraben „wollt; und wurden hinter ihr gefunden 1400 oder 1600 „Pfund, die doch so karg und geizig gsin. Jedoch die„weil nichts gewisses war, hat man sie zu andern Christen„leuten begraben, und dem Urtheil Gottes befohlen.“ — Dagegen gibt das Berner-Raths-Manual von 1541 ein Zeugniß von dem gesunden, ächt christlichen Sinn der Regierung: „Donnerstags 6. Januar haben die Predikanten Kunz und „Erasmus angezeigt vor Räth und Bürger (großem Rathe), „daß ihnen fragsweise begegne, ob die Täufer, so in ihrem „Irrthum verscheiden, auch selig werden, und ob man sie mit „der Begräbniß von andern gemeinen Christen söndern solle. „— — Mn. Hrn. antworteten: sie wollen Gott der Täufer halb „nicht in sein Urtheil greifen: Irrthum sei nicht immer „verdammlich, wollen auch den Körpel von andern Gläu„bigern nicht söndern u. s. w.“ — Eine Züricher Verordnung sagt: „Wir haben vernommen, wie in unsern Gebieten etliche „Personen mit verführerischen, abergläubischen Sachen und „Stücken umgehen, und sich wider göttliche und menschliche „Verbot unternehmen, Menschen und Vieh zu segnen, und „den Leuten wahrzusagen; dadurch dann die biderben Leute „von Anrufung und Vertrauung vorab göttlicher und recht „natürlicher Hülfe abgeführt, und an rechtschaffenem christli„chem Glauben nicht wenig geschwächt werden. — — Diejenigen, welche solch abergläubische Künste üben, sollen ge„griffen und gefänglich eingebracht werden; besonders die,

*) In seiner handschriftlichen Chronik.

„welche vorgeben, die unreinen und bösen Geister aus den „Kranken auszutreiben.“ — Nicht selten waren die Verordnungen gegen Schwören und Fluchen „bei Gott, seiner würdigen Mutter und den Heiligen.“ „Wer es übersieht, der „soll — so oft es geschieht — zur Buße geben fünf Schillinge.“ — „Der oder die, welche lästern, schelten oder „schwören, sollen alsobald durch die nächste Person aufgefordert werden, Buße zu thun, und gleich in die Fußstapfen „sich auf die Kniee niederlassen, und den Herd (die Erde) „küssen, oder aber dem Anzeiger alsogleich einen Schilling zu „seinen Handen stellen, und solche Buße förderlich durch Gottes „Willen dem nächsten armen Menschen oder in das gemeine „Almosen gegeben werden.“ — Wenn junge Knaben schwören, sollen sie streng angehalten werden, die Erde zu küssen; *) thun sie dies nicht, so soll sie der Großweibel unter die Gätteri (Loch in der Erde unter einem eisernen Gitter) legen.

Auch dem Spiele suchte die Obrigkeit entgegen zu wirken. „Weil aus dem Spielen — sagt ein Mandat von 1528 — „nie nichts gutes gefolget ist, und nicht allein die Spielenden, „sondern auch die Zuseher damit geärgert worden sind: so „ordnen wir, daß niemand auf die vier Festtage um wenig „oder viel, desgleichen zu keinen Zeiten des Nachts spielen soll. „— Es soll auch niemand höher als um einen Angster (Pfenning) spielen.“ — „Wir wollen (1530), daß niemand keinerlei „Spiel gebrauchen soll, es sei mit Karten, Würfeln, Brett- „und Schachspiel, Kegeln, Wetten, Grad oder Ungrad machen „u. s. w.“ — Nachher (1542) fügte man die Beschränkung hinzu: „Es soll aber biderben Ehrenleuten nicht verboten sein, „in Brett-, Schach und auf der Tafel vergebens zu kurzweilen.“ Später (1628) heißt es sogar: „Die jungen Knaben, so in „oder außer der Stadt klukerù (mit steinernen Kügelchen spielen), stöcklen und dergleichen verbotene Spiele brauchen, sollen mit dem Gatter oder um Geld gebüßt werden. — Weder „Krämer noch sonst jemand soll einige Karten weder heimlich „noch öffentlich in der Stadt oder auf der Landschaft feil „haben.“ — Etwas milder spricht das Basler-Mandat: An

*) Wirz, historische Darstellung. II. Band.

Sonntagen soll das Spielen in der Stadt nur von 1 bis 4 Uhr erlaubt sein; „das Kegeln auf dem Lande — so man es zum „Kurzweilen gebraucht — wollen wir diesmal unverboten lassen.“ — Auch zu Bern beschloß der große Rath *) eine Milderung des Spielverbots: einer der Räthe oder der Bürger soll die zweifache Buße bezahlen, aber an seiner Ehre nicht gestraft werden.

In Betreff des Trunks verordnete der Basler-Rath (1584): „Keiner soll dem andern nichts bringen noch warten (zu„trinken), es sei halb oder garaus, weder öffentlich noch heim„lich, es sei mit Deuten, Treten, Winken, Zeichen geben oder „wie das die Herzen der Menschen erdenken.“ Die Strafe war doppelt, „wenn jemand so getrunken hätte, daß er vom „Wein seiner Vernunft beraubt und ungeschickt würde.“

Ebenso wurden die öffentlichen Vergnügungen eingeschränkt oder beaufsichtigt. — Vom Tanze sagt eine baslerische Verordnung (1540): „So man auf Hochzeiten zu tanzen begehrte, „so wollen U. Gn. Herrn ziemliche (geziemende) Tanzfreude „nicht abschlagen; doch soll es ohne Trommel, mit Saiten„spiel ehrbarlich zugehn. — Die üppigen Reihentänze sind ver„boten.“ — Eine Zürcher-Verordnung befiehlt: „Man soll nicht „länger als bis Abends zur Betglocke auf dem Hof, Richthaus „oder einem andern öffentlichen Platze tanzen an öffentlichen „Hochzeiten. Verboten ist der Tanz in der Nacht oder in „Wäldern; auch das unverschämt Umwerfen an den Tänzen.“ — In einem Gutachten, das der Rath zu Basel sich vorlegen ließ, heißt es: „In Italia findet man Schulen, darin man „lernt tanzen. Wer unter uns, so er das hört, empfängt „nicht ein Grausen davor? Und doch hält man das Tanzen „für etwas, so man zu Zeiten ehrlich brauchen möge.“ **)

Um den Aufwand bei Hochzeiten möglichst zu beschränken, gebot man (Zürcher-Mandat 1534): „Jeder Bürger, der eine „offene Hochzeit halten will, soll sie in seinem eigenen Hause „halten; wer in seinem Hause zu eng hat, mag seine Gäste in „des Nachbars Hause setzen, aber er soll in seinem Hause ko„chen lassen.“

---

*) Raths-Manual von 1549.

**) Ochs. VI. S. 380.

Dennoch fehlte es zuweilen nicht an einem außerordentlichen Aufwande bei Festlichkeiten und Hochzeiten der Vornehmen, die nicht selten den Umfang eines Volksfestes erreichten. Ein Beispiel hievon gibt die gereimte Beschreibung einer zu Wädenschwyl am Zürichsee (1556) gefeierten Hochzeit zwischen Junker Jakob von Cham und Jungfer Verena Wirz, *) besungen durch Heinrich Wirri, einen Spielmann von Aarau:

— — „Gen Wädischwyl stund mein Sinn,
Ich kam dahin auf einen Plan;
Da gsach ich zwo schöner Zelten stahn.
Ich dacht, da wird man gwüßlich schießen.
— — Morndeß wie es ward Tag,
Und das Hochzeit that anfahn;
Ich dacht, du sollt aufstahn,
Und z' Kilchen gahn wie ander Leut;
Saumt mich ein klein, gieng nit bei Zeit;
Da mocht ich nit in d' Kilchen kommen. — —
— — Wie man zu Tisch ist gsessen,
Und man hat zu Morgen gessen,
Da sind eindreißig und hundert Tisch — —
Ob jedem Tisch will ich nit schonen,
Ein in den andern zehen Personen. — —
— Da war der allerbeste Wyn — —
Da schenkt man ein ohn alles Trauren,
Dem Adel, deßgleichen auch den Buren — —
Da war Elsaßer, der war gut,
Dargeführt den frömbden Lüten ze Ehren — —
— — Wie man saß in allem Mahl,
Da kam erst eine große Zahl, — —
Die nit waren an das Hochzeit gladen,
Denn daß sie Junker Bernhard, dem Herren,
Zugend auf's Hochzeit zun Ehren
Zwei und zwanzig Schiff bereit
Hand nüt dann Spieß und Büchsen treit — —
Und schussent daß die Mauern stoben. —
— — Die sind auch all zu Tisch gesessen; — —
Zum wenigsten tausend Mann — —
— — Noch ist kommen auf's Hochzeit dar,
Des gmeinen Volks ein große Schaar;
Bei tausend Personen ich mein',
H...n und Buben groß und klein,

*) Abgedruckt im Schweiz. Museum. 1784. 3. Bd. S. 1002.

Spielleut, Bettler und andres Gsind,
Wie sie hat zämen treit (zusammengetragen) der Wind —
— — Auch (hat man) z' essen geben und ziemlich Geld
Denen, die nit waren gladen — —
Der Armen hat man nit vergessen,
Ihnen ward auch z' essen gnug. —
Darnach da hub man an zu gaben — —
— — Damit die Freud' auch wurde ganz,
Da fieng man an ein Ehrentanz;
Da war gar mänges, schönes Weib, — —
Vom Adel und sonst Ehren-Frauen — —
Schöner Jungfrauen war da viel,
Daß ich nit bald erschrecken will,
Ob mir schon mein Frau stirbt,
Ist etwann eine, die mir wird,
Die mich zum Hader wohl kann nützen. —
Auch warend da viel Büchsen-Schützen,
Die schussend um ein Ehrengab,
Was fünf Goldkronen — — —"

Unser Dichter wird endlich müde in seiner Beschreibung:

„Denn sollt' ich alles zeigen an,
Ein halben Tag müßt ich wohl han — —
— — Der Wein ist mir ins Haupt geschlagen,
Dann ich bin z' lang bim Tisch gesessen,
Darum so han ich viel vergessen. — —
— Am Zinstag hat man z' Gast gehaben,
Wer da ist blieben, jedermann;
Da hub erst 's recht gut Leben an." — —

Ueberhaupt suchte man oft außerhalb der Stadtmauern Entschädigung für Entbehrungen und Beschränkungen in der Heimath; Baden im Aargau war besonders das Paradies aller Vergnügungslustigen; dort trugen die Zürcher-Frauen endlich ungescheut den Schmuck und Putz, welchen sie in der Vaterstadt hinter Schloß und Riegel verbergen mußten. — Auch beim Wein nahm man es so genau nicht, wenn man auf dem Lande war. Eine Scene, welche Thomas Plater anschaulich beschreibt, wird Ihnen zeigen, daß außerhalb der Stadt das verbotene Zutrinken („Vorsteigen" nennen es die Studenten) nicht aus der Uebung kam. Auf dem Wege nach Basel trafen Plater und sein Gefährte, der alte Myconius, mehrere Herren an, Junker Wolfgang von Landenberg, seinen Sohn und zwei

Reiter. „Als sie vorkamen, sprach ich: Ich weiß, daß Basler sind; denn ich han sie oft in des Oekolampadii Predig gesehen. Die kehrten zu Mumpf zu der Gloggen ein; dann es war auf die Nacht; wir kehrten auch da ein. Als wir in die Stuben kamen, fraget Junker Wolfgang: Wo kommet ihr har? Myconius sprach: Von Zürich. — Junker sprach: Was sagt man zu Zürich? Myconius sprach: Man ist traurig, daß Meister Ulrich Zwingli umkommen ist. — Jkr. Wolfgang sprach: Wer seid ihr? — Myconius: Ich heiße Myconius. Bin zu Zürich beim Frauen-Münster Schulmeister. Und wer sind Ihr? — Er sprach: Ich bin Wolf von Landenberg. — Ueber ein Weil nimmt mich Myconius bei dem Rock, führt mich hinaus, und sprach: Ich sehe nun wohl, wie fleißig du z' Basel zu Kirche gehst. Ich will glauben: der Edelmann hat d' Kirchen nicht viel drückt. — Als wir nun zu Tisch saßen, kommt Jkr. Eglin auch in die Stuben und die anderen zwei. Ob dem Tisch fiengen sie an saufen; da bracht der Reuter dem Myconius ein Meiel (Humpen) voll aus. Myconius that ein klein Trünklein aus dem Meiel, als man ihn hat eingeschenkt. Da sagt der Reuter: O Herr, Ihr müßt mir Bescheid thun. Und als er das zu viel trieb, ward Myconius erzürnt, und sprach: Loß (höre) Gsell, ich han können trinken, eh du hast können — — — (fünf zählen). Das erhört Jkr. Eglin, und sagt: Was ist das? — Da sprach Myconius: Der unterstieht mich da zwingen z' trinken. — Da ward Jkr. Eglin gar über den Reuter erzürnt, daß wir meinten, er würde ihn schlagen, und redet ihm gar übel: „Du Lurshals, wolltest du ein alten Mann zwingen z' trinken!" — Und fraget den Myconius: Lieber Herr, wer sind Ihr? — Myc.: Ich heiß Oswald Myconius. — Sagt der Junker: Sind Ihr nit einist zu Basel zu St. Peter Schulmeister gsyn? — Er sagt: ja. Der Junker sprach: Mein lieber Herr, Ihr sind mein Präceptor auch gsyn; hätte ich Euch gefolget, so wäre ich zu einem Ehrenmann worden; jetz weiß ich schier nit wie ich bin. — Also fuhren sie da fort mit Saufen. Als Jkr. Wolfgangs Sohn voll war, legt er sich ein wenig mit der Ellenbogen auf den Tisch; da fieng ihn der Junker, sein Vater, an, jämmerlich schelten, als wenn er ein grausam Laster begangen hätte. — — Da wir morgens über das Melifeld giengen, sagt Myconius zu mir: Wie hat dir

gestern der Edelleute Disciplin gefallen? Einander stickend (zum Ersticken) vollfüllen, ist kein Schand; aber ein wenig mit dem Ellenbogen uf den Tisch liegen, das ist solchen Scheltens und Fluchens werth.“ —

Gegen Luxus oder Leichtfertigkeit in der Kleidung trat die Regierung in den Sittenmandaten wiederholt auf. Oft mußte Basels Rath die „zerhauenen Kleider“ verbieten. „Und die „weil die Handwerksknechte mit ihren zerhauenen Kleidern viel „Unwillen darüber machen, daß jene solche Kleider tragen „dürfen: so sollen die Handwerksknechte, die hier dienen, ihre „Hosen mit Zwilch oder Barchet überziehn und ergänzen.“ — Als Zürich von Bern eingeladen war, einen Ritt nach Bern zum Freundesbesuche den Seinen zu gestatten, so erklärten sich die Geistlichen beistimmig für einen solchen bundesbrüderlichen Schritt: „Ab welchem *) wir die Predikanten so gar kein „Mißfallen haben, daß wir uns dessen vielmehr freuen, als die „wir vertröster (getroster) Hoffnung sind, wann Zürich und „Bern styff (steif) zesammenhalten werden, auch die andern „Evangelische Ort und Zugewandten desto treulicher zu ihnen „setzen“ u. s. w. Nur warnen sie, daß man ja nicht durch unerlaubte Kleidung Aergerniß errege: „Und selten ein Inzug „beschicht (geschieht), in dem nit zerhauene Hosen offentlich „gesehen werden, und man deßhalb besorgen muß, es möchten „etliche aus Unbesinnte (Unbesonnenheit) und Thorheit sich auf „diesem Ritt gen Bern tiefer vergohn (vergehn), als unsrer „Religion und Mandaten gemäß ist“ u. s. w.

Betrachtete sich der Rath einmal als Vater des Volks, so hielt er es nicht unter seiner Würde, mit Ermahnung und Zurechtweisung in die Kinderwelt hineinzugreifen. Ein Zürcher Mandat von 1628 (doch im gleichen Sinne schon 1571) sagt: „Wir gebieten allen Knaben und Mägdlein — sie gehen „in die Schule oder nicht — ernstlich, daß sie sich fromm, „züchtig und still halten, und mit Namen (vornämlich) jederzeit „Abend heimgehn, wenn man die Betglocke läutet — wie einst „allwegen gebräuchlich war — und sich darnach auf der Gasse „weiters nicht finden lassen. Welche aber ungehorsam sein

*) Fürtrag der Gelehrten in Zürich, betreffend den Ritt nach Bern, 17. Juli 1583.

„würden, die sollen durch die Eltern und die Schulmeister „oder mit der Gätteri gezüchtiget werden.“ — Eine Baseler Verordnung klagt: „Die Beckerbuben so des Brotes an der „Laube hüten, erlauben sich Speiworte, Stöße und Schläge „gegen Geistliche und Weltliche, Junge und Alte, Manns- „und Weibspersonen. — Sie sollen künftig mit dem Hals- „eisen, der Ruthe oder mit Schwemmen gezüchtigt werden.“ — Der Rath zu Bern verordnete *): „Die Buben am Stalden, „so verwichenen Sonntags Herrn Müslins und andere Schul- „knaben vor dem Thor und auf der Brücke angegriffen und „geschlagen mit Füßen und Stecken, ohne Ursach — sollen in „das Loch gelegt, darinnen Tag und Nacht enthalten, dann „in die Schul geführt und durch einen Provisor gestrichen „werden in Beisein des Großweibels und Gerichtsschreibers.“ Auch eine strenge Zucht über das Gesinde wurde gestattet: „Die Dienste können ihres Muthwillens und Ungehorsams „wegen vor der Zeit geurlaubt und mit Streichen nach Be- „scheidenheit gestraft werden.“

Ueber ihre Ehre wachte die Regierung als über ein theures Gut; ihre Verletzung blieb nicht ungestraft. Ein Mann, der den Berner-Rath wegen des Kappeler-Kriegs geschmäht hatte, mußte in der Kirche öffentlich Abbitte thun (1553). — Ein anderer, welcher behauptete, Bern habe die von Zürich verrathen wollen, wurde hingerichtet. **) — Darum befliß sich die Regierung auch, ihre sittliche Haltung zu behaupten. Als zu Bern der Rath der Zweihundert schon auf 300 Glieder angewachsen war, faßte man, als Mittel der Verminderung, unter anderm die Beschlüsse: „Wer von Räthen und Bürgern „im Jahr sich mit Wein oder Speis überfüllt, der soll von „Stund an entsetzt werden; gleicher Gestalten, welcher Gott „lästert.“ ***) — Unbekanntschaft mit fremden Sprachen galt dagegen auch in den höchsten Würden nicht als Vorwurf; der Schultheiß Nägeli z. B. war der französischen Sprache nicht mächtig: „Auf den Anzug des Schultheißen Nägeli, wie er „den Welschen (Waadtländer) ihre Fürträg nit wohl könne

*) Raths-Manual vom 17. März 1585.
**) Hallers handschriftliche Chronik. Anno 1561.
***) Raths-Manual zu 1560.

„noch wolle verdolmetschen, haben Mn. Herren gerathen, „daß sie ihn deß erlassen wollen.“

Im Auslande wurden Schweizerische Botschafter noch immer mit Achtung behandelt, zumal am französischen Hofe. Der König Heinrich II. lud 1547 auf der Tagsatzung zu Baden die gesammte Eidgenossenschaft zu Gevatter: „durch verordnete „Gesandte, ihm ein Töchterlein, so ihm Gott gegeben, aus „der Taufe zu heben.“ *) Der Gesandte von Zürich trug das Kind in die Kirche, der von Schwyz wieder zurück. Bullinger schreibt darüber an Myconius (1548): „Unser Gesandte aus „Frankreich ist wieder zurück gekommen. Ihn selbst hab ich „zwar noch nicht gesehen; doch weiß ich so viel, daß er „und seine Mitgesandten wie Prinzen sind empfangen wor„den. — Der König selbst und die Königin schwatzten ganz „vertraulich mit unsern Herren. Der König beschenkte jeden „von ihnen mit einer Ketten, 800 Kronen an Werth; die „Königin mit einer von 200 Kronen. So war auch der Mo„narch gar freigebig gegen sie mit Kleidern und Reisegeld. — „Es waren auch die Gesandten des Kaisers zugegen. Als sie „die Unsrigen prächtig gekleidet mit allem Pomp zur Königin „führen sahen, standen sie unter dem Haufen und fragten: „Ei, ei! was mögen das wohl für Prinzen sein? — Der „Garde-Hauptmann Fröhlich, der dabei stand, antwortete: „Es sind eben die, so um Kaiser und Fürsten nüt geben (um „sie sich nicht bekümmern), und denen, die sich an ihnen ryben „(reiben), d' Hut (die Haut) voll schlahent (schlagen). — „Das sind also gewiß Schweizer (versetzte der Gesandte). „Seht doch wahrhaftig, man hätte sie für Prinzen gehalten.“

Um den einer Republik nothwendigen kriegerischen Geist zu nähren, wurden öftere Waffenübungen angestellt. Johannes Haller erzählt: „Am 13. April 1551 machte man zu Bern ein „papierenes Schloß auf dem Breitfeld, und zogen die jungen „Gesellen aus mit Spießen und stürmten.“ — Um versichert zu sein, daß ein jeder wohl bewaffnet sei, wurde die „Harnisch-Schau“ eingeführt: „Vor Räth und Bürgern **) ist angesehen, „daß hinfür, wenn die neuen Vögt ausreiten, die Unterthanen

*) Schweizerisches Museum III. Bd. S. 1043.
**) Raths-Manual 1554.

„mit ihrem Gewehr und Harnisch gerüstet seien und ihnen „entgegen ziehn sollen; und die Rathsboten, so mit ihnen rei„ten, den Befehl haben, den Harnisch zu beschauen.“ — Selbst die Geistlichen waren von der Vertheidigung ihres Landes nicht entbunden: „Alle Priester *) zu Stadt und Land sollen „mit Harnisch und Gewehr gerüstet sein, wo es Noth thut „darstehn wie andre.“

Streng, oft grausam war die Bestrafung mancher Laster; sie wäre unbegreiflich, wenn sie auf der philantropischen Einbildung beruht hätte, daß bloß die Absicht zu verbessern, ein Recht zur Bestrafung gebe. Unsere Vorfahren hatten ein sicheres Gefühl (wenn auch nicht immer ein verständiges Bewußtsein) von der Wahrheit, daß jede moralische Verschuldung eine Sühne, eine Versöhnung gebieterisch fordere; darum betrachtete sich die Obrigkeit als die von Gott verordnete Stellvertreterin der verletzten Gerechtigkeit. Diese Idee des Rechts als einer sittlichen Persönlichkeit, welche für jedes Vergehen eine gleichwiegende Sühne fordere — diese Idee konnte (und welche Idee könnte dies nicht?) zuweilen auf Abwege führen; aber sie ist dennoch das einzig wahre Prinzip des Strafrechts, zugleich ein Geschenk des Christenthums. Ihre zufälligen Mißbräuche sind nicht in Vergleich zu bringen mit der Willkühr und Haltlosigkeit des sittlich erschlafften Verbesserungsstrafrechts. Dagegen konnte und mußte die unbeschränkte Anwendung der Folter nicht selten zu Unthaten führen. Zu Basel hatte sich in Folge einer Entzweiung eine Frau für einige Tage von ihrem Manne entfernt; dieser fällt in den Verdacht, sie ermordet zu haben, und die Schmerzen der Folter entreißen ihm das unwahre Geständniß; er wird hingerichtet; einige Tage später kömmt die Frau zurück, um sich mit ihrem Manne zu versöhnen; allein zu spät; mit Entsetzen vernimmt sie seine Hinrichtung **).

Ehebruch wurde nur mit kurzer Gefängnißstrafe und bei Wiederholung mit Verbannung gestraft; auf Unsittlichkeit waren Geldstrafen, zuweilen körperliche Züchtigung gesetzt. Kuppelei bestrafte man mit dem Pranger, unnatürliche Laster mit dem

*) Raths-Manual Berns 1529.

**) Ochs, Geschichte Basels, 6. Band. S. 482.

Tode (selbst an Kindern). — Ueberhaupt schützte die Jugend und Unerfahrenheit nicht vor Strafe. Zu Bern *) hatte ein sechszehnjähriger Knabe seine Mutter geschlagen und einen Diebstahl begangen; er wurde hingerichtet, und zwar heimlich, um seine Verwandten zu schonen; ebenso wurde ein junges Mädchen wegen Diebstahls und Unsittlichkeit heimlich ertränkt (1571). — Schonungslos verfuhr man gegen Kindsmörderinnen; eine zu Basel (1567) hatte ihr Kind (dessen Vater ihr Schwager war) in die Birsig geworfen. Sie wurde verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Auf die Bitte der Geistlichen wurde diese Strafe in Ertränkung verwandelt. Als sie, obgleich gebunden, doch im Rheine nicht untersank, sondern lebendig an's Land geschwemmt wurde, fand sie Gnade und später sogar einen Mann. — Mit unmenschlicher Härte bestrafte man den Diebstahl; zu Bern wurde (1554) Hans Krummer enthauptet, weil er einige Kleider gestohlen hatte; zu Basel wurden vier junge Diebe, die in ein Magazin eingebrochen, gehängt. Zu Bern verlor (1572) ein junger Knabe sein Leben wegen eines Diebstahls.

Gotteslästerung sah man als ein Todesverbrechen an; zu Riehen im Kanton Basel wurde einem Gotteslästerer ein Stück der Zunge abgeschnitten (1531), ein andrer enthauptet.

Der Hexen-Aberglaube führte manches unglückliche Opfer auf den Scheiterhaufen. Johannes Haller bemerkt zum Jahr 1568: „Im August wurde zu Erlach eine Hexe verbrannt „sammt ihrer Tochter. Eine wunderliche Historie; man sagt, „was Neuens die Tochter gehabt, und was Gestank es asyn, „da man sie verbrannt. — Im September wurde eine Hexe „in Spiez verbrannt."

Als allgemeine Beobachtung mag es gelten, daß in jener Zeit rohe Ausbrüche des Lasters häufiger vorkamen als in unsrer Zeit, wo sich oft die nämliche unsittliche Substanz nur raffinirtere Formen gewählt hat. — Einzig zu Basel zählte man im sechszehnten Jahrhundert mehr als 60 Mordthaten und 17 Selbstmorde.

Selbst Seuchen und Pest, die in jener Zeit wiederholt fürchterlich wütheten, vermochten nicht der bei vielen herr-

*) Hallers Chronik.

schenden Sinnlichkeit Schranken zu setzen. Als 1609 zu Basel mehr als 4000 Menschen von der Pest dahin gerafft worden, so wird doch ausdrücklich bemerkt: „Nach dieser Züchtigung folgte keine rechte Sinnesänderung.“ — Die Pest von 1564 beschreibt der Doktor Plater in Basel, ein Sohn des bekannten Thomas Plater: „Der Sterbend, darin ich als Medikus ge„dient habe, war sehr groß. Es starben von jungem Volk am „meisten; demnach viele Dienstmägde und allerhand Werks„gesellen. —— Der Sterbend währte bei 15 Monate. Die „Gassen waren gar leer von Leuten, und man verspürte in den „Versammlungen der Kirchen und anderswo großen Abbruch „und Weite. —— Wo der Mann oder aber das Weib starb, „gab es gleich wieder eine Heirath. Sie nahmen einander „gleich, nachdem einer etwa wenige Wochen vorher aus der „Ehe gestorben war. —— Die Obrigkeit wurde dadurch be„wogen, es zu verbieten.“

So geben auch diese Beispiele der Wahrheit Zeugniß, daß weder die Pfade des Segens noch des Schreckens den Menschen innerlich befreien, wenn er nicht einen innern Zug Dessen verspürt, der nicht von dieser Welt ist.

Elfte Vorlesung.

An Schule, Kirche und Staat schließt sich die Familie an; sie ist gleichsam ein kleiner Staat für sich, und unter glücklichen Verhältnissen wird sie zur gleichen Zeit eine kleine Schule und Kirche sein.

Ehe wir auf Einzelnes eingehen, möchte ich Ihnen durch einige Beispiele eine Vorstellung von den Störungen und Zerrüttungen geben, welche in Folge der Kirchentrennung den Frieden mancher Familien untergruben. Wenn sich durch solche Erscheinungen Ihr Gefühl verletzt findet, und wenn Sie geneigt wären, die Ursachen jener Störungen anzuklagen, so rufe ich Ihnen nur das große prophetische Wort in's Gedächtniß: „Es muß ja Aergerniß kommen, aber wehe dem, durch welchen es kommt.“ In dieser Beziehung giebt uns die Geschichte eines Freiburgers, Jost Alex, ein wahres, sprechendes Familiengemälde *).

Jost Alex, aus einer angesehenen Familie zu Freiburg, hatte aus Ueberzeugung sich den Hauptlehren des Protestantismus zugeneigt; 1584 verließ er seine Vaterstadt, fand freundliche Aufnahme in Bern, und wurde nur durch Berns dringende Verwendung gerettet, als er 1585 wegen seines Vermögens nach Freiburg zurückgekehrt und dort in Todesgefahr gerathen war. Die Ereignisse im Innern seiner Familie, die diesem Schritte vorausgiengen, mag er Ihnen selbst erzählen **). Als seine Gesinnung in Freiburg anfieng bekannt zu werden und

*) Aus der handschriftlichen Chronik des Hieronymus Stettler, 1740 und 1741 geschrieben, und die Jahre 1571 bis 1588 umfassend. Sie befindet sich in der Mülinenschen Bibliothek.

**) Seine Erzählung hat Hieronymus Stettler wörtlich in seine Chronik aufgenommen und dadurch vor dem Untergange gerettet.

die Geistlichen schon den Schultheißen und einzelne Rathsherrn bestürmten, den Alex vorzunehmen, so suchte sein Bruder dem Schritte zuvorzukommen: „Mittwochs kam mein Bruder „Niklaus zu mir sagend: wie ihm höchlich leid wäre, daß ich „mich so hoch vergessen hätte, mich mit den Geistlichen in ein „Disputaz einzulassen, dieweil ich doch wohl wüßte, daß mit „den Pfaffen nichts zu gewinnen wäre. Ich sollte davon ab„stehn, und mir und meinen Freunden nicht eine solche Schande „anthun; denn Mein Herr Schultheß trage ein groß Mißfallen „dieser Handlung. Er ließ nicht nach, mich zum dritten Mal „in meinem Haus zu suchen, stets anhaltend abzustehn, indem „die Sache noch nicht intpracht (vor die Leute gebracht) wor„den, daß man es wisse; er wolle verschaffen, daß es mir nicht „schaden möchte, ich sollte ihm nur die Sach überlassen. Da „besorget ich, meine Hausfrau, die von dieser Sach nichts „vernommen, möchte ob diesem ernstlichen Ueberlaufen und „Gespräch in Erfahrenheit dieser That kommen; sie hatte aber „mit dem Weber zu thun, so daß Se unsers Geschwätzes nicht „achtete.

„Als er gesehen, daß er bei mir nichts ausrichte, ist er „zu meiner Frauen Mutter gegangen, ihr diese Handlung an„zuzeigen; diese ist höchlich darob erschrocken, schickt hiemit „eilends nach dem Nachtmahl (Abendessen) ihre Jungfrau zu „mir, mit Befehl, ich und meine Hausfrau sollten den näch„sten (sogleich) zu ihr kommen, mit ihr zu reden. Da sagt' „ich zu ihr: sie solle mich ruhig lassen, ich müße zu Nacht „essen. Sie ließ aber nicht nach, stets nach uns zu schicken. „Da wollte meine Hausfrau wissen, was das wäre, und ich „konnte ihr nicht wehren zu ihr zu gehn. Als sie es nun ver„nommen, erschrack sie noch faster darob; sie kamen mit Zit„tern und ängstlichem Gemüth in mein Haus, begehrend mit „mir zu reden. Da machte ich mich sogleich zur hintern Thür „hinaus, und wollte ihrem Predigen nicht warten, aus Furcht, „sie möchten mich mit ihren kläglichen Geberden, auch mit „ihrem Weinen und Klagen von einem göttlichen und billigen „Handel abwendig machen. Da lief mir meine Mutter nach, „schreiend mit kläglicher Stimm: Ach, mein Sohn, laß deine „Mutter mit dir reden, und gedenk' an die Brüst, die du „gesogen hast. Wie ich nun wieder heimgekommen, find' ich

„meine Hausfrau auf dem Boden liegend, und sich kläglich „mit Schreien und Weinen geheben (benehmen); welches mir „zu sehen und zu hören ein großen Schmerzen gebracht hat, „von der steten und inniglichen Liebe wegen, so wir einander „zugetragen. Sie wollte sich auch nicht trösten lassen, noch zu „ihrer Ruhe gehn; dazu schlug sie mit dem Kopf gegen den „Boden nieder und sprach zu der Jungfrau: Ach Rosa, ich „rathe dir, heirathe niemals, dieweil du siehst, was für ein „groß Herzeleid die Männer ihren Weiberen anstellen. — Am „andern Tag kamen zu mir zwei der Venner mit zweien meiner „Brüder, anzeigend, daß sie von Ihren Gn. Herrn und Obern „Befehl empfangen, mit mir zu reden: wo ich von meinem „Handel abstünde, thäte ich Ihren Gn. ein besonder Gefallen „daran; wo nicht, möchte ich wohl erachten, in welche Gefahr „ich mich selbst stellte und welche Schande ich einer ganzen „Freundschaft anrichtete. Ich solle gedenken, wie selig mein „ehrender Vater in diesem Glauben verschieden sei, und ob ich „vermeine, witziger zu sein denn er, — Darauf sagte ich un„erschrocken: Ich könnte von erkannter Wahrheit nicht abstehn, „und wollte lieber das Leben verlassen.

„Da ich nun spürte, daß mir nichts anderes bevorstand als „die Gefangenschaft — — — so verfügte ich mich in Zollets „Thurm (ein Gefängniß). Und als ich ein Stund da gewesen, „kommt mein Bruder Niklaus, der solches erfahren, sagend: „was ich da thue? er glaube, ich sei unsinnig worden; ich „solle heimgehen und von meinem eintönigen Kopf und Wesen „abstehn, und ihnen allen nicht eine solche Schande zufügen.

„— — — Dazwischen aber als meine Hausfrau vernommen, „daß ich in die Gefängniß war gegangen, fiel sie in ein Ohn„macht; ihr Mütterli, ihr Schwester Ursel mußten darlaufen, „sie zu erquicken. Und da ich heim kommen, finde ich sie in „der Küche auf einem Säffel (Stuhl) sitzend, ihren Kopf um„wunden, und sie alle höchlich kummerhaftig; welches mir ein „großen Schmerzen verursacht hat; ja lange konnte ich nicht „mit ihnen reden. Meine Hausfrau aber ließ nicht nach mit „Seufzen, Weinen und Klagen, bis sie in ein Bett gekommen.

„Folgenden Sonntag, 2. September, gieng ich zu Meinem „Herrn Schultheißen von Affry, ihn bittend, er wolle mir auf „künftigen Montag erlauben, vor Rath zu erscheinen, um einen

„Abschiedbrief (zu erhalten). Als er dies von mir verstanden, „spricht er, wo ich hinaus wolle? Da sagte ich ihm: gen Bern. „Darauf sagt er: was ich daselbst thun wolle? Sagt ich: ich „begehrte mich an Orten und Enden zu setzen, da ich nach „Freiheit meines Gewissens möchte leben. — Auf solches sprach „er, wenn ich dessen gesinnt sei, so soll ich ihn nimmermehr für „einen Freund ansprechen, und er wolle lieber des Teufels Freund „sein als mein Freund; und ich werde sehen, daß ich mir noch „die Haare werde ausraufen. Ob ich allein meinte, so geschickt „zu sein, daß ich Religionssachen besser verstehe als andre „Leute; es seien so viele hohe und gelehrte Leute vorhanden; „so sie uns unrecht lehren, müssen sie die Schuld „tragen, und nicht wir. ——

—— „Auf solches kam meine Hausfrau zu mir in den „Saal, da ich spazierte; fiel vor mir nieder auf die Knie, mich „mit zusammengeschlagenen Händen bittend: ich wolle mich „weisen lassen, und ihr nicht solches Herzeleid anstellen. Mein „Herr Schultheiß meine es doch gar gut mit mir, und ich solle „ihm um Gottes willen folgen. Sie sank hiemit nieder auf die „Erde beim Kämi (Kamin) im Saal; da kam ihr Mütterli „und ihre Schwester, die sie allda so elendiglich liegen fanden; „doch wollte sie sich weder trösten noch aufheben lassen. Sie „baten mich aber alle mit weinenden Augen, ich wollte mich „des Jammers erbarmen. Und sei Gott mein Zeuge, daß wenn „ich ohne Verletzung meines Gewissens solches hätte thun kön„nen, hätte ich mich wohl behütet, ihnen so viel Leidens und „Kummers anzustellen.

„Am Montag kam abermal mein Bruder Niklaus zu mir „in's Haus, bittend, ich möge zu M. Herrn Schultheiß gehn. „Dieser that eine treffliche Vermahnung an mich. —— Da „stund ich vor ihm mit weinenden Augen, sagend, ich wollte „ihm gern hierin um seinetwillen folgen und alles thun, so „mir möglich, wenn ich solches ohne Verletzung meines Ge„wissens thun könnte; wenn ich von erkannter Wahrheit ab„stände, müßte ich den ewigen Zorn Gottes wider mich erwar„ten. — Darauf sagt der Schultheiß: Wo ist die Wahrheit „außer bei uns? — Darauf mußte ich ihm versprechen, ich „wolle zum Probst und Kirchherrn gehn; die würden mir „Bücher geben, die mich wieder auf den rechten Weg weisen

„sollten. Welches ich that; und gab mir der Kirchherr den „Hosium zu lesen, darin ich Dienstag und Mitwoch gelesen; „doch war meine Hausfrau stets um mich mit traurigem Ge„müth und Geberden, mich stets vermahnend, daß ich nicht „wegzöge. — Folgends am Donnerstag, nachdem ich meiner „Hausfrauen gesagt, ich wolle mit dem Lesemeister zun Bar„füßern gehn ein Abendtrunk (zu) thun: zog ich stiller Weise „um die Eilfe vor Mittag von Fryburg gen Bern. — —

— — „Auf den Abend hat meine Hausfrau ein Späle „braten lassen, stets wartend, daß ich doch heim komme zu „Nacht zu essen; und als sie lange gewartet und es gar spät „war geworden, ließ sie mich allenthalben und in allen Wirths„häusern suchen; konnte mich doch nirgend erfahren, bis ihr „zuletzt von einer Jungfrau angezeigt ward, man hätte mich „gesehen, den Schönenberg aufgehn mit einem Mantel und „einem Hut. Da war abermals Weinens, Klagens und Trau„rens mehr denn genug vorhanden. Am Freitag, am Morgen „früh um die drei (Uhr), gieng sie zu ihrem Schwestermann „mit der Bitte, ihr sein Roß zu leihen; sie wolle gen Bern „mir nacheilen. Sie gieng auch zu ihrer Mütterli, klagt ihr „solche Handlung, zeigt's auch an meinem Bruder Niklaus; „und als er vermerkt ihr Vorhaben, sagt' er, sie solle daheim „bleiben; er wolle zu mir gen Bern reiten. — — Am Sonntag, „als meine Hausfrau gesehen, daß ich nicht wieder heim kam, bat „sie den Schwager Progie, er wollte zu mir reiten und mich „bereden, heim zu kehren. — Dieser redete mit mir, was ich „gedacht habe, nach Bern zu ziehn; der Pfenning sei nirgend „werther als da, wo er geschlagen sei. Und wie ich doch das „Herz möge haben, meine Hausfrau zu verlassen — — sie wolle „nicht schlafen und möge weder essen noch trinken; und so ich „also beharren wolle, werde sie nimmermehr zu mir kommen; „und wo sie schon zu mir wollte ziehen, so werden es doch „die Freunde nicht zulassen u. s. w.

— — „Wie er nun hinweggieng, und ich in meiner Her„berg zum Schlüssel blieb, kam Junker Hans Rudolf von „Scharnachthal; nachdem er von meinen Sachen und Hand„lungen etwas Bericht empfangen, erbot er sich sehr freundlich „gegen mich, mir sein Haus und Hof mit Darlegung der „Schlüssel präsentirend zu bewohnen ohne Entrichtung einiges

„Zinsos. Es kam auch der Hans Andres, der mir auch sagte, „ich solle fröhlich zu ihm kommen; er wolle mir ein gut Bett „und einen schönen Saal einräumen. Deßgleichen that auch „Doktor Tornon, Herr Müsli und andere. — —

„Darauf zog ich in Hans Andresen Haus — — und aß „meines Brotes mit Thränen, ja daß ich manche Nacht unge„schlafen blieb. Und von den Thränen, so von meinen Backen „Tag und Nacht zu beiden Seiten abhin flossen, hätte man „nicht allein mein Angesicht, sondern auch meinen Leib waschen „können. Ich sprang auch manche Nacht von dem Bett hinaus, „warf mich nieder auf den Boden, Gott bittend, er wolle mich „von dieser Welt berufen und meines Leidens ein Ende machen; „wo aber dies nicht sein göttlicher Wille wäre, mich stärken „und trösten. Auch wurde mir angezeigt, daß meine Hausfrau „daher gehe, wie der Schatten an der Wand; da ward mir „mein Kummer hundertfältig schwerer.“ — —

Als nachher Alex in Geschäften nach Freiburg gereist war und dort angeklagt in's Gefängniß geführt wurde, „da schrie“ — erzählt Alex selbst — „Hans Cornet überlaut: Dem Galgen zu! „Als dies meine Hausfrau gesehen und gehört, ist sie auf die „Erde gesunken. Und als ich fürbas gekommen in die Losan„gassen, ist Balthasar Zwigler mir nachgekommen; der führt „ein Knäbli an der Hand, fieng an zu sagen zu seinem Kind: „Siehst du, wenn ich wüßte, daß du ein solcher Mann solltest „werden wie der ist, den man da führt — so wollte ich dich „mit meinen Händen an jenen Galgen hängen.“ — — —

Ergreifend ist die unerschütterliche Treue, welche ihm seine Gattin auch jetzt noch bewahrte: „Am Donnerstag Nachts „um die neune oder zehn kam meine Mutter und meine getreue „Hausfrau zu mir in's Gefängniß, nachdem sie die Thurmhüter „mit Geld bestochen; da umfieng mich meine Hausfrau und küßte „mich ganz lieblich, vermahnt mich mit weinenden Augen und „mit vielen Worten, ich wolle mich um Gottes willen und von „ihretwegen weisen lassen, so werde meine Sache besser werden. „Nach Wünschung einer guten Nacht kehrt meine Mutter wieder „heim, ganz traurig; meine Hausfrau wollte dieselbe Nacht „nicht von mir weichen bis am Freitag um drei Uhr. — — „Dazwischen hat ich Gott um Beistand, und als ich den Psalter „Davids vor mir hatte, fand ich den 71. Psalm, der sich auf

„mein Trübsal überaus wohl schicket; den betete ich zum drit-
„ten Mal; stärkte demnach mein Herz mit Vorbildung schöner
„Exempel, des Leidens Christi, seiner Apostel und Märtyrer
„u. s. w. — — — Nachdem ich in's Rathhaus gekommen, (um
„mein Urtheil zu hören), ersehe ich meine Mutter, Schwägerin
„und Hausfrau, die saßen bei einander und weinten; ich trat
„zu ihnen und wünschte ihnen einen guten Tag, bittend, sie
„wollten nicht so kummerhaft sein. — — — Demnach ward ich
„in die große Rathstube berufen, und trat mir niemand nach
„als allein obgenannte drei Marien; die erschienen mit mir,
„für mich zu bitten; sonst stand mir niemand bei, weder
„Bruder, Schwäger noch Verwandte."

Zum Schlusse erwähnen wir noch den Empfang, welchen der glücklich befreite Alex bei seiner Rückkehr in Bern gefunden: „Nachdem wir aber gen Bern in die Stadt gekommen, mußte
„ich wider meinen Willen zwischen beiden Vennern reiten, die
„führten mich durch die Stadt gleich als zu einem Triumph.
„Es war ein Wunder, zu sehen, wie man mich mit Freuden
„empfieng, und liefen mir etliche angesehene Leute entgegen,
„die umfiengen mich mit Freuden, und mit großem Frohlocken
„ward ich von allerhand Volk empfangen, es sei von Weibern,
„Mannen, jungen und alten, auch von Mn. Herren des Raths;
„daß also die Unehr mit viel größerer Ehr ersetzt ward. —
„Darzu nachdem eine fromme Gemeinde der Stadt Bern meine
„Gefangenschaft vernommen hatte von Herrn Abraham Müsli,
„so that sie gar läz (unwirsch) darob. Man hielt auch Rath
„von meinetwegen, und wo Mn. Gn. Herren eines gesessenen
„Raths nicht eilends dazu gethan hätten, so wollte eine fromme
„Bürgerschaft und ganze Gemeinde auf sein (sich aufmachen),
„und mich mit gewehrter Hand in Freiburg entledigen."

Ein noch erschütternderes Beispiel eines zerrissenen Familienlebens in Folge der Glaubensverschiedenheit gab die Familie der Freiherrn von Hohensax und Forsteck im jetzigen Canton St. Gallen. — Der Freiherr Ulrich Philipp war als Bürger von Zürich und durch den Einfluß seiner zweiten Frau der Reformation so geneigt, daß er den neuen Glauben auch in seiner Herrschaft mit einem Eifer auszubreiten suchte, den selbst Zürich, sonst im Proselyten-Eifer voran, klug mäßigte; 1565 rieth ihm Zürich, er solle niemanden mehr zum Abfalle zwingen;

man müsse die Zeit erwarten, und dürfe hierin nicht zu sehr eilen. *) Allein nicht alle Söhne theilten die Ueberzeugung ihres protestantischen Vaters; der älteste von den Söhnen, Albert, war so eifrig katholisch, daß er im Zorn den Landvogt Trösch von Uri umbrachte, weil dieser ihn einen lutherischen Bauer gescholten hatte. Dagegen folgte dessen jüngerer Stiefbruder, Johann Philipp (geboren 1551) um so entschiedener dem Glauben seiner Eltern. Er erhielt seine Bildung zu St. Gallen und Zürich, zu Lausanne und Genf, auf den Universitäten von Heidelberg und Paris, in England und am pfälzischen Hofe. Unter Wilhelm von Oranien betrat er auch die militärische Laufbahn. Nachher wurde er geheimer Rath in der Pfalz. Sechs Jahre später (1594) kehrte er in die Heimath auf sein Schloß Forsteck **) zurück. Noch waren nicht alle seine Unterthanen zur reformirten Kirche übergetreten, doch machte Johann Philipp nicht die Miene, lange warten zu wollen; er verbot mit Härte, den Sterbenden das Sakrament zu bringen; jeder solle bei einer Geldbuße die reformirte Predigt in Salez anhören. Ein reformirtes Schiedsgericht rettete den bedrängten, katholischen Unterthanen noch einige Freiheit. Zwei Jahre (1596) nach der Rückkehr Johann Philipps kam sein katholischer Bruder Albert nach Hause; er und seine Söhne, unter diesen besonders Ulrich Georg, waren über Philipps protestantischen Bekehrungseifer aufs äußerste aufgebracht; nicht minder mochte die ökonomisch günstigere Stellung Philipps ihren Neid rege machen. Man war so gespannt, daß Philipp Tag und Nacht sein Schloß bewachen ließ und Zürich Vermittelung anbot. An dem Maygerichte zu Salez, 4. Mai 1596, mußten sich beide Brüder einfinden, Albert als Herr von Sax, Philipp als Herr von Forsteck. Mit dem katholischen Albert erschienen auch seine drei Söhne. Als die Gerichtsgeschäfte abgethan waren, setzte man sich im Wirthshause zu Salez zum Abendtrunke zusammen. ***) Alberts heftiger Sohn, Ulrich

*) „Hohensax, Forsteck und Frischenberg, von Dr. Henne", in: Die Schweiz in ihren Ritterburgen. 1. Bd. 1828. S. 131.

**) Leonhard Meister's berühmte Zürcher. I. S. 325.

***) Hier folge ich genau der Darstellung von Henne, dessen Quellen mir nicht zugänglich waren.

Georg, „gieng im Zimmer auf und nieder und stichelte auf „seinen ungläubigen Oheim; ja, er stellte sich hinter seinen „Stuhl, faßte ihn bei den Achseln und schüttelte ihn wieder„holt," offenbar um Streit zu veranlassen. Philipp hieß ihn andre ruhig lassen, und ließ sich endlich sein Schwert bringen. Sofort verwundete ihn Ulrich Georg in die Stirne. Während man den ohnmächtigen Philipp auf die Laube setzte und verband, stürzte der Neffe wie ein Wahnsinniger von neuem auf den wehrlosen Oheim ein, und verletzte ihn diesmal tödtlich. *) Philipp starb acht Tage nach der Verwundung. Noch unverwesen liegt sein Leichnam auf dem Glockenthurme zu Sennwald; und merkwürdiger Weise betrachtet ihn das katholische Volk als einen Märtyrer der römischen Kirche.

Ueber den entflohenen Mörder hielt Zürich ein Blutgericht und verurtheilte ihn zum Tode; zwar hatte er sich nach Oesterreich gerettet; aber auch dort ereilte ihn die rächende Nemesis; wegen neuer Händel wurde er im Kerker enthauptet. Die Schuldenlast der unglücklichen freiherrlichen Familie brachte zuletzt ihre Herrschaft in die Hände Zürichs; und Zürichs Landvögte traten an die Stelle eines alten edeln Geschlechtes, aus dessen Mitte einst fromme Minnesänger hervorgegangen waren. Die katholisch gebliebenen Unterthanen wußte Zürich durch einen konsequenten, aber antievangelischen Zwang endlich zur Reformation hinüberzudrängen (1636). Es war dies dasselbe Zürich, welches hundert Jahre früher (1527) erklärt hatte: „Wiewohl jeder Mensch mit Leib und Gut, und was er Zeitliches hat, der Obrigkeit unterworfen und Gehorsam schuldig ist; was aber die Seele und das Gewissen belanget, das mag der Menschen Zwang und Urtheil nimmermehr unterworfen sein."

Verlassen wir nun diese düstere Seite unsrer Darstellung, um bei der anmuthigeren Ersatz zu finden. Zunächst beschäftigt uns die Ehe, und zwar die Art, wie damals dies Band geknüpft wurde.

Bei der Verheirathung der Kinder war der Wille der Eltern entscheidend; die Wahl wurde von ihnen nicht bloß bestätiget,

*) Im höchsten Grade widerwärtig ist die Art, wie Henne die Freveltat des tollen Ulrich zu mildern sucht.

sondern nicht selten von ihnen getroffen, so daß die Kinder fast willenlos dabei erschienen. Es ist wahr, daß eine bloß weltliche Berechnung der bessern Stimme des Herzens leicht vorgreifen konnte; wo aber edlere Erwägungen die Eltern vor solchem Judensinne bewahrten — da konnte ihr Einschreiten der beste Damm gegen jugendlichen Flattersinn werden. *) — Thomas Plater erzählt uns ein Beispiel für meine obige Behauptung: „Und dieweil mir meine liebe Tochter Ursula ge„storben war, hätte ich gern eine andre Tochter gehabt; gedachte, „wo ich meinem Sohn ein Frau ausgienge (ausfände); und „wiewohl die Zeit noch nicht hie war, da er weiben sollte: „hätte ich doch gern meinem Herzen eine auserwählt, damit „ich mit künftiger Hoffnung mich hätte mögen freuen, und „mir lassen sein als ob ich schon jetzt eine andre Tochter hätte. „Da gefiel mir keine besser dann Meister Franz Jäckelmanns, „des Rathsherrn Tochter, und das von viel Ursachen halben; „deßhalben ich ihn um die Tochter ansprach. Der begegnet „mir mit freundlicher Antwort: Mein Sohn gienge jetzt nach „Frankreich; so wären sie noch beide jung; wann er wieder „käm, und es dann beiden gefiele: so wollte er mir freundlich „begegnen, und wäre nicht Sinnes, ihr inzwischen einen Mann „zu geben. — Als er mich nun ziemlich viel kostet hat und wieder „heim kommen ist, sprach ich den Vater wieder an. Antwortete „er: Wann er Doktor worden ist, wollen wir lugen (schauen). „— — — Demnach ward ein Tag angesehen und beschlossen, „und hat demnach den Kirchgang und Hochzeit mit Ehren ghan. „Als nun mein Sohn und Madalen drei Jahr bei mir gsyn „waren, begehrten sie allein zu wohnen, für sich selber Haus „zu halten und etwas zu überkommen, welches dann ihnen „wohl erschossen ist." — Thomas Plater selbst hatte sich bei seiner Verheirathung *fremder* Leitung völlig anvertraut: „Ich blieb ein Weil zu Zürich bei Herrn Myconius, und „studirte. Da *rieth* er mir, wie auch seine Mutter: ich „sollte seine Annen, die Jungfrau, (zur Frau) nehmen, und

*) Man lese hierüber H. Leo: Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staats, S. 77, 78, wo über die Schattenseite unsers gesellschaftlichen Lebens in dieser Beziehung sich manches treffliche Wort findet.

„nicht mehr wandeln (herumziehen), so wollten sie uns zu „Eben machen. Also ließ ich mich bereden, und gab „uns der Vater Myconius zusammen. Ueber etlicht Tag „giengen wir zu Dübendorf bei des Herrn Miconii Schwager „zu Kirchen, und hielten die Hochzeit mit solchem Pracht, daß „Leute bei uns am Tisch waren, die wußten nicht, daß eine „Hochzeit war — — wir giengen auch beide in Kleidern, die „wir alle Tag antrugen; denn wir schämten uns. — Meine „Frau ist von den Freunden (Verwandten) erzogen worden, „bis sie hat mögen dienen; demnach hat sie gedient und ge„wöhnlich lang an einem Dienst, wie denn auch zuletzt bei „dem Vater Myconio. Sie hat manche Nacht nicht viel ge„schlafen, sondern allein in der Stube gesponnen, damit sich „die Frau, die sie Mutter nannte, desto besser möchte ernähren. „Sie spunn auch oft ihr selbst am Feiertag, verkaufte dann „das Bauwollen-Garn. Und weil ich bei dem Myconius war, „hat sie oft lang in die Nacht gesponnen, daß ich bei dem „Tisch saß und studirte, da wir beide wenig gedachten, daß „wir Eheleute sollten werden."

Von der äußerlichen Einrichtung einer Haushaltung in den untern Sphären des Lebens giebt uns derselbe Plater die beste Anschauung: „Da fieng ich an, den Seiler-Werkzeug zuzu„rüsten, und Schul zu halten; überkam bei dreißig Schüler „im Winter, im Sommer kaum sechs; gab mir einer (ein jeder) „am Fronfasten einen dicken Pfenning; hatte dabei eine gute „Sach; denn man schenkte uns viel. Ich hatte viel Bäslein „(junge Baasen), eine bracht mir Eier, die andre Käse, die „einen Ballen Anken (Butter). Etliche gaben einen Viertel „von einem Kalb; die im Dorf daheim waren, gaben Milch, „Kraut, Kannen mit Wein. — — Als wir anfiengen Haus „halten, entlehnte ich von meinem Oheim 30 Groschen, das „ist 15 Schweizer-Batzen. Damit fiengen wir an, Haus „halten, kauften Wein ein, verkauften bei der Maaß; kauften „auch Aepfel; die verkaufte mein Weib wieder den Buben. — „Hernach bestimmten mir die Herren zu Basel als Provisor „für meine Besoldung 40 Pfund; da mußt ich davon geben „10 Pfund Hauszins; und war dazumal fast theuer; denn man „gab ein Viertel Korn um 6 Pfund, und ein Maaß Wein um „8 Rappen. Ich gieng auf den Markt, kaufte ein klein Fäß-

„lein mit Wein; das trug ich auf meiner Achsel heim. Den „Wein tranken ich und mein Weib mit manchem Zank; denn „wir hatten kein ander Trinkgeschirr als einen Angster. Zum „ersten giengen wir mit dem Angster in den Keller; darob „trieben wir einander. Ich sprach: Trink du; du mußt säugen. „So sprach meine Frau: Trink du, du mußt studiren und in „der Schul üble Zeit han. — Hernach kauft uns ein guter „Freund ein Glas, fast geformiert wie ein Stiefel; damit „giengen wir in Keller. Das Fäßlein währet lang; da es aus „war, kauft' er uns ein anderes." — Seinen Hausrath beschreibt Plater weiter so: „Ich gieng in Spital, kauft' ein „klein Kesselein, und ein Brunnen-Kesselein, die hatten beide „Löcher; item kauft' ich einen Stuhl; da hatt' ich auch ein „ziemlich gut Bett kauft um fünf Pfund; wir hatten nicht „viel übrigen Hausraths."

Zwölfte Vorlesung.

Wenn uns indessen bei der Verheirathung Thomas Platers und seines Sohnes ein gewisser kleinbürgerlicher, philisterhafter Sinn nicht eben erquicklich entgegentritt: so ist es uns ein wahrer Genuß, Ihnen nun ein Zeugniß einer viel lieblicheren und geistig schöneren Gesinnung vorzuführen. Denn nur zu sehr sind gewöhnliche Menschen geneigt, gegen einen flatterhaften, träumerischen Leichtsinn ihre Zuflucht in einem engherzigen Ein mal Eins zu suchen. Der Adel einer höheren Gesinnung dagegen erkennt im Leichtsinne seine Grube, in der Engherzigkeit seinen Sarg; die rechte Schönheit und der Reichthum des Lebens werden nur da gedeihen, wo man in allen Verhältnissen eine Beziehung und Vorschule zum Ewigen und Göttlichen sucht. In diesem Sinne betrachtete der uns schon bekannte Heinrich Bullinger diejenige menschliche Gemeinschaft, welche von Rechts wegen die heiligste ist, die Ehe. Noch besitzen wir das unschätzbare Schreiben, in welchem er (1527) einer reformirten Nonne im Oetenbach, Anna Adlischweiler, seine Hand antrug; eben dieser Brief ist uns das beste Zeugniß einer edleren Würdigung der Ehe. Das Hauptsächlichste daraus theile ich Ihnen mit. *)

„Gnad und Fried von Gott dem Vater durch unsern Herrn Jesum Christum."

„Also übel steht es jetzund in der Welt, daß es kein Wunder ist, ob schon einer frommen Tochter alles argwöhnisch ist, das ihr auch (in) guter Meinung geschrieben ist; das mich zwar dir zu schreiben gewehrt hätte, wo du mich jetzund etwas Jahren

*) Zum ersten Male abgedruckt in den Miscellanea Tigurina III. Zürich 1722. Im Auszuge bei L. Meister und Franz.

her nicht dermaßen erkanntest, daß mein Herz, Gemüth und Gedanken gar nicht geneigt ist auf keinen List noch Betrug frommer und einfältiger Menschen; insonders zu dir, die du mir insonders ehrbar und lieb bist, um deiner Zucht, Einfalt und kindlicher Geberden willen. — — — Deßhalb du jetzund ohne Sorg und ohn allen Argwohn frei diesen Brief in Stille lesen sollst, mit Fleiß und ernstlicher Betrachtung; denn es ist nicht wenig an dem Handel gelegen, den ich bring."

— — „Der allmächtig, ewig Gott hat uns von Anfang geordnet in Christo Jesu zum ewigen Leben, also daß wir in den Fußstapfen dieses seines Sohnes wandeln. Derselbe hat uns ernstlich gelehrt, die Welt und ihren Fürsten mit seinem Reiche zu fliehen und der himmlischen Dinge anzunehmen. Sintemal wir sterbliche Menschen gar eine kurze Zeit auf Erden leben und aber des Fleisches und der Sünden Lohn ist der Tod, des Geistes und der Tugend ewiges Leben — darum ja Noth ist, daß wir alle die Welt und was darin verlassen und uns nach dem Bilde Gottes gestalten, nach welchem wir geschaffen sind und das wir begehren ewig zu genießen. Welches dann beschieht, wann wir ein tugendlich Leben an uns nehmen, das zwar in vielen Ständen erfunden doch nirgend lebendiger ausgedrückt wird als in dem ehlichen Stand, den Gott selbst eingesetzt hat. — — In der Schrift finden wir, daß Gott verheißt, wie er christliche Eheleute wolle beschirmen, leiten und erziehen, in Liebe, Einigkeit und großer Süße des Geistes; denn in diesem Stande können alle Tugenden sich üben." —

— — „Denn zum ersten überwindet man alle bösen Gedanken und Unglauben, und ist man gefölgig (gehorsam) den Geboten Gottes, die aber das Fleisch schwer bedünken. So werden zu Gottes Ehr die Kinder erzogen und auch zu Nutz der Menschen. So darf man frei zu Gott in Nöthen sprechen: Ich habe deines Willens gepflogen — — darum so hilf! Und hie übt sich die Hoffnung. Geht es dann wohl, so ist Dank dabei; also daß das Gemüth immerdar an Gott haftet, und er von ganzem Herzen geliebet wird. — Wann eins krank, traurig oder fröhlich ist, hat es dann allwegen einen einigen ewigen (der Zeit) Gespanen, der Lieb und Leid mit ihm trägt. So daß wo die Ehe mit Gott bezogen wird, da eine unsägliche Freude auch im Leiden selbst regieret, und nimmermehr bis zur Berufung

Gottes auslöscht. Davon allein denen, so solches erfahren haben oder in Gottes Wort und Geist gelehrt sind — zu wissen ist.“ — — —

„Sprichst du: Wo sind solche Ehelente, die also in Gottesfurcht leben? Es ist doch nichts als Unruhe, Zanken und Schlagen — — — Sieh hin und merk', daß der frommen Leute noch viele sind, und ob Gott will, noch täglich zunehmen werden, so wir täglich seinen Willen durch sein Wort erlernen. Die wahren Gläubigen sehen allein darauf, daß sie ein rein Gewissen und ein ruhig Herz haben, das ist, daß sie mit Gott wohl verrichtet seien, und vor ihm nicht erschrecken, wann er kommt mit ihnen zu rechnen — das ist das höchste Kleinod, das wir auf Erden haben mögen. Wo aber ein solch geruhet (beruhigtes) Gemüth nicht in Gott ist, da mag nichts von Außen herkommen, das einen solchen Menschen zur Ruhe setze. — Und so dann etwas Unruh und Unraths in der Welt im ehelichen Stand ist: so ist solches nicht der Ehe, sondern der Leute Schuld, die solchen hohen Stand nicht recht annehmen. Denn man findet Ehen, die gar gezwungen sind; andre werden allein um des Guts (Vermögen) willen bezogen, oder aus Holdschaft, das ist aus Unsinnigkeit; daher kommt, daß nach der Trüttel-Woche gar kein Friede ist. Wenige sind es, die mit Gott anheben, und weniger, die Liebe, Zucht und Gottesfurcht hierin suchen. Was kann aber da Gutes sein, wo kein Gott ist? Und daher kommt, daß sich die jungen Göffel, und oftmals auch die alten Narren auf Erbgut oder gewonnenes Gut verlassen und nicht aufhören, bis alles üppig verzehrt ist. Da ist dann Buhlen, Spielen, Saufen, Rasseln und Wühlen; daheim aber bei dem Weib Murren, Schelten, Wüthen, Schlagen. So aber der mehrere Theil in der Ehe sein Nutz und Lust ohne Gott suchet, so ist kein Wunder, daß wir viel Unlust in der Ehe sehen.“ — —

— — „Als ich aber solches und anderes bei mir selber nahe bei drei Jahren betrachtet, habe ich je und allweg erfunden, daß ewig also zu sein, weder vor Gott noch der Welt mir wohl anstehen will, und daß ich keinen andern Weg zur Tugend von Sünden finden kann als den einigen, welchen Gott verordnet u. s. w. Dazu treibt und dringet mich auch mein Amt des Lehrens, damit meine Lehre nicht geistlich und das

Leben üppig sei — —: so hat mich Noth bedünkt, daß ich mir dich zu einem einigen, ewigen (der Zeit) Gespanen auserwählte, mit dem ich diesen Stand rechter Maß annehme. Ich habe zu keiner mein Herz und Gemüth gesetzt; denn du allein die einige bist, die ich mir vorgeschlagen. Gott weiß allein, ob du mir verordnet bist, und hat sich meine Wahl auf deine Rede und Geberden gegründet, daß ich mir vorgestellt habe, du seiest eine solche, in welcher Gottesfurcht und Tugend sei, und mit der ich in Lieb und Leid leben möchte. — Solches liegt zum Theil an dir, zum mehreren aber an Gott. Sintemal ich Demselben wohl vertraue, habe ich diesen Brief geschrieben, um auch deinen Willen zu vernehmen, auch deinen Stand zu hören — — In diesem allem geschehe der Wille Gottes. — — Nun will ich dir all mein Wesen vorhalten, guter Hoffnung, wo du, aus der Ordnung Gottes, etwas Willens zu mir hätteſt, du thueſt gleiches und fleißeſt dich auch der Wahrheit."

„Erstlich haſt du wohl verstanden, daß ich dir allein geneigt wäre; denn es iſt billig, daß gleiches zu gleichem kommt; diese Gleichheit steht nicht in Adel und Reichthum, sondern am meisten in dem Gemüth. — Von meinen Eltern bedarf es nicht weiteren Schreibens; du würdeſt nicht auf die Meinen, sondern auf mich sehen; mich würdeſt du nehmen und nicht die Meinen, wiewohl sie fromme, biderbe Leute sind."

„Ich habe auch von Kindesweſen auf mit Gottes Hülfe also gelebt, daß ich an keinem Ort einige Unehre begangen habe, also daß ich nicht wieder dahin kommen dürfte; ausgenommen, wo das Evangelium Christi verhaßt iſt. — — So hat Gott die Gesundheit meines Leibs also verganmt und verhütet, daß ich innert zwanzig Jahren kein namhaftes Krankenlager gehabt, auch heut zu Tag — Gott sei mein Schirm — keinem Siechtag unterworfen bin, als da sind Blattern, Hirnwuth, Podagra, Waſſersucht u. ſ. w. — Wohl habe ich vom Studiren ein blöd Geſicht, und zu Zeiten ein blöd Haupt; dahin gehört auch, daß ich zuweilen gäch und zornmüthig bin, doch nicht häſſig und auffetzig, als der wohl vergeſſen und nachlaſſen kann, beſonders wo man nicht Büchſen-Pulver zuwirft."

„Ich habe auch keinen Anhang böſer Buben, die mich erſachen zu ſpielen, oder zu ſaufen und kriegen. — So hab' ich

kein Kind — — bin auch mit keiner vergestalten verhaftet, daß es mich gegen dich verleiden (erklälten) möchte.“ — —

„Meine Eltern haben meinem Bruder und mir alles gemacht (im Vermächtniß zugesichert) was sie haben; trifft ungefähr über 1400 Pfund — — So hab' ich sonst in unserm Kloster mein Heimwesen und einen guten Stand; dahin würde ich dich zu mir nehmen.“ — —

„Aber der Reichthum, so ich von den Meinen erben könnte, und der Stand, den ich jetzund habe, sind jetzt gewiß genug (hinlänglich); möchten aber durch Unfälle wie alle Dinge geschwächt werden. Darum hab' ich noch einen gewisseren Schatz, der gar nicht fehlen kann, der ist Gott. Der hat mir auch Kunst gegeben, so ich diese mit Treuen übe, wird mir gewiß nichts gebrechen; sonst sei es weit von mir, daß ich die Gaben Gottes verkaufen wollte. Ja ich weiß, daß mich Gott nicht verläßt, dieweil ich ihn für meinen Gott habe. Denn sein Prophet spricht: Ich bin jung gewesen und bin alt geworden; doch nie habe ich den Gerechten verlassen gesehen noch seine Kinder um Brod gehen. — Das schreib' ich nur darum, daß du nicht vermeinest, ich wolle dich ziehen mit meinem Reichthum. Wer auf Reichthum und auf Menschen all seinen Trost setzt, der hat keinen himmlischen Gott in seinem Herzen. — Merk's; bisher hat man alle Dinge in den Klöstern wollen gewiß und geschliffen haben, und nicht wollen recht auf Gott vertrauen. Wo du dann auch je wolltest auf meinen Wohlstand sehen, und nicht dabei auch erwarten, was dir und mir Gott mit der Zeit würde zu leiden geben, daß du dich dann frei an Gott dürfest lassen (halten) — so wisse, daß ich wenig Herzens zu dir hätte. Denn wer Gott liebet, den sucht er zu Zeiten heim. — — Wolltest du dann klagen, ungeduldig werden und allein Süßes bei mir suchen: so würde es sich nicht schicken. Es soll ein Leib sein, ein Trauern, eine Freude — — Man muß ein Ding heraus sagen, daß nicht hernach ein Unrath erwachse. Ich wollte dir nichts verhehlen; das möchte ich auch von dir haben. Es bedarf nicht viel Hofmachens und Zänzelns, besonders hie wo man in das lange Jahr dinget, da kein Scheiden hernach ist. — Kurz, wo Gottesfurcht ist und ein Gemüth, das mit Gott wohl vergnügt ist, und demnach das

Seine wohl kann zusammenhalten — das trägt leichtlich alles, was ihm Gott zu leiden auflegt, und überkommt auch genug Ehren und Gutes, und das mit Gott. Wo das nicht, da werden auch große Erbe verthan mit Schand und Leid."

„Dazu wiss' auch, daß ich in keinen großen Geldschulden oder Bürgschaften stecke; ich wollte sie alle bezahlen mit drei Gulden. So darf ich um Kleider nicht sorgen, sintemal ich die meinigen nicht um 50 Gulden gäbe." — —

„Wiss' auch, daß ich Leib und Leben eingesetzt habe, um mein Amt zu lehren, so daß ich das Leben („den Balg") mit Freuden bei der Wahrheit ließe, wo es die Noth, die Wahrheit und Gott, unser Herr, forderte. Von da würde ich auch die Morgengabe nehmen, die ich dir geben würde, dich (mit Abraham) Gott empfehlen und sprechen: Gott des Himmels und der Erden sei dein Schatz und dein Trost, in Christo Jesu; der verlasse dich nicht, wie er mich auch nie verlassen hat. — Wo uns dann Gott auch Kinder gäbe, und uns das Leben gönnte, wollten wir also Haus haben, daß wir sie zu unsers Gottes Ehr und zu biderben Leuten erzögen. Wo wir aber davon müßten, so weiß ich, daß der Herr unser Gott sie nicht verließe, der doch so viel unnützes spöttliches Geflügel gar wohl erzieht."

— — „Jetzund begehr' ich auch an dich, wo dir etwas zu Muth wäre, daß du mir auch deinen Willen zu verstehn gebeß: ob du möchtest in Lieb und Leid, unter meiner Treu und Schirm, in der Ordnung Gottes leben? ob du mit gutem Gewissen mögest deinen Stand ändern? ob du ein Herz habeß, Haus zu halten und rathsam zu sein? ob du guter Gesundheit seieß u. s. w. Besinn dich aber wohl, daß du nichts aus Anfechtung thueß, und sag es frei heraus — — Dann erst wollen wir die Verbindungs- und Schluß-Antwort geben, wann wir beide hören, was Willens wir für einander sind." — —

„Hie weiß ich jetzt wohl, daß du dir hinter dieser Sachen entsetzen wirst und vermeinen, du seiest dazu nicht weise genug. Darum so merke — — — Lies den Brief drei- oder viermal. Bitte Gott, daß er dir seinen Willen zu verstehen gebe. — — Du wirst dir selbst heirathen; es ist allein um dich zu thun. — Sei überhaupt nicht so narrecht und unbesinnt (unbesonnen), daß du dir jetzt etwas aus Sorgen vornehmeß. Ich kann

wohl erkennen, daß du jung bist, und dir vielleicht in solchen Sorgen einbildest, du wollest nicht aus dem Kloster — — Da hüte dich; das wäre eine Anfechtung, die dich über kurz übel gereuen möchte. Merke, du bist jung; und Gott hat dich nicht geschaffen, daß du ewig eine gnädige Frau seiest, und nichts thuest. Lies Paulum 1. Timot. 2. Cap.; da wirst du finden, worin du mußt selig werden. Es wäre ja ein narrecht Vornehmen, wenn du deine Jugend wolltest zwischen den Mauern erstecken." — —

— — „Sieh du auf Gott, auf sein Wort; warum du seiest erschaffen, was deines Leibes und deiner Seelen Heil, daß du sterblich und nicht lang auf Erden bist. Vergaum, vergaum, meine Liebe, daß du nicht allweg im Kummer hinlebest. Lieber sag' an, warum die Frauen-Klöster seien anfänglich eingesetzt worden? Nicht daß man darin Jungfrauen und Töchter erziehe, die anderswo nützen könnten, sondern die alten, übelmögenden Armen. *) — — Ich glaube auch, für mich wäre eben so wenig ein Gretli und Dorfnäpper, eine Bäurin, als für dich ein rauher Handwerksmann oder Bauer."

„Hiebei gedenk' auch, wie ein göttlich, lieb Ding es ist, wo zwei eins mit einander sind, und eins dem andern wohl will; auch wie es ein bitter, elend Leben ist, wo zwei nicht wohl mit einander ziehen. — — Wer weiß, ob dir vielleicht Gott hier mit mir Ursach gegeben hat, dich frei zu eröffnen, und zu freien, daß du ja nicht dein junges Leben im Gefängniß zubringen müßest. — Es ist wahrlich ein groß Ding, Ursach haben und achten auf die Zeit, daß wir jedes zu seiner Zeit annehmen. — — Was dir dann Gott eingiebt, das thue; du wirst mich in allweg unerzürnt haben." — —

„Ich hätte es wohl mögen mündlich verrichten; ich weiß aber nicht, wo ich solches hätte können. Wäre es die andre, die bei dir ist, inne worden, und wäre sie nicht auch dazu (zum Heirathen) gekommen, so weist du selbst, daß sie dich nachher gehaßt hätte." — — —

„Gegeben auf Montag nach Michaeli im 1527. Jahr."

---

*) Hier macht freilich unser Bullinger in der besten Absicht einen groben, historischen Verstoß. — So gern legen die meisten Menschen ihre Meinung der Vergangenheit unter.

„Du kennst meine Hand, daß meines Namens nicht Noth ist. Was ich mit dir handle, ist Wahrheit ohne Falsch. — Handle auch du weislich in der Stille und Schweigen. Vertrau mir. Ich habe doch dir zum ersten vertraut! Gott sei mit dir!“

So schließt eins der einfach-schönsten Denkmäler des reformatorischen, oder besser: rein christlichen Geistes. Menschliche Rücksichten und nothwendige äußere Bedingungen sind darin gar nicht romanhaft vernachlässigt; aber sie sind auch nicht der Entscheidungsgrund; vielmehr herrscht darin kräftig eine Gesinnung vor, welche Gott sucht, und vor seinem Angesichte ein so ernstes Band knüpft.

Fragen Sie nun nach dem Erfolge jenes Briefes, so war dieser ein höchst glücklicher; zehen Tage später versprach ihm seine Anna eheliche Treue und Liebe; *) da die kranke Mutter der Verbindung abgeneigt war, so schoben die Verlobten noch zwei Jahre ihre Trauung auf (bis 1529). — Und beide hatten sich in Wahrheit gefunden; was unter solchen Auspizien, mit solcher Gesinnung begonnen war: das konnte nicht ohne Segen bleiben. Bullinger und seine Gattin erfuhren es, daß wer den Muth hat, sich auf Gott zu verlassen, auch von diesem nicht verlassen wird. Ihre Ehe gehörte zu den innerlich beglücktesten. Und noch werden Sie sich erinnern, wie fest und zart Bullinger nach dem Tode seiner Gefährtin eine neue Verbindung verwarf.

Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern veranschaulicht Ihnen, in seiner schönsten Gestalt, ebenfalls unser Heinrich Bullinger in Beziehung zu seinem ältesten Sohne Heinrich. Als dieser in seinem neunzehnten Jahre zum ersten Mal das väterliche Haus verlassen sollte, um in Straßburg seinen Studien obzuliegen, so gab ihm sein Vater einen schriftlichen Rathgeber mit auf den Weg, aus dem wir einiges **) anführen:

„1. Fürchte und ehre allezeit Gott, der einig im Wesen, dreieinig in den Personen. Trag' allezeit dieses der Deutschen

*) Aus Bullingers „Diarium Collocutus sum in summo templo cum Anna Adlyschwyler de conjugio. De hoc enim scripserara illi litteras Octob. 17. — Die 27. pollicebatur fidem conjugalem.“

**) Miscellanea Tigurina I. 3. pag. 39 und Franz: H. Bullinger.

Sprüchlein mit dir im Herzen: Hab' Gott vor Augen! und den schönen Spruch Salomons: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang."

„4. Bitte vor allen Dingen Gott um einen festen und wahren Glauben. So du dann mit demselben versehen, so hange ihm in der Hoffnung und Liebe unabsönderlich an. Darnach bitte von Gott starke Kräfte des Verstandes, Gemüths und Sinns und ein schönes Aussprechen."

„6. Bete eifrig für das Vaterland, für deine lieben Eltern und für die Wohlfahrt derer, bei welchen du wohnst" — —

„7. Bete eifrig für das Wachsthum des Worts Gottes, für unsre Obern, mit einem Wort — für alle Menschen" — —

„9. Erwähle dir für deine Betstunde füraus die Morgenstunde, sobald als du aufstehest, die Mittagstund, sobald du gegessen und ehe du spaziren gehst, und die Abendstund, wann du zu Bett gehest."

„10. Laß dich nicht dauern, mit gebogenen Knien zu beten vor dem Bett oder in deinem Studierstüblein."

„11. Schäme dich nicht vor deinen Gespanen in deinem Kämmerlein zu beten; wo nicht Gelegenheit ist, dies heimlich zu thun. Denn man soll das Gebet gar nicht unterlassen; und wo man nicht betet, da ist weder Glück noch Heil." —

„17. Schau, daß du alles, was du schuldig bist, ordentlich verzeichnest, damit alles sicher zu mir geschickt werde, so dich Gott aus diesem Leben abfordern würde." — —

„18. Zanke nicht mit denen, die unsre Religion hassen. Sag' allezeit, du bekennest deine Religion und läugnest dieselbe nicht, und wollest das Disputiren denen überlassen, die darin geübt sind."

„24. Die Verschwiegenheit wird an den Jünglingen sehr gelobt. Schwatze deinem Hauswirth nichts, was du von andern hörst, und schwatz' auch nicht andern, was du von deinem Hauswirth hörst."

„26. Geschänd' und nimm niemanden nichts, wie gering es dich auch dünkt, denn

Stiller Mund und reine Hand
Durchwandeln allzeit alle Land.
Viel Schwatzen, Lügen, Stehlen, Pochen,
Wird g'wiß an jedem schnell gerochen."

„28. Laß dir höchlich angelegen sein, daß du nicht mit Schand und Unehr wieder heim kommst. — — O was große Schand ist es, wann einer als ein grober und unwissender Esel heim kommt.“ —

„30. Morgenstund hat Gold im Mund. Wenn du die Morgenstund' mit Schnarcheln zugebracht hast, so hast du den besten Theil des Tags verloren. Gedenk' an das gemeine Sprüchlein: Plus vigila semper nec somno deditus esto!“

„35. Alle Tag wirst du drei Kapitel aus der Bibel lesen; vom ersten Buch anfangen und nicht aufhören bis daß du zum End gekommen bist.“

„42. Auf der Reise gieb wohl Achtung auf die Oerter, Städt, Schlösser, Berg' und Flüß, die berühmt sind. Frag nach den schönen Sachen, die da zu sehen, und nach den tapfern Thaten, die da geschehen sind. Schau dir um ein Reisebuch, und zeichne das auserlesenste auf. Wenn du in eine Stadt kommst, so verfüge dich zu den Studiosis, die dir das Vornehmste zeigen, und dich zu den Gelehrten führen. Dieselben wirst du grüßen, und sie fragen, ob sie keine Briefe haben an den Ort, dahin du reisest.“

„43. Hab' deines Leibes auch eine Rechnung; halt ihn sauber und unversehrt, und wasch dich unterweilen, den Mund und die Händ allzeit, bisweilen auch das Haupt, und das Haar strähl (kämme) auch täglich fleißig.“

„44. Eine kriegrische, leichtsinnige und altmodige *) Kleidung mag ich nicht an dir sehen. An der Kleidung erkennt man den Menschen.“

„46. Iß zu deiner Nothdurft; trink auch mäßig. Frage nicht nach leckerhaften Speisen. — Gönne andern Leuten am Tisch auch etwas.“

„49. Vergiß nicht des Spruchs: Was nicht nöthig ist, ist um einen Schilling zu theuer. Wie auch dessen: Sinne nicht, was du nur wollest, sondern was du gar nicht mangeln könnest.“

„50. Was für Geld du ausgegeben hast, das schreib' auf und wofür du es ausgegeben.

---

*) Damals war das Altmodige auch das leichtsinnigere.

„52. Alle Samstag Abends wirst du dies alles fleißig überlesen. — — Laß dir allezeit sein, ich rede mündlich mit dir.“

Ein eben so ansprechendes Bild treuer Vaterſorge giebt die Correſpondenz, welche Bullinger mit dem in der Fremde lebenden Sohne führte. Wer im Auslande das Glück hatte, oft ähnliche Stimmen der Liebe zu vernehmen, der weiß, wie viel ihnen oft der unſichere Jüngling auf dem liebloſen Markte des Lebens zu verdanken hat. — Bullinger ſchreibt an ſeinen Sohn in Straßburg *) (9. October 1533):

„Sei ehrerbietig gegen deinen Hausherrn und ſeine Frau. Ich habe dich ihm als einem Vater anempfohlen; folg' ihm als Sohn. Wenn du dieſen Brief geleſen haſt, ſo ſag' ihm und ſeiner Hausehre: Herr und Frau, da mir mein Vater meldet, daß ich bei euch zu bleiben habe, was mich herzlich freut; ſo empfehle ich mich eurer Liebe und Gunſt.“ — —

„Hier ſchicke ich dir einen Degen; ein Baret haſt du ſchon. — Behalte nur deinen Schweizerhut und Kleidung nicht länger als du an einem Ort bleibeſt; ein Baret iſt ein Baret; iſt's dir nicht gut, ſo ſetze den Hut dazu auf. Haſt du keine Schlappen, ſo magſt du dir eine kaufen. Sodann will ich auch ſehen, ob ich ein ſchönes, neues Teſtament für dich bekommen und dir ein Wörterbuch ſchicken kann. — — — Das Mütterchen läßt dich herzlich grüßen, und ſagt dir, du ſolleſt fleißig ſein, und deine Zeit wohl anwenden. Laß deine Schuhe nicht zerreißen, und ſie bei Zeiten flicken. — Schicke mir ein Regiſter, daß ich ſehe, was du ausgegeben und wofür.“

(20. Dezember 1553.) „Ich glaube dir gern, daß dir bei meinem guten Freunde, Herrn Burcher, eben ſo wohl ſei, als im Vaterhauſe, nur daß die Eltern und Freunde mangeln. — Der Herr ſegne dich an Leib und Seele, mein Sohn! Er verleihe dir einen glücklichen Anfang des neuen Jahrs und einen geſegneten Fortgang und Ausgang. Eben dies flehen auch von Gott für dich deine Mutter, Geſchwiſter, Hausgenoſſen. — Daß du doch recht gottesfürchtig ſeieſt, werdeſt, bleibeſt, und jeden Augenblick für verloren achteſt, der nicht auf's Studiren verwendet wird.“

---

*) Die Correſpondenz theilt Franz mit, zwar in etwas moderniſirtem Gewande, doch dem Sinne getreu.

Dann geht er auf die Oekonomika über: „Ueber das Verzeichniß deiner Ausgaben habe ich einzig zu bemerken, daß du auf der Scheerstube drei Kreuzer bezahlst. Hier bezahl' ich nur zwei für den Bart oder einen halben Batzen. Du mußt nicht Junker-Scheergeld geben; du bist kein Junker, nur ein Schüler; Großhansen haben bald einen leeren Beutel. — Alle zwei Monate schickst du mir das Verzeichniß; ich behalte alle zusammen. — Sechs Batzen war denn doch ein großer Schiffslohn. Auch machte deine Mutter große Augen, da du schon wieder von einem Paar neuen Schuhen sprachst, die du diesen Winter bedürfest. Es sind ungefähr fünfzehn Wochen seit deiner Abreise; da nahmst du drei Paar neue, theils aschgraue, theils schwarze mit dir. — — Du hast doch auch Fleisch und Bein wie unser einer und andre ehrliche Leute, und bist nicht von Eisen. — Du mußt dich also im Schreiben geirrt haben, sonst wär es gar über das krumme Bohnenlied (d. h. über allen Begriff). — — Deine Laute kann ich dir nicht schicken; sie wäre des Transports nicht werth. — — Deinem Herrn Patron schicke ich hier einen gar hübschen Käs. Uebergieb ihm denselben zum Neujahrsgeschenk, und wünsche ihm, von mir, deiner Mutter und allen, das beste Wohlsein. — An deine Hausfrau schreibe ich selbst, und sende ihr eine schöne, silberne Schaumünze nebst einem passenden Glückwunsche."

(1. März 1554.) „Bereits zwei volle Monate, ja wohl noch länger haben wir keine Briefe von dir. Wie kommt das, mein Sohn? Ich will es gern einem unausgesetzten Studiren zuschreiben. — — Bei uns sind, Gott Lob! alle gesund, nur daß deine Mutter und ich Kopfschmerzen haben. So erinnert uns der gütige Gott an unsre Sterblichkeit; und auch euch, liebe Kinder, erinnert er, daß ihr zur rechten Zeit für euch selbst Fürsorge thut. Wer weiß, wie lange dies noch so fortgehen wird? Benutzet eure Eltern recht. Es heißt auch in diesem Falle: Erkaufet die gelegene Zeit! — Haben wir einmal die Augen geschlossen, so wird nicht mehr alles so leicht und schnurgerade fortgehn; obschon ich sicher weiß, daß Gott seine treuen Verehrer nie verläßt. — Lern' auf eigenen Füßen stehen!"

(31. März 1554.) — — „Uns und euch drohen nun von allen Seiten große Gefahren; bitte den Herrn, daß er sie abwende. Man unternimmt Unglück drohende Feldzüge, die

einen blutigen Sommer befürchten lassen. Aber bei dem Herrn ist die sicherste Zuflucht."

(30. Juli 1554.) „Du wirst sehr wichtige Geschäfte haben, daß du weder deinen Eltern noch Geschwistern eine Zeile schreibst. Vielleicht fandest du keinen Boten, oder es kam auf die vergangene Messe niemand von Zürich? — Sohn, Sohn! wenn das nicht Sorglosigkeit ist, so ist es gewiß Trägheit. — Ich erwarte deine Rechnung. Dein Herr fordert für den Tisch 18 Kronen; wahrlich ein sehr geringer Preis. — Hier schicke ich seiner Frau eine goldene und silberne Münze zum Geschenk."

(25. August 1554). — — „Jetzt sehe ich, daß es nicht deine Schuld ist; freilich läßt sich wohl Acht geben, wem man Briefe anvertraue. — — Aber es war immer deine Manier, manches auf die Nagelnoth ankommen zu lassen; und wenn du dir dann nicht mehr zu helfen weißt, so jammerst du als ob der Himmel einfallen wollte. Vernünftige Leute machen's nicht so, mein Sohn, und Philosophen noch weniger. — Deinem Tischherrn schreib' ich, daß er dir für eine anständige Kleidung sorgen soll zur Nothdurft auf den Winter. — — Der mir übersandte, schriftliche Aufsatz steckt ziemlich voll Fehler."

(12. März 1555.) — — „Dein Herr macht viel Wesens aus deinem Fleiße und deinem ökonomischen Sinn. — — Du solltest hören, wie ich dich deinen Brüdern und Schwestern als Muster und Vorbild anpreise. Laß es nur nie an herzlichem Gebete zu Gott ermangeln." —

(19. April 1555.) „Eigentlich hab' ich dir gar nichts neues zu schreiben, doch warum neues? Ist nicht das Alte, Bewährte das wichtigste, das erste und letzte? Und was denn? das: Fürchte Gott! Sei anhaltend im Gebet! Glaub' an Christum! — — — Dränge dich nicht hervor; warte, bis man dich ruft. Sei treu und ein Segen deinem Hause! — — — Dein Tischherr wird dir sagen, Pabst Julius III. sei verblichen, und bereits ein andrer erwählt. Ein ausgemachter Pabst, ein alter, ausgespitzter Schlaukopf, voll tückischer Ränke und Arglist."

(30. Juni 1555.) „Ich muß hören, mein Sohn, daß du etwas nachläßig die Studien betreibst. Soll ich dir erst sagen, daß mir dies äußerst zuwider ist. — Du und deine Zürcher-Freunde stecken gar zu häufig bei einander. — Was nützt das ewige Zusammenlaufen und Rennen? Sitze jeder lieber bei

Hause hinter den Büchern. Man hat euch nicht in die Fremde geschickt zum Spaziren. — — — Ich denke darauf, dich nächstens zurückzurufen und zu examiniren. Laß dir nicht nachreden, ich hätte vergebens Kosten an dich verwendet.“ — —

(16. Juli 1555.) — — „Hast du auch schon berechnet, wie hoch meine Auslagen steigen, seit du von Zürich fort bist? Baare 172 Pfund (ein Pfund ist weniger als der Drittel eines preußischen Thalers)! Bücher und Kleider nicht einmal gerechnet. — — Du entschuldigst dich und deine Studienfreunde gar zierlich und hübsch; aber auf schöne Worte kommt's mir nicht an. — — Nicht als ob ich dich sklavenmäßig, wie in ein Zuchthaus, einsperren wollte; geh' nur, besuche die Predigten, die Collegien — — Es ist genug, wenn du wöchentlich ein-, höchstens zweimal zu deinen Freunden gehst. — Es seien (sagst du) Gespräche über Litteratur. — Schöne Litteratur! wenn man mit Gaucherei und Narrenwerk umgeht. — — Rudolf macht sich jetzt auch auf die Reise. Christoph ist nun ein ausgelernter Becker. Das alles kostet schwer Geld. Auch meinen Töchtern zahle ich ein nicht unbeträchtliches Jahrgeld.“ — —

(22. August 1555.) „Nun denn so reise nach Wittenberg, unter Christus unsers Herrn Schutz und Begleit. — Froschauer wird dir vier Thaler Reisegeld geben; hiemit (denk' ich) solltest du gar bequem nach Sachsen reisen können. — — Schaff' dir ein Buch an, und bitte vor deiner Abreise den Martyr, Zauch und Sturm dir mit eigner Hand darein Sprüche zu schreiben. — — Disputire nicht mit den Sachsen. Sage, du seiest einzig da, um dich auszubilden. — — Es gnadet dir das Mütterchen und alle die Schwestern.“

(1. Sept. 1555.) — — „Ich zahlte für deinen ersten Brief drei Batzen und für den letzten wieder drei; du siehst, daß die Kosten in einer geringen Sache hoch steigen. Wenn du also nicht nothwendiges zu schreiben hast, so schieb' es auf — — Ich würde dir jetzt die Zeit und Stunde deiner Geburt sagen, wenn ich nicht merkte, warum du das forderst. Du wolltest dir die Nativität stellen und dein Schicksal weissagen lassen. Weist du denn nicht, daß Gott dergleichen Nachforschungen verbietet? — — — Dich grüßen deine fünf Schwestern, und muntern dich zur Tugend auf; insbesonders aber Brigidda, unsre alte Dienstmagd.“ — —

(14. März 1566.) —— „Wenn es ohne große Kosten geschehen könnte, so möchte ich wohl wünschen, daß du nach Rostock kommen, den Chyträus grüßen, und auch das Baltische Meer sehen könntest.“

So schrieb ein Vater an seinen Sohn, tadelnd, anspornend, lobend, erfreuend, betend — immer aus der Fülle treuer, väterlicher Liebe. — Passend schließt sich hieran, als versöhnender Schlußton so verschiedenartiger Klänge, ein schöner Zug des reinsten, aufbauenden Familiensinnes, wie er sich im Testamente des berühmten Naturforschers und Arztes, Conrad Geßners von Zürich (geb. 1516, gest. 1565) findet. *). — Conrad Geßner verordnet darin:

„Es ist aber gänzlich mein Will und Meinung, daß nach meinem Abgehen je der älteste von unserm Geschlechte, hie zu Zürich wohnend, den lateinischen Wappenbrief, mit des Kaisers Insiegel geziert, bei ihm haben, und wohl und sicher verwahren soll sein Leben lang; so lang er sich haltet als einem Ehrenbürger ziemt; wo nicht, so mag durch die Freundschaft (die Verwandten) der Brief von ihm abgefordert, und einem andern unsers Geschlechts zugestellt werden. Weiter habe ich zu diesem Wappenbrief geordnet 100 Gulden, und dasselbig auch dem ältesten befohlen. Er soll jährlich die fünf Gulden Zins einziehen, und daraus zwei von den ärmsten Kindern kleiden im Anfang des Winters.“ ——

„Weiter ist mein Begehr, daß der, welcher den Brief hat, jährlich einmal, sonderlich vor der Winterkälte, die andern Geßner zu einem freundlichen Gastmahl lade, und ein solches Mahl nennen: die Liebe. Denn sie sollen dadurch zu aller Liebe, Freundschaft und Einhelligkeit gegen einander erinnert, und von dem ältesten dazu ermahnt werden. Je der älteste soll die andern berufen; und so er wüßte, daß etliche gegen einander etwas Neid und Haß trügen, soll er verschaffen, daß sie sich vorher begeben zur Einhelligkeit; wo nicht, so sollen sie bei diesem Mahl gar nicht erscheinen, und von allen als ungehorsam und dieser Liebe unwürdig geschätzt werden, als die nicht christlich handeln oder leben.“

*) Abgedruckt bei Hanhart, im Auszuge bei L. Meißer.

„Zu diesem Mahl hab' ich auch geordnet einen übergoldeten Becher sammt einem Deckel, welchen ich von meiner Mutter seligen ererbt habe. Dies Trinkgeschirr soll der älteste auch behalten, und soll es nirgends brauchen außer in obgenanntem Mahl; so sie zusammen kommen, und in aller Liebe mit einander essen und trinken, wie es sich geziemt, weil sie nicht nur von Fleisch und Blut einander befreundet und verpflichtet sind, sondern im Herrn Christo und wahrem Erkenntniß und Liebe Gottes. Und sonderlich sollen aus diesem Trinkgeschirr mit einander trinken die, welche etwas Zwietrachts mit einander gehabt, zu einem Zeugniß, solche abzulegen und christlich zu versöhnen von Herzen, ohne alle Gleichsnerei, damit sie nicht in die Strafe Gottes fallen. Und so auch etwa sonst im Jahr etwas Uneinigkeit sich erheben wollte, und die gestillt würde, mögen sie auch auf ein Freudenmahl ohne allen Ueberfluß zusammentragen, und dies Trinkgeschirr brauchen, und sonst nirgends."

„Wann das Mahl geschehen, soll der Aelteste Gott dem Herrn Lob und Dank sagen, und aus dem neuen Testament etliche kurze Sprüche lesen, zwei oder drei, welche dienen, Liebe und Einigkeit zu fördern; dazu ich auch ein klein Testamentlein verordnet." — — —

„Gott dem Allmächtigen sei Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit durch unsern Herrn. Amen! — Zürich 1564, den 18. Sept." —

So war die Bürgertugend unsrer Väter in ihrer bessern Zeit; sie gieng aus von der Liebe zu unserm Nächsten, zur Gattin und zu den Kindern; von da aus erweiterte sie sich naturgemäß in die Liebe zum Gemeinwesen und zum gemeinsamen Vaterlande. Denn wo nur Liebe in reiner Gestalt gedeiht, da wird sie niemals das Herz gegen einen großen Gegenstand verengen. Im vollsten Widerspruche gegen jene Bürgertugend ist derjenige idealistische Patriotismus, welcher, als eine krankhafte Nachahmung der antiken Welt, von französischen Phantasien wiedergeboren, und — wie alle französischen Moden — in Europa nachgeäfft wurde. Dieser französische Patriotismus, eine Nachgeburt der antiken, ein Zerrbild der christlichen Ideen, fußt auf dem Enthusiasmus für ein gewisses, abstrakt und willkührlich gedachtes Vaterland; ein Enthusiasmus, der in einem reinen Gemüthe zu einer schönen Erscheinung

sich läutern, sonst aber zu der enormsten Willkühr und zur empörendsten Verletzung der zartesten und heiligsten Pflichten führen kann. — Jene unfranzösische Bürgertugend unsrer Vorfahren blühte in der Art — wie Conrad Geßner sie uns vorstellt — vorzugsweise in unserm protestantischen *) Vaterlande. Eingezogenheit, Fleiß, eheliches Glück, Treue im Kleinen und Großen waren die lohnenden Früchte eines solchen Geistes; und was noch Gutes und Probehaltiges unter uns sich erhalten hat: das dürfte wohl unschwer auf jenen von unsern Vätern angepflanzten Sinn der Häuslichkeit und des Familienglücks zurück zu führen sein.

Wir stehen nun, V. Z., am Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts; eine reiche, außerordentlich bewegte Zeit ist an unsern Augen vorübergegangen; in derselben sind Ihnen große, lebenskräftige Erscheinungen näher getreten; manche derselben werden Ihnen vielleicht für immer befreundet bleiben: Sie sahen, wie in Folge politischen Zerrüttens und Verderbens und religiöser Erstorbenheit eine folgenreiche Bewegung auf dem religiösen Gebiete eintrat, welche die politische und religiöse Gestalt unsers Vaterlandes umwandelte. Die Kirche zerspaltete sich in zwei Parteien, die aber — zu ihrem Bewußtsein aufgerufen — ein reiches Leben in ihrer Mitte entwickelten; die politische Trennung, die schon früher vorhanden gewesen, wurde nun mit planmäßiger Absichtlichkeit gesteigert und fixirt. Hierin waren die Zustände der Schweiz ein Abbild der deutschen; denn auch in Deutschland war ein neu aufstrebendes Leben in seinem freien Flusse gehemmt worden, so daß es, zum Theil auch mit den unreinen begleitenden Bestandtheilen, erstarrte und dann als eine Partei-Form festgehalten wurde. Das Reich blieb gespalten wie die Eidgenossenschaft, und der Einen und untheilbaren Kirche Roms stand keine einige, zusammenhängende Christenkirche entgegen, sondern nur verschiedene Kirchen. Allein durch diese verschiedenen von der äußern Mutterkirche getrennten Kirchen geht und gieng dennoch eine großartige und ewige Einheit, welche ihnen allen eine zusammenhaltende Grundlage und darin die Bürgschaft ihrer Fort-

*) Auch in den kleinen demokratischen Cantonen herrschte diese Gesinnung.

dauer sichert. Denn alle diese Kirchen, welche christlich sind, ohne römisch zu heißen, sind aus einem unverweslichen Kerne erwachsen, der unter höherer Obhut auch in der jetzigen Entmarkung und Verdämmerung dem Freunde der Menschheit die stärkende Aussicht erhält auf eine künftige bessere Entwickelung (aller Verwickelung zum Trotze). Dieser Kern aller christlichen Gemeinschaft ist das lautere und ungetheilte Anschließen der Herzen an die ewig segnende Erscheinung Dessen, der die Welt erneute, an seine Erscheinung, wie sie im schlichten Schriftworte erhalten, vom tiefsten Bedürfen des Herzens angeeignet wird. Dieser allein ächtprotestantische Kern ist von geistiger Natur, und noch nirgend in ungetrübter Reinheit in die Erscheinungswelt eingetreten; wer will mit Fingern auf ihn weisen und sprechen: hier oder da? — Wir dürfen es aussprechen: in diesem höchsten Sinn ist die Reformation nicht ein Werk von gestern oder heute; Luther und Calvin und andere haben hier und dort den Saamen ausstreuen helfen zu einer großen Erndte, deren Ende niemand weiß. Auch wir und unsre Nachkommen sind berufen, mitzuwirken an der hohen Aufgabe einer Regeneration der Christen-Kirche, deren Elemente seit vier Jahrhunderten sich heranbilden; und was dunkel und zerrissen unsre Zeit bewegt, wird zuletzt doch zum irdenen Gefäße werden für einen höheren, jetzt noch verhüllten Gehalt. — Was aber jenem der Reformation inwohnenden regenerirenden Drange noch nicht bleibend gelungen ist, eine sein ganzes Wesen befriedigende Form zu finden — das bleibt nichts desto minder Aufgabe und Aussicht allen, die ihres Glaubens gewiß sind. Und selbst in dem Falle, daß alle unsre Bestrebungen nur einzelne Beiträge wären zu einer umfassenden Aufgabe; so ist doch Einer, der auch die Beiträge zu werthen weiß, wenn anders ihre Quelle die rechte und reine ist! —

Die
drei letzten Jahrhunderte
der
Schweizergeschichte;

mit besondrer Berücksichtigung

der geistigen und religiösen Zustände und der Sittengeschichte.

Vorlesungen

gehalten zu Bern

von

Dr. Heinrich Gelzer,

Mitglied der Schweizerischen Geschichtforschenden Gesellschaft.

„Alle Schmerzen dieses Zeitalters führen uns der Wahrheit entgegen, wenn wir nur wollen."

Niebuhr.

Zweiter Band.

Aarau und Thun,

Druck und Verlag von J. J. Christen.

1839.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß."

Göthe.

Vorwort.

Gegen mein Erwarten und ganz ohne mein Verschulden erscheint diese zweite Abtheilung meiner Vorlesungen erst so lange nach der ersten; eine Verspätung, deren Verantwortung ausschließlich dem Verleger zukömmt, in dessen Händen das fast vollständig ausgearbeitete Manuscript schon vor dem Erscheinen des ersten Bandes lag.

Wenn ich die erste Reihe dieser Vorträge gleichsam in eine fremde Welt hinaussandte, und ihrer Aufnahme mit einem auf der eigenen Ueberzeugung ruhenden Gleichmuthe entgegensah: so sehe ich dagegen diese Fortsetzung schon in einen befreundeten Kreis treten, an den ich mich jetzt mit einigen Worten wende. Für mich hatte die Art, wie meine Schrift im Vaterlande und hie und da in Deutschland aufgenommen wurde, auch darum so viel Erfreuliches, weil mir darin ein neues Zeugniß dafür lag, daß noch immer, und jetzt vielleicht mehr als früher, eine auf ihr gutes Recht vertrauende Gesinnung bei vielen auf einen reinen Anklang zählen dürfe. Mit Freuden konnte ich wahrnehmen, daß in dieser Beziehung ein doppelter Wunsch sich mir schön erfüllte: einmal, daß das Buch in die Familien Eingang fand und dort eine Lektüre an Winterabenden wurde; sodann, daß auch neben

den jüngeren Freunden viele ältere Männer, deren Blick in vielfacher Erfahrung sich geschärft, meinen eigentlichen Sinn herausfühlten, und es mir ermunternd bezeugten: auch vor ihrer Seele stehe dasselbe Bild und dieselbe Hoffnung. Hat Zürich durch eine alle Erwartung übertreffende Theilnahme dies bewährt, so wiederholte sich diese Erfahrung auch in der Vaterstadt, und in lebendiger Erinnerung bewahre ich die Tage des verflossenen Herbstes, wo mir zu Basel in vielen, die mir theuer geworden, der Sinn entgegentrat, der — wie er sich in herbem Geschicke und treuloser Mißhandlung unbesiegt bewährte — auch eine bessere Zukunft in sich tragen wird.

Mißverständnisse der verschiedensten Art kamen mir natürlich nicht unerwartet; daß z. B. fast an demselben Tage von zwei Stimmen die eine meine Darstellung als „nicht positiv genug" und die andre als „zu positiv und schroff" bezeichnete: das konnte ich ganz in der Ordnung finden. Weniger begreiflich war mir, daß von Einzelnen Ausstellungen gemacht wurden, die nur einem abgeschlossenen Geschichtswerke gelten konnten; da doch Titel und Vorrede meines Buches deutlich genug gegen jene Ansprüche protestirten. Man wolle darum — ich wiederhole die Bitte — endlich sich besinnen, daß ich hier Vorlesungen so biete, wie sie gehalten wurden, Vorlesungen, die in einem einzigen Winter ausgearbeitet und vorgetragen wurden.

In doppelter Hinsicht, in politischer und religiöser, wird diese Fortsetzung mannigfachen Mißverständnissen nicht entgehen. Wer sich nur an die politische Seite des Buches hält, der mag vielleicht an manchem Tadel Anstoß finden, der — wenn mir die Wahrheit höher stand als Liebhabereien — auch gegen viele Schritte unsrer Vorfahren laut werden mußte; und ich hoffe, dies werde diejenigen hinlänglich über meinen Sinn aufklären, die sich einzig durch meine Aeußerungen über

Zschokke's Schweizergeschichte angezogen fühlten. So entschieden ich auch heute noch zu jenem Urtheile stehe, so gestehe ich doch, daß ich es lieber jeden Augenblick vernichten würde, als der Meinung Vorschub leisten, ich hätte durch jenen Angriff die Schadenfreude der Leidenschaftlichen kitzeln wollen. „Könnte ich mich — so schrieb mir ein in einem wechselvollen Leben gereifter Greis — nur ungestört der Hoffnung freuen, die ich mir von der Wirkung Ihres Buches mache. Aber ich habe seit 1798 die mich immer tief betrübende Erfahrung gemacht, wie in unsrer Schweiz dem unbefangenen, es mit der Sache redlich meinenden Schriftsteller und Redner von den entgegengesetztesten Parteien Beifall zugelächelt wurde für allgemein ausgesprochene Wahrheiten, die sie als falsche Aushängschilder zur Täuschung benutzten, und wie sie dabei doch auf krasse Weise Partei blieben, so ganz entgegen dem Sinne dessen, den sie belobten." — Mag man sich immerhin ärgern, daß von dem Despotismus Ludwigs XIV mit demselben Unwillen gesprochen wird wie von der Volks-Souverainetät, diesem Triumphe des Jesuitismus und Demagogismus! Wer das Geheimniß der rechten Mitte darin sucht, sich überall zwischen den Streitenden hindurchzuwinden, statt mit festem Schritte über die Bornirtheiten der Parteien hinweg zu gehen — der wird oft die rechte Mäßigung vermissen, wenn halbe Maßregeln und haltungsloses, unzeitiges Einlenken mißbilligt, wenn sogar deutlich zu verstehen gegeben wird, daß nicht alle Schäden allezeit mit Rosenwasser zu heilen sind.

Auf ähnliche Art werden vielleicht die auf religiöse Zustände eingehenden Abschnitte des Buches an manchen Orten beurtheilt werden. Man wird sich nicht immer darein finden, daß auf eine gewisse des Geistes und der Kraft ermangelnde Rechtgläubigkeit ein so beschränkter Werth gelegt wird, oder daß einer, der unerläßlichen Leitung sich entziehenden, vom geschicht-

lichen Zusammenhange losgerissenen Gefühlsrichtung der Abgrund vorgehalten wird, dem sie entgegen gehen kann: ein Sichverlieren in's Formlose oder in den Fanatismus. Denn von denjenigen kann hier gar die Rede nicht sein, die noch immer fortschlummern in kalter Indifferenz, oder noch heute nicht nüchtern geworden von jenem längst gerichteten, gegen alles Göttliche sich auflehnenden Verstandes-Fanatismus — sich in einer abgelebten Frivolität gefallen. Sie haben die alten, abgenutzten Pfeile in den Händen; „beschränkte Orthodoxie" heißt ihnen die Ehrfurcht für den Glauben, in welchem unsre Väter entschlafen sind, und „Pietismus" heißt ihnen jedes tiefere, menschliche Sehnen, der rege Sinn für das Unvergängliche und Uebersinnliche. Aber es wird ihnen nicht gelingen. — Die Zeit ist hoffentlich gekommen, wo die Sehenden sich nicht mehr durch den heillosen Mißbrauch verhaßter Bezeichnungen werden blenden und irre führen lassen. Es wird dazu kommen, daß die Einsichtigen und Ernsten die Achseln zucken über den, der im Kampfe gegen „Mysticismus und Pietismus" in jenem Sinne sich Lorbeern erwerben will, statt sein Auge auf die vielfach sich ankündigende Verjüngung der evangelischen Kirche zu richten, deren Erstlinge schon sichtbar geworden. Hier gilt es mitzubauen, mitzuhandeln im Kleinen und Großen, wenn gegen die Verwesung eines sittenlosen Unglaubens wie gegen die Verirrungen zuchtloser Schwärmerei und Spaltung eine nachhaltige Rettung möglich werden soll. Sollen die schönsten Verheißungen ungenutzt vorüber gehen? Wollen so viele Augen noch immer geschlossen, so viele Hände noch immer laß bleiben für den großen, rettenden Beruf der Zeit: die religiöse und sittliche Wiederbelebung unseres Volkes? Wo hat in der neueren Geschichte ein verständiges, kräftiges Volk so einmüthig, so laut, mit solchem sichern Gefühle dessen, worauf es ankomme, Zeugniß dafür

abgelegt, daß es an dem schwer errungenen Gute der Reformation, dem Glauben des Evangeliums, festhalten wolle — als es der Kern des Zürcherischen Volkes in der letzten Zeit gethan? — Wo ein solcher Sinn noch laut wird, ungetäuscht durch die Phantasten und die Versicherungen der Sophisten: da ist noch ein Anhalt der Rettung vorhanden, und wenn abermals die schönste Erndte versäumt wird, wenn abermals auf den Schwung einer ernsten und treuen Gesinnung Erschlaffung und Ohnmacht folgt, so dürfte ein nicht geringer Theil der Schuld an denen liegen, die zur Leitung und Pflege des religiösen Lebens im Volke berufen sind. — Wer *diesen* Standpunkt der Beurtheilung theilt, der wird sich gewiß auch in die religiöse Anschauungsweise dieser Vorlesungen finden; und verkennen läßt es sich nicht, daß die Zahl derer wächst, die mit dem Ernste freier Forschung auch eine lebendigere und seelenvollere Religiosität verbinden als *die*, welche auf dem Boden einer sich selbstgefällig bespiegelnden Cultur erwachsen ist. Mit solchen spreche ich; von *ihnen* erwarte ich, was unserer Zeit Noth thut, was nur errungen wird durch die Treue einer geläuterten *Gesinnung*, durch die *That der Liebe*; durch *diese* das Innerste des Menschen bildenden Kräfte ist zu allen Zeiten erreicht worden, was segnend auf ganze Generationen fortwirkte.

Ueberhaupt wird der tiefer Blickende den *wahren* Standpunkt dieser Vorlesungen schon durch eine Zusammenstellung der Denksprüche auffinden, die beiden Bänden auf die Stirne geschrieben sind; sie ergänzen und erläutern sich gegenseitig. Wie jene des ersten Bandes den Schmerz aussprachen, zu welchem es der Gegenwart nicht an Nahrung fehlt, so sollen nun die Aufschriften der zweiten Abtheilung neben den Schmerz auch die Hoffnung stellen und das Vertrauen. In einem trostlosen Jammer über Verlornes, in einem stets zagenden Hin-

blicke auf das Künftige könnte ich mich nur dann verlieren, wenn ich einer höheren Leitung menschlicher Angelegenheiten vergäße, oder nichts wüßte von der Hülfe, die von innen kommt und bei jedem Einzelnen neu beginnen muß.

Da diese Vorträge fast unverändert erscheinen wie sie im vorigen Jahre gehalten wurden, so darf eine Benutzung der seither bekannt gewordenen Hülfsmittel nicht erwartet werden. Zu diesen zähle ich besonders Tilliers Geschichte Berns, und Dr. Heußlers „Trennung des Cantons Basel", eine Monographie, die durch Ernst und freie Wahrheit dem Freunde des Vaterlandes einen schmerzlichen, vielleicht heilsamen Eindruck, dem Historiker reiche Belehrung bringen muß. Wer die Natur der Revolutionen studirt, blicke in dieses Gemälde hinein. — Bedauern muß ich jetzt, daß ich für die Sittengeschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht „die Heimfahrt von Jerusalem und das Tagebuch" meines Landsmannes Hans Stockars von Schaffhausen *) benutzen konnte. Es finden sich in demselben so viele Züge der Zeit, und überall spricht eine solche ungebrochene Einfalt des Gemüthes, eine so ganz bewußtlose Aufrichtigkeit und Treue in der Darlegung des eigenen und des fremden Lebens, daß wir die Schrift jedem empfehlen, der aus der Geschminktheit und dem Scheinwesen so vieler Zeitgenossen gern sich zu einer ursprünglichen und unverfälschten, wenn auch nicht reichen und tiefen Eigenthümlichkeit rettet. Möge das aufwachsende Geschlecht meiner Vaterstadt durch die Betrachtung der Vergangenheit, durch den geistigen Umgang mit den edeln Männern, die seit vier Jahrhunderten aus ihr hervorgegangen, lernen, daß mit der

*) „Heimfahrt von Jerusalem Hans Stockar's von Schaffhausen und Tagebuch von 1520 bis 1529." Schaffhausen 1839, bei Franz Hurter. Die Herausgabe verdanken wir der Sorgfalt des Herrn Professor Maurer-Constant.

ächten Pietät für das Vergangene der regste Sinn für das Gegenwärtige und Lebendige sich vereinigen kann und muß! —

Ueber die französische und deutsche Litteratur des vorigen Jahrhunderts konnte ich, innerhalb der Schranken meines Gegenstandes, nur Andeutungen geben. Vielleicht wird mir in der Zukunft der Wunsch erfüllt, über diesen zur Beleuchtung der geistigen Gegenwart unentbehrlichen Zweig der historischen Untersuchung eine größere auf zusammenhängenden Studien beruhende Arbeit zu unternehmen und mitzutheilen. —

Beim Schlusse dieses Vorwortes, schon in den Vorbereitungen begriffen, meine Wirksamkeit in Bern mit einer andern zu vertauschen — blicke ich noch einmal auf die hier verlebte Zeit zurück, die in mein inneres und äußeres Leben tief eingegriffen hat. Was in dem Schlußworte dieser Vorträge nur als ein *Möglichtes* angedeutet wurde, hatte sich verwirklicht; ich habe einen zweiten Winter hier verlebt, und fast *derselbe* Kreis hat sich *dieses* Mal für die Vorträge über allgemeine Geschichte und über Ethik gebildet, wie damals für die vaterländische Geschichte. Ohne alle Begünstigung äußerer Umstände und amtlicher Stellung, bloß durch ein freies, auf befreundete Gesinnung gestütztes Sich Zusammenfinden ist ein Verhältniß entstanden, das — wie es seinem innersten Wesen nach nur selten so werden kann — mir die schönsten und belebendsten Stunden brachte. Immer wird sich mir in der Zukunft bei der Erinnerung an Bern mit der Wehmuth über sein jetziges Loos auch das freudige Andenken an so manches Gesunde und Treffliche, was dort noch fortlebt, verbinden. Wenn eine schwere Erfahrung endlich *die* Wahrheit zur allgemeinsten Anerkennung brächte, daß nur durch *allseitige innere Tüchtigkeit* alle äußeren Vorzüge und selbst jene edle die ehmaligen Leiter Berns immer auszeichnende Rechtlichkeit (die, so Gott will! nicht untergehen wird) im Kampfe einer anders

gewordenen Zeit zu bestehen vermögen — so ist immerhin Großes erreicht. — Ich rufe mir oft mit ernstem Nachsinnen den Abend zurück, wo der letzte Schultheiß des alten Berns — jener Mann, von dem Roms Geschichtschreiber bezeugte: „Es ist einer der hellsten und gewandtesten Geister, die mir vorgekommen sind, ein grundedler Republikaner und Mensch“ bei einem Blicke auf den gegenwärtigen Zustand das treffende Wort aussprach: „Was wir leiden, wird nicht vorübergehen, bis es seinen höheren Zweck erreicht hat.“ — Wer an diesem Glauben festzuhalten vermag, bleibt innerlich unüberwunden. —

Bern,

am Palmsonntage 1839.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Das siebzehnte Jahrhundert.

Dreizehnte Vorlesung.

Allgemeiner Charakter des siebzehnten Jahrhunderts. — Plan der Darstellung: I. Verhältniß der Schweiz zum Ausland: a) Bewegungen und Kämpfe in Bünden . 1—15

Vierzehnte Vorlesung.

b) Ereignisse während des dreißigjährigen Krieges: Basel, Schaffhausen; die Schweden vor Constanz; Kesselrings Mißhandlung. — c) Die Anerkennung der Schweiz im Westphälischen Frieden. Wettsteins Bericht . . . . 16—29

Fünfzehnte Vorlesung.

Fortsetzung: Wettsteins Correspondenz mit seinem Schwager. — d) Vermittlungsversuch zwischen England und Holland. — e) Verwendungen für die Waldenser und Hugenotten . . . . . 30—43

Sechszehnte Vorlesung.

f) Die politische Stellung der Schweiz in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Die Politik Ludwigs XIV. Besorgnisse der Schweizer; Stimmen gegen Frankreich. Bericht des französischen Gesandten. Geheime Plane Oestreichs. — Parteiung für und gegen Frankreich. — g) Berns Haltung in der Angelegenheit Neuenburgs. 44—61

Seite

Siebzehnte Vorlesung.

II. Innere Verhältnisse der Schweiz: a) Die politischen Hauptmassen; gegenseitige Spannung, Argwohn; sittliche Würdigung jenes Zustandes. — b) Der Krieg von 1656. — c) Der Toggenburger-Krieg 1712 . . 62—78

Achtzehnte Vorlesung.

Fortsetzung. Wiederausbruch des Krieges; Villmerger-Schlacht. — d) Kampf der politischen Prinzipe; das aristokratische und demokratische: Bewegungen am Zürich-See 1646. — Der große Bauernkrieg 1653; erste Regungen in Luzern . . . . . 79—92

Neunzehnte Vorlesung.

Fortsetzung. Die Ausbreitung des Aufstandes nach Bern. — Vermittlungen. — Entscheidung durch die Waffen . 93—106

Zwanzigste Vorlesung.

Schluß. Berns Spannung gegen Zürich. — Das 1691ger Wesen in Basel . . . . . 107—120

Einundzwanzigste Vorlesung.

III. Bildungszustand des Jahrhunderts: Ueber das Wesen der Bildung. — Mängel der damaligen Bildung; Aberglauben. — IV. Religiöse und kirchliche Zustände: Gewohnheitsglaube, Formendienst . . . 121—133

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Religiöse Reaktion. — Stadlers Glaubenstreue. — Stellung der Kirche zum Staate; Conflikt der geistlichen und weltlichen Macht in Schaffhausen. — Finstre Strenge. — Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung; Mängel 134—148

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

V. Das häusliche Leben: Häusliche Spaltung durch Politik; Tavels Prozeß. — Schicksale der Madame Perregaux. — Beweise einer schönen Simplicität. — Die Bärenjagd. — Leben und Lage der Landleute . . . 149—166

Seite

Das achtzehnte Jahrhundert.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Verändertes Verfahren in der Darstellung. — Mängel der bisherigen Behandlung. — Die geistigen Zustände als Hauptquellen für die Geschichte jener Zeit. — Charakter der französischen Litteratur im siebzehnten Jahrhundert, Veränderung im achtzehnten. Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius, Rousseau . . . . . 167—179

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Fortsetzung. Die Wurzel von Rousseau's Richtung. — Allgemeine Verbreitung der französischen Philosophie; ihre politischen Consequenzen. — Montesquieu. — Die deutsche Litteratur: Leibnitz, Göthe, Schiller, Lessing. — Herder, Claudius, Hamann . . . . . 180—193

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Die schweizerischen Schriftsteller: Albrecht v. Haller, politischer Charakter seiner Schriften; seine religiöse Weltansicht; Auszüge aus seinem Tagebuche. — Johannes von Müller: sein politischer Charakter, sein inneres Leben. — Wissenschaftliche Bildung in der Schweiz: Bern, Zürich: Bodmer und Breitinger, Usteri, Pestalozzi. — Die Dichter: Geßner, Haller, Lavater, Salis. — Basel: Iselin. — Schaffhausen: Georg Müller. — Genf: Bonnet. — Neuenburg . . . . . 194—210

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Religiöse Zustände. — Der Pietismus. — Samuel König in Bern. — Fanatismus in Brüggeln. — Einwirkung Zinzendorfs; seine religiöse Bedeutung. — Jung-Stilling 211—223

Achtundzwanzigste Vorlesung.

J. C. Lavater: seine Bedeutung für seine Zeit. — Zeugnisse seiner Zeitgenossen. — Sein Glaube. — Warnung gegen religiöse Entnervung. — Seine politische Einwirkung; Anklage des ungerechten Landvogtes; seine Haltung während der Revolution . . . . . 224—238

Seite

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Politische Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts. a) Bewegungen in den demokratischen Cantonen: Zug, Glarus, Uri, Appenzell Außer-Rhoden, Inner-Rhoden. — b) Bewegungen in den aristokratischen Cantonen (Stadt- und Familien-Aristokratien): Zürich (Waser, Stäfaer Unruhen), Genf, Luzern . . . . . 239—251

Dreißigste Vorlesung.

Fortsetzung. Freyburg. — Bern: Davel in der Waat, Henzische Verschwörung . . . . . 252—266

Einunddreißigste Vorlesung.

Sittenzüge (meist aus mündlicher Ueberlieferung) in Uebergänge und Mischungen. — Gesellschaft, Familienleben in Bern. — Landolt in Zürich. — Die Revolution: Vorangehende Auflösung. — Ochs und La Harpe. — Berns Stellung, Steiger und Frisching. — Der Fall Berns 1798. — Steigers Loos . . . . . 267—282

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Schicksal der übrigen Cantone. — Kampf der Demokratien. — Aufstand Nidwaldens; Johann von Müllers Urtheil. — Charakter der Einheits-Verfassung. — Aufstand von 1802. — Die Mediation. — Die Restauration. — Die Zeiten nach der Restauration . . . . . 283—296

Schlußwort . . . . . 297—302

Beilagen.

I. Ueber Hallers Reformationsgeschichte Berns 303
II. Johannes Müller als Christ, nicht als Historiker . . . 307
III. Ueber Georg Müller 309

Vorlesungen

über

Schweizergeschichte.

Dreizehnte Vorlesung.

Haben wir als Grundcharakter des sechszehnten Jahrhunderts das Hervortreten neuer Lebensthätigkeiten, einer belebenden neuen Grundkraft bezeichnet: so tritt uns bei der Würdigung des siebzehnten Jahrhunderts vor allem die Bemerkung entgegen, daß dort gerade diese alle Adern durchströmende Lebenskraft aufhöre bemerkbar zu werden. Man bemerkt im siebzehnten Jahrhundert nirgend mehr das Wehen eines ursprünglichen und beseelenden Geistes, nirgend mehr den Frühlingshauch eines aus den geheimnißvollen Quellen des Lebens frisch auftauchenden Daseins. Alles im siebzehnten Jahrhundert ist *ererbt*, alles *angelernt* und eingelebt. Man sieht, jene Zeit lebte von dem Erbtheile einer früheren; mit der eigenen Schöpfungskraft war es zu Ende. Das Erhaltene und Hergebrachte wurde nun fixirt und normal; es wurde ausgebildet, theilweise beschränkt, theilweise weiter gebaut. — Man hat dies jener Zeit vielfach zum Vorwurfe machen wollen, und hat sie als ein finsteres Jahrhundert des Stillstandes angeklagt; allein man verkennt hierin ein tieferes Gesetz der Menschheit, welches wir in unserm Innern wie im Gesammtverlaufe des Lebens wahrnehmen können. Hier berufe ich mich auf die Erfahrung eines jeden unter Ihnen, ob sich nicht in Ihrem Leben neben den Stunden der höchsten, innern Erregung wieder Stunden bloßer verständiger Ueberlegung und fügsamen Handelns finden. Jeder innerlich reiche, strebende Mensch hat Zeiten, wo ihm gleichsam Himmel und Erde offen liegen; wo er das Leben als ein Ganzes übersieht, unter vielen durchkreuzenden Lebenswegen seinen Pfad erblickt, sich innerlich zusammenfaßt, und dann mit klarem Bewußtsein in die Welt eintritt, um nun emsig in der *Ebene* den Weg zu verfolgen, den er *oben* vom Berge überblickt hatte. *Das* sind die Schöp-

fungsstunden im Leben, und gäbe Gott, daß sie bei einem jeden sonntäglich wären. Schöpfungsstunden, im ganzen Umfange des Lebens, verbergen in ihrem innersten Wesen einen unendlichen, geheimnißvollen Reiz; für den untersuchenden Verstand bleiben die Quellen des Lebens ein ewiges Geheimniß; sie sind dem Erdensinn umhüllt, bis die Schranken der Erscheinungswelt dereinst wegfallen. Ich wiederhole es: Alles Leben in seinem tiefsten Ursprunge ist mystisch; allein eben in diesem Geheimnißvollen alles Werdens liegt auch sein unaussprechlicher Reiz für sinnige Gemüther. Man fühlt es: es athmet darin die Wonnepoesie der Jugend, der Duft des Frühlings; es ist unmittelbares, urkräftiges Sein und Existiren, darum in engem Zusammenhange mit den letzten Fäden des Daseins — so lange es menschliche Herzen gibt, wird auch der theilnehmende Sinn dafür nicht erlöschen können. —

Aber auch für diese schöpferischen Menschen kommen Perioden bloßer Anwendung und Fortentwickelung; wo das Saamenkorn aufgegangen ist und seine Frucht trägt; diese Zeiten sind gewiß so nothwendig als jene, und stammen ebenso aus einer höheren Ordnung; allein es fehlt ihnen jene Frische und Lebensblüthe, jene Jugendlichkeit und — wenn ich so sagen darf — jene Unendlichkeit, wodurch das Herz sich angezogen, der Geist beschäftigt fühlt. Eben dieß fehlt auch ganzen Perioden in der Weltgeschichte, wie gerade dem siebzehnten Jahrhundert. Hierin ohne Weiteres einen Verfall zu beklagen, wäre eben so verständig wie die Trauer darüber, daß es nach Sonnenschein zuweilen auch regnet. —

Begründet ist aber allerdings die Wahrnehmung, daß in Deutschland in Folge des dreißigjährigen Krieges ein Rückschritt in allen geistigen und geselligen Zuständen eintrat, der auch auf unser Vaterland einwirkte; ein Rückschritt, aus dessen Erstarrung doch am Ende wieder eine umfassendere Entwickelung hervorging, in welcher wir noch begriffen sind. —

Fassen wir nun das siebzehnte Jahrhundert, zu besserem Verständnisse desselben, unter seine hauptsächlichsten Gesichtspunkte: so wird uns zunächst die damalige Stellung der Schweiz gegen das Ausland beschäftigen; dann ihre inneren Verhältnisse, und dies in Bezug auf die beiden sich gegenüber stehenden Hauptmassen der religiösen Parteiung, sowie auf den Kampf

zweier politischer Prinzipe, des demokratischen gegen das bereits ausgebildete aristokratische; woran sich dann wieder eine Darstellung der sittlichen und geistigen Zustände reihen wird. —

Das damalige Verhältniß zum Auslande gibt sich uns in den Bewegungen zu erkennen, welche den Freistaat Bünden erschütterten; dann in der, freilich theilweise verletzten, Neutralität der Eidgenossen während des dreißigjährigen Krieges; in den Gesandtschaften nach England und Savoyen, und endlich in der bedrohten Stellung gegenüber den despotischen Planen eines Ludwigs XIV. — Bei den innern Verhältnissen werden öftere Spannungen und ein zweimaliger Bürgerkrieg die traurigen Symptome einer fortwurzelnden Spaltung darlegen; während der große Bauernkrieg und die Verwirrungen in Basel das kräftige Hervortreten demokratischer Tendenzen veranschaulichen. — Am ungernsten werden wir alle reicheren, eigenthümlichen Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete vermissen, und hiefür uns erst in der darauf folgenden Periode entschädigen können. —

Die Unruhen in Bünden (1603 — 1639) deuten auf die Stellung der Schweiz zum Auslande darum hin, weil in ihnen der Einfluß der fremden Mächte eben so unzweideutig als verderblich sich geltend machte. Wie Bünden überhaupt fast eine kleine Schweiz für sich bildet, so machen seine damaligen Bewegungen eine Geschichte *für sich* aus, und zwar eine Geschichte, worin der naturgemäße Verlauf wilder Revolutionen und entarteter Parteiungen sich auf das sprechendste abspiegelt. Zuerst Mißbräuche in der Verwaltung, deren verstimmender Einfluß dem leidenschaftlichen Parteihasse zur Decke für seine Bestrebungen wird; sodann tritt mitten unter den Ausbrüchen dieses rohesten Parteihasses die Einmischung der Fremden in ihrem wahren Gewande hervor; bis im tiefsten Elende des Landes das zertretene Volk in kühner Selbsthülfe den fremden Druck von sich stößt. Allein neue Drangsale und Unterdrückung werden nur durch den Zwist der fremden Mächte selbst gehoben, doch so, daß die unternehmende Volkskraft auch ein Gewicht in die Waagschale legt. —

Die Hauptparteien in Bünden theilten sich nicht, wie anderswo, in eine nationale und antinationale, sondern in eine französische und spanische. Angesehene Familien standen an

der Spitze, und beförderten unter täuschenden Panieren die mannigfaltigsten Interessen; jedes Ereigniß in der Nähe und Ferne wurde als Hebel zu besonderen Zwecken benutzt; ein unlauteres Getreibe — wo nur in lichten Zwischen-Momenten eine reinere und selbstbewußtere Bestrebung auftaucht. —

Der Stützpunkt der spanischen Partei in Bünden war die Nähe des Herzogthums Mayland, welches damals unter der Verwaltung des spanischen Statthalters, des Grafen von Fuentes, stand. Dieser thätige und gewandte Mann arbeitete unabläßig daran, die französ. Partei danieder zu halten, und als Frucht der Verwirrungen für Spanien das Veltlin zu gewinnen, dessen geographische Lage für Spanien und Oesterreich höchst wichtig war. Wirklich gelang es seinen Bemühungen, die französische Partei im Ganzen, sowie eine Menge einzelner Magistratspersonen beim Volke als verkäuflich und verrätherisch zu verdächtigen; mit leichter Mühe war das Volk zur Selbstrache aufgeregt; einige Haufen hatten Chur besetzt und bestraften, wen sie für schuldig hielten, bis es dem redlichen Bestreben Eidgenössischer Gesandschaften gelang, durch einen Vergleich, wie ihn der Drang der Umstände (1603) eingab, die Ruhe herzustellen. — Allein an Mitteln war der spanische Statthalter nicht arm; hart an der Gränze des Veltlins, am Ost-Ende des Comer-See's ließ er die Festung Fuentes bauen, um von da den Durchpaß zu beherrschen, und im Veltlin leicht festen Fuß zu fassen. Dies war vertragswidrig; auch besetzten die Bündner das Veltlin mit ihren Schaaren. Aber bereits war durch die spanische Partei eine neue Volksbewegung vorbereitet; Zusicherungen, welche die Obrigkeit der Republik Venedig gethan hatte, wurden zur Verbreitung der abentheuerlichsten Sagen und Verdächtigungen benutzt. Bewaffnete Rotten zogen wieder nach Chur, und setzten eine außerordentliche Behörde zur Untersuchung und Bestrafung der politischen Vergehen ein; (1607) diese Behörden nannte man Strafgerichte. Die Einsetzung eines solchen Strafgerichts war im Grunde nichts anderes als der Sieg dieser oder jener Faktion die dann diktatorisch verfuhr. Jenes Strafgericht in Chur schritt rücksichtslos gegen die französische Partei ein; Gefängniß, Verbannung, Geldbußen trafen die Häupter; viele zogen freiwillige Flucht vor. — Allein ein einziger Umstand reichte

hin, das Uebergewicht der herrschenden Faktion zu brechen *): kaum hatte sich der französische Gesandte, Pascal, bei den Gemeinden über die Mißhandlung seiner Partei beklagt, so brachen die Engadiner, durch viele Gleichgesinnte verstärkt, auf, besetzten Chur, und ließen zwei angesehene Männer von der spanischen Partei, Baselga und Beeli, hinrichten, weil sie auf der Folter bekannt hatten: „daß sie vom Statthalter zu Mayland Geld empfangen, und damit diesen Auflauf gefördert, auch die mayländische Capitulation begünstigt hätten.“ — Schon war zu Ilanz ein neues Strafgericht eingesetzt, als das zu Chur noch eine Zeit lang, doch zuletzt vergeblich, sich zu behaupten suchte. Die zu Chur gefaßten Beschlüsse wurden vernichtet; die bestraften Glieder der französischen Partei in ihr früheres Ansehen eingesetzt. — Bünden bietet uns also das Schauspiel eines Parteien-Kampfs, wo immer ein Stoß seinen Gegenstoß hervorruft; die Mehrzahl (wie gewöhnlich) ist ohne Ueberzeugung und darum ohne Thatkraft; sie ist die Welle, die vom Winde beweget wird. Eine Minderzahl kecker Handelnder hat durch ihre Regsamkeit das Uebergewicht; sie ergreift die Zügel und herrscht bis ihr Verfahren eine andere Minderzahl zu Thaten spornt. Sicherer als auf die Weise hätte man das Eingreifen der Fremden nicht vorbereiten können; die Gleichgültigkeit der Mehrzahl im Volke und die Erkältung der Bundesgenossen wurde durch den haltlosen Wechsel von Parteisiegen am zuverlässigsten gefördert. —

Die Eidgenossen dachten daran, durch eine bewaffnete Dazwischenkunft einen geordneteren Zustand bleibend herzustellen; nur Zürich hielt aus Scheu vor Blutvergießen noch von der Ausführung zurück. — Zehn Jahre hindurch blieb die Ruhe wenigstens äußerlich nicht gestört.

Dann aber brach der Kampf der Parteien von neuem aus, mit größerer Wuth und Gewaltsamkeit als je; in seinem Gefolge war Elend und Jammer aller Art. 1617 hatte sich, auch von Zürich und Bern, Venedigs Verbündeten, begünstigt, die venetianische Partei zu bedeutendem Einflusse aufgeschwungen; schon war der obere Bund entschieden auf ihrer Seite. Allein

*) Die Quellen für diese Begebenheiten sehe man bei Haller nach; für diesen Ueberblick folge ich meist der Chronik Rahns.

die spanische Partei, unter der Leitung des Rudolf Planta, entwickelte größere Thatkraft; er hatte den Gotteshausbund zu gewinnen verstanden. Der venetianische Gesandte wurde aus dem Lande verwiesen und zu Chur ein Strafgericht eingesetzt, das mit Geldstrafen gegen die Gegner einschritt. Auf dem Bundestage zu Davos war die spanische Partei zwar bereits unterlegen und dem Churer-Strafgerichte wurde ein anderes zu Ilanz entgegengestellt; aber dadurch war die Verwirrung nur gestiegen. Erst im folgenden (1618) Jahre erfuhr die spanische Faktion die entscheidende Niederlage, als durch die von Mayland verordnete Sperre die Erbitterung in Bünden gesteigert wurde. Zuerst erhob sich das Engadin; unter den bewaffneten Volkshaufen befanden sich auch mehrere reformirte Geistliche, welche schon vorher auf den Kanzeln gegen die spanisch Gesinnten geeifert hatten. Die Wohnungen Rudolf Planta's und einiger seiner Anhänger wurden zerstört; er selbst hatte sich noch zeitig durch die Flucht gerettet. Den Sieg über die spanische Partei bezeichnete die Einsetzung eines neuen Strafgerichtes zu Thusis.

Hier verfuhr man mit der schonungslosen Härte einer siegenden Faktion (August 1618 bis Januar 1619). Die Brüder Pompejus und Rudolf Planta wurden nebst einigen anderen zu ewiger Verbannung verurtheilt. Ein siebzigjähriger Greis, Johann Baptista von Prevost, genannt Zambra wurde enthauptet, weil er, den man für ein Haupt der spanischen Partei hielt, in den Qualen der Folter bekannt hatte, „daß er den Bau der Festung Fuentes befördert und von fremden Fürsten Geld empfangen habe.“ Ebenso marterte man den Erzpriester von Sondrio, Nikolaus Rusca, bis auf den Tod, weil man ihn beschuldigte, daß er die reformirten Geistlichen im Veltlin an die mayländische Inquisition habe aufopfern wollen. Doch alle Schmerzen der Folter nöthigten ihm kein Geständniß ab. Dreimal war er an einem Sonntage *) am Folterseile aufgezogen worden; göttliche und menschliche Gerechtigkeit rief er an, aber unerschüttert betheuerte er seine Unschuld. Zweimal wurde er am folgenden Tage aufgezogen und verlor endlich unter diesen Schmerzen sein Leben. Schwarze

*) Dies nach Fortunat von Juvalta.

Blattern an seinem Leibe deutete man als Merkmale der Vergiftung. Viele traf Verbannung und Geldbuße. Vor der Tagsatzung zu Baden und bei den noch günstigeren katholischen Orten beklagten sich die Verbannten oder Entflohenen. Bewaffnet stießen die Parteien auf einander, die Strafgerichte häuften sich; eins zu Davos schien sich über die Parteien zu rein vaterländischen Interessen erheben zu wollen. —

Während so die Parteien sich wechselweise lähmten, führten die Umtriebe der Verbannten und Entflohenen zu einer fürchterlichen Katastrophe, die auf den weiteren Gang der Bündnerischen Verwickelungen bedeutend einwirkte. Die Verbannten sahen in der Landschaft Veltlin den passendsten Schauplatz für die Befriedigung ihrer Rache. Das Veltlin war ein Unterthanenland der Republik Bünden; die Härte der Verwaltung und die Begünstigung der Reformation hatte in den Gemüthern der Veltliner lange schon bittern Unwillen genährt. Darum konnten die Verbannten hier auf Bereitwilligkeit rechnen, wenn gegen die Herrscher und die Ketzer ein Schlag unternommen wurde. Spanien und Oestreich bot dazu die Hände; Frankreichs Gesandter war von allem unterrichtet, schwieg aber still. Der 19. Juli 1620 wurde zum Morde sämmtlicher Reformirter im Veltlin bestimmt. — An mehreren Orten hielt man, wie in Tirano, Haufen von geworbenen Banditen auf den Schlachttag bereit; der Paß nach Bünden bei Brüs wurde besetzt, damit von dort keine Hülfe erscheinen könne. — In der Nacht ertönten die Sturmglocken zu Tirano als das erwartete Signal für die Mordscene. Wer sich von den Reformirten auf den Straßen blicken ließ, wurde niedergeschossen; dann brachen die losgelassenen Rotten in die Häuser ein; kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont, ganze Familien bis auf Kinder und Säuglinge herab riß man aus den Betten und schlachtete sie ohne Erbarmen. Mehr als sechzig Opfer waren schon gefallen, ehe noch die Sonne diese blutige That beschien. In der Frühe des Morgens eilte die mörderische Schaar nach den Flecken Tell, wo die Reformirten eben zum Gottesdienste versammelt waren. Als diese, durch das herannahende Getümmel aufmerksam gemacht, die Kirchthüre mit Stühlen verrammelten, so schossen die Mörder von außen durch die Fenster, bis sie endlich auch des Eingangs sich be-

mächtigten, und nun in dem Gotteshause würgten wie Schlächter. Einige retteten sich durch das Versprechen, in die Messe zu gehen; andere suchten in dem Kirchthurme Zuflucht. Die Banditen zündeten an, und die Unglücklichen fanden alle ihren Tod in den Flammen. Man zählte auch in Tell mehr als 60 Opfer. — In Sondrio rüstete sich die kleine Zahl der Evangelischen zur Gegenwehr; doch benutzten sie die angebotene Bewilligung freien Abzugs zur Wanderung in's befreundete Engadin hinüber; aber viele waren schon vorher meuchlerisch gefallen, so daß zu Sondrio, am Berg und in Malenk gegen 140 Leichname gezählt wurden. An einigen Orten gelang der Mord nur theilweise. Ungleich wird die Zahl aller Geschlachteten angegeben, doch scheint sie die von 400 zu übersteigen. Nicht der Mord allein, auch die Art und Weise desselben empört unser Gefühl; viele wurden grausam verstümmelt; manchen — heißt es — riß man die Eingeweide heraus, andern füllte man den Mund mit Pulver und zündete es an, und wie all die Qualen heißen mögen, welche kannibalische Erfindsamkeit beim Tode der Unglücklichen anwandte. Das Haupt des reformirten Predigers zu Tirano, Anton Bassa, stellten die Mörder auf die Kanzel, und riefen ihm mit rohem Spotte zu: „Bassa, steig' herab!“ — Veltlin und Worms sagten sich unter der Leitung dieser Mörder von der Herrschaft Bündens los. In Bünden und in der reformirten Schweiz fanden die flüchtigen Veltliner Aufnahme und liebreiche Unterstützung. —

Auf die Kunde dieser Veltliner-Bartholomäus-Nacht griffen etwa 20 Gemeinden Bündens zu den Waffen, um das abgefallene Veltlin, welches an dem benachbarten Mayland einen Anhalt hatte, zu züchtigen und zu unterwerfen. Dieser gerechte Rachezug blieb erfolglos; denn die bündnerische Schaar ließ sich durch Unterhandlung aufhalten, und durch einen Ueberfall entmuthigen; die gefährlichsten Feinde waren die Lauen und Verräther in der eigenen Mitte. Gleichzeitig rückten mayländische Truppen an und verbreitete sich die Nachricht, die östreichischen Truppen seien unter den Brüdern Planta in's Münsterthal eingerückt und haben die Einwohner zur Huldigung an den Herzog gezwungen; auf diese Nachricht zogen sich die Bündner schnell in ihre Heimath zurück.

Auch ein zweiter Versuch zur Unterwerfung des Veltlins hatte keinen glücklicheren Ausgang. Mit 2000 Mann brach Bern, mit 1000 Zürich auf; wiederholt machten die katholischen Orte diesem Heere den Durchpaß streitig, so daß ein innerer Krieg seinem Ausbruche nahe schien. Doch erreichte man glücklich Bünden, und von 1200 Bündnern verstärkt (August 1620) drang das vereinigte Heer von Scanf im Engadin her über den Casanna-Berg in's Veltlin ein. Alles versprach einen erwünschten Erfolg; ein spanisches Heer wurde geworfen, dann zog man von Worms (Bormio) durch die von den Einwohnern verlassene Gegend nach Tirano. Hier war der unglückliche Wendepunkt der Unternehmung. Berns Kriegshaufen waren voran; indem aber diese in muthiger Hast gegen Tirano anrückten, verlockte sie die List der Spanier in einen Hinterhalt. In einem Engpasse von allen Seiten angegriffen, dem Geschütze der Festung Tirano schutzlos preisgegeben, befand sich die bernerische Schaar in der verzweifeltsten Lage. Da starb der Oberst Nikolaus v. Mülinen den Heldentod unter seinen Hauptleuten; 200 Berner starben an diesem Tage (11. Sept.) an ihrer Seite, der Verwundeten waren viele. Diese Stunde entschied über das Glück der Unternehmung. Die Berner flohen, und ihrer besten Leitung beraubt, waren sie fortan zu keiner Unternehmung mehr zu bewegen. Tapfer hatte der Nachzug der Zürcher gefochten; doch der Nerv der Thatkraft war zerschnitten; Berner, Zürcher und Bündner verließen das Veltlin. —

Inzwischen hatte der obere oder graue Bund, wo die spanische und katholische Partei die Oberhand hatte, von den fünf katholischen Orten einen Zuzug verlangt als Gegengewicht gegen Berns und Zürichs Heer. Der Zuzug erschien 1500 Mann stark; so daß gleichzeitig zwei eidgenössische Heere mit sehr ungleicher Gesinnung in Bünden standen. Als eidgenössische Vermittelung fruchtlos blieb, zogen Zürcher und Berner in die Heimath zurück (Dezember 1620).

Mit immer weiter gehenden Entwürfen trat die katholische Partei im oberen Bunde hervor, gestützt auf den Zuzug der katholischen Orte. Man beabsichtigte Beschränkung und wohl gänzliche Aufhebung der Reformation; der graue Bund sollte ein vierzehnter Kanton werden und das Veltlin nach Ausrottung der Reformation ihm allein angehören. Hierzu bot auch

Mayland die Hand, und schon war mit dem grauen Bunde der betreffende Vertrag abgeschlossen. — In diesem Plane erkennt man leicht die sichere Staatsklugheit der katholischen Orte; durch den grauen Bund als einen neuen katholischen Kanton wäre das reformirte Bünden eben so sehr gelähmt als die katholische Eidgenossenschaft verstärkt worden. (Febr. 1621).

Dieser drohende Plan einer folgerechten Politik scheiterte an der Entschlossenheit einiger thatkräftiger Männer und an dem Entgegenwirken des französischen Gesandten. Ein unglückliches Vorzeichen für die spanische Partei war die Ermordung ihres Hauptes, des Pompejus Planta, auf dem Schlosse Riedberg. Unter dem Namen der Gutherzigen erhob sich eine nationale Partei, geleitet von Georg Jenatsch, einem ehmaligen reformirten Pfarrer. Das untere Engadin und die vertriebenen Münsterthaler waren der Kern dieser Partei; doch war sie auch der Zustimmung des Zehngerichten- und Gotteshaus-Bundes gewiß. Unerwartet waren die Erfolge dieser nationalen Partei; das Heer der katholischen Orte wurde aus dem Lande vertrieben, der graue Bund zur Wiedervereinigung mit den beiden andern Bünden genöthigt. Auch der spanische Gesandte verließ das Land. —

Noch immer war das Veltlin der rechtmäßigen Herrschaft entzogen; die Unterhandlungen der Höfe schienen zu keinem Resultate führen zu wollen; aber ein übereilter Einfall der Bündner in's Veltlin wurde zurückgeschlagen, als Friedensbruch angesehen und von Oestreich als Vorwand zum Beginn der Feindseligkeiten benutzt, während es gleichzeitig oberherrliche Ansprüche an das Prätigau und Unter-Engadin geltend machte. — Im Oktober 1621 drang die östreichische Armee unter Baldiron in das Unter-Engadin ein; bald wurde ein tapferer, aber vereinzelter Widerstand der Einwohner niedergeschlagen; sie mußten sich unterwerfen, und schnell breiteten sich Oestreich's Waffen im Prätigau, im ganzen Zehngerichtenbund, in Chur und Mayenfeld siegreich aus. Engadiner und Prätigauer wurden entwaffnet, knieend mußten sie Oestreich Treue schwören. Die fremden Ueberwinder erlaubten sich nun jeglichen Uebermuth roher Sieger. Die Einwohner wurden zur Festungsarbeit wie Züchtlinge gezwungen; man sah Soldaten auf dem Rücken der Bauern wie auf Pferden reiten. Nicht genug,

daß die geknechteten Landleute kaum dem Hungertode entgingen (Hunderte von ihnen suchten ihr Brod in der Fremde); nicht genug, daß gegen die zügellose Willkür wilder Kriegsknechte kein Gesetz schirmte: auch die letzte Wohlthat, die Freiheit des Gewissens, sollte ihnen entzogen werden. Denn Gefängniß oder Verbannung hieß die reformirten Prediger verstummen, während aller Orten die herbeigerufenen Kapuziner predigten und Messe lasen. —

Eine eidgenössische Gesandtschaft konnte zu Mayland und beim Erzherzog Leopold für die unterdrückten Bündner nichts erreichen als freundliche Worte. Es war nun zur traurigen Wirklichkeit geworden, was ein tieferer Blick lange voraussehen konnte. Aus dem Toben der Faktionswuth, aus dem von der Selbstsucht der Fremden ausgestreuten Saamen war die Knechtschaft der Einen, die Vereinzelung und Erlahmung der Andern, als zeitige Frucht, hervorgegangen. Und wer in diesem Spiegel die Wahrheit nicht erkennt, welche auch der Gegenwart frommt — der wird sie wohl nie und nirgend erkennen. — In jener Noth des Landes kam die Rettung durch den Verzweiflungsmuth der Unterjochten. Im April 1622 erhoben sich die Prätigauer gegen ihre Unterdrücker; im Walde hatte sich das Volk Keulen geholt, dieselben mit Nägeln beschlagen und so zu Morgensternen umgebildet. Der östreichische Feldherr verachtete das Gerücht von einem sich bildenden Aufstande; am Vorabende eines entscheidenden Tages fehlt es oft den Klügsten an dem Maße von Klugheit, um ein beschlossenes Geschick noch zu vereiteln. In Küblis nahm der Aufstand seinen Anfang und verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit durch die Umgegend; in großer Zahl fielen die unerwartet überfallenen Feinde; viele flüchteten. Bald eilten Freiwillige aus der Nähe und Ferne unter die Panner der schwer geprüften Prätigauer. Obwohl die beiden andern Bünde und die Eidgenossenschaft dem Kampfe unthätig zusahen, so glückte doch der Aufschwung der einzeln stehenden Landschaft über alles Erwarten; Rudolf von Salis und Peter Guler von Davos führten den entschlossenen Haufen überall zum Siege. Salis Aufruf an die andern Bünde veranlaßte die Aufhebung der erzwungenen mayländischen Capitulation; die drei Bünde vereinten sich wieder zur alten, ererbten Verbrüderung Bündens;

eine Amnestie für alle politische Vergehen sollte die Versöhnung befestigen. Schon wurden durch die Eidgenossen Unterhandlungen Oestreichs mit Bünden eingeleitet; schon kehrten die Bündner zur häuslichen Beschäftigung zurück — da wurde der unbewachte Moment von Oestreich blutig benutzt.

Im August 1622 erschien plötzlich ein Oestreichisches Heer im unbewachten Engadin; Mord und Verheerung bezeichneten seinen Weg, rasch war sein Vorschreiten, weil nirgend ein zusammenhängender Widerstand vorbereitet war. Auf der Wiese Aqua Sana bei Raschnals im Prätigau unternahm ein kleiner Haufe unter Rudolf von Salis den letzten Kampf der Verzweiflung gegen die Uebermacht von Tausenden; als die Meisten endlich gewichen und Salis mit ihnen — da erneuten 30 unter ihnen jenen Tag der heiligen Schaar von Theben; sie stürzten sich alle in die Mitte der feindlichen Schaaren, und starben nicht ungerochen. — Hart war der Friede, welcher nach dieser zweiten Oestreichischen Eroberung auf dem Lande lastete; ganz Bünden mußte sich zu fremder Besatzung bequemen, das Unter-Engadin und Prätigau wurden losgerissen. Gränzenloser Jammer suchte das unterworfene Land heim; im folgenden Winter (1622 bis 1623) mähten Hungersnoth und Seuchen Tausende in's Grab; ganze Schaaren suchten außer der Heimath nicht vergeblich ein milderes Loos. Die Gewaltthaten, welche man den fremden Kriegern zur Last legt, übersteigen so sehr jeden Begriff, daß man gerne an Uebertreibung glauben möchte, wenn nicht die Rohheit jener Zeit, wie die Barbarei eines jeden Krieges, so manches Unglaubliche schon wirklich gemacht hätte.

Mehr als zwei Jahre seufzte Bünden unter diesem Drucke ohne Aussicht auf Rettung; endlich schien diese durch eine Umwandlung der französischen Politik (durch Richelieu) nahe. Der französische Gesandte ermuthigte und begünstigte die Bildung bündnerischer Freischaaren. Männer, deren Name dem Volke theuer war, Rudolf von Salis und Georg Jenatsch, an der Spitze, rückte diese Schaar, durch den Zuzug der Glarner bedeutend verstärkt, an die Gränzen Bündens. Im November 1624 folgte ihnen die Hauptmacht der Franzosen und der reformirten Eidgenossen. Im Anfange des Jahrs 1625 war nicht nur Bünden, sondern auch Veltlin der Herrschaft

Oestreichs entrissen. Aber vergeblich erwartete nun Bünden von Frankreich die Zurückgabe des Veltlins. Frankreich und Spanien erklärten in dem Frieden zu Monzone 1626 Veltlin, Cleven und Worms für ein unabhänges Land unter der Protektion Bündens. Man weiß, wie man eine Unabhängigkeit zu deuten hat, die von jenen Mächten geschaffen wurde.

Umsonst wiederholte Bünden mehrere Jahre hindurch seine Einsprache gegen die Lostrennung des Veltlins; schon wollte es sich zu Oestreich hinneigen, als im Mai 1629 plötzlich ein östreichisches Heer einbrach, das Land grausam mißhandelte und besetzte. Erst der Friede mit Frankreich 1631 und die Fortschritte Gustav Adolfs befreiten das unglückliche Bünden von Oestreichs Heere. —

Nach dieser Zeit hätte Bünden ohne Schwertstreich das Veltlin wieder gewinnen können, wenn es auf die Bedingungen dieser Landschaft hätte eingehen wollen. Aber Bünden verstand es nicht zur rechten Zeit in der Milde seine Kraft zu suchen; alles verlangte es oder nichts, und so blieb es denn für diesmal — wie oft in ähnlichen Fällen — bei dem Letzteren.

Als 1634 von neuem der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich ausbrach, wurde Bünden wieder der Schauplatz des Kampfes; die wildeste Verheerung bezeichnete den Weg des eingefallenen östreichischen Heeres, aber bei Mazzo erlitt es durch die Franzosen und Eidgenossen eine völlige Niederlage. Gegen die etwaige Rache für diese Mitwirkung rüstete sich die Eidgenossenschaft. — Allein auch von dem französischen Sieger erwarteten die Bündner noch immer vergeblich die Zurückgabe ihrer Unterthanen-Lande, endlich erfolgte die Wiedervereinigung unter so ungünstigen Bedingungen (fast wie im Frieden von Monzone), daß die Herzen des ganzen Volkes den Franzosen entfremdet wurden; zumal Frankreich immer mehr die Miene des Eroberers annahm. — Nichts schmerzt so sehr als Täuschung durch die, welche unser Zutrauen besessen, welche unsere Hoffnung gewesen. In dieser Enttäuschung neigte sich Bünden zu Oestreich hin. Ferdinand III. versprach Hülfe und Abtretung des Veltlins und Prätigaus; auch der Stimmung der Eidgenossen versicherte man sich. Zu Chur hatten sich 61 Männer aus ganz Bünden über die nöthigen Maßregeln ver-

einigt; der Oberst Jenatsch, der schon die Unterhandlungen mit Oestreich geleitet hatte, umringte an der Spitze des aufgestandenen Volkes die getäuschten Franzosen. Auf ihre bündnerischen Regimenter und auf die eidgenössischen Truppen konnten sich diese nicht verlassen; spanische und östreichische Truppen standen an den Gränzen. So sah 1637 sich Frankreichs Feldherr, der Herzog von Rohan, genöthiget, mit 5000 Mann das erbitterte Land zu verlassen. Beim Abzuge drückte der Marschall Lecques gegen den Oberst Jenatsch eine Pistole mit den Worten ab: „So scheidet man von einem Verräther!“ Doch der Schuß versagte *).

Unter der Bedingung des Ausschlusses der Reformation willigte Spanien in die Abtretung der Unterthanen-Lande an Bünden. Veltlin, Cleven und Worms kehrten unter ihre demokratischen Herrscher zurück, bis in neuerer Zeit diese Länder durch die Schuld ihrer Führer vom eidgenössischen Verbande sich losrissen und losgerissen blieben. — Das Resultat eines so langen Kampfes und des mannigfaltigsten Elendes war also für Bünden: die Behauptung seiner rechtmäßigen Besitzungen. Man dürfte fragen: war der Besitz jener zerrütteten, verwilderten Landschaft solcher Opfer und solchen Elendes werth? — Aeußerlich gemessen: vielleicht nicht, obwohl allerdings die geographische Lage jenem Lande damals große Bedeutung gab. Allein die unerschütterliche Behauptung eines unverdächtigen Rechts trägt in sich einen höhern Werth als jeder materielle Gewinn. Auch konnten durch jene zwanzigjährigen Erschütterungen Erfahrungen reifen, die zum Wohl unsers Vaterlandes nie hätten in Vergessenheit kommen sollen; wenn die meisten Menschen die Schuld ihrer Väter nicht lieber immer von neuem bezahlten.

Bereits war die Ruhe im Ganzen hergestellt, als noch einige Zuckungen des erschöpften Körpers hie und da bemerkbar wurden; wie etwa nach einem Gewitter am Spätabende noch einige Blitze den Horizont durchleuchten. — Im Jahr 1639 (dem Jahre des ewigen Friedens mit Spanien) wurde der Oberst Jenatsch, auf Anstiften Rudolfs Planta meuchlerisch zu Chur an einem Gastmahle überfallen und ermordet; dies war das Ende eines Mannes, der für sein Vaterland unab-

*) Dies nach Meyer I. pag 518.

läſſig thätig geweſen war; nur war ſeine Wirkſamkeit nicht immer durch die Makelloſigkeit der Mittel geadelt worden. Im folgenden Jahre fiel auch ſein Mörder, Rudolf, Sohn des Pompejus Planta, im Engadin in einem Volkstumulte.

Die Geſchichte der bündneriſchen Unruhen bildet in einem engen Rahmen eine kleine politiſche und moraliſche Welt für ſich; ſie verdiente, noch einen Geſchichtſchreiber zu finden, der mit genügender Kenntniß des Landes und der Quellen uns ein Gemälde jener Zeit vorlegte.

Vierzehnte Vorlesung.

Uns führen jetzt die Verhältnisse der Schweiz zum Auslande auf die Ereignisse während des dreißigjährigen Krieges. Ein glückliches Geschick hielt die beiden Religionsparteien in der Schweiz von der Theilnahme an dem Kriege ab, der damals Deutschland zerfleischte; mehrmals hatte die Eidgenossenschaft auf dem Punkte gestanden, mit in den Strudel gerissen zu werden; dann zumal, wenn durch die feindlichen Heere die Neutralität der Schweiz verletzt wurde. Dieser Verletzung war vorzugsweise die Nordgrenze ausgesetzt. Nach Basel hatten sich aus der Umgegend 4256 Menschen mit vielem Vieh geflüchtet *). — Weder Schweden noch Oestreicher achteten faktisch die Neutralität des baslerischen Gebietes. In großer Verlegenheit befand sich der Rath, als unter Altringer und Feria eine große östreichische Armee (1633) gegen die Basler-Grenze anrückte. Eben wurde der große Rath zusammen berufen, um die nöthigen Maßregeln zu berathen; da kam die Nachricht, daß der bisher erfolgte Einmarsch der Armee jede Berathung zwecklos mache. Die Stadt, der es an hinlänglichen Vertheidigungsmitteln gebrach, konnte sich glücklich schätzen, durch keinen Angriff auf die Probe gestellt zu werden. —

Wo sich die fremden Krieger Gewaltthaten erlaubten, griff Basel zu kräftiger Selbsthülfe. Als 1634 die Kaiserlichen 200 Stücke Vieh geraubt hatten; rückte die Mannschaft der Stadt heraus, rettete den Raub und machte sogar Gefangene. —

Später hatten die Kaiserlichen fünf baselsche Reiter aufgegriffen und nach Rheinfelden in Gefangenschaft gelegt: Oberstwachmeister Graßer befreite sie durch einen Handstreich mit einem Haufen ergebener Krieger ohne Vorwissen des Raths.

*) Ochs, Geschichte von Basel VI. 612.

Er drang früh Morgens durch das Rheinfelder Thor, befreite die Gefangenen und führte vier östreichische Reiter gefangen mit sich nach Basel, wo er unter Trompetenschall einzog. — Im Jahr 1635 wurde ein räuberischer Einfall französischer Reiter ebenfalls kräftig gezüchtigt. — Freundliche Verhältnisse mit Basel erhielt der Berner General-Major von Erlach, französischer Gouverneur in Breisach; so z. B. lud er 1645 die Häupter des Staats und die Dreizehner (den kleinen Rath) zu einem Mittagessen. Diese Einladung gab sogar zu einer Besprechung im kleinen Rathe Anlaß *). „Ihre Ehrsame Weisheit hat einen Anzug gethan: weil verlaute, daß Herr General-major von Erlach Sinnes und Willens wäre, etliche meiner Gn. Herren mit und neben andern Personen zu gastiren, wie man sich auf solchen Fall gegen Ihro Excellenz hinwiederum verhalten wolle?“ Es wurde erkannt: „Man soll der Einladung warten und werden sich diejenigen Herren, denen es Leibes halben möglich ist, wissen einzustellen. Interim ist den Herren Häuptern Gewalt und Befehl aufgetragen, auf Mittel zu denken, wie und womit Herr von Erlach entweder hier oder zu Breisach, von gemeiner Stadt wegen, wiederum möchte verehrt werden, und was sie also gut finden, zugleich in's Werk zu richten.“

Noch größer als in Basel war zu Schaffhausen die Bedrängniß beim Durchzuge fremder Armeen. Einiges Detail hierüber, wie wir es aus handschriftlicher Quelle schöpfen **), mag als charakteristisches Gemälde damaliger Zustände dienen. — Am 1. Okt. 1633 traf zu Schaffhausen die Nachricht ein, daß die große östreichische Armee unter Aldringer an den Grenzen des Kantons stehe. Die Bestürzung war um so größer, da man sich damals sicher geglaubt und keineswegs die Mittel kräftiger Vertheidigung vorbereitet hatte. In der Stadt stand bloß ein kleiner Zuzug von der Landschaft und wenige geworbene Krieger. Eilends griff die Bürgerschaft zu den Waffen, sammelte sich unter ihren Pannern; die Thore wurden geschlossen; alle

*) Auszug des Rathsbuchs bei Ochs.

**) Mit Anschaulichkeit ist dies erzählt in Waldkirch's „Merkwürdige Begebenheiten der Stadt Schaffhausen;“ II. Theil. M. S. — 1741.

Posten besetzt. In den letzten Jahren hatten Seuchen die Bevölkerung so vermindert, daß der Mangel hinreichender Mannschaft mit ängstlicher Besorgniß wahrgenommen wurde. Zürich und die im Thurgau stehenden Zürcher-Truppen wurden zu eidgenössischer Hülfe gemahnt.

Bald begannen die Plünderungen streifender Truppen im Norden des Kantons, in der bergigten Landschaft Reihet; die Dörfer Barzheim und Altdorf wurden geplündert, ein dort den Befehl führender Schaffhauser niedergeschossen. Vor den versammelten Rath trat der Botschafter des Oestreichischen Generals, der Baron von Rheinach von Randegg, mit der Versicherung, jene Armee betrete nur nothgedrungen, als Freund und nicht als Feind, Schaffhausens Gebiet; er verspreche die strengste Mannszucht und bitte nur um Ablieferung von Proviant gegen sofortige Bezahlung. Hierauf geleiteten ihn zwei Glieder des kleinen Raths in seinen Gasthof (zur Krone) zurück. Während sich die Räthe über den Antrag besprachen, und für die Ablieferung von Getreide an die Armee gestimmt waren — kamen Nachrichten, welche die beruhigten Gemüther auf's äußerste aufregen, und eine neue Wendung herbeiführen mußten. Ganze Truppen-Korps waren nämlich in Schaffhausens Gebiet eingefallen und hatten verschiedene Dörfer mit Raub, Brand und Mord heimgesucht. — Den Tag vorher hatte man noch in das Dorf Beggingen einen Zuzug von 60 Geworbenen unter Anführung des Georg Spleis und Tobias Oechslin gelegt, auch den Gesandten von Rheinach bewogen, eine Oestreichische Schutzwache (Sauve Garde) dahin zu schicken. Alle diese Maßregeln sollten den unglücklichen Flecken nicht vor dem Untergange schützen. Eine östreichische Abtheilung warf sich auf Beggingen; umsonst war der kühne Widerstand der Einwohner und der kleinen Besatzung; todt oder schwer verwundet fielen die meisten von ihnen. Die Kirche und der größte Theil des Dorfs ging in den Flammen auf; die Unmenschen spotteten, als sie das Wimmern eines alten Mannes hörten, den Lähmung an der Flucht aus dem brennenden Hause gehindert hatte, wo er nun elend verbrennen mußte. Den beiden Schaffhauserischen Anführern, Spleis und Oechsli, hatten diese Horden Pardon versprochen; sie hielten ihr Wort, indem sie die beiden Gefangenen vor das Dorf hinaus führten, sie banden, nackt aus-

zogen und dann niedermachten. — Die Bewohner des Fleckens Schleitheim hatten sich, um einem ähnlichen Schicksale zu entgehen, in die benachbarten Wälder und auf die Berge geflüchtet; mittlerweile drangen streifende Rotten in das Dorf, und verübten raubend und zerstörend jeglichen Muthwillen. Im Pfarrhause z. B. zerrissen sie die Bücher und alle amtliche Schriften; nur durch ein Wunder entging ihrer Wuth der dortige Pfarrer, Theodosius Judikofer. Er hatte sich in seiner Scheune hinter das Stroh versteckt; dort suchten ihn die Plünderer, warfen ein Bündel Stroh nach dem andern herunter, und schon blieben nur noch einige wenige übrig, hinter welchen der Pfarrer in Todesangst sich befand — da gaben sie die Hoffnung, ihn zu finden, auf; im Unmuthe oder als letzte Untersuchung durchstießen sie die übrig gebliebenen Bündel noch mit ihren Schwertern; aber auch von diesen blieb der schwer Bedrohte unbeschädigt.

Diese Nachrichten von so treulosen Gewaltthätigkeiten veränderten plötzlich die Stimmung des versammelten Rathes; man erinnerte sich jetzt an die Warnungen vor diesem Feinde, die man von Lindau her erhalten hatte; man erinnerte sich an die Drohungen, welche der General Aldringer selbst gegen die Stadt geäußert hatte. Der östreichische Gesandte, von Rhetinach, dem man diese Verletzungen vorhielt, betheuerte allerdings: er setze seinen Kopf daran, daß bei seinem Herren keine feindliche Absicht gegen die Eidgenossen herrsche; jene Verheerungen seien das Werk streifender Rotten, die strenge bestraft würden; es stehe jedem frei, solche Menschen wie Hunde niederzumachen. Allein wo die frische That noch brennend schmerzt, da vermögen besänftigende Worte wenig, zumal wenn man Ursache hat, ihrer Lauterkeit zu mißtrauen; man wußte, daß der Herzog von Feria zu Stühlingen ganz in der Nähe gestanden und die Verheerungen doch nicht gehindert hatte. Darum sah man sich nach andern Garantien um. Noch in der Nacht eilten zwei Rathsherren, der Eine zu den Zürcher-Truppen im Thurgau, der Andere nach Bern, um die Nothwendigkeit eiliger Hülfe vorzustellen. Auf eine nochmalige Mahnung rückten endlich die Zürcher-Truppen, auch ohne den Befehl von Zürich zu erwarten, in Schaffhausen ein. Wie groß war der Jubel der bedrängten Einwohner, als die Zürcher, im Ganzen fünf wohlgerüstete Fahnen, in bester Ordnung

über die Rheinbrücke durch die Gassen der Bundesstadt, an dem Gasthofe des östreichischen Gesandten vorüber auf den Herren-Acker zogen, wo sie vom Bürgermeister Forer und dem ganzen Kriegsrathe bewillkommt wurden. —

Jetzt wurde den Zuzüglern vom Lande erlaubt, nach Hause zu gehen, was Abgeordnete des Klettgau's bereits dringend verlangt hatten. Ueberhaupt zeigte sich in manchen Aeußerungen der Landleute eine trotzige Gesinnung; so z. B. erschienen in der Nacht zwei Bauern von Beringen vor dem Thore mit dem Begehren: man solle ihnen unverweilt Hülfe senden, oder sie würden zum Feinde übergehen, und mit ihm vereint gegen die Stadt ziehen. Man beschloß, durch einige Reiter zuerst die Wirklichkeit der Gefahr ermitteln zu lassen. Hiemit waren einige Bürger nicht zufrieden; sie forderten laut, man solle doch gegen den Feind rücken, „um ihm Wamms und Hosen zu „klopfen; sie wollten es mit Freuden thun. Man stecke hier „hinter den Mauern und habe die Hände im Schooß; man solle „den Oestreichern zeigen, daß man noch das alte Eidgenössische „Courage habe.“ — Nichts kühlt Großsprecherei so sehr ab, als wenn man sie gewähren läßt; darum ließ der Rath sogleich in der Stadt ausrufen: wer mit dem abgeordneten Rittmeister nach Beringen ziehen wolle, der möge sich ohne Verzug melden. Allein wie wunderte man sich, als nur wenige diese Gelegenheit benutzten.

Am folgenden Morgen wurden mit den Zürcherschen Hauptleuten die Vertheidigungsmaßregeln berathen; auch legte man ein (wahrscheinlich aufgefangenes) Schreiben vor, welches an den östreichischen Gesandten, von Rheinach, gerichtet war und am Schlusse einige Linien in Chiffer-Schrift enthielt, „mit „ungewöhnlichen Charakteren und Zeichen der Planeten, wel„ches männiglich verdächtig vorkam, und allerhand widerwär„tigen Gedanken Anlaß gabe.“ — Mehrere des Raths und die Zürcher begaben sich noch vor dem Morgen-Gottesdienst zum östreichischen Gesandten mit der Bitte, ihnen die betreffenden Chiffern in dem genannten Schreiben zu lesen. Der Gesandte suchte auszuweichen: „Er sei — versicherte er — in „dieser Art von Schrift wenig geübt, also auch nicht im Stande, „diese Buchstaben aufzulösen. Früher habe er zwar von sei„nem Bruder die Schlüssel dazu bekommen; es sei aber lange

„ber, so daß ihm diese Kunst wieder entfallen sei, den Schlüs-„sel habe er nicht mehr bei der Hand; wenn man es verlange, „wolle er seinen Bruder wieder um den Schlüssel bitten.“ — Dies geschah; und der Gesandte meldete nun: der Inhalt der Chiffern sei nur ein Bericht über den Zustand der Armee und über die Richtung ihres Marsches. Seine Rede fand zwar ungläubige Ohren; doch schwieg man, und lernte daraus auf seiner Hut sein. —

Eben war man zur Feier des Bet- und Bußtages versammelt; schon hatte der Prediger, ein Pfarrer Hurter, eine Weile gesprochen, als ein plötzlicher Lärm ihn unterbrach; man hörte, wie mit allen Glocken gestürmt wurde. Nun war alle andächtige Sammlung verschwunden; Jung und Alt stürzte aus der Kirche, umsonst ermahnten die Stadtknechte auf Geheiß des Bürgermeisters, es möchten doch wenigstens die Frauen beim Gottesdienste verharren; umsonst ermahnte der Prediger dringend: die Versammlung möge mit ihm ihre Andacht zu Gott vereinigen, und ihn um Errettung anflehen — dennoch ließ sich niemand zurückhalten, der Prediger sah sich verlassen. Diese Bewegung hatte ihre Veranlassung in der Nachricht, daß mehrere feindliche Regimenter im Anzuge gegen die Stadt begriffen seien. Doch bald erwies sich die Nachricht als ungegründet und blos durch einige feindliche Streifschaaren hervorgerufen.

Bedenklicher war ein anderer Auflauf in der Stadt, zu dem bald nachher die gereizte Stimmung der Bürger verleitete. — Die Gemeinde Thäyingen hatte 19 italiänische Soldaten, die sich in der Nähe in verdächtiger Absicht zeigten, aufgegriffen und gefangen nach Schaffhausen geführt. Man hatte Schwefel, Pech und Pulver bei ihnen gefunden; dies, so wie ein Schreiben, das sie bei sich getragen, erregte den Verdacht, daß sie an der Brandstiftung zu Hosen Theil genommen. „Deßwegen ließen U. Gn. Herren dieselben durch Junker J. A. Peyer, welcher der italiänischen Sprache wohl kundig war, examiniren, der zwar nichts sonderliches aus ihnen herausbringen konnte, doch so viel an ihnen merkte, daß sie erzböse Buben seien.“ — Man fand daher für gut, sie durch einige Stadtknechte und Musketiere über die Grenze bringen zu lassen. Den Unglücklichen kam diese Milde des Raths nicht zu gut; sie wurden Opfer blinder Volkswuth. Als sie durch die Stadt

geführt wurden, sammelte sich das gegen sie aufgeregte Volk und in kurzem hatte sie ein Haufe von einigen Hunderten umgeben. Anfangs beschränkte man sich auf Schmähworte, die am Ende zu Thätlichkeiten erhitzten: „Das sind — hieß es — die rechten Spitzbuben und Mordbrenner, welche Hofen und Barzheim angezündet.“ Einer rief: „Der hat meine Kleider!“ — ein anderer: „der hat meinen Wamms an!“ — „das sind — riefen andere — die Schelmen, die unsern Bürgern Pardon versprochen und nicht gehalten haben.“ — Endlich schrie man von allen Seiten: „Laßt sie nicht leben; sie haben den Tod tausendmal verwirkt! Schlagt tod! schlagt tod!“ war der allgemeine Mordschrei; und in einem Augenblicke waren die Wehrlosen niedergehauen oder erschossen. Ein einziger entrann verwundet; Edlergesinnte retteten ihn. — So groß war die Erbitterung und der Durst nach einem Gegenstande der Rache, daß selbst der östreichische Gesandte sich nicht sicher sah. Jene Niedermetzelung hatte in der Nähe seines Gasthofes stattgefunden, und einer von den Wüthenden setzte dem Gesandten das Gewehr mit den Worten auf die Brust: „Du bist auch der rechte Verräther; man muß dir deinen verdienten Lohn geben.“ — Glücklicherweise fielen Vernünftigere dem Unsinnigen in den Arm und rissen ihn auf die Seite.

Der General Aldringer schrieb endlich an den Rath: man möge ihm wenigstens seinen Gesandten mit sicherm Geleite zurückbringen, da man doch seinen sonstigen Forderungen kein Gehör geben wolle. Ohne Verzug verfügten sich Abgeordnete des Raths zu dem Gesandten, um ihm seine Entlassung anzuzeigen. In einer langen Rede wies der Bürgermeister Forer darauf hin, daß sein Herr die Stadt nicht hätte dazu nöthigen sollen, sich durch eine eidgenössische Besatzung zu sichern, wenn er Zufuhr von Proviant erwartet habe. Doch sei man jetzt zu einem solchen Dienste gern bereit und erlaube freien Kauf in der Stadt. — Unter großer Bedeckung verließ der Gesandte die erbitterte Stadt. — Der 8. Oktober befreite endlich Schaffhausen von der Nähe des gefürchteten Heeres; doch blieb den Monat hindurch die eidgenössische Besatzung der Zürcher, welche die Stadt auf eigene Kosten beherbergt hatte. Reich wurden die Hauptleute beschenkt; vor ihrem Abzuge (1. November) zog der ganze kleine Rath auf den Platz, wo die scheidenden

Krieger aufgestellt waren; dort dankte er mit Herzlichkeit für die Hülfe der Bundesbrüder. Mit klingendem Spiele, unter dem Jauchzen des Volks zogen jene in ihre Heimath zurück.

Eine für die Ruhe der ganzen Eidgenossenschaft noch viel gefährlichere Verletzung der schweizerischen Neutralität war von Seiten der Schweden gekommen. — Um Constanz von seiner schwächsten Seite angreifen zu können, suchte der schwedische General Gustav Horn das linke Rheinufer zu gewinnen. In aller Stille rückte er (26. August 1633) vor das damals unter Zürichs Hoheit stehende Städtchen Stein am rechten Rheinufer; er besetzte dasselbe unversehens, und setzte so rasch über die Rheinbrücke, daß der jenseits stehenden Grenzwache von 300 Mann unter Auf der Mauer von Schwyz zum Widerstande weder Zeit noch Besinnung blieb. — Zwar hatte man für ähnliche Fälle schon fünf Jahre früher die Vertheidigung des Thurgau's organisirt, und einen erfahrenen, beim Volke beliebten Mann, Kilian Kesselring von Bußnang, im Thurgau, zum General-Oberstwachtmeister bestellt. Dieser hatte, besonders durch Anlegung vieler Hochwachten, ein schnelles Aufgebot des Landsturms sehr erleichtert. Bei Horns Einfall hatte man so wenig an einen feindlichen Ueberfall gedacht, daß Kesselring gerade damals mit den Seinigen das Erndtefest feierte. Ohne von den Eidgenossen den geringsten Widerstand erfahren zu haben, stand Horn vor Constanz und begann die Belagerung.

Die Erbitterung der katholischen Orte war um so größer, da sie ungesäumt dem Verdachte Gehör gaben: Zürich und die Evangelischen seien mit den Schweden einverstanden, und haben dieselben, vielleicht zum Verderben der katholischen Partei, in's Land gerufen. Auf dem Tage zu Baden erklärten sie: sie wollten gegen die Schweden aufbrechen und mit den Oestreichern vereint, sie angreifen. „In diesem Falle — erwiederten die Reformirten — werden wir den Schweden zuziehen.“ Umsonst besänftigte der französische Gesandte; Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug standen schon mit 3000 Mann zu Wyl, wenige Meilen von Constanz entfernt. Auch die Zürcher rückten an ihre Grenzen; sie versicherten Horn, beim ersten Angriffe der Katholiken würden sie zu seiner Seite stehn. Zum Glücke der Eidgenossen kam es nicht so weit; Horn hob noch zur rechten Zeit (22. September) die Belagerung auf.

Als die größte Gefahr zurückgetreten war, sollte noch ein einzelner Mann das Opfer blinden Argwohns und wüthender Rache werden. — Kilian Kesselring, der Oberstwachtmeister des Thurgau's, hatte sich ins katholische Lager nach Wyl begeben, um dort Hülfe gegen die Verheerungszüge der Oestreichischen Besatzung in Constanz zu begehren, zu deren Abwehr schon der Thurgauische Landsturm aufgeboten war. Kaum war Kesselring im Lager der Katholiken angekommen, wurde er einem Verbrecher gleich festgenommen; denn — so hieß es — er werde am besten wissen, wer die Schweden in's Land geführt; er selbst sei mit ihnen einverstanden gewesen. Man habe ihn — versicherten andere — an der Seite des Generals Horn über die Brücke zu Stein reiten gesehen. Was half es, daß der Gefangene die schlagendsten Beweise für seine Unschuld anbot? Auf der Folter bekannte sich der Gequälte am Ende zu jeder Beschuldigung, nachher widerrief er alles. Nun aber lag auf dem Gewissen des frommen Mannes als schwere Last der Gedanke: daß ihn körperlicher Schmerz zur Verläugnung der Wahrheit erniedrigen konnte; in der Bangigkeit seiner Seele wankte selbst das Bewußtsein göttlicher Gnade. In dieser leiblichen Noth, in der noch schwereren geistigen Bedrängniß, suchte er in der Stille einer schlaflosen Nacht im heißen Gebete Trost in Gott; da war es ihm zu Muthe, als trete der Erlöser selbst zu ihm und weise tröstend auf die Allmacht seines himmlischen Vaters *). — Von dieser Stunde an litt er für die Wahrheit wie ein Held; keine Marter brachte ihn zum Verzagen. Schon zu Wyl waren unter der Folter seine Schultern verrenkt, und sechszehn Wochen ließ man ihn im Kerker schmachten, ohne ihm die Wohlthat ärztlicher Hülfe zu gönnen. Selbst den Trost des Gemüthes, sein lateinisches Psalmenbuch, entzog man ihm, um ihn — wie man hoffte — gegen zudringliche Bekehrungsversuche der Kapuziner desto hülfloser zu lassen. — Als weder Nachforschung noch Folter einigen Beweis gegen den mehr als ein Jahr gefangen gehaltenen Kesselring an den Tag brachte: so verurtheilte das Kriegsgericht der vier katholischen Orte den Schuldlosen, Mißhandelten (Januar 1685) zu 5000 Gulden Kriegskosten, 2356 Gulden

*) Nach Hanhart IV. 179.

Gefängniß- und Verhörkosten und zu 100 Kronen Aeztlohn; überdies solle er ehr- und wehrlos und aus ihrem Gebiete verbannt sein. Erst als seine Familie jene Summen bezahlt hatte, schlug die Stunde seiner Befreiung. — Wer beim Anblicke solcher Unthaten an einen schneidenden Mißton in der göttlichen Weltregierung denken möchte: der erwäge nur, daß die Vorsehung auch darum solchen Greueln ihren Weg läßt, damit wir nicht, nach dem Worte Müllers, hienieden den letzten Richtstuhl suchen. — In Zürich erhielt Keßelring die einträgliche Stelle eines Ehegerichtschreibers.

Die Friedens-Verhandlungen zu Münster und Osnabrück, welche den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs ein Ende setzten, waren für unser Vaterland insbesondere darum wichtig, weil dort zum ersten Male staatsrechtlich die Anerkennung der schweizerischen Unabhängigkeit ausgesprochen und ein Artikel des Friedens wurde. Die Veranlassung dazu war Basel, und einem Baseler verdanken wir zunächst die rechtliche Anerkennung unserer Unabhängigkeit.

Basel war nämlich von dem Reichskammergerichte zu Speier nicht als unabhängiger Stand, sondern als Reichsglied angesehen, und in Folge eines Privat-Prozesses zu den Kosten verurtheilt worden; Baselsche Güter wurden demgemäß mit Arrest belegt. Zwar nahm sich der französische Gesandte, Caumartin, Basels an, auch auf dem Friedens-Congresse versprach Frankreich, für seine Sache thätig zu sein. Um Caumartin gründlich von seinem Rechte zu überzeugen, ließ der Rath alle Privilegien der Stadt abschreiben, übersetzen und den Gesandten zuschicken. Dieser antwortete mit einem politischen Glaubensbekenntnisse, das zu allen Zeiten bei denen gilt, welche ohne sittliche Scheu vor Recht, ja ohne Glauben an ein Dasein desselben, der äußeren Gewalt, als ihrem Gotte, die Kniee beugen: „Eure Freiheit — so schreibt Caumartin an Basel — ist gerecht und gesetzmäßig durch die Waffen erworben; von alten Privilegien braucht darum nicht die Rede zu sein. Ihr habt jetzt zum einzigen Rechtstitel euer Schwert; dies ist das Gesetz der Fürsten und der unabhängigen Republiken“ *).

*) Votre liberté est justement et legitement acquise par les armes ... en sorte qu'il ne faut plus parler des anciens

Basel hielt es indessen für sicherer, einen eigenen Abgeordneten an den Congreß zu senden. Die Wahl traf Baſels Bürgermeiſter, Johann Rudolf Wettſtein, als Bevollmächtigten der evangeliſchen Stände; erſt ſpäter erkannten ihn auch die katholiſchen Orte an. Das Rathsprotokoll ſagt (2. Dez. 1646): „Beide Räthe bitten den Herrn Bürgermeiſter Wettſtein, die Mühewaltung gutwillig auf ſich zu nehmen, und die Legation zu verrichten. Ihm wird überlaſſen, neben dem Substitut Rudolf Burkhardt, zwei von den Einſpännigen (Standesreitern), ſo ihm am allerannehmlichſten ſein möchten, mitzunehmen.“ — Seine Sendung hatte den erwünſchten Erfolg; die Ausführung der vom Kammergerichte erlaſſenen Beſchlüſſe wurde vom Reiche verboten und in einem kaiſerlichen Dekrete wie in der Urkunde des weſtphäliſchen Friedens förmlich ausgeſprochen: „Baſel und die übrigen ſchweizeriſchen Kantone ſind im Beſitze voller Freiheit und Ausnahme vom Reiche, und weiter keinen Gerichten und Urtheilen des Reichs unterworfen.“ *) —

Wettſtein war ein Mann von erprobtem Charakter; er verband den Adel einer vaterländiſchen Geſinnung mit der Klugheit, in Weltgeſchäften die Welt — ohne ſich ihr gleich zu machen — doch ſo zu nehmen, wie ſie gefaßt ſein will. Zwiſchen den argwöhniſchen Beſtrebungen ſelbſtſüchtiger Parteien wird oft eine allgemein anerkannte redliche Geſinnung zu einer Autorität, auf welche ſelbſt die Mächtigeren achten; es iſt dies ein Zoll der Tugend, den zuweilen das Geſchick dem Welt-Egoismus abnöthiget. Wettſtein genoß bei den Geſandten auf dem Congreſſe einer ſolchen Achtung, daß man ihn oft in wichtigen Sachen zu Rathe zog, und ihn ſcherzweiſe nur den Schweizerkönig nannte. Zuweilen mußte er freilich ſelbſt zur Beſtechung Zuflucht nehmen: „Nachmittags — ſo ſchreibt er — habe ich ein Dankſchreiben an Churtrieriſchen Doktor Scheerer gemacht, welchen ich mit 12 Roſenobeln (Goldſtücken) verehrte.

---

privilèges ... Vous avez à présent votre épée pour votre seul titre, qui est la loi des Souverains et des Républiques indépendantes d'autrui.“ — Ochs, VI. 698.

*) Civitatem Basileam caeterosque Helvetiorum Cantones in possessione vel quasi plenae libertatis et exemtionis ab imperio esse ac nulla tenus ejusdem imperii dicasteriis et judiciis subjectos.

Als ihm solche in einem Schreiben durch Vetter Rudolf überliefert worden, ist er sogleich zum Kanzler gelofen, und wieder zu ihm gekommen mit der Anzeige: er solle mir dabei einen guten Tag und dieses sagen: Es versehe sich Herr Kanzler, ich werde auch zu ihm kommen, und ihm sonderbar zusprechen, id est auch 12 Rosenobeln schicken. Und darum ist es den guten Herren zu thun, und hierin besteht diesmalen die Reputation des Reichs, daß wenn man's nicht von selbsten bringen will, so fordert man's, wie es Churmainz auch durch den Herrn von Colmar gemacht hat." —

Von Wettsteins gutem Vernehmen mit mehreren Gesandten zeugen seine eigenen Erzählungen; so beschreibt er einen Besuch bei dem kaiserlichen Bevollmächtigten, dem Rath von Crane: „Er hat mit sonderlicher Begierde das Werk affektirt, und unterschiedlich wiederholt, man soll nur nicht zweifeln. Er hat sich auch wegen meines Sohnes — — vieles offrirt, und gebeten, man sollte ihm doch nur sagen, womit er ihm dienen, oder worin er etwa ihm eine sonderbare Gnade vom Kaiser auswirken sollte. Ob es ihm etwan beliebte, daß er ihn zum Comité palatin machen thäte. Wolle ihm die Privilegia ohne einige Kosten überschicken. Ich habe ihm für solche partikular Affektion gedankt, und ihn gebeten, das Publikum desto mehr rekommandirt zu haben. — — Er klagte damals ein Catarrum. Ich gab ihm fünf von Doktor Exen Pillulen; davon er straks eines in meiner Präsenz eingenommen, und hat sich in allem sehr vertraulich erzeigt." —

Mit derselben Anschaulichkeit schildert Wettstein ein Mittagsessen beim französischen Gesandten, Herzog v. Longueville: „Den 20. August, um sieben Uhr Morgens ist einer von des Herzogen Leuten gekommen, der mich zum Mittagsmahl invitirt. Um 12 Uhr bin ich zum Herzog gegangen — — ist mir bis unter die Thüre entgegen gegangen — — hat mich sobald auf die Seite genommen, und allerhand, bis man das Essen genommen, mit mir konferirt, hernach bei der Hand genommen, und gegen den Tisch geführt; allwo wir die Hände mit einem nassen Tuche gewaschen, so sehr wohlriechend gewesen, und hernach am halben Theil desselben, so noch trocken war, getrocknet. Sobald hat er sich zum Tisch verfügt, und mich in einen Sessel gegen ihm über gesetzt, allwo sehr köstlich und so

traktiret wurde, daß auch dem König selbst zu traktiren nicht wäre köstlicher an einem solchen Orte möglich gewesen. — — — Der Herzog, so allein verschnitten und mir vorgelegt, war sehr freundlich. Allein kommt's einem fremd vor, der niemalen dabei gewesen, bei solchen großen Herren einzig an einem Tisch zu sitzen und solches Volk um sich zu haben, die auf alles Achtung geben, und gleichsam einem in den Mund schauen. Der Herzog hatte seinen Mantel an und seinen Hut auf, welches auch mir gebühren wollen. Ihm haben am Rücken aufgewartet sechs mit Feuerrohren und zwei Hallebardirer. — — Der erste Trunk, so Ihro Alteſſa gethan, war auf Gesundheit gemeiner Löbl. Eidgenossenschaft, stehend und mit entdecktem Haupte; der auch so lang gestanden, bis ich Bescheid gethan; der andere gleich darauf, und ehe ich mich's versehen, war Gesundheit der Stadt Basel. Weil nun diese beiden Gesundheiten vorgegangen, hat mir bedenklich fallen wollen, Ihro Majestät Gesundheit erst hernach anzufangen. — — — Sobald wir aufgestanden, so haben Ihro Durchlaucht mich bei der Hand genommen, und sind mit mir in das Nebenhaus in sein Cabinet gegangen."

„Der Discurs über der Tafel war erstlich von unserer Stadt, warum solche nicht fortificirt, und wenigstens nur mit Gräben versehen sei. Ich sagte: — — Unsere beste Fortification sei Gott und unsre guten Freunde; die Gräben aber giengen ringsumher und gefättert, welches er lang nicht glauben wollen. Hernach hat er begehrt zu wissen, unter welchem Climate wir liegen, und wie viel Volk wir an Stadt und Land vermögen. Ich sagte ihm: Ich verstehe mich nicht viel auf des Himmels Lauf oder wie die Gelehrten alles ausrechnen; dies weiß ich aber wohl, daß wir jetzt viele Jahre unter einem unglückhaften, gefährlichen Climate gelegen und viele Kosten und Ungelegenheiten haben müssen erleiden. Darauf lachte er — — — hernach fing er an, von den Speisen zu reden, wie trefflich gut solche in Basel seien; in gleichem, wie plaisant der Ort; fragte mich unter anderm, welches wir für die besten Fische hielten? Ich sagte ihm: die Sälmlinge oder junge Salmen, darinnen er mir gleich beigefallen. Hernach kam er auf die Gesundheit, fragte mich, wie ich die Luft befinde, was ich trinke, wie lange wir uns gemeiniglich bei der Tafel aufhal-

ren; — — — da ich unter anderm auch des Tabacks gedachte, wehrte und dissuadirte er mir solchen heftig, vermeldend, seie nichts nutz. Ich sagte, es seie gleichwohl auf der Menschen Complexion nicht wenig zu sehen. Allein ich befand, daß er dem Gestank eben gar nicht gewogen war. — — In seinem Cabinet ließ er mich zu sich auf einen Sessel sitzen und sagte, er habe so viel verspürt, daß ich ein gutes Judicium (sind, ohne meinen Ruhm zu melden, seine Formalia gewesen) in allen Sachen habe, wolle mir deßwegen ohne Scheu ganz vertraulich entdecken, worauf ihre Sache mit Spanien beruhe; bete mich aber, ich wolle auch ohne Scheu, und wie ichs befinde, ihm mein Sentiment und Gutbedünken anzeigen. — — — Ich fragte, ob das Volk, so Frankreich Portugal schicken würde, auch über Land dorthin kommen sollte *); so antwortete er: ganz nicht; sondern man müsse die spanischen Landen vorüber und zur See dorthin passiren. Er bat mich dabei, weil man Frankreich aller Orten ausschrie, als hielte es allein den Frieden auf, Frankreich deßwegen zu entschuldigen, und das sonderlich gegen meine Herren Prinzipalen, weil Spanien und nicht Frankreich solches thäte. — — Er begleitete mich bis in den Hof; er redete aber noch ziemlich lang mit mir heimlich, und bat mich bei den Kaiserlichen zu sundiren, ob doch einige Hoffnung zum Traktiren übrig wäre, Ihres und des spanischen Friedens wegen."

*) Man sieht hieraus, wie sehr Meyer unsern Wettstein missversteht, wenn er ihm die ignorante Frage in den Mund legt: „ob französische Truppen nicht zu Lande nach Portugal gehen könnten, ohne Spanien zu berühren." — Meyer I. pag. 534.

Fünfzehnte Vorlesung.

Manche Züge, die für Wettsteins Aufenthalt an dem Friedens-Congresse bezeichnend sind, und die uns zugleich jenen Mann und seine Zeit näher bringen, sind uns in der Correspondenz mit seinem Schwager, dem damaligen Rathschreiber, Nikolaus Rippel, aufbehalten *); hievon gebe ich Ihnen einige Proben:

(Münster 24. Dez. 1646.) —— „Samstag war der Reis (Gott Lob) wohl Abgang; allein ist die zween letzten Tage ein Gefrist (Frost) eingefallen, dadurch der Boden etwas überdoch so hart nicht gefroren, daß er Wagen und Pferde vollkommen tragen mögen. Ich bin selb ander geritten. Bald ist ein Fuß dem Pferde auf dem Eis geblieben, der andre aber ist eingebrochen, also daß wir ohnmöglich sein vermeint, ohne Schaden durchzukommen, doch hat Gott seine Gnad geben, daß wir (ihm sei ewig Dank) ohnverletzt davon kommen. —— Allein befinde ich hier gar schlechte Gelegenheit; wir müssen uns im Wirthshaus aufhalten, in einem kalten Gemach; werden aber hernach mit kalten Speisen und gesalzenem Butter so versehen, daß man gemeiniglich so viel ab- als auftragt. Zu dem wird das Bier gleich sauer, dann es Haus (sein Sohn) mit solchem grenlich Gesicht und so trostmüthig anschaut, daß es nicht bestehen kann. Der gut Mann hat ein und andre Mal sich des Kochens unterfangen wollen, und mit einer Mehlsuppe von gesalzenem Butter den Anfang gemacht; die ist aber so jämmerlich gutbefunden worden, und ist er so holdselig damit umgegangen, daß ihm für einmal das Handwerk stracks niedergelegt, und ihm das ledige Eier-Sieden überlassen ist. Ich habe nun drei Tage um Losament lassen herum laufen;

*) Diese Correspondenz und dazu gehörige Aktenstücke befinden sich, in zwei Bänden, in der Bibliothek des Hrn. v. Mülinen; sie ist — meines Wissens — hier zum ersten Male benutzt.

es will sich aber noch zur Zeit kein bequemes erzeigen. Sobern hat man mir eins gezeigt, so abgelegen und schlecht ist, monatlich für 25 Thaler. — — — Die Unköſten aber sind gar zu groß, muß mich aber mit dem trösten, das einer auf der Tagsatzung, die uns nichts eigentliches berührt, Tags 10 Thlr. verzehrt. Wann es hier schon etwan auf's Halbe kommt, wird's — ob Gott will — nicht sogar unerträglich sein. Der Reis-Unkosten ist gar zu stark gewesen; wird sich vielleicht über 300 Thaler in allem anlaufen." — —

— — „Im Vertrauen zu melden, mich bedünkt, man trachte mehr einander mit sehr überflüssiger Pracht, als (mit) ragiones zu überwinden. Es ist nicht zu schreiben und sagen, wie alles hergeht; anbero unterschiedlich große Herrn Abgesandte nicht mehr bleiben können, sondern sich nach und nach fortpacken. Meines Theils möchte ich herzlich gern etlichen Herren die große Kurzweil, so allhier zu finden, gönnen; und wollte lieber (wann es Fried wär) meinem alten, baursamten (bäurischen) Stüblı als dieser herrlichen, pompastischen Sachen abwarten. Allein Geduld! die wolle Gott verleihen! — — — Ich finde, daß man hier mit höchster Reputation und großem Nutzen der Eidgenossenschaft hätte handeln können, wenn man nur ein wenig des einen (einig) sein mögen. Aber was wir verachten, dadurch mehren sich andre Ständ sehr groß. — — — Ich bitte, er wolle unbeschwert seinem Herrn Vicino, meinem Herrn Oberst-Zunftmeister meinen willigsten Dienst und Gruß vermelden und den bitten, daheim das Beste zu thun und den Teufel nicht lassen Meister sein; so wolle ich — so viel Gott verleihen würde — allhier auch das meinige thun, und verhoffentlich unser Herrgott werde die Redlichkeit segnen, und alle Fuchsschwänzerei letztlich zu Schanden machen." — —

(Münster 1. Januar 1647). — — „Gott sei Zeuge, wann es über meinen Seckel ergienge, könnte ich mich nicht anderst halten. Wir sind noch keinen Tag samptlich auf fünf Maß Wein kommen, sondern allzeit darunter geblieben, weil er sehr theuer ist. — — In Summa, wer allhier ist und nicht seinen eigenen Koch halten kann, der ist sehr übel daran. Wann wegen des seltsamen, versalzenen Gefräßes, da alles im gesalzenen Butter gleichsam schwimmen muß, und man keinen anderen zuweg bringen kann, mich unser Herrgott vor schwerer

Krankheit hüttet — habe ich Ursach, seiner Allmacht desto mehr und größeren Dank zu sagen. — — — Allhier steht es so, daß es vielleicht einem Theil Herren schwer fallen würde, der Commission abzuwarten, und ist bei weitem nicht so gut leben, wie sich wohl ein Theil Herren selbsten einbilden. Es wird ein Bürgermeister von Basel zu Münster sehr wenig geachtet; sonderlich wenn er zu Fuß im Koth herum spaziert, und oft etliche Stund, ja etliche Tag auswarten muß, ob er zur Audienz gelangen mag. Wann solche mit Müh zu Weg gebracht wird, giebt man sehr gute Wort; der Ausgang aber wird alles mitbringen." — — — —

(Münster 12. Jänner 1647.) — „Ich habe dieses im Bett geschrieben. — — Es wäre kein Wunder, wenn auch etwas vor 10 Jahren im Menschen gelegen, es bräche hier aus. — Es kann der Herr Schwager gedenken: es wird das Fleisch, etwa 10 oder mehr Pfund in zwei oder drei Stücken in ein Oehnig Kessel in ein Sodwasser, so wenig besser als Mistlauche ist, geworfen; dazu sieht niemand mehr; sondern wenn man es anrichten soll, so zeucht man das Fleisch — gesalzenes und frisches — heraus. — — Wer Suppen daraus fressen will, dem richtet man in eine Platte (weil sie keine Suppenschüssel haben) eine solche Brühe an, daß das Gesicht und der Gust (Geschmack) darüber erschrickt. Ich habe mit Zusprechen und Verheißen vermeint es zu verbessern, ist aber alles umsonst. Also habe ich gestern hin und wieder geschickt, und mich um etwas Herden- (irden) Geschirr beworben; die haben uns etlich Instrument, so Häfen sein sollen, gebracht, denen Form mit dem Land wohl übereinstimmt. Gleichwohl hab' ich mich auch um ander Wasser bewogen, und gestern in meinem Gemach so viel zuweg gebracht, daß ich wieder eine lautre und wohlgeschmeckte Fleisch-Brühe gekriegt, so mich herzlich erquickte. Ich habe darauf fracks die Aemter wieder ausgetheilt; der Corporal, so sich trefflich wohl haltet, hat die Oberhand; dem ist das Fleischkochen übergeben. Dem Hansen, auf sein inständiges Anhalten und beschehene Intercession, sind die Mehlsuppen — doch mit ausgedruckter Comination, daß er seine Sach verbessere — anvertraut. Dem Fritz bleibt, das Wasser zu sieden. Hoffe also, werde nunmehr alles künftig besser abgehen, indem wir dessen gestern einen feinen Anfang gemacht; indem der

Quartiermeister (oder Corporal) befehligt worden, zum Gersten-Wasser ein Loth Zimmet und ein halb Pfund Rosinli abzuholen; der also baldig ein halb Pfund Zimmet in langen Stangen oder Röhren und ein Loth Rosinli zurückgebracht, und es gleich baar bezahlt, und seine Commission trefflich wohl ausgerichtet zu haben sich vernehmen lassen. Allein Geduld! ich hoffe, wenn ihm kein Gewalt angelegt wird, noch etliche Stangen davon zu salviren; können damit vielleicht noch etliche gute Freunde auch ergötzt werden. Ich bitte um Verzeihung, daß ich den wichtigen Sachen auch zuweilen solche thorrechte untermische; es geschieht alles aus recht herzlichen Vertrauen." — — —

(25. Januar 1647.) — — „Heute habe ich schräpfen lassen. Der hat mir den Rücken mit einem zusammen getrüllten Lumpen so zerrieben und zerfetzt, daß ich zum dritten Mal zurückgegriffen, und gefühlt, ob auch noch etwas vom Fell vorhanden sei. Und hat im übrigen mit seinen großen gläsernen Ventosen, die er bald allezeit mit beiden Händen abdrücken mußte, und hernach mit der Lanze so gute westphälische Arbeit gemacht, daß ich's nicht zum zweiten Angriff kommen, sondern mich des ersten langsamen Hackens begnügen lassen will. Es ist mir diesen Tag (bei allem) was ich thue, (als) wolle der Bader wider an mich; dessen sich Hans trefflich bedient; denn so bald ich ihn ein klein vexiren und zu muthwillig sein will, sagt er (wie man's den Kindern mit den Kaminfegern macht): Währli (wahrlich) Herr, ich will den Bader holen. — Aber genug von diesem Narrenwerk." —

(26. März 1647.) — — „Ich armer Tropf bin unterschiedlich, wie erst verschienenen Sonntag von gar hohen Orten (inter nos! sonst würde es übel ausgelegt) ersucht worden, in gewissen Sachen zu interveniren, welches von vier unterschiedlichen Parteien schon geschehen; mit Andeutung, es werde nicht übel aufgenommen werden. — — Diesmalen habe ich's aller Orten abgelehnt. — — Ich bezeuge nochmalen (unter uns!) zum höchsten, daß die Eidgenossenschaft meines Erachtens eins der thorrechtesten und gröbsten Stücken eines gethan, so sie lange Zeit begangen. Denn wenn man nur den vierten Theil des Prachts, so die Holländer erzeigen, angewendet, und auch Leute, so sich in die Welt zu richten wissen, abgeordnet hätte:

so wäre es sehr hoch und wohl aufgenommen, und ein sehr großer Effekt dadurch zuweg gebracht worden. Aber leider heißt es — — bei den Klügsten: Man soll sich wohl bedenken; man möchte starke Zumuthungen bekommen. — — Man solle behalten, was man hat, und uns keiner fremden Händel beladen. Da doch durch das, daß man die Händ in den Schoß legt, und nur den Ruhm und wollüstig Pflegen will, es nicht heißt: Behalten, was man hat, sondern es ist der Weg des Verderbens. So ist auch das nicht: sich in fremde Händel gemischt, wenn man des Nachbars Haus hilft löschen. Item, da von eines eigenem Interesse gehandelt wird; es kann auch die erste Republik der Witzigen nicht viel Platz haben; weilen der ein Thor ist, der durch Zumuthungen sich verführen läßt. Es fordert wahrlich heutiges Tages die raison d'état viel ein anderes, als etwan nur ein Sempachern ausputzen zu lassen, und zum Vollirer zu tragen. — Gott erbarm sich unsers elenden Schweißes. Wann ich jünger und nicht so im Abgang wäre, möchte vielleicht diese Reise dem gemeinen Wesen so viel nicht schaden." — —

(Osnabrück $^{6}/_{16}$ Mai 1647.) — „Wann ich bedenke, wie ich beschaffen, daß ich allhier (inter nos) bald die zwei Drittel als ein Gefangener müssen zubringen — will von großen Schmerzen nichts sagen — daß ich so eine beschwerliche und von Tag zu Tag gefährlichere Reis vor mir und was ich bei Haus zu verhoffen habe — — so hätte ich wahrlich mehr Ursach als jemalen zu schreien und zu sagen: Herr, bleib bei mir; es will Abend werden! Welches zwar mein täglich Gebet; aber da etwas Ungeduld sich einmischen will, auch dieses mein Selbst-Zusprach ist, aus ohnzweifenlicher Ermahnung des guten Geistes: Halte dem Herrn und weigre dich nicht seiner Züchtigung. Tröstet mich dabei, daß es Leute, die wohl frömmer gewesen als leider ich bin, ja sogar unser Herr und Heiland Christus nicht besser in dieser Welt gehabt, dessen Nachfolger wir sein sollten. Wenn es nur nicht bei uns leider hieß, wie Paulus auch klagt: Das Gute, so ich will, thue ich nicht, und das Böse, so ich nicht will, thue ich. Wohlan es muß also mit dem bösen Fleisch, so unser ärgster Feind ist, gestritten sein. — — Es heißt wohl bei den Kindern Gottes: Es ist ein elend und jämmerlich Ding um das Menschenleben; liegt

es nicht immer im Streit? sind nicht seine Tage wie die Tage eines Taglöhners? Es geht zwar Fleisch und Blut sehr hart an; allein es will doch nicht anders als durch das Kreuz bewährt sein, es ist kein kräftiger Mittel als: Gott um seine Gnad und heiligen Geist zu bitten." — — —

(Osnabrück $^{13}/_{23}$ Mai 1647.) — — „Eben weil ich im Schreiben gestern gewesen, schickt Herr Salvig zu mir und begehrt mich zu besuchen; welches ich vermeint abzubitten und dem zuvorzukommen; ist aber ohnmöglich gewesen. Also ist er gleich darauf mit zwoen, innen mit Roth-Carmosin-Sammet ausgefütterten und außen am Corpore ganz vergoldeten Gautschen (Kutschen), mit ohngefähr 20 Aufwärtern und theils in seine Farb gekleideten Dienern erschienen, welche ich mit meinem ansehenlichen Comitat empfangen, und in's Wullenwebers-Stübli gleich dabei begleitet. Daselbsten habe ich ihn vermahnet, auf einen Sessel niederzusitzen, so nebenzu nur eine Lehne (ich bin übereilt worden, hätte sonsten die andere zur Erhaltung der schweizerischen Reputation auch weggebrochen) und ein blau, alt, schmutzig Wullenweber-Kissen aufgehabt, dadurch die Flock und etliche Federn herausgeschaut; welchen Apparat er ziemlich in's Gesicht gefasset, vor und ehe er sich recht bequemen wollen. Darüber ich auch meine Stell auf einem Sessel mit drei Beinen, so dieser Landen sehr gemein sein, underher eingenommen. Es sind Ihro Excellenz dick und schwer von Leib, und haben sehr übel auf dem Holze gesessen; wie sie denn solchen etliche Male gerutscht. Aber weil der Boden, so von grünen Eichen-Brettern belegt, so uneben und gebuckelt ist, daß einer kaum darauf gehen konnte, so hat es sich nirgend schicken wollen, sondern es sind nie mehr als zwei Füß vom Sessel, der gleichwohl vier gehabt, zum Boden zu bringen gewesen; und hat er also halber sitzen und halber schweben oder gigampfen müssen. Zwar hat er mich, der in Aengsten war, ziemlich wieder getröstet; denn als ich mich entschuldigen wollte wegen schlechten Losaments und daß Ihro Excellenz so übel akkommodirt seien, hat er etwas schmollend gesagt: er wisse wohl, daß man die Losament nicht mitführen könne. Id est — wie ich's verstanden: wenn nur das Sitzen besser akkommodirt wäre, so fragte er nach keinem köstlichen Zimmer. Dabei ist es nun verblieben; und hat gleichwohl

sich der gute Herr fast bei zwei Stunden bei mir gedulbet, und in dem übrigen nicht allein große Offerten gegen löbliche Evangelische Orte der Eidgenossenschaft gethan, sondern auch in meinem Spezial-Begehren solche Consentement gegeben — — Hat mir dabei viel geheime Sachen wegen Frankreich, Baiern und andern erzählet und endlich wegen der evangelischen Religion einen vertrauten Discurs gehalten, wie vielleicht beide Religionen näher zusammen zu bringen, und alles Schmähen, Schänden und die Verbitterung abzustellen wäre; welches — hoffe ich — zu vielem Guten Anlaß geben möchte. — — NB. ist ohnnöthig, daß man dem Florian von obigem Part gebe; er möchte sonst nur sein Gespött darüber treiben." — —

(Münster 3. September 1647.) — — „Es ist vorgestern Hr. Herzog von Longueville auch über meine gethane Abbitte zu mir in mein Losament kommen, weil ich bis dahin nicht ausgegangen, und hat mir sehr frei und betraglich zugesprochen, und mich in meinem Leid getröstet. Auch darüber sich in ein so freundliches Gespräch eingelassen, daß ich mich verwundert; hat nicht allein mir von allem Parte gegeben, worauf ihre Sache mit Spanien und den Niederlanden beruhe, sondern hat sich auch so vieler Gnaden und Gunsten generaliter und particulariter anerboten, daß ich es nicht genug rühmen kann. Ihre Altezza haben sich bei $1^1/_2$ Stunden bei mir aufgehalten, von welcher ich übereilt worden; dahero sie mit einem dreibeinigen Sessel und fast mit Herrn Salvij Traktament müssen vorlieb nehmen. Ich habe kurz vor dem Abschied Ihro Durchlaucht unsern Zustand durchaus erzählt und — — — Der geantwortet: er könne zwar allhier und in dieser Commission in solchen Sachen uns nicht große Dienste leisten; da ihm aber unser Herr Gott wieder in Frankreich nacher Hof helfen sollte, wolle er es also gedenken, daß wir dahero guten Effekt verspüren sollten. — — — Obschon es kein baar Geld ist, so wird es doch gut sein, daß dergleichen hohe Personen unsers Zustandes wohl informiret seien, und da dann sich leicht schicken kann, daß künftig bei einer einzigen Occurenz solches bald alle Kosten wieder einträgt, welches Gott geben wolle. — — — Ich habe eine kleine Gantschen erhandelt, so mir ohngefähr an Hand gestoßen, theils weil mir sehr beschwerlich fallen würde, im Leid (in Trauerkleidern)

auf den Gassen herum zu laufen; insonders, weil mein Schenkel per forza auf will, und meine Reise gegen den Winter einfällt, da niemand weiß, was für Wetter es giebt, und ich ohne das keine Post zu Pferd mehr reiten kann. Und es sein auf allen Fall keine Gautschen um's Geld zu entlehnen, sondern nur schlimme Karren, da einer die Knie beim Maul halten und doppelte Kosten leiden muß. Ich bedarf keiner Pferde mehr weder (als) sonst; ich halte, daß allezeit auf diese Weise bei 100 oder mehr Thlrn. zu ersparen. Doch weil es bei uns ungewohnlich und eine große Pracht ist, achte ich nicht nöthig, was weiteres davon zu melden; — beschweren sich meine Herren, will ich ihnen schon einen Meister finden." —

Kurze Zeit nachdem die Schweiz auch durch die staatsrechtliche Anerkennung in die Reihe unabhängiger Staaten eingetreten war, nahmen die evangelischen Stände die ehrwürdige Stellung redlicher Vermittler zwischen zwei glaubensverwandten Ländern ein. — England, damals als Republik unter Cromwells diktatorischer Leitung, befolgte die Politik so vieler alter und neuer Republiken, welche die Freiheit für sich, für andere Länder eine mit dem Namen der Freiheit versüßte Knechtschaft wollen. In dem Kriege mit den Niederlanden hatte England neben der Vernichtung der Oranischen Partei die Auflösung der Holländischen Nationalität im Auge. Die evangelische Eidgenossenschaft sah dem Kampfe ihrer Glaubensgenossen mit Besorgniß zu, ermahnte in verschiedenen Schreiben zum Frieden, und sandte endlich den Stadtschreiber von Schaffhausen, J. Jak. Stockar nach England und Holland, um die Vermittlung der reformirten Eidgenossen anzubieten. *) — Stockar wurde in England wie in den Niederlanden mit großer Achtung aufgenommen und blieb, bis der Friede 5. April 1654 wirklich zu Stande kam. —

Mit einem einzigen Diener, Oechslin, trat er (20. Februar 1653) die Reise an, ging von Basel nach Hamburg, von dort nach Bremen und Dünkirchen, von wo er nach England übersetzte. Vor acht Gliedern des englischen Staatsrathes hielt er seinen lateinischen Vortrag:

*) Die Aktenstücke und Stockars Bericht befinden sich in der Helvetia I. Band 4s Heft.

„Obschon — sprach er — die Helvetische Nation sich nie gern in fremde Angelegenheiten mengte, sondern mehr darauf sah, wie sie das, was ihr der Höchste durch den Fleiß und die Tapferkeit ihrer in Gott ruhender Voreltern beschеert hat — wie sie dies erhalten und auf die Nachkommenschaft fortpflanzen möchte: so wirkte dennoch die Zuneigung und Liebe, welche Christen des nämlichen Glaubens einander erweisen sollen, so viel bei meinen Gn. Herrn, daß sie auch am Unglücke anderer Nationen Theil nehmen, und ihnen gerne rathen und helfen möchten. ——— Diejenigen, die sich zu Christi Namen und Sanftmuth bekennen, haben darauf zu achten, daß sie auch ihre gerechte Sache mit Sanftmuth vertheidigen, und nicht ihren Leidenschaften freien Lauf lassen. Denn es ist wahrlich oft besser, einen kleinen Schaden mit Geduld zu tragen als mit großer Gefahr viel gewinnen. Da nun schon die Natur uns diese Vorschrift giebt, wie viel mehr sollen w i r Sanftmuth und Frieden lieben, die wir in Einen Leib zusammengefügt sind, Einen Glauben, Eine Hoffnung und Einen Mittler zwischen Gott und den Menschen haben. —— Glieder Jesu Christi geben das grausame Trauerspiel vor den Augen und zur Hülfe der Antichristen. — Unsre Gegner werden hievon Anlaß nehmen, unsre wahre, rechtgläubige Religion zu schmälern, als wenn sie einen schwachen oder gar keinen Grund in der christlichen Liebe hätte. ——— Euer größter und herrlichster Sieg wird d e r sein, wenn Ihr euch selbst überwindet und vor aller Welt bezeuget, daß Ihr mehr auf Frieden und Eintracht sehet und denket als auf Vergrößerung Eueres Ansehens durch das Blut Eurer Nachbarn und Brüder.“ ———

Als Stockar einen Ruf erhielt, nach Hause zurückzukehren, bemühten sich die Engländer und noch dringender die Holländischen Gesandten, ihn zu längerem Bleiben zu vermögen, um die Vermittlung nicht zu unterbrechen. Dies geschah. — Cromwell erkundigte sich bei Stockars erster Audienz genau nach der Verfassung der Schweiz und nach einer Schrift, die davon handle; Stockar sandte ihm darauf Simlers Buch *) in's Haus. Bei einer spätern Unterredung mit Cromwell (25. Januar 1654) äußerte sich dieser: „Die Vorstellungen Eurer

*) De Republica Helvetiorum libri duo, auctore Josia Simlero.

Republik haben nicht wenig für den Frieden mitgewirkt. Versichert Eure Herren Prinzipalen, daß sie unter den Mächten in Europa keine besseren und aufrichtigeren Freunde habe als die englische Nation. Zeigt uns nur die Gelegenheit an, wo wir Euch dienen können, und Ihr sollt erfahren, daß meine Worte keine leeren Complimente sind. Zwar wissen wir, daß Gott und die Natur Euch in solche Gegenden und Orte gesetzt und Euch solche Macht gegeben hat, daß Ihr Euch gegen mächtige Feinde vertheidigen könnt; da wir aber besorgen, daß Ihr bei einem Religionskriege zuerst einen Angriff erleiden müßtet: so möchten wir vernehmen, wie wir Euch dann beistehen können. —— Die Feinde, von denen Ihr am meisten zu befürchten habt, sind außer dem vereinten Hause Oestreich und Spanien, Frankreich. Um den Angriff von Euch abzulenken, haben wir Mittel genug, und können ihnen auf alle Fälle ein kräftiges Halt! in den Weg legen. Sind Euch andre und beßre Mittel bekannt, so laßt sie uns bei Zeiten wissen. Das erste und beste Mittel wäre wohl, wenn die drei Republiken, Schweiz, England und Holland in vertraulichen Briefwechsel mit einander träten, um diesen und andern Gefahren zu begegnen.“ — — —

Als Stockar den Abschluß des Friedens nahe wußte, verließ er England; als Anerkennung seiner Bemühungen sandte ihm der Protektor Cromwell 200 Pfund Sterling, und gab ihm zur Ueberfahrt nach Holland ein Kriegsschiff von 36 Kanonen. Von den Engländern im allgemeinen giebt der schweizerische Vermittler eine Charakteristik, die noch jetzt passen möchte: „Obgleich die Engländer wegen des herrlichen Landes und des Reichthums, so sie besitzen, als auch wegen ihres Leibes Schönheit von Natur etwas hochmüthig sind, und andre Nationen nicht groß achten: so können doch diejenigen gut mit ihnen umgehen, welche ihnen Ehr' anthun, und in allen Verhandlungen ohne Complimente treu und offenherzig sich gegen sie benehmen; daher die Franzosen, denen es an dergleichen Tugenden mangelt, selten mit ihnen zurecht kommen können. —— Uebrigens ist mir auch von der ganzen Nation viel Ehr und Freundschaft erzeigt worden, indem nicht nur die vornehmen, sondern auch die gemeinen Leute sich hoch verwunderten und es lobten, daß die Schweizer, die so fern von ihnen liegen, und weder Handel noch sonst viel Verkehr mit ihnen

haben — aus bloßer Liebe zur Religion und aus Eifer für das gemeine evangelische Wesen zu ihnen kommen und sie mit ihren Gegnern zu versöhnen suchen."

Von seiner Ankunft in Holland erzählt Stockar: „Als wir um Mittag zu Rotterdam ankamen, wollten sie uns in kein Wirthshaus gehen lassen, sondern zwangen uns, mit ihnen auf dem Schiffe zu speisen, wobei sich mehr als 2000 Menschen nach und nach auf der Schifflände versammelten, welche — wie sie sagten — die redlichen Schweizer sehen wollten. — — Als ich im Haag in die Versammlung der Generalstaaten eintrat, standen alle Deputirte, deren ungefähr fünfzig waren, von dem Tische auf, und empfingen mich mit einer Reverenz. Hierauf ersuchte mich der Herr Präsident, mich auf einen Sessel niederzusetzen, der in der Mitte des Tisches stand, und sonst nur den königlichen Ambassadoren angeboten wird." — Nach dem Abschlusse des Friedens beschenkte der Ceremonienmeister unsern Gesandten mit einer goldenen Kette (1200 Gulden an Werth) im Namen aller sieben Provinzen.

Wenn jemals, so hat in jener Vermittlung die reformirte Eidgenossenschaft beurkundet, wie unschuldig und vom reinsten Christensinne geleitet ihre Politik gegen das Ausland gewesen.

Mit edler Theilnahme suchte die reformirte Schweiz das Schicksal ihrer verfolgten Glaubensgenossen in den Piemontesischen Thälern zu mildern. Der Herzog von Savoyen hatte (1655) beschlossen, den größten Theil seiner reformirten Unterthanen auf fünf Orte zu beschränken, wo für sie augenscheinlich nicht Raum genug war. In der Januars-Kälte mußten sie auswandern; aus den Einöden, wohin sie sich zurückgezogen hatten, kehrten viele wieder in die verlassene Heimath zurück. Nun schritt der Herzog gegen sie als Empörer mit bewaffneter Macht ein, und fand Widerstand; es kam zum Blutvergießen. Schon im Februar 1655 hatten sich die evangelischen Cantone schriftlich beim Herzoge für ihre Glaubensgenossen verwendet; im Mai erschien als ihr Abgeordneter der Oberstwachtmeister Wyß von Bern zu Turin; aber umsonst waren seine Bemühungen. Die reformirte Schweiz stellte für die Verfolgten einen allgemeinen Bettag an; ja man vergaß sich auf einer Tagsatzung bis zu der Frage, deren Grund allerdings ein edler war: „Ob man nicht alle Savoyer im Gebiete der reformirten Cantone des

Landes verweisen, und ihr Gut zur Erquickung der Bedrängten einziehen solle?“ *) — Unter Jakob Jayer und Josua Javanelle führten die Waldenser den Widerstandskampf fort, bis endlich durch eine neue schweizerische Gesandtschaft und durch Frankreichs Dazwischenkunft ein Vergleich geschlossen wurde, welcher den Reformirten Amnestie, Aufhebung alles Arrestes u. a. zusicherte.

Auch während der von Ludwig XIV. unternommenen Verfolgungen der Reformirten (oder Hugenoten) in Frankreich zeigte sich die Gesinnung der schweizerischen Glaubensverwandten in bestem Lichte. Von einer förmlichen Bittschrift an den König wußte der französische Gesandte zwar die reformirten Cantone abzuhalten; doch wurde für die Verfolgten öffentlich gebetet und gesteuert. Nach der Aufhebung der Edikte von Nantes und Nismes (1685) flohen die Hugenoten in großer Zahl nach der Schweiz. In ihrer Bittschrift an die evangelischen Orte **) bemerken sie: „An Euch schickt uns die große Anzahl der Gläubigen, die — aus allen Gegenden von Frankreich verjagt — in dem Schooße der Eidgenossenschaft so huldreiche Zuflucht gefunden. — — Keineswegs wollen wir den ganzen Umfang unsers Elendes schildern; nur das Eine und Andre berühren wir kurz. Jenes Blutbad am Bartholomäus-Feste kommt noch in keinen Vergleich mit dem Schicksale der jetzigen Protestanten in Frankreich. Unsre Brüder übergiebt man der Mordlust der Dragoner, jener Werkzeuge des rothen Drachen, der ihnen seine Wuth einhaucht. Bei Fünfzig und bei Hunderten dringen diese Unmenschen in die Wohnungen, rauben oder verbrennen das Geräthe, verkaufen die Güter und Häuser an Abtrünnige, schleppen die Hausgenossen bei den Haaren und unter Geiselhieben zur Messe; sie schieben sie in Säcke und rollen sie so die Treppen und Straßen auf und ab; hängen sie in Schornsteine, bis ihnen das Feuer auf dem Heerde die Knöchel versengt; sie gießen ihnen Wasser ein, bis sie zerbersten, siedendes Oel, das ihre Eingeweide zerreißt. Sie braten sie an langsamem Feuer; sie durchbohren ihr Fleisch mit spitzigen

*) Leonhard Meisters Helvetische Geschichte während der zwei letztern Jahrtausende oder von Cäsar bis zu Bonaparte. II. 49.

**) Waldkirch II. und Leonh. Meister II.

Nägeln; kurz, es giebt keine Höllenqualen, die man nicht gegen sie ausdenkt. Durchaus vertilgt blinder Religionseifer jedes Gefühl der Menschlichkeit und des Anstandes. — — — Die Frauen und Töchter sperrt man in Klöster; man schlägt sie mit Ruthen, schreckt sie im Schlafe auf; wenn sie niedersinken, sticht man sie mit Nadeln und zwingt sie zum Tanze; man läßt sie nicht ruhen, bis sie sich zum Abfall verstehn, oder bis ihre Sinnen verrückt sind. Haufenweise retten sie sich in Waldungen und Felsenklüfte; sie sterben vor Hunger und Frost. Andere ertappt man auf der Flucht, und wirft sie auf die Galeeren oder in's Gefängniß. Nichts desto weniger ist es vielen Tausenden gelungen, sich über die Grenzen zu retten. Da ihre Zahl in der Eidgenossenschaft täglich überhand nimmt, so besorgen wir, Euch beschwerlich zu fallen. Darum bitten wir Euch um Empfehlung an andere protestantische Staaten und um Unterstützung zur ferneren Wanderung." — Ihrer Bitte wurde entsprochen; mehrere Tausende ließen sich in der Schweiz nieder.

Auf Frankreichs Anstiften hatten auch in Piemont neue Verfolgungen der Protestanten begonnen, so daß abermals eine eidgenössische Gesandtschaft erschien (1686); Caspar Muralt von Zürich und Bernhard Muralt von Bern; doch ohne Erfolg kehrte sie zurück; nach einer verzweifelten Gegenwehr der Verfolgten entschied sich der Kampf zu Gunsten des Herzogs. Die Fürbitte der Eidgenossen verschaffte den Unterdrückten größtentheils die Erlaubniß der Auswanderung; 1687 kamen sie in unserm Vaterlande an; in Deutschland suchten schweizerische Abgeordnete einen Aufenthalt für sie auszumitteln. Allein nur ungern wollten sich diese Unglücklichen dazu verstehen, so fern von ihrer Heimath weg zu ziehen. Viele schafften heimlich Waffen an, und suchten in die Heimath zurückzukehren; allein die Walliser wiesen sie zurück. Schon zeigten die Katholiken solchen Unwillen, daß die reformirten Orte endlich an die Entfernung der unruhigen Piemontesen denken mußten. Sie ließen sich in der Pfalz nieder. Dort aber faßte ihr Prediger und Anführer, Heinrich Arnaud, den Entschluß, seine Landsleute wieder in die geliebte Heimath zurückzuführen; ihrer waren bei 1700, als sie in der Schweiz ankamen. Als die nöthigen Erkundigungen eingeholt waren,

sammelten sie sich in der Stille in den Waldungen zwischen Nyon und Rolle. Unter Arnaud schiffte der größere Theil über den Genfersee (August 1689); in guter Ordnung rückte die Colonne durch Savoyen vor; wo sie Widerstand fand, schlug sie denselben zurück. Mit welchen Empfindungen erblickten sie auf den Höhen des Sci zum ersten Male wieder die heimischen Thäler! — Gegen die Savoyischen Truppen behaupteten sie sich, dagegen brachten französische Heere schwere Bedrängniß über sie, bis sich der Herzog (1690) ihnen wieder näherte, als ihn seine Politik von Frankreich trennte.

Eine andere piemontesische Colonne, an die sich auch Franzosen und Schweizer angeschlossen, brach unter dem Neuenburger Bourgeois in Savoyen ein; auf die Abmahnung Berns achtete Bourgeois nicht. Schwer mußte er diesen Schritt büßen; denn als der Zug mißlang, wurde Bourgeois bei seiner Rückkehr zu Nyon gefangen genommen, und auf Befehl der Bernerischen Regierung hingerichtet.

Später, als sich Savoyens Politik wieder verändert hatte, erhielten die Waldenser den Befehl, bei Lebensstrafe binnen zwei Monaten das Land zu verlassen (1698). So war von neuem die reformirte Schweiz ihre Zuflucht, bis anderswo die erwünschte Aufnahme ausgemittelt war. Für ihre Verpflegung und Weiterreise brachten die reformirten Cantone große Opfer. In dem einzigen Canton Bern befanden sich außer diesen Piemontesen noch mehr als 6000 französische Flüchtlinge. Innert 27 Jahren (1683—1710) hatte Zürich beinahe eine halbe Million Gulden (425,545) an die Flüchtigen verwendet *).

*) Nach der Rechnung des Zunftmeisters H. Heinrich Scheuchzer, bei L. Meister II. 217.

Sechzehnte Vorlesung.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts blieb die Stellung der Schweiz zum Auslande nicht minder gefährdet als während des dreißigjährigen Krieges; nur kam jetzt die Gefahr von einer andern Seite her. Es war die Zeit Ludwigs XIV., also die Zeit all' der Tendenzen, die sich an die Erinnerung jenes Namens knüpfen. Ludwig XIV. und seine Zeit repräsentiren eine Politik, deren Herrschaft und deren Folgen eine große Schuld an den Grundgebrechen der Gegenwart tragen. Der Nerv jener Politik giebt sich als einen von der höheren Idee losgerissenen, vereinzelten Verstand zu erkennen; ein Verstand, der in seiner Selbstbeschränkung einen Schein des Wahren täuschend hervorbringen kann, und allezeit darum insbesondere von vielen Menschen zum Leitstern gewählt wird, weil auf diesem Standpunkte alles plan und klar scheint, während zugleich eine gewisse Art von Unternehmungsgeist dabei seine Rechnung findet. Diese Planheit und Gemeinverständlichkeit wird dieser Politik um so leichter, weil sie alles Tiefere und Edlere, alle höheren Motive des Lebens hintansetzt, ja völlig ignorirt und — wo sie es vermag — sie vernichtet. Es ist dies die Gewaltherrschaft des Egoismus, in raffinirter Umhüllung zum Bewußtsein erhoben; als solcher ist er in seinem innersten Wesen jeder eigenthümlichen Entfaltung des Lebens abhold, und bringt je den schönsten und mannigfaltigsten Erscheinungen, weil ihre Quelle aus dem Gebiete selbstständigen und ursprünglichen Wesens herfließt, Abzehrung und Untergang. Nicht als ob damit gesagt wäre, diese Politik stehe stets im Gegensatze aller geistigen Cultur und aller Anerkennung der Religion; nein, vielmehr zeigt die Geschichte, daß jene Politik nicht selten gerne in der Eitelkeit geistreicher Bildung und in dem Schimmer religiöser Würde einherschreitet. Allein dies

sind nur die Spolien, die sie ihren edeln, erschlagenen Gegnern abgenommen hat; denn wohl mag sie die glänzendsten Phänomene der Cultur in ihren Dienst ziehen, wohl mag sie mit Sorgsamkeit die Schalen und den Firniß der Religion pflegen und schmücken. Aber diese geknechtete Wissenschaft, diese der Abnutzung preisgegebene Religion haben von dem Augenblicke an, wo sie jenem Despotismus (Einzelner oder des Pöbels) sich preisgaben, ihre Unschuld und Reinheit verloren; auch entgehen sie nie dem Fluche, der auf eine solche Erniedrigung gesetzt ist: ihre innere Lebensquelle versiegt, und in kurzem werden sie zur entnervten Tradition hinabsinken, dem ersten Stoße der Zukunft unterliegend. Jener Politik, von der wir sprechen, ist es darum — vielleicht durch einen gewissen Instinkt ihrer Natur — nicht verborgen, daß Wissenschaft und Religion in ihrer edlern Gestalt ihr fremd, ja vom Kern heraus entgegen und überlegen sind. Es geschieht daher zu ihrem wohlerkannten Vortheile, wenn sie einen Pesthauch über den Boden verbreitet, wo die geistigsten Blüthen und die edelsten Schöpfungen des Gemüthes gedeihen könnten.

Seit dem Entstehen christlicher Staaten in Europa haben zwei Motive sich vorbereitet, aus denen eine europäische Politik von der großartigsten Anlage und einem wahrhaft erhebenden Gehalte erwachsen konnte. Einmal hatten zu jener Zeit die religiösen Interessen in der Unabhängigkeit der Kirche ein unantastbares Gebiet gefunden, und konnten von hier aus in die Schicksale der Völker weit eher ein Wort mitsprechen, als wenn sie von den Mächtigen — wie später geschah — bloß als eine untergeordnete Ziffer mitgerechnet wurden. Selbst noch Höheres wurde durch diese Selbstständigkeit der religiösen Welt in der gesammten christlichen Kirche erreicht; die Religion, welche ihrem Wesen und Ziele nach *über* dieser Welt und allen bloß endlichen Bestrebungen stehen soll, hatte in jener Kirche eine Stellung errungen, wo sie die hohe Mission einer Völker-Hirtin erfüllen konnte; sie stand sammt ihrem Oberhaupte in der öffentlichen Meinung *über* den Völkern, *über* den Fürsten, *über* aller weltlichen Politik. Und *über* denselben mußte sie stehn, wenn sie *bei* denselben einen segensvollen Einfluß üben wollte; denn nur *so* war sie im Stande, dem in sich zerrissenen und gegenseitig sich auflösenden Treiben

bloß selbstischer Bestrebungen ein gemeinsames Ziel würdigerer Thätigkeit entgegen zu halten, woran die edelsten Kräfte der Zeit erwachen oder sich entwickeln konnten. Nur so war sie ferner im Stande, dem Despotismus der Mächtigen wie der Willkür der Untergebenen entgegen zu treten; zwischen ergrimmte Kräfte das Hirtenwort des Friedens zu stellen, und dem Aufstreben großer Naturen, die in untergeordnete Lebenskreise verbannt gewesen, in ihrer Mitte eine befriedigende Bahn anzuweisen, wodurch sie nicht nur den Staat vor dem gefährlichsten Gährungsstoffe sicherte, sondern die Menschheit förderte und hob. — Um das Gesagte zusammenzufassen, so hatte die europäische Politik jener Zeit in der damaligen Stellung der Kirche ein hohes Ziel und eine wohlthätige Schranke; ein hohes Ziel, denn zuweilen gieng ihr Streben auf eigentlich ewige und heilige Interessen, und ein bloß thierischer Berechnungstrieb wurde mächtig danieder gehalten; eine wohlthätige Schranke; denn das Heiligste im Menschen bedarf einer Garantie gegen das Schalten und Walten einer verzehrenden Selbstsucht.

Noch haben wir von einem zweiten Motive gesprochen, wodurch das Wesen damaliger Politik bedingt wurde: dies ist das germanische Kaiserthum. Im deutschen Kaiser erkannten Millionen den Stellvertreter göttlicher Ordnung auf Erden; an ihn knüpfte ein Pietäts-Verhältniß das Gemüth der Völker; in Einer Person lag gleichsam verkörpert der aufbauende Glaube vor aller Augen, daß auch die weltliche Gewalt von einer noch höheren herrühre, und in ihr wie ihre Begründung, so ihre Zucht finde. So war in der Stellung des Kaisers und der von ihm abhängigen Fürsten eine naturgemäße Gliederung, wie eine wohlthätige, gegenseitige Beschränkung gegeben. Und so läge es denn am Tage, daß die europäische Politik des Mittelalters von der weltlichen wie von der kirchlichen Seite her einen doppelten, heilsamen Einfluß erfuhr: eine höhere Aufgabe, eine bezähmende Schranke.

Wir mußten jene frühere und — wer wird es läugnen? — edlere, der Menschheit würdigere Politik näher bezeichnen; damit Sie um so besser den Abstand von der Politik bemerken möchten, die unter Ludwig XIV. ihren Höhepunkt erreichte, und seinen Namen tragen sollte. — Jene zwei Motive, welche

das Mittelalter vor dem Versinken bewahrt hatten, waren nun aufgelöst; der faktische wie der moralische Einfluß des Kaiserthums war beinahe zur Nullität herabgesunken; die Kirchengewalt war ihrer eigenen Entartung unterlegen, und durch die Reformation auch noch formell aufgelöst; nach einem neuen großartigen Aufschwunge der katholischen Kirche erlag sie abermals dem Schwergewichte ihrer Verweltlichung; so daß sie sich zuweilen bis zur Unterdrückung ihrer reinsten Regungen vergessen konnte. In jener Zeit also, wo die beiden Pole des Mittelalters und seiner höhern Interessen gefallen waren, trat an die Stelle von Kaiserthum und Kirchengewalt die französische Politik, die unter Heinrich IV. und noch mehr durch Richelieus allgewaltiges Eingreifen sich zur höchsten Bedeutung erhob; bei der europäischen Erschlaffung nach dem dreißigjährigen Kriege fiel es Ludwig XIV. nicht schwer, dieselbe Stellung in noch größerem Umfange geltend zu machen; jener europäische Einfluß fiel ihm wie eine reife Frucht in die Hände.

Doch schwer würde uns die Erwartung täuschen, daß jener segensreich einst durch Kaiserthum und Kirchengewalt bedingte Einfluß nun auch von der französischen Politik gewürdigt und ersetzt worden wäre. Vielmehr war nun die Zeit gekommen, da eine von allen religiösen und sittlichen Schranken abgefallene Politik sich auf den Thron erhob. Ein einziges Gesetz sollte nun als Alleinherrscher walten; nicht dasjenige, welches mit göttlicher Schrift in unser Herz aufgezeichnet ist; auch nicht jenes, das zum Frieden erschienen ist, als die Zeit erfüllet war; nein, jenes Gesetz, welches von heidnischem Eigenwillen geboren, von der Selbstsucht groß gezogen wird; wirklich in Sünden empfangen und geboren. Diese Politik ist eine Feindin der Menschheit; Vernichtung ist ihr Athem, ihr Herzblut ist Verwesung; unersättlich ist sie und unbefriedlich, weil sie durch den innern Drang ihres Wesens krampfhaft stets nach außen getrieben wird. Ausschließliche eigene Geltung bis zur Vernichtung aller andern Potenzen — ist demgemäß ihr Ziel; die Lockungen sinnlicher Genüsse, der Ueberdrang materieller Gewalt, alle Ränke der Heuchelei und des Truges — das sind ihre Mittel. — Man hat diese Politik oft Despotismus genannt, auch wohl Macchiavellismus, andere haben das edlere „Aristokratismus“ damit entehrt; wir dagegen nennen sie

hier und in Zkunft: französische Politik. Nicht etwa, als ob sie bloß in Frankreich vorgekommen wäre; nein, nur weil sie damals dort zur Herrschaft gekommen und von dort ausgegangen ist. Sonst aber halten wir dafür, daß sie in allen Regierungsformen vorkommen kann, eben weil sie selber nicht eine Form, sondern Geist ist, und weil die Abtrennung von allen göttlichen und sittlichen Beziehungen wiederum nicht einer gewissen Art und Form eigenthümlich ist, sondern auf der totalen Verfassung des Gemüthes beruht. — Nennt man diese Politik Aristokratismus, so geschieht es in dem schlau berechneten Interesse einer gewissen Tagesmeinung, welche alles Gehässige und Eigenmächtige mit jenem Worte zu bezeichnen liebt. Allerdings giebt es überall, auch in den besten Aristokratien, eine Fraktion jener Art, welche ich französischen Aristokratismus nennen möchte; er wurzelt in der Frivolität der Gesinnung, in der revolutionären Verfassung des Herzens, in dem Uebermuth eigenen Vermögens — stets in der trübsten Selbstsucht des Ziels. Diese Art von Aristokratismus würde unter den erforderlichen Umgebungen sich eben so leicht in ein demagogisches Zerrbild umgestalten; während der reine Aristokratismus durch keine Demüthigung zu dieser Befleckung sich erniedrigt.

Ein Merkmal ist jener französischen Politik überall gemein, mag sie nun im Gewande des Despotismus, des Radikalismus oder irgend einer Mittelgestalt auftreten — dies ist eine Selbstvergötterung ohne Maß und Ziel. Getäuscht durch eine gewisse Consequenz ihres kahlen Verstandes und gefangen durch eine Herzens-Leerheit, die eines freiern Aufblickes unfähig ist — in dieser Beengung und Armuth dünkt sie sich im ausschließlichen Besitze der allein gültigen Wahrheit, womit, wie sie sich ausdrückt, einzig im Leben etwas auszurichten sei. Dies ist der sogenannte Weltverstand, der sich in den Salons der Geistreichen und der Tonangeber wie an den Gelagen der Wühler, überall mit demselben Rechte und demselben Uebermuthe breit macht. Schaamroth wird diese hochmüthige Jämmerlichkeit verstummen müssen, sobald nur eine getroste, auf Gott gerichtete Gesinnung ihr fester in's Auge schaut, und ihr die Larve abzieht, hinter welcher sich eitel Todtengebein verborgen hatte. — Mit erschütternder Wahrheit gilt auch von dieser Politik das

Wort: „Da sie sich für weise hielt, ist sie zum Narren geworden.“

Ludwig XIV. also war es, dessen ganze Regierungszeit ein fortlaufender Ausfluß aus der trüben Quelle jener unseligen Politik war; er hat das Losungswort ausgesprochen zu dem großen Abfalle, dessen Vergiftung theilweise noch in den Adern unserer Zeit fließt. — Keine Gewaltthat, keinen Trug verschmähte er, wenn er dadurch schneller an sein Ziel gelangen konnte; wie man einen Wurm zertritt und seines Krümmens nicht achtet, so trat er auf wohlerworbene Rechte, auf heilige Verpflichtungen; so trat er auf den Fortbestand eigenthümlichen Lebens und auf die besten Gefühle der Menschheit; so mordete er die Creatur Gottes, als Einzelwesen oder Gemeinwesen; gleichviel! wenn nur das Opfer seinem Götzen fiel.

Auch die Schweiz konnte einem solchen Treiben nicht unbewegt zusehen; wenn gegen alle Verträge Hochburgund erobert, wenn mitten im Frieden die befreundete Reichsstadt Straßburg weggenommen wurde; wenn der ungerechteste Krieg Holland mit dem Untergang bedrohte; wenn das schamlose Treiben der Reunionskammern frevelhaft in den gerechtesten Besitz eingriff — konnte die Eidgenossenschaft von einem solchen Nachbarn Gutes hoffen? mußte sie nicht bei gegebenen Umständen eben so gut das gierigste Verschlingen erwarten?

Schon früher hätten die Eidgenossen wiederholt Anlaß gehabt, sich gegen Frankreich wegen Verletzung von Verträgen zu beklagen; so z. B. erzählt uns Zur Lauben ein Beispiel von der Behandlung unserer Truppen in französischem Dienste, das in unsern Annalen nicht eben glänzen wird: Als im Juli 1635 die schweizerischen Garderegimenter im französischen Lager bei Saarbrück wahrnahmen, daß man gegen Mainz marschire, und sie vielleicht über den Rhein gehen müßten, so erklärten sie dem kommandirenden Cardinale de la Valette, daß dies gegen die Verträge der Schweiz mit Oestreich wäre und deshalb zu Hause bestraft würde; sie bäten also um die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. Umsonst versuchte der Cardinal die Ueberredung durch freundliche Worte; er schickt daher den Offizieren ohne weiteres den Befehl zum Aufbruche mit der Drohung, sie in Stücke hauen zu lassen, falls sie nicht gehor-

chen wollten. Dies wirkte so viel, daß nun die Schweizer ohne Widerrede mitzogen. Diese Verletzung blieb ungeahndet.

Doch fehlte es in keinem Rathsaale an Männern, die sich über Frankreichs Einfluß nicht täuschten, und denselben entweder gänzlich zu entfernen oder (wie andre wollten) durch Begünstigung einer Faktion in Frankreich zu lähmen suchten. Schon im vorigen Jahrhunderte zog eine ziemliche Zahl reformirter Schweizer den Protestanten in Frankreich zu. Interessante Andeutungen finden sich im Berichte des Hans Rudolf von Erlach *); er schrieb als Gesandter von Bern in Frankreich 1615 an seinen Gevatter, General Wyß in Bern: „Es ist ein armselig Ding, daß wir der Ambassadoren faule Frücht in der Eidgenossenschaft täglich gspührend, daß sie anders nüt nützend als ußzuspähen, was verhandelt wird, und Divisionen unter uns anzurichten. Glychwohl werdent solche Leut von etlichen auf das höchst gelobt, und von des verfluchten Gälts willen schier adorirt. Wir sind uff einem Weg, den wir allbereits gebahnet, diewyl die Eidgenossen ihnen nicht selbs helfen wöllent, daß sölliches von hinnen beschehen muß, und wollend den Ambassadoren solche Possen machen, daß ihnen ihr Autorität gwüß, gwüß dermaleinst soll diminuirt werden, darzu mangelt aber noch Zeit und Geduld.“ — Dann beklagt er sich, daß man ihm die Bernerischen Angelegenheiten nicht schreibe, so daß er sie von andern Gesandten vernehmen müsse, statt daß er durch ihre Mittheilung das Zutrauen der andern gewinnen könnte **): „Es ist ein Armuth, wann einer gern sein Bestes thät, und die Reputation der Stadt Bern, so in der Eschen (Asche) gelegen, gern wieder uffbrächte; so entzücht man ihm die dahin gehörenden Mittel.“ Ausnehmend lobt er das Benehmen der andern Gesandten: „Und aber fürnehmlich von dem Englischen, der uns haltet und traktirt, als wann wir seines glychen und könnte mehr nichts von ihme begehrt werden.“

---

*) Er war von 1604 bis 1610 Landvogt in Milden und starb 1628 an der Pest. — Geschlechts-Rodel der Familie Erlach in Spietz.

**) Alles dies findet sich in der betreffenden Correspondenz im Archive zu Spietz.

An Herrn Grasser von Basel schreibt derselbe: „Ich hab mit Verwunderung vernommen, daß man so große Ehr dem Castille (französischen Gesandten) in Basel erwiesen, als wann er ihr Oberherr und Basel seine Unterthanen und ist zu bedauern, daß solliches allein etlich wenige Personen zuwegen bringen, und ein freie Republik zu Basel durch sie also verkleinert wird; daß doch die Stein oder das Pflaster uff der Gassen sich nicht bald wider solliche Leut erheben, wann es die Menschen nicht thun wöllent. — — Alle ehrliche Leut beider Religion ärgern sich darob, daß die Eidgenossen sich so gar erniedrigen, und uns freie Leut zu Leibeigenen ergeben, und muß also ein ganzes Land den bösen Namen tragen von drei oder vier Personen wegen, so von des verfluchten Gythes (Geizes) willen Geld empfangen. Iseli hat allhier zu Paris in Beisein ehrlicher Leuten die greulichste Juramenta gethan, wie er sich dem Vaterland zu gutem erzeigen, und alle bösen Bubenstück, so die Ambassadoren gebrucht, offenbar und gemeiner Eidgenossenschaft an Tag geben wollt. In Summa er hätt nichts Bessers aus seinem faulen und falschen Herzen sagen können. Er hat mich aber nie betrogen ꝛc.“

Welche Partei Erlach in Frankreich nahm, sieht man unter anderm aus Folgendem: „Dann der Prinz von Condé mit andern Fürsten dieser gächen Abreis gar malcontent; und sehen alle Verständige, daß die Königin mit ihren schädlichen wenig Räthen die Sach eher zu einem Krieg ziehen dann reformiren wolle.... Die Leidenschaft des Königs und die Ambition des d'Esperon haben sie zu dieser Reise bewogen... Es ist höchstnothwendig, daß man in diesem Fall und in diesen Unruhen der Königin keine Eidgenössische Hülf, fürnämlich die Religionsgenossen, geben; wyl sölliches alles wider den König und die Kron Frankrych, welche man dem Spanier verkaufen will, angesehen.... Neben dem so ist gewiß und wahrhaft, daß zwischen der Königin und dem Spanier ein sonderbarer Traktat gemachet, daß sie nach zogenem Heurath mit gemeiner Hilf die Evangelischen uß Frankrych vertriben und wo möglich gar ußrüten wöllend. Wer wollte dann Hilf darzu leisten?“ ... Dieser Brief Erlachs war in die Hände des französischen Gesandten in der Schweiz gerathen; entrüstet beklagte er sich über Erlach, und verlangte: „Eine exemplarische

und leibliche Abstrafung über gesagten von Erlach und Willending, die der Qualität ihrer Missethat und der Dignität eines so großen Königs auch der starken Bündniß gemäß sei.“ — Weiter klagt er: „Seit die Gesandtschaft in Frankreich angelangt, hat sie nie aufgehört, die schwachen und zu der Rebellion geneigten Geister mit allerlei Geschwindigkeiten anzureizen.... Es hat aber Ihrer Majestät Güte und Bescheidenheit lieber gefallen, diese Abstrafung Euch (dem Rathe zu Bern) hiemit heim zu setzen.“ — Unwillkührlich erinnert man sich hiebei an einen ganz ähnlichen Fall in der neueren Geschichte, wo nämlich ein verewigtes Standeshaupt Berns durch eine ähnliche, vaterländische Gesinnung in eine solche Verwickelung mit Frankreich hineingezogen wurde. Doch das eine wie das andre Mal verläugnete Bern seine Würde solchen Anmuthungen gegenüber nicht im mindesten.

Nach langen Unterhandlungen hatte Frankreich auch bei den reformirten Cantonen die Erneuerung des Bundes durchgesetzt (1663). Zur Bundesbeschwörung reisten fünfunddreißig eidgenössische Gesandten nach Paris; in ihrem Gefolge befanden sich noch 94 Personen und 82 Bediente zu Pferd, nebst 23 Bagageknechten *). Schon hieraus sieht man, wie sehr die frühere Einfachheit schon verschwunden war. Sonderbar ist, was einer der Gesandten, der Staatsschreiber Wagner von Solothurn, über seine Reise meldet: „Aus angebornem Fürwitze, um die schweizerische Tracht und Geberdung zu erkundigen und vielleicht auch gar zu verlachen, drängten sich haufenweise die Weiber zu unserer Tafel; sie waren so ungeschämig und überläßig, daß sie sich nicht scheueten, neben sonst zugestatteter großer Ungelegenheit, von den Herren Botschaftern selbst Speise und Zuckerwerk zu erbetteln. Besser hätten sie ihr häßliches, mit Bleiweiß und Menning verklektes Angesicht bei Hause gelassen, und anstatt eines naseweisen Ausspähens ihre eignen Mängel verbessert. Andre vornehme und ehrliche Damen aber bezeigten sich so sittsam und tugendhaft, daß ihnen die Ehrbarkeit in den Augen und auf der Stirne stand; die nicht allein in Worten keinen Ueberfluß, sondern in Annehmung einiges Zuckerwerkes große Bescheidenheit erwiesen, theils auch

*) L. Meister II. 74.

desselben sich gar bedankten und höflich entschuldigten. Dies geschah nicht allein von den Damen zu Dijon, Troyes, Vincennes, sondern auch zu Paris und an allen andern Orten, wo man öffentlich bewirthete.“ — Mit großen Ehren empfing man die Gesandten zu Paris; nicht nur dem Könige und der Königin, auch dem zweijährigen Dauphin wurden sie vorgestellt: „Anfangs — erzählt derselbe Wagner — war der Dauphin etwas erschrocken und unmuthig; auf Zureden der Herzogin von Montausier aber wurde er beruhigt, gab allen Herren Botschaftern und ihren Begleitern sein rechtes Händlein, und sprach mit liebreicher Stimme zu ihrer etlichen: Ami, mon Ami!“ — Nach dem Bundesschwur erschien selbst der König an ihrer Tafel, und trank auf das Wohl der Schweiz. Gnadenketten und Schaumünzen wurden nicht gespart.

Allein bald sollte dies befreundete Verhältniß Störungen erfahren. Die Besetzung der Freigrafschaft Burgund (1668) machte einen solchen Eindruck auf die Eidgenossen, daß die Tagsatzung im Gefühle dessen, was jetzt Noth thue, würdevoll den Entschluß faßte: Alle Cantone sollten sich der französischen Jahrgelder müßigen, und die Schweizertruppen in Frankreich sollten bei Lebensstrafe nicht gegen Hochburgund oder gegen ein im Erbverein (mit Oestreich) eingeschlossenes Land dienen. Auch kehrte der Oberst Dachselhofer von Bern, so wie der Hauptmann Rahn von Zürich, lieber mit seiner Compagnie in die Heimath zurück, als daß er gegen seine Pflicht über den Rhein gegangen wäre.

Dennoch gelang es den französischen Gesandten immer wieder, ihren Einfluß für Frankreich geltend zu machen; einige Beispiele mögen dies an Bern erweisen. Es war dort eine Standes-Commission eingesetzt worden *), um zu untersuchen, worin das Interesse Berns in damaliger „gefährlicher“ Lage bestehe, da man viele Feinde und wenig Freunde habe. Im Juli 1675 berichtete diese: Vor allem müsse man sich der göttlichen (divina) Dinge annehmen und „Gottseligkeit pflanzen“, wenn man Gottes Segen wünsche; sodann sei Vereinigung der Gemüther erforderlich; bewaffnete Vertheidigung solle

*) Nach handschriftlichen Berichten eines Mitglieds des Berner-Rathes, im Archive zu Spiez.

vorbereitet, und äußere Hülfe und Freundschaft gesucht werden. Da man von den katholischen Orten nichts gutes und von den übrigen keine bedeutende Hülf erwarten könne, so sei der König von Frankreich der natürlichste Verbündete. — Vierzehn Tage nachher wurde der Antrag dem großen Rath vorgelegt und von ihm genehmigt, doch unter Bedingungen, welche die Commission mit den Gesandten besprechen solle. Gerade zwei Tage vorher hatte der französische Gesandte schriftlich dringend für die Werbung gesprochen und dagegen einen günstigen Salzvertrag hoffen lassen. Ganz naiv bemerkt daher ein Rathsglied in seinen handschriftlichen Memoiren: „Nimmt mich nur Wunder, wie er allzeit wisse, wann man hier Standessachen traktire.“ — Uebrigens verwarf der Botschafter die angebotenen Bedingungen, und die Sache unterblieb. Doch sieht man, wie schon damals die Parteien ihre eigenen Absichten und Wünsche unter den Eifer für das Wohl des Landes zu verstecken wußten. Auch hatte sich schon eine Opposition im Rathe hören lassen: „Man solle die Leute nicht um Salz verkaufen und Gott nicht durch Unterstützung eines unbilligen Kriegs gegen Glaubensgenossen erzürnen“ *).

Einen noch widrigeren Beleg der französischen Präponderanz gab ein späterer Vorfall. 1679 meldeten die Hauptleute des Erlachischen Regiments **), man habe gegen die Capitulation ihren Sold herabgesetzt. Hierauf sandte der Rath den Oberst von Muralt an den Hof mit dem Begehren, daß entweder der gewöhnliche Sold bezahlt oder das Regiment verabschiedet werde. Muralt berichtete bei seiner Rückkunft: der König habe erklärt, er glaube dies nicht, sondern erwarte, man werde bei diesem Beschlusse nicht bleiben; sonst würde er die Hauptleute kassiren, die Truppen aber zurückbehalten, den Bund und den Salzvertrag mit Bern aufgeben, die Verbindung mit dem Canton aufheben, und die Abgeordneten von Bern beim nächsten Besuch im Elsaß nicht zur Bewillkommung zulassen. „Weil man ganz von Frankreich umgeben sei,“

*) Erst 1678 wurde die Rekrutirung des Bernerischen Regiments erlaubt.

**) Auch dies nach denselben handschriftlichen Berichten.

zog der Rath vor, nachzugeben; doch wollte man den beschämenden Schein vermeiden; die Hauptleute wurden also bloß durch ihre Väter von Bern aus aufgefordert, sich in die Neuerung zu fügen, was jene vor Rath verantworten wollten. Dieses Benehmen lobte der französische Botschafter in den schmeichelhaftesten Ausdrücken und schloß mit der Versicherung: der König werde ihr Freund bleiben, „so lang sie also leben.“ Wozu ein Zeitgenosse *) bemerkt: „nämlich so lang sie alles thun, was der König will. Ist also der Anfang mit Drohen gemacht, und ist nicht zu zweifeln, dann daß dergleichen noch mehr folgen, und wir uns dem Joch nach und nach insensiblement werden untergeben müssen. Was Gott verhüte!“

Einiges Licht über die damaligen Umtriebe Frankreichs giebt uns ein Bericht des französischen Gesandten in der Schweiz, des Barons von Saint Romain, im Jahr 1676 **). Dieser Gesandte meldet unter anderm an seinen König: „Der (östreichische) Graf Casati erhielt von den katholischen Cantonen eine Truppenwerbung für Burgund (April 1673); zugleich wurde die Tagsatzung zusammengerufen, um den Entwurf zur Erweiterung des Erbvereins zu bestätigen. Auf dieser Tagsatzung durfte oder wollte keiner der eidgenössischen Gesandten mich besuchen. Die katholischen Cantone ließen die Trommel unter meinen Fenstern schlagen, um die Truppenwerbung zu beginnen, und doch brachte ich es dahin, daß die Verhandlungen abgebrochen und verschoben wurden. Die Gesandten des Cantons Bern, die damals noch sehr über uns erbittert waren, hatten dem Grafen schon schriftlich für ihren Canton zugesagt, doch gelang es mir, die gewonnene Zeit so gut zu benutzen, daß Bern förmlich das Versprechen seiner Gesandten mißbilligte. So hat dies Geschäft, das den Casati viel Geld und Schenkungen gekostet hat, völlig fehlgeschlagen. —— Die Freigebigkeit unsrer Könige ließ das Jahrgeld für einige

*) Im Archive zu Spietz unter dem Titel: „Etliche sonderbare, sowohl Standes- als Privatsachen und Begebenheiten, so sich von Ostern 1672, da ich das Glück gehabt, in die Zahl der Zweihundert angenommen zu werden, in der Stadt und auf dem Land zugetragen.“

**) In der Uebersetzung mitgetheilt in der Helvetia 1823. 1. Heft.

Cantone bis 18 oder 20,000 Franken anwachsen, was aber nicht aus Schuldigkeit geschah; streng genommen hat jeder Canton nicht mehr zu fordern als jährlich 3000 Franken.“ —

„Der Freiheitsgeist der Schweizer macht ihnen alle Verpflichtungen lästig, und sie wollen nichts davon wissen. Als ich äußerte: sie könnten ohne Verletzung des Bündnisses dies oder jenes nicht thun, zürnten sie und erwiederten mir: sie seien Souverains und niemand als sie habe in ihrem Lande zu befehlen. — — Sie sind kühn und hart gegen uns; dagegen behandeln sie das Haus Oestreich, das ihres Dienstes nicht bedarf, mit der größten Schonung. — — Die Jahrgelder und Gnadengeschenke, die man zu allen Zeiten den Privaten gegeben hat, hemmen oft den Gang unsrer Geschäfte. Denn alle diese Freunde suchen immer nur neue Hindernisse zu erregen, damit man ihnen für deren Beseitigung wieder Geld gebe. — — — Die Cantone konnten uns nicht verzeihen, daß wir den gegenwärtigen Krieg zuerst angefangen haben, weil sie denselben als eine Verschwörung gegen alle Republiken ansehen. Die Liebe zur deutschen Nation, zu welcher die Schweizer eigentlich gehören, und ihre Ehrfurcht vor dem deutschen Reiche macht sie sehr schwierig gegen uns. — — Als wir noch Bundesgenossen von Holland, Schweden und den übrigen Ketzern Deutschlands waren, hatten die protestantischen Cantone die beste Gesinnung für uns. — — Jetzt aber haben alle sich gegen uns vereinigt, und die katholischen und protestantischen Pfarrer predigen mit gleicher Erbitterung auf den Kanzeln gegen Frankreich. — — Laut sagen die Schweizer, jedes Volk habe von Frankreich alles zu fürchten; Frankreich hingegen habe nichts zu besorgen, so lange ein König, als Feldherr und Minister zugleich, an seiner Spitze stehe.“ — —

„— — Ich unterhielt einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit allen Freunden in den Cantonen, theils um genauen Bericht über alles einzuziehen, theils um ihnen schnell und unverfälscht die Neuigkeiten mitzutheilen. — — In allen unsern Angelegenheiten gab ich ihnen die Gründe an die Hand, womit sie unsre Sache in ihren Rathssitzungen verfechten sollten.“

Dann schildert der Gesandte den Zustand und die Stimmung in den einzelnen Cantonen: „Zürich ist und war zu

allen Zeiten am meisten auf Beobachtung einer strengen Neutralität versessen. Dieser Canton ist auch der eifrigste für seine Religion, und deswegen den Holländern sehr zugethan. Der Gewerbsfleiß und Ackerbau seiner Bewohner und seine Handelsverbindungen sind für uns fast unbesiegbare Hindernisse. — — Der Bürgermeister Hirzel benimmt sich auf allen Tagsatzungen sehr klug und gemäßigt, obgleich er für seine Person durchaus kein Jahrgeld oder Gnadengeschenk annehmen will.“ —

„Bern ist von allen Cantonen der mächtigste, zugleich aber auch der stolzeste und ungerechteste. Die besten Freunde, die wir dort haben, sind der Venner Willading, der Rathsherr Vinzenz Stürler und einige Verwandte von Offizieren. — — Die Schultheiße von Erlach und Frisching sind sehr eigennützig, und nur für Geld und gute Worte verstanden sie sich zu einigen Dienstleistungen. — — —“

„Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug sind alle mit Spanien verbündet. — Freiburg und Solothurn betragen sich am besten gegen uns. — — Basel wird meist von Bern geleitet; Schaffhausen von Zürich. — — Die Protestanten von Glarus und Appenzell benehmen sich gut. — — Der Bürgermeister Hirzel und der kleine Rath in Zürich sind für uns gut gesinnt. — In Bern zeigt der Rathsherr Stürler viel Eifer, und theilt mündlich alles mit, was im Canton vorgeht. Der Schultheiß Erlach ist eitel und eigennützig, und man muß ihn bei diesen beiden Leidenschaften fassen, wenn man ihn zur Thätigkeit bringen will. Der Schultheiß Frisching hat für nichts Sinn als für Geld und Religion; er ist veränderlich und man kann nicht immer auf ihn zählen, weil er der Bürgerschaft zu gefallen sucht. — — In Luzern und in allen katholischen Orten sind unsre Freunde sehr geldgierige Leute, auf die man sich fast gar nicht verlassen kann. — — Der Rathsherr Stockar von Schaffhausen steht in einigem Ansehen, ist aber sehr holländisch gesinnt. — — Der Schultheiß von Baden, Schnorpf, ist einer der trefflichsten Ehrenmänner in der Schweiz; er kann sehr nützliche Dienste leisten durch genauen Bericht über alles, was auf den Tagsatzungen vorgeht. Der Sekretär der Tagsatzung, Schindler, dient ebenfalls gut.“

„Im Allgemeinen haben die Schweizer wenig Sinn für Freundschaft und Anhänglichkeit. Sie sind alle sehr eigennützig und im Dienste träge“ *). —

Zweiundzwanzig Jahre später verfaßte der Oberst Stuppa einen ähnlichen Bericht über die Schweiz an den König (1698). Peter Stuppa war ursprünglich ein Schweizer; zu Chiavenna, damals zu Bünden gehörig, von protestantischen Eltern geboren, trat er frühe in französischen Dienst, änderte seine Confession, und schwang sich zum Generallieutenant auf. Sein Andenken bleibt gebrandmarkt, weil er in Frankreich nicht nur seines Vaterlandes vergaß, sondern sogar seine Kenntniß der Schweiz und seinen dortigen Einfluß an die Interessen Frankreichs verkaufte. Auch war er so verhaßt, daß er (1671) sich in der Schweiz nicht durfte öffentlich sehen lassen. Das Gemeine seines Charakters blickt in seinem Berichte überall durch, wo er mit Vorliebe Gehässiges und Verderbliches hervorhebt **).

„Die Jahrgelder — bemerkt er — welche die vier protestantischen Cantone beziehen, fallen in ihre Staatskassen. — Inzwischen, wie scharf auch die Verbote sein mögen, wird man doch immer einige zugängliche Privatpersonen finden, die sich hinreißen lassen — — nur muß es sehr geheim geschehen, weil keine Verzeihung zu erhalten wäre. — —“

„— — Es ist wichtig, daß man Zürich schone, weil sein Einfluß groß ist. — — Berns Verblendung gegen Frankreich ist gegenwärtig groß — — Doch ist sein Gebiet von Gex bis zum Schlosse Joux von Frankreich begränzt, und seine schlimme Aufführung könnte leicht bestraft werden. Daran würden die übrigen Cantone große Freude haben, besonders Freiburg, Solothurn, Wallis und der Bischof von Basel. Es ist ganz sicher, daß alle Cantone, selbst Zürich nicht ausgenommen, Bern sehr abgeneigt sind — — — Da in ganz Europa kein Staat sich in so glücklichem Zustande befindet als Bern, so muß es jedes störende Ereigniß fürchten. — — Das einzig sichere Mittel für den französischen Dienst in den katholischen Cantonen besteht darin, daß man dort die eifrigsten Anhänger von Spanien selbst anstelle, weil man um geringe Summen

*) Der Tadel aus diesem Munde ist nur ein halber.

**) Helvetia 1826. 3. Heft.

Geldes alles, was man nur wünscht, von ihnen erhalten wird. — — Da Freiburg den Schutz des Königs sehr nöthig hat, so hängt es nur von seinem Gesandten ab, diesen Canton, so oft es nöthig ist, zur Vernunft zu bringen." —

So sprach der feile Söldling von einem Vaterlande, das sich längst seiner schämte. Es ist ganz in der Art egoistischer Naturen, überall und bei allen anderen nur ihre eigene Triebfeder vorauszusetzen; und groß ist ihr Triumph, wenn sie sich so selten in ihrer Voraussetzung getäuscht finden. Stuppa war ein Eingeweihter dieses großen Welt-Ordens.

Es wäre nun hier vielleicht der passendste Ort, die Schicksale der Madame Perreganx einzureihen, weil sich an diesen der französische Einfluß wie die damalige Stimmung in Bern gegen Frankreich bezeichnend herausstellt. Allein da sie für die inneren Zustände und für die Sittengeschichte nicht minder bedeutend sind, so heben wir sie lieber für jenen Abschnitt auf, wo ihr Detail zur gleichen Zeit minder die Würde historischer Darstellung gefährdet.

In den Kriegen, welche Frankreich und Oestreich am Schlusse des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts führten, behauptete die Schweiz ihre Neutralität, einige Verletzungen des Baselschen Gebietes ausgenommen. — Sehr bemerkbar ist eine starke Reaktion gegen Frankreichs Einfluß; nur gieng dieselbe nicht immer aus dem reinen Bewußtsein vaterländischer Würde hervor. Allerdings waren viele gegen Ludwigs XIV. Politik mißtrauisch; andere hatte seine religiöse Verfolgungswuth erbittert; aber nicht wenige waren — oft ohne es zu wissen — in ihrem Eifer gegen Frankreich nur die Werkzeuge für die klug verdeckten Plane des Kaisers. Wie ernst es damit gemeint war, können wir aus dem Schreiben eines östreichischen Ministers an Leopold I. schließen *):

„Es ist rathsam — schreibt er — Ihr altes Vorhaben und Ihre gerechten Ansprüche auf die Schweizer immer vor Augen zu haben. Die Schweiz ist Ihr Vaterland und gleichsam die Wiege Ihres durchlauchtigsten Hauses. — — Euer Kaiserl. Majestät war die Denkungsart der Schweizer und die Art, wie

*) Meister II. S. 222, führt dies „politische Testament" aus Häberleins Staatsarchiv I. 2 an.

sie wieder zum Gehorsam gebracht werden können, besser bekannt als Ihren Vorfahren. Diese tapfern aber ländlichen Leute hassen Strenge und Verachtung. Unzufrieden mit einem Joche, welches ihnen mit Gewalt aufgelegt wird, werden sie sich selbst unter das Joch beugen, das man zu verstecken sucht. Hier sind glatte Worte und List nöthig. Diese Waffen haben Ew. Majestät in unsern Tagen zu ihrer Ueberwindung angewandt. — — Ihr Gesandter, der Graf von Trautmannsdorf, verdient wegen seines Betragens ein vorzügliches Lob; er bedient sich glatter Worte. So müssen Ew. Maj. sich betragen, bis sich eine Gelegenheit findet, wo Sie sich offenbar als Kaiser und Herrn zeigen können. Diese Gelegenheit muß nächstens gesucht werden. — — Ew. Maj. Minister müssen den Saamen der Zwietracht immer mehr ausbreiten. Durch kluge Rathschläge haben Ew. Majestät die protestantischen Orte schon von Frankreich abgewandt und gegen dasselbe gereizt. — — Der Ehrgeiz und das Mißtrauen der Protestanten ist größer; sie maßen sich eine größere Staatsklugheit an; sie sorgen, wie große Regenten, für die Zukunft; sie sinnen, wo möglich, auf eine unumschränkte Herrschaft über die andern Cantone. Je klüger sich jemand dünkt, desto leichter wird er gefangen. — In den protestantischen Orten muß man also das Triebwerk zuerst in den Gang bringen. Drum rathe ich, sie mit Anerbietung erdichteter Vortheile zu blenden. Lassen Sie Schweizerregimenter werben; ziehn Sie die Protestanten den Katholiken vor, so werden jene stolz, diese neidisch. — — Der scharfsinnige oder patriotische Theil der Schweizer wird leicht getäuscht werden. — — Kurz um die ehmaligen Unterthanen wieder dem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen, erniedrigen Sie sich selbst, vergessen Sie Ihre Würde und ziehen Sie eine andere Gestalt an; zeigen Sie sich ihnen wie ein Lamm; wenn aber in der Schweiz die Zwietracht ausbricht, dann ziehen Sie die Löwenhaut an; lassen Sie Ihre Armeen in die Schweiz dringen; Sie werden ohne Mühe siegen, und Ihr Recht wieder herstellen.“ — Am Schlusse bemerkt der Minister noch: „Alles, was ich hier geschrieben habe, wage ich das Ihrige zu nennen — die Frucht Ihrer Gespräche und Rathschläge, deren Sie mich würdig hielten.“ — Mag auch die Neigung für die Ausführung solcher Vorschläge unzweideutig

vorhanden gewesen sein — so förderte doch die Gunst der Umstände ihre Realisirung nicht; die Nation blieb selbst in ihren gefährlichsten Momenten (1712) vor diesem Abgrunde ihrer Selbstständigkeit bewahrt.

Würdig und in einem Geiste, der an die großen Tage der Vorfahren erinnert, handelte Bern und seine Verbündeten gegen Frankreich in den Angelegenheiten Neuenburgs. Als der Mannsstamm des über Neuenburg regierenden Fürstenhauses Longueville ausgestorben war, so entschied sich Neuenburg für die weibliche Linie jenes Hauses, und erkannte (1694) die Maria von Longueville, Wittwe des Herzogs von Nemours, als Fürstin an. Auf ihrer Seite stand auch Bern, so sehr auch Frankreich, das den Prinzen von Conti in seinen Ansprüchen auf Neuenburg unterstützte, darüber zürnen mochte. Bern zog seine kleine Besatzung zwar aus Neuenburg zurück, sammelte aber an verschiedenen Punkten seine Schaaren, als französische Truppen den Grenzen nahten; und die Herzogin blieb in ihrem Besitze ungekränkt. Mit ihr starb der letzte Sproß vom Hause Longueville. Somit begann von neuem der Streit um die Erbfolge. Zwischen den verschiedenen Bewerbern hatte ein aus den drei Ständen Neuenburgs gewählter Gerichtshof zu entscheiden; die Wahl fiel auf den König von Preußen als Erben der ehemaligen Oberlehensherrn vom Hause Nassau-Chalon-Oranien *) (1707). — Zum zweiten Male war also der französische Bewerber abgewiesen; in der Entrüstung hemmte Frankreich den Verkehr mit Neuenburg, und ließ Truppen anrücken; aber sofort sandte Bern Hülfe, besetzte seine Grenzen und auch Zürich rüstete sich zum kräftigsten Beistande. Auf diese Weise blieb Neuenburg für Preußen gesichert; im Utrechter-Frieden gab Frankreich seine Ansprüche auf.

*) Meyer II. S. 117.

Siebzehnte Vorlesung.

Ein prüfender Rückblick auf die Begegnisse, in welchen unser Vaterland mit dem Auslande in Berührung kam, wies uns eine ernste Schattenseite in den Züchtigungen der Parteikämpfe Bündens; in den wiederholten Störungen unsrer Neutralität und in den regen Einwirkungen einer oft mit verderblichen Waffen kämpfenden fremden Diplomatie. Doch auch eine erfreuliche Lichtseite gab sich uns zu erkennen in der von Europa ausgesprochenen Anerkennung schweizerischer Unabhängigkeit; in dem religiösen Brudersinne, der über der Noth der Glaubensverwandten jede engere Rücksicht hintansetzte, und endlich in dem Nationalgefühle, das gegen herrische Anmuthungen mehrmals kraftvoll hervortrat.

Wenden wir den Blick, der bisher auf der Stellung nach Außen verweilte, nun zurück auf die inneren Verhältnisse: so begegnet uns hier ein wenig erfreuliches Gemälde; zumal in der ersten Reihe der innern Zustände, in welcher wir das gegenseitige Verhältniß der beiden politischen Hauptmassen in der Schweiz betrachten wollen.

Schon im vorigen Jahrhunderte sahen wir, wie die Schweiz sich in zwei fast völlig getrennte Staaten, einen reformirten und katholischen, zerspaltete; im Fortgange der Zeit hatte sich diese Spaltung nicht etwa gemildert, sondern starrer als je fixirt und eingelebt. Dies rief eine Spannung und eine Gereiztheit der widerwärtigsten Art hervor. Es war nicht genug, daß gegen das Ausland eine entgegengesetzte Politik herrschte; keinen Schritt konnte man in den heimischen Verhältnissen thun, ohne von der andern Seite die gehässigste Mißdeutung zu erfahren. Mißtrauen und Argwohn waren recht eigentlich die Augen, mit denen man sich ansah; was konnte daraus

anderes hervorgehen als Verstimmung, Bitterkeit und Groll? Im Menschenleben trägt aber ein jedes Verhältniß schon den Keim des sichern Todes in sich, sobald die Betheiligten von dem engen Standpunkte einer bloßen, klügelnden Berechnung ausgehen, die sich allein im Auge hat. Nur wenn der Mensch sich selbst gewissermaßen aufgiebt an einen gemeinsamen Zweck — nicht etwa sich daran aufgiebt, um sich zu verlieren, nein, vielmehr um in der Aneignung einer würdigeren Bestimmung sich selbst erst recht zu finden — nur dann ist er auf den Boden gestellt, auf welchem sein Thun wahrhaft fruchtbar werden kann. Diese Hingabe des Menschen an eine höhere, seine Persönlichkeit verklärende Aufgabe — nennen wir Liebe; und so ließe sich denn unser obiger Ausspruch anders auch so ausdrücken, daß der Mensch nur dann zur freien Wirksamkeit eines gesicherten Daseins gelange, wenn sein Herz die Schranken einer sinnlichen Begehrlichkeit durchbrochen und in der Liebe eines Höheren sein Ziel erkannt hat. Ja, alles Schöne und Große, was je bleibend auf die Menschen wirkte, ward in seiner ersten und reinsten Quelle durch Liebe in's Leben gerufen. — Sie werden mich nicht mißverstehen, als ob ich dem Leben in stilleren und engeren Kreisen seine Würde absprechen wollte; als ob ich etwa nur eine Wirksamkeit, die in's Große und in's Weite geht, für bleibend und des bessern Menschen würdig anerkennte — vielmehr erkenne ich gerade in dieser jetzt so verbreiteten Ansicht einen Hauptgrund des unbefriedigten Jagens und Strebens, an welches die Menschen ihr Leben verschwenden. Wohl bleibt es wahr für alle Ewigkeit, daß nur Liebe unser Gemüth beglückt und unser Wirken segnet; Liebe nicht in dem beschränkten Sinne träumerischer Tändelei, auch nicht in der gespanntern Bedeutung des Enthusiasmus für eine Welt-Aufgabe; nein, — wie gesagt — Liebe ist nur die Hingabe des Gemüthes über unser Ich hinaus, sie ist das Aufgehen unsrer Persönlichkeit in einem uns veredelnden Gegenstande. Auch in den stillsten und ungekanntesten Kreisen, in den anspruchlosesten Verhältnissen ist diese liebevolle Fassung des Gemüthes möglich, und überall ist ihr derselbe Segen zugesichert. Findet sie ja doch ihr nächstes und heiligstes Gebiet in dem ruhmlosen Leben im häuslichen Kreise; und wer in den Beziehungen des Familienlebens, wo Mensch

unmittelbar zum Menschen steht, — wer da nicht über sein selbstisches Ich hinauszugehen lernt: der bleibt ein kalter Schwätzer, auch wenn er sein Leben lang von Weltbeglückung spräche. Dieselbe Kraft des Gemüthes nun, welche die Lust an uns selber umwandelt in die Liebe zur Familie — dieselbe Kraft steigert unsre Liebe zum Gemeingefühl für Wohl und Weh der Vaterstadt und des Vaterlandes; wer sich dazu berufen weiß, setzt in die unmittelbare Förderung derselben die Aufgabe seines Lebens; und jeder soll sich wenigstens bewußt werden, wie sein Dasein mit dem Wohl seines Landes mittelbar zusammenhange. — Doch wie rein auch der Trieb für die Familie sein mag, wie sehr auch die Hingebung an die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes den Menschen hebt — diese Liebe bleibt doch immer eine irdische; wohl hebt sie hinweg über die trübe Selbstsucht des eigenen Ichs (und daß sie dies thut, das ist ihr Adel); aber von einem anderen Gesichtspunkte angesehen, bleibt sie nur eine edlere Erweiterung unsrer Selbstliebe; da man in der Familie, in der Vaterstadt, im Vaterlande doch sich selber mitliebt. Diese Liebe — so schön sie auch selbst als eine sittliche Erscheinung sich darstellt — trägt also das Siegel der Vergänglichkeit auf ihrer Stirne, und eben diese Gefährdung ihrer Fortdauer ist ihr schmerzlichster Stachel. Und giebt es hiefür keinen Trost? — Wohl giebt es einen, der nicht trügt; denn eben jenes Bedürfen einer dauernden Liebe heischt und erzeugt die Hinwendung des Gemüthes zu einem Ewigen und Bleibenden; diese Stimmung des Innern heißen wir Religiosität. Nicht mehr um ihrer selbst willen liebt der Religiose Familie und Vaterland, wie jedes menschliche Gute und Hohe — sondern er liebt sie um eines Höheren willen, worin er seine endliche Bestimmung sieht. Mit einem Worte: das Irdische wird ihm Mittel und Erziehung für das Himmlische. Dieser religiöse Sinn, dessen Frucht in unserm Innern aufgeht als Läuterung und Friede, versteht sich aber erst und vollendet sich auf dem christlichen Gebiete; nur hier findet die höchste Liebe auch ihre höchste Garantie; in einem solchen Boden wurzelnd verschönt und verklärt sie jedes andere Verhältniß und jedes menschliche Thun. So ergäbe es sich als Schluß dieser Betrachtung, daß die höchste Erscheinung im Menschenleben das ursprüngliche

Walten der Liebe sei, und daß nur in ihr jedes Streben seinen Frieden und seine dauernde Geltung finde.

Knüpfen wir nun wieder an jene historische Beobachtung an, die uns zu dieser aus der Sittenlehre und der Religionsphilosophie entlehnten Parenthese veranlaßte: so sahen wir dort, wie das Verhältniß der beiden Parteien in der Schweiz jenes höheren Charakters gänzlich ermangelte. Die personifizirte Liebloßigkeit führte das Wort zwischen Katholiken und Protestanten — und die natürliche Folge war, daß man sich gegenseitig bewachte mit einem Herzen voll Argwohns und mißdeutender Voraussetzungen.

Streitigkeiten, Neckereien und endlich einige Thätlichkeiten zwischen den reformirten Bauern im Thurgauischen Dorfe Gachnang und ihrem katholischen Gerichtsherrn, Hektor von Beroldingen (aus Uri), reichten hin (1610), daß die fünf Orte und Zürich sich rüsteten, und daß auf einigen Tagsatzungen und Conferenzen mit Mühe ein kümmerlicher Vertrag vermittelt wurde *). — Die streitige Errichtung eines Altars zu Lustorf durch den Abt von Fischingen und die Erbauung einer reformirten Kirche zu Utweil (1645) hätten beinahe dieselben Folgen gehabt. — Zwischen Bern und Solothurn war die Erbitterung auf's höchste gestiegen, als 1632 die durchziehenden Berner in der Clus (Engpaß) von Ballstall durch einen Haufen Solothurner-Bauern unter der Anführung zweier Vögte meuchlerisch überfallen wurden. Die Eidgenossen verhinderten einen offenen Bruch. — Schon früher erwähnten wir, daß in Bünden und im Thurgau katholische und reformirte Heere drohend sich gegenüber standen. Leicht war es also vorauszusehen, daß ein Schwert, einmal in der Scheide so locker geworden, endlich doch noch gezückt werden müsse, um dann mit Bruderblut befleckt in die Scheide zurückzukehren. Wie zweihundert Jahre früher im alten Zürcherkriege, so gaben auch jetzt Zürich und Schwyz den Anlaß zu dem unseligen Kampfe.

Die erste Ursache des Streites war die religiöse Intoleranz von Schwyz. Im September 1655 erschienen zu Zürich zweiundzwanzig Personen von Arth, die wegen protestantischer

*) Der Gachnanger-Handel, beschrieben von einem Zeitgenossen. Abgedruckt in der Helvetia 1826, IV. und bei Hanhart IV. 92.

Ueberzeugungen sich einer bevorstehenden Verfolgung durch die Flucht hatten entziehen wollen. Zürich nahm sich ihrer bereitwillig an, und forderte von Schwyz die Verabfolgung ihres Vermögens. Schwyz antwortete damit, daß es die Verwandten der Entflohenen ins Gefängniß warf; vier von diesen wurden hingerichtet, einige der Inquisition zu Mailand übergeben. — Berief sich Zürich auf das Eidgenössische Recht, so stützte sich Schwyz auf seine unbedingte Souverainetät. Besetzte Zürich seine Grenzen, so rückten die kathol. Orte in Bremgarten und Mellingen ein. Es war klar: von beiden Seiten wollte man den Krieg und knüpfte weitaussehende Hoffnungen daran; Drohworte Einzelner zeigten, was man im Herzen trug. Mit stolzer Hinweisung auf kaiserliche Hülfe verließen die kathol. Gesandten die Tagsatzung zu Baden, und eilig beschloß der große Rath zu Zürich den Krieg mitten im Winter, und zwar ohne Bevollmächtigung im Namen der evangelischen Stände. Mit ungewöhnlicher Vollmacht versehen, rückte (7. Januar 1656) der General Werdmüller vor Rapperschwyl, wo aber eine katholische Besatzung durch Muth und Ausdauer alle seine Bemühungen vereitelte; sogar ein Zuzug von Spaniern (200 Mann) wirkte zur Vertheidigung mit.

Während die Hauptmacht der Zürcher unklug an die Belagerung Rapperschwyls vergeudet wurde, setzten sich die Streitkräfte der Berner im Aargau in Bewegung, nachdem die Pässe gegen Freiburg, Solothurn und Entlibuch besetzt worden *). Das Verderben der reformirten Heere war ein unglaublicher Leichtsinn im Vernachlässigen der nöthigsten Vorsichtsmaßregeln; es war derselbe Geist, wie einst bei Kappel und auf dem Gubel, und die Folgen waren so schmählich wie damals. Nur ein glücklicher Zufall rettete die Zürcher, die sorglos nicht ahneten, daß die Besatzung zu Bremgarten in der Nacht einen Ueberfall gegen sie ausführen wollte; allein der Anblick eines seltsamen

*) „Villmerger-Aktion vom Jahr 1656, beschrieben vom Stadtschreiber Spillmann von Brugg, der selbst bei der Aktion gewesen.“ In der Helvetia 1823. Sammlungen über 1656; Beschreibung des Rapperschwyler-Kriegs, von Steiner; Beiträge zum Rapperschwyler-Krieg — sämmtlich in der v. Müllinenschen Bibliothek.

über den Weg laufenden Thieres schreckte die Krieger so sehr, daß sie (wahrscheinlich aus Aberglauben), trotz aller Abmahnungen ihres Anführers, unverrichteter Sache wieder nach Bremgarten zurückkehrten. Blutiger mußten die Berner ihre Sorglosigkeit büßen. Mehr als 8000 Mann stark, standen sie in der Nähe von Villmergen, ohne zu wissen, daß die Luzerner und die Bewohner des Freien-Amtes, im ganzen über 4000 Mann unter Christoph Pfyfer kampffertig bei Wohlen standen. Einige Aargauer waren auf feindliche Schildwachen gestoßen, und hatten einige Schüsse gewechselt; hiefür ließ sie der General von Erlach gefangen nehmen, ohne sich durch die Nähe der Feinde warnen zu lassen. Diese dagegen glaubten sich durch jene Kundschafter verrathen, und eilten — um keine Zeit mehr zu verlieren — zum ungesäumten Angriffe. Sie gewannen eine vortreffliche Stellung, von wo sie auf die Berner zu feuern begannen. Im Beginne des Treffens hatte der Luzerner Oberst Pfyfer einen Brief erhalten, der ihm eine Schlacht untersagte. Allein uneröffnet steckte er ihn zu sich, mit der thatenlustigen Bemerkung, daß er zum Lesen jetzt keine Zeit habe. — Muthig stürmte eine Fahne der beiden Städte Aarau und Brugg gegen die sichere Stellung des Feindes hinan; zweimal gelang es, denselben zurückzutreiben, endlich waren diese Tapferen zum Rückzuge genöthigt, weil ihr Gewehrfeuer dem Feinde nicht schadete und das Geschütz in unbehülflicher Entfernung stand. Jener Rückzug galt den Luzernern als Flucht; deshalb sie mit Heftigkeit auf die Berner eindrangen. Alle Umstände trafen zusammen, um ihnen einen schnellen Sieg zu bereiten. Von ihrem Geschütze hatten die Berner endlich zwei Stücke in die Schlachtreihe gebracht; doch nur zweimal wurden dieselben losgebrannt, weil es — an Pulver fehlte. Von den Offizieren waren mehrere nicht auf ihrer Stelle, andere verließen feig den Kampfplatz unter dem Vorwande, neue Truppen herbeizuführen. Beim Andrange der Luzerner bemächtigten sich Schrecken und Verwirrung der Bernerischen Hauptmacht; sie löste sich vor dem viel geringern Feinde in wilde Flucht auf. In diesem Augenblicke trafen unter Hans Jakob von Erlach und dem Venner Frisching eilf Compagnien frischer Truppen ein; aber auch diese ließen sich thatlos von dem flüchtigen Schwalle fortreissen; mit gerechtem Unwillen erzählt einer der Mit-

kämpfer *): „Ein rauschend Blatt hat sie sowohl als uns, die wir lang im Feuer gestanden, zu fürchten und zu fliehen gemacht.“ Der Sieger theilte sich nun in zwei Haufen; mit dem einen verfolgte er die Geschlagenen; mit dem anderen griff er die Bernerische Abtheilung an, welche in einem nahen Weinberge zur Deckung des Rückzuges aufgestellt war; nach tapferem Widerstande wurde auch diese geworfen. Etwa 600 Todte, 400 Verwundete, viele Kanonen, Wagen, Fahnen, nebst der Kriegskasse und Kanzlei ließen die Besiegten auf dem Schlachtfelde von Villmergen zurück. Für Erneuerung des Kampfes waren am folgenden Tage viele im Berner-Heere gestimmt, vorzüglich die Aargauer, die doch in der Schlacht am meisten gelitten hatten. Aber man verlegte die Truppen um Lenzburg und den Hallwyler-See herum. — Inzwischen hatten die Zürcher und ihre Gegner durch verwüstende Streifzüge den Krieg fortgesetzt, bis man sich nach Abschlusse eines Waffenstillstandes endlich auf dem Tage zu Baden zu einem Vergleich verstand, an dem die unparteiischen Orte, Basel, Freiburg und Solothurn vorzugsweise arbeiteten (7. März 1656). Eine allgemeine Amnestie wurde ausgesprochen, und die ungeschmälerte Souverainetät eines jeden Ortes auf seinem Gebiete anerkannt.

Mißmuth und Argwohn im Herzen zogen die Berner in die Heimath zurück; man sprach — wie immer nach einem solchen Ausgange — von Verrätherei der Anführer. Am besten schildert die Volksstimmung der Bauer von Brechershäusern **). „Es entstunde ein große Klag und Unwillen zu Stadt und Land ab etlichen Hauptleuten, sonderlich ab dem General von Erlach wegen der schlimmen Aufführung oder vielmehr Verführung ein (eines) so versehenen Volkes. Dieser General wurde verschmäht von jedermann, und noch etwan drei oder vier Hauptleute wegen des großen Verlurts, den sie gar wohl hätten verhüten können; deswegen sie von Freunden und Feinden in große Verachtung gekommen, daß sie sich so schlecht gehalten. ——— Die Berner sind ganz heroisch ausgezogen, aber traurig wiederum heim; und unserm Hauptmann Wild ist

*) Stadtschreiber Spillmann.

**) Handschriftliche Chronik des Bauern von Brechershäusern, Jodokus Joß.

auch viel verkleinerlich geredt worden; man hat ihm wenig Wyn (Ehrenwein) verehrt als er heim kam.“ — In ähnlichem Sinne sagt Jakob Venner, Dekan zu Bern *): „Dieser Krieg hat weder Nutz noch Ehr gebracht; wäre auch nit fürgenommen worden, wäre nit ein Anreizung vorgangen bei denen, die zu kriegen Lust hatten. Die Friedliebenden mußten zwar den kürzeren ziehen; aber der blutige Ausgang hat sie zum Triumph, die andern aber zu Schanden gemacht. — — Man hat sich bereden lassen von kriegsüchtig Leuten, und ist man von dem ersten wohlgefaßten Rathschluß gewichen.“

In Bern war der Unwille und Argwohn wegen der Niederlage so groß, daß der General Siegmund von Erlach sich über sein Verhalten verantworten mußte. Unter anderm hatten die Bürger über folgende Punkte Aufschluß verlangt: „Warum sind die, so gewarnt: der Feind sei vorhanden, an Eisen geschlagen worden? — Warum hat man die Soldaten so tyrannisch traktirt? ja redliche Bürger, den Schultheißen von Aarau u. a.? — Ob man mit Ehren gewichen, eh es die Noth wohl erfordert u. a.?“ — Doch wußte sich der Angeschuldigte zu rechtfertigen, „daß er allen Argwohn zu Schanden gemacht“ **).

Dieß war der Ausgang eines Krieges, dessen Ursache, Führung und Erfolge gleich unerquicklich sind — ein Schattenzug in der Geschichte unsrer Nation. — Man könnte sich damit vielleicht noch versöhnen, wäre nur eine Entladung des alten Grolles daraus hervorgegangen; aber auch nach diesem Erfolge sehen wir uns umsonst um. Man zankte sich von neuem; griff von neuem bei jedem Anlasse ans Schwert, und ließ es endlich ein halbes Jahrhundert später (1712) zum abermaligen blutigen Ausbruche kommen.

Zeugniß von der fortdauernden Spannung giebt der sogenannte Wigoldinger-Handel (1664). Spanische Rekruten unter einem Luzernischen Werber hatten sich im reformirten Thurgau unter anderm Muthwillen Störung des Gottesdienstes erlaubt.

---

*) „Jakob Venners von ihm selbst geschriebene Lebensgeschichte oder Tagebuch.“ In der Müllinenschen Bibliothek.

**) Dies meint der Geschlechtsrodel derer von Erlach, im Archive zu Spiez.

Diese Ausgelassenheit wurde von den durch Gerüchte mißleiteten Bauern der Gemeinde Wigoldingen blutig bestraft. Strenge wollten dieß die katholischen Orte rächen; aber das Volk im Thurgau und im Canton Zürich nahm die Gefährdeten in Schutz. Schon standen die Truppen der fünf Orte und Zürichs wieder gegen einander an den Grenzen, ja Zürich ließ schon durch eine Gesandtschaft (den Chorherrn Hottinger) an protestantischen deutschen Höfen und in den Niederlanden um Hülfe an Truppen und Geld werben; doch gelang noch Vermittelung. Von den Wigoldingern mußten einige mit dem Leben, die Gemeinde mit einer großen Summe büßen *).

Einen ähnlichen Ausgang hatte die unter eben so drohenden Aussichten geführte Wartauer-Streitigkeit (1695). In der reformirten Gemeinde Wartau in Sargans hatte der Landvogt Reding wieder katholischen Gottesdienst halten lassen, weil sich einige katholische Familien vorfanden. Dies wollten Zürich und Glarus nicht gestatten; man stritt sich auf Tagsatzungen, und — wie nun einmal leicht vorauszusetzen — man besetzte die Grenzen und rüstete sich. — Doch erhielt die Vermittelung der Unparteiischen noch den Frieden; eben so in dem Streite der Stadt und des Abtes von St. Gallen (1697), wo eine mit erhobenen Fahnen und Kreuzen (und dieser Aufzug war nicht erlaubt) durch die reformirte Stadt ziehende Prozession die Veranlassung zur Bewaffnung und Aufregung beider Parteien wurde.

Eine solche Stimmung, die den Keim zu üppig fortwucherndem Unfrieden in sich trug, kam endlich im Toggenburger-Kriege zum Ausbruche; obgleich dieser Krieg der Zeit nach erst in das nächste Jahrhundert fällt (1712), so verweist ihn dagegen sein Charakter unbestreitbar in die Reihe der bisher dargestellten Conflikte. Der Toggenburger-Krieg ist nur der letzte Akt eines unseligen Drama, das wir als ein wesentliches Element des siebzehnten Jahrhunderts bezeichnen. Jenes Drama war ein Brett am Sarge der alten Eidgenossenschaft.

---

*) Helvetia 1829: Der Wigoldinger-Handel; Hans Jakob Lavaters, Pfarrers zu Gachnang, Darstellung; Zürichs Unterhandlung mit dem Auslande, aus Hottingers Tagebuch mit Beifügung der Akten.

Schwer ist die Aufgabe, jenen Bürgerkrieg in seiner wahren Gestalt mit Enthüllung seiner eigentlichen Triebfedern darzustellen; zu verdeckt oder zu verwoben sind manche von den bewegenden Grundkräften, welche dabei mitwirkten. Veranlassung der Verwickelung und des endlichen Kampfes wurde — so scheint es — die Vertheidigung urkundlicher, gesetzlicher Rechte (des Toggenburgs) gegen die Eingriffe eines despotischen Landesherrn (des Abts von St. Gallen); eine Vertheidigung, die anfänglich von den Bedrängten geführt, nachher Sache der reformirten Hauptmächte, Zürich und Bern, wurde. Auf der andern Seite stand Schwyz nebst seinen katholischen Verbündeten mit dem deutlich hervortretenden Streben, zuerst nach politischem Einflusse im Toggenburg, dann nach Beschränkung des eingreifenden Einflusses der Reformirten. So gestellt, möchten die Ursachen des Kampfes nicht in unwürdigem Lichte erscheinen; doch die Wahrheit erlaubt nicht, hiebei still zu stehn. Wie — nach dem Ausspruche eines tiefsinnigen Schriftstellers — der Charakter jedes bessern Menschen oft hin und her schwankt zwischen einem ideellen Urbilde und einem trübenden Zerrbilde: gerade so weisen uns die meisten bedeutenden Ereignisse einen solchen reinen Grundtypus unter mannigfachen oft verunstaltenden Umbildungen. Auch in dem Bürgerkriege, von dem wir zu sprechen haben, blieb es keineswegs bei jenen uneigennützigeren Staatszwecken, die man in den Vordergrund schob. Vielmehr verwandelte sich der Kampf der Toggenburger für ihr hergebrachtes Recht in die Lust nach einem völlig neuen Erwerbe gänzlicher Unabhängigkeit; die Hülfe der reformirten Stände nahm die verdächtige Natur der Eroberungslust an; so wie auch unter der anscheinend uneigennützigen Theilnahme der katholischen Orte selbstsüchtige Plane gleicher Art verborgen waren. Die Religion mußte theilweise ihren heiligen Namen dem schnöden Werke weltlicher Politik leihen. In den katholischen Orten steigerte die Meinung: man streite gegen die herrschsüchtigen Feinde des alten Glaubens, die Kampflust des Volkes bis zum Fanatismus, und führte sogar zu den wildesten Exzessen demagogischer Rohheit. Als das Kriegsglück gegen diese Tendenz entschieden hatte, erhob sich durch Einmischung des Auslandes noch die letzte Schwierigkeit. — All diese verschiedenen Plane und Bestrebungen waren

in der Wirklichkeit eng in einander verschlungen; wo sie erkennbar hervorblicken, ist es meine Aufgabe, darauf hin zu weisen.

Schon einmal (im alten Zürcher-Kriege) war aus Anlaß der Landschaft Toggenburg unter den Eidgenossen ein blutiger Bürgerkrieg ausgebrochen, ohne daß das streitige Land den Parteien als Frucht des Kampfes zugefallen wäre. Mit schlauer Schnelligkeit hatte der damalige Abt von St. Gallen das Toggenburg an sich gekauft und dem Lande bedeutende Freiheiten vergönnt. Von da an bestand aber die Politik der Aebte meist in Schmälerung der Volksrechte; ein Bestreben, welches unter dem Abte Leodegar Bürgisser von Luzern seinen Höhepunkt erreichte. Dieser geistliche Fürst trug in seinem Herzen die treulose und gewaltthätige Politik, welche als diejenige Ludwigs XIV. bezeichnet wurde. Gegen ihn erhob sich der Widerstand der in ihren Rechten Gekränkten; sie standen im Landrechte mit Glarus und Schwyz; dort suchten sie Hülfe gegen ihren Landesherrn. Schwyz überwand aus politischen Rücksicht seinen Widerwillen gegen die großen Theils reformirte Bevölkerung des Toggenburgs: „Auch wenn sie Türken und Heiden wären — erklärte die Schwyzer-Landsgemeinde — so sind sie doch unsre Verbündeten, und wir sind ihnen Hülfe schuldig.“ 1703 wurde das Landrecht erneuert. Klagend rief der Abt Eidgenössisches Recht an; die Angelegenheit wurde zu einer verwickelten Streitsache; und während der Zeit der Verwickelung änderte sich der Stand der Parteien. Zürich und Bern traten nämlich auf Seiten Toggenburgs angeblich zum Schutze der Religionsfreiheit und der politischen Rechte des Landes; und unter dem Schirme dieser beiden Stände konstituirte sich im Toggenburg eine Landesregierung für die Behauptung jener Rechte (1707). Dieses Einschreiten der zwei reformirten Stände machte die ohnehin schon vom Abte bearbeiteten katholischen Orte zu offenen Gegnern der Toggenburger. Blutig beurkundete sich die Wendung der Dinge zu Schwyz, wo der Landvogt Stadler, ein Freund der Toggenburger, „als Verräther“ hingerichtet wurde. (1708.)

Schon im Anfange des Jahrs 1709 überreichte der östreichische Gesandte eine Note an Zürich und Bern, worin der

Kaiser droht *): „Da die Mißhelligkeiten im Toggenburg bereits dahin angewachsen, daß die Unterthanen gegen ihren Herrn beinahe allen Gehorsam verlieren, ja sogar die ihm unstreitig gebührende hohe Obrigkeit mit eigenmächtiger Einführung unabhängiger Civil- und Criminalgerichte völlig umkehren und zernichten wollen: so können wir diesem Unwesen nicht länger gleichgültig zusehen" u. s. w. Darauf antworteten Zürich und Bern unter anderem: „Unser Zweck geht einzig auf die Erhaltung der Ruhe; nur verlangen wir, daß die Toggenburger wieder in ihren Primordial-Zustand und in den Besitz ihrer ehmaligen Freiheiten eingesetzt werden" u. s. w.

Zunächst war noch gefährlicher als die Drohung des Kaisers der Zustand des vom Abte losgerissenen Toggenburgs. Das Volk war seiner Freiheit nicht gewachsen, alle Gefahren und Entartungen der Demokratie kamen dort zum frühen Ausbruche. Der religiöse wie der politische Faktionsgeist zerriß das Land und fast jede Gemeinde desselben. Darunter litt der Rechtszustand in erschreckendem Maße, jeder Bestand schwankte; Raufereien, ja Todtschläge erfolgten; verschiedene Interessen durchkreuzten sich; Demagogen hoben sich und fielen, oder bekämpften sich gegenseitig; mit entfesselter Willkür machte das mitunter frevelhaft mißleitete Volk von seinen zum Theil nicht mehr eingelebten Freiheiten Gebrauch. Mit Umsicht und Planmäßigkeit handelte nur der Zürcherische Advokat Naßholz, ein Emporkömmling, aber, wie wenige, zum Mann des Volkes geeignet. Zürich und Bern hielten ihn so hoch, daß er sich als ihren Bevollmächtigten betrachten konnte. Und doch konnte sogar dieser kluge und kräftige Mann, seiner Popularität und des Zürcherischen Schutzes ungeachtet, einigemal mit Mühe den thätlichsten Mißhandlungen im Toggenburg entgehen. Solche Verwirrungen boten dem Fürst-Abte die willkommenste Gelegenheit, die verworrene Masse für seinen Zweck zu bearbeiten; vorzüglich gelang dies bei einem großen Theile der katholischen Bevölkerung, die durch ein politisches Interesse bis jetzt an die Reformirten geknüpft worden war. Die thätigsten Werkzeuge des Abtes für jenen wohlberechneten Plan waren die

*) S. Meister III., S. 41, nach der „Information von den Toggenburger-Freiheiten und den darüber entstandenen Irrungen. 1713."

katholischen Geistlichen und verschiedene Volksführer, die der Abt zu gewinnen wußte, die einen durch reiche Heirath, die andern durch Geld, oder welche sonstige Mittel sich wirksam erweisen mochten. Durch diese vom Abte glücklich ausgeführten Maßregeln war der Aufstand innerlich gebrochen; er war vernichtet, wenn Zürich und Bern jetzt nicht thätlich eingriffen. Diese erkannten die Bedeutung des Augenblicks, und beschlossen eine bewaffnete Einmischung im Toggenburg. Im Zürcher-Rathe waren es meist die jungen und kriegslustigen Mitglieder, welche für jene Maßregel stimmten, und manche Eiferer unter den Geistlichen vergaßen auf den Kanzeln so sehr ihres Berufes (der gegen einen ganz andern Feind zu kämpfen hat), daß der zelotische Antistes Klingler aufs heftigste in seiner Predigt gegen die friedlich gesinnte Partei donnerte; selbst der Verdächtigung des geheimen Katholizismus schämte man sich nicht. Ueber diese ungeistlichen Wühler, welche den Namen ihres Meisters entehrten, spricht die Nachwelt ihr strafendes Urtheil. An diesem wilden Eifer nahmen die Berner-Geistlichen nicht unbedingt Theil. Einer von ihnen, Pfarrer Dachs von Hindelbank, predigte zwar am Pfingstfeste würdig eines Klinglers, aber nicht des Geistes, der aus Gott ist; er äußerte in seiner Feldpredigt *): „Heute noch giebt es geistliche Amelekiter, Moabiter, feuerspeiende Esauiter, mordblasende Pfaffen, schwarze Berchtholdsbrüder, die mit jenem Bluthunde Caligula wünschen, daß alle Reformirte nur einen Hals haben. Alle Jahre speit noch der römische Bischof seine Bannstrahlen wider uns mit ausgelöschten Kerzen, weil wir das Malzeichen des Thiers nicht an unsre Stirne nehmen wollen.“ — Doch viele der angesehensten Männer, Geistliche wie Weltliche, dachten zu Bern ganz anders; der Zürcherische Resident in Bern, Rathsherr Escher, erzählt: daß mehrere Geistliche ihm erklärten: sie und viele Bürger hätten schwere Zweifel: ob dieser Krieg auch wirklich rechtmäßig sei? Sie wünschten sehr, daß man einen gründlichen Bericht öffentlich mache. — Energisch sprach und handelte dort der Schultheiß Willading für den Krieg.

Zuerst griff man im Toggenburg zu den Waffen; der Landrath ließ die Klöster St. Johann und Magdenau besetzen (12. April 1712) und erklärte diese Maßregel bloß als Nothwehr

*) S. Meister III., S. 92.

gegen die Eingriffe des Abts. Schon am folgenden Tage erschien auch das Manifest von Zürich und Bern *): „Wir haben — so äußern sie sich — aus Fried- und Billigkeit-liebendem Gemüthe nicht anders gekonnt als den bedrängten Toggenburgern auf ihr so sehnliches Verlangen und in genugsamer Erwägung ihrer erlittenen Drangsale — zu Trost und Hülfe zu kommen u. s. w.“

Nun frug es sich, ob man dieser Einmischung Zürichs und Berns zusehen wolle, oder ob ein Bürgerkrieg seine Folge sein werde; für das letztere gab Schwyz den Ausschlag: am 17. April forderte es die katholischen Stände zum Beistande des Abtes auf. So geschah es, daß die demokratischen Länder Bundesgenossen eines Fürsten wurden, der nach absoluter Herrschaft trachtete, während die Aristokratien Bern und Zürich für die demokratischen Interessen der Unterthanen jenes Fürsten zum Schwerte griffen. Doch — wie schon angedeutet — die monarchischen und demokratischen Interessen in St. Gallen waren das bloße Stichwort, hinter welchen sich viel umfassendere Bestrebungen der zwei Hauptparteien in der Schweiz verbargen. Wie einst in Griechenland war das eigentliche Triebrad dieses Bürgerkrieges der Kampf um die Hegemonie. Soll die reformirte oder die katholische Schweiz nach innen und außen die Uebermacht haben? Das war die bewegende Grundfrage. — Schon 1711 hatte Luzerns Gesandter auf einer katholischen Konferenz erklärt: „Ueberall spielen Zürich und Bern den Meister. Heute ist es an St. Gallen, morgen an dem Bischof von Basel und dann sofort an einem anderen. Diese mehr und mehr anwachsende Willkür und Uebergewalt ist nicht länger zu dulden.“ — Sobald Zürich offen zu handeln anfieng (1712), so schrieb Schwyz an Luzern: „Obgleich der kalvinische Geist seit geraumer Zeit im Toggenburg in Zürcherischer Landestracht und Livree eben so unbefugt als scandalos

*) „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von 1707 bis 1712, urkundlich dargestellt von Franz Joseph Meyer von Schauensee, Mitglied des täglichen Raths der Stadt und Republik Luzern.“ Helvetia 1827. — Andre Quellen: Beschreibung des Toggenburger-Geschäfts von Nabholz. — Sammlung von Privatbriefen über den Krieg von 1712. — In der Bibliothek des Hrn. von Mülinen.

herumwandelt, erzeigt sich dennoch das katholische Blut warm und ohne Scheu. — — Sie, die Schwyzer, haben daher den St. Gallischen Fürsten ermahnt, das glühende Eisen zu schmieden, und ihn zugleich ihres kräftigen Beistandes versichert."

Der Schwyzerischen Kriegsaufforderung entsprach (17. April) der Rath zu Luzern; zu spät erschienen am folgenden Tage Berns Gesandte vor dem Rathe, um ihn vom Beitritte abzuhalten. Umsonst stellte der Bernerische Seckelmeister Steiger mit warmer Beredsamkeit vor: Die Eidgenossenschaft sei ohne Eintracht wie ein Körper ohne Seele. Umsonst stellte er ihre bewaffnete Einmischung unter dem versöhnendsten Gesichtspunkte dar. „Es betreffe weder die Religion noch die Region; wegen ersterer sei nie gestritten worden, und die Region wolle man dem Fürsten nicht nehmen. Ein Mehr oder Minder: das sei der ganze Streit. Und ob denn so viel hieran liege? Bern habe selbst Unterthanen, welche in Civil- und Criminalsachen durch eigene Behörden letztinstanzlich entscheiden; deswegen sei Bern nicht weniger der Souverain derselben." — Allein Luzern erwiederte: „Ob es auf Frieden abgesehen sei, daß Zürich und Bern die gemeinen Vogteien mit kriegerischen Schaaren überziehen, und mit großer Macht an Luzerns Grenzen stehn? Das heiße: Frieden in den Worten haben und Krieg in den Werken." — In dem Kriegs-Manifeste (24. April) der fünf Orte wird den reformirten Ständen geradezu Verführung der Unterthanen Schuld gegeben. Die Orte zogen an die Grenzen.

Aber es fehlte dem katholischen Heere ein leitender Oberbefehl; die Eifersucht der Offiziere hinderte ein kräftiges Zusammenwirken; drückend war der Mangel an Lebensmitteln; von allen Seiten verließ man sich auf die Vorräthe von Luzern; so daß der Aufseher des dortigen Kornhauses unwillig zu den Obwaldern sagte: „Fresset jetzt aus euern alten Käsespeichern, aus welchen ihr die Käse schon längst um Wein verkauft habt."

Ein Berner-Heer von 12,000 Mann, das beste und schönste, welches die Schweiz damals sah, war an die Grenzen des Aargaus gerückt; während die Zürcher in Verbindung mit den Toggenburgern das Städtchen Wyl belagerten, wo eine Besatzung des Abts lag. Das Zürcherische Heer war aber mit demjenigen Berns in keiner Beziehung zu vergleichen. Der

nachmalige Bürgermeister *) J. Kaspar Escher von Zürich schrieb damals als Hauptmann an einen Freund: „Das Brot und der Wein, den wir verbrauchen, sind noch ein sicheres Zeichen, daß wir kein todter Körper sind. Die Feinde thun uns einen großen Gefallen, daß sie uns Zeit geben, uns zu ordnen. —— Ich habe tausend Gelegenheiten, mich über die Bizarrerie der Leute zu wundern. Man läuft, man wacht, man arbeitet mit großem Eifer, ohne zu wissen: wozu? Man hat überspannte Vorstellungen von dem, was man im Falle eines Angriffs thun oder lassen müsse. Am bewundernswürdigsten scheint mir die gute Stimmung unsrer Krieger, welche bereitwillig ihre Familie und gewohnte Lebensweise verlassen haben, und die alle Befehle pünktlich ausführen, obgleich ihr Sold nicht für ihren Unterhalt ausreicht.“ — Eben so wird uns der Zustand des Zürcher-Heeres geschildert, welches sich bei Mellingen mit den Bernern vereinigte; und in Vergleichung mit diesen ein Gegenstand des Spottes wurde. Viele **) trugen noch Prügel, Hellparten, Musqueten mit lockerem Schlosse, Flinten ohne Bajonett und von ungleichem Kaliber. Alle waren schlecht gekleidet und ohne Fertigkeit in den Handgriffen, an keine Kriegszucht gewöhnt.

Mehrmals wurde die Belagerung von Wyl unterbrochen, bis endlich auch die Berner daran Theil nahmen; die katholische Besatzung verließ die Stadt, um die Heimath zu vertheidigen; der zurückgebliebene Haufe floh und ermordete (24. Mai) den eigenen Anführer. Der Abt floh nach Lindau, und ließ sein Kloster und Gebiet in den Händen der Gegner.

Mit Erfolg war das Berner-Heer an der Reuß thätig; Mellingen wurde genommen; dann rückte man gegen Bremgarten vor; zwischen dieser Stadt und dem Dorfe Göslikon entspann sich das erste Treffen gegen die Katholiken (meist Luzerner, in allem kaum 3500 Mann.) Mit unendlicher Mühe ordnete der Luzerner von Sonnenberg die Seinen in Schlachtreihe auf den Höhen über dem Walde; durch den die Straße führte. Kaum hatte er den linken Flügel geordnet, und wollte sich zum rechten wenden, so lief jener wieder auseinander; kehrte er dann zum linken zurück, so fiel der rechte in die

*) Lebensgeschichte J. K. Eschers von David Wyß. Zürich 1790.
**) So beschreibt sie Leonh. Meister.

vprige Unordnung zurück. Die Vorhut der Berner, ein Trupp Dragoner unter dem Baron von Basarras, brach in den Wald ein; wurde aber von den Katholiken zurückgetrieben, Basarras fiel; die Verfolgenden geriethen nun an den rechten Flügel der Berner; zwei Stunden dauerte der Kampf, bis der linke Flügel den Katholiken in den Rücken fiel und den Sieg entschied. Dies ist das Treffen bei Bremgarten, oder die sogenannte Stundenschlacht (26. Mai 1712). Die Luzerner kehrten auf ihr Gebiet zurück, und liefen größten Theils ohne weiteres nach Hause. Bremgarten ergab sich an die Sieger. Baden, das von 1200 Mann aus den fünf Orten besetzt war, wurde von den Zürchern beschossen; der kaiserliche Gesandte von Trautmannsdorf entfloh erst als sein eigenes Haus durch Kugeln und Bomben gefährdet wurde; von der andern Seite rückte das Belagerungsheer der Berner an, und die Stadt ergab sich auf Gnade und Ungnade. Zuerst hatte sie sich an die Berner gewandt, von denen sie eine mildere Behandlung erwartete als von den Zürchern. Die Besatzung war schon weggezogen; das reiche Zeughaus fiel den Siegern in die Hände; das feste Schloß, den Stein zu Baden, schleiften die Zürcher mit besonderer Eilfertigkeit. Die Zürcher und Berner handelten dann gesondert an beiden Ufern der Reuß; schon zitterte Luzern vor einem Ueberfalle der Berner; es dachte auf Frieden.

Die lange Zeit fruchtlosen Friedens-Unterhandlungen kamen endlich in Aarau zu einem Abschlusse. Und diesmal gaben die Reformirten das traurige Beispiel einer Eroberung von Eidgenossen gegen Eidgenossen, wodurch die Erinnerung des Zwistes mußte verewigt werden. Die erste Bedingung lautete nämlich: „die Grafschaft Baden mit Bremgarten und ein Theil der freien Aemter soll an Zürich und Bern abgetreten werden.“ Wichtig für das Uebergewicht der Reformirten war auch die Bedingung: „daß in allgemeinen Regierungs-, Polizei- und Kriegs-Ordnungen nicht die Majora (die Mehrzahl der Stimmen, wodurch die Katholischen im Vorzuge waren) entscheiden sollen, sondern gleiche Sätze. Auch solle der Landesfriede von 1531 aufgehoben sein. — Luzern und Uri besiegelten den Vertrag (18. Juli.)

Achtzehnte Vorlesung.

Aber noch war das Ende des Kampfes nicht gekommen. Schwyz, Unterwalden und Zug verwarfen den Friedensvertrag; ihre Schaaren sammelten sich auf dem Zuger-Gebiet; alles kam darauf an, daß Luzern wieder vom Frieden abgebracht würde; dies sollte durch den Sturz des Luzerner-Patriziates und durch Demokratisirung Luzerns erreicht werden.

Die Einflüsterungen der Urkantone wie das rastlose Bemühen des päbstlichen Nunzius wirkten zusammen, um den Frieden dem Luzerner-Volke verhaßt zu machen. Die Luzerner-Soldaten äußerten unmuthig: „Man merke wohl, daß die Feindschaft gegen Zürich und Bern eben nicht so groß sei, obschon dieselben die katholische Religion zu Grunde richten wollen. Die Regierungen aller Stände seien zum Nachtheile des Landmanns besser mit einander einverstanden als man glaube.“ — Die Unterwaldner reizten in verschiedenen Zusammenkünften die Entlibucher auf. Ein Obwaldner erzählte den Bauern zu Hergiswyl: „Wenn die Regierung von Luzern nicht mehr zum Kriege helfen wolle, so werde man den Landleuten an die Hand gehen und sie frei machen, wie die von Obwalden; die Stadt Luzern müsse ein offener Flecken werden.“ Die Luzernischen Grafschaften Rothenburg und Habsburg erklärten der Regierung geradezu, daß sie den Frieden nicht annehmen. In der Mühle zu Dierikon hielten die Aufrührer eine Zusammenkunft; sie wählten Hauptleute aus ihrer Mitte und verjagten die Luzernischen. In einer Versammlung zu Eschenbach ließ sich die Meinung vernehmen, man solle sämmtliche Offiziere (aus der Stadt) umbringen. Ein anderer rieth: „vorerst in die Stadt zu ziehn, die Herren niederzuschießen, alles zu verheeren und dann auf die Berner loszugehen.“ Am 18. Juli kamen Deputirte aus den meisten Aemtern zu einer Volks-

versammlung bei der süßen Tanne zwischen Hildesrieden und Rothenburg zusammen. Dort stellte der Redner, Lukas Wyß, den Bauern vor: „Die Regierung wolle die Bauern wehrlos machen. Es sei zwischen Zürich, Bern und Luzern verabredet, daß künftig nur diese drei Städte sein und die Urkantone gevogtet werden sollten. — Wer aber unter die Freifahne (der Länder) gehe, der müsse weder Zehnten noch Bodenzins mehr geben. Die Gültbriefe werden abgeschafft, wie auch in den Ländern keine Gültbriefe seien. Die Unterwaldner haben heilig versprochen, daß sie das Landvolk von Luzern zu freien Leuten machen wollen.“

Am andern Tag (19. Juli) ertönten die Sturmglocken im Lande; die Bauern sammelten sich, um sich mit den Ländern zu vereinigen. In dieser Noth beschloß die Regierung von Luzern, lieber den Frieden zu brechen, um nur die Leitung des unbezähmbaren Volks nicht zu verlieren; die Gesandten in Aarau wurden zurückberufen und dem Schultheißen Schwyzer der Oberbefehl im treulos erneuerten Kriege anvertraut (21. Juli). Vorher schon zogen (20. Juli) die drei Orte, 4000 Mann stark, unter dem Ritter Ackermann von Unterwalden und Oberst Reding nach der Sylikerbrücke an die Reuß; ihr Anschlag war, die Berner, welche sorglos zu Sins lagen, zu überfallen. In der Frühe des 21. Juli näherten sie sich dem Dorfe Sins. Die überraschten Berner theilten sich; 300 widerstanden fast drei Stunden lang mit Heldenmuth auf dem Kirchhofe; endlich übermannt schlug sich ein Theil derselben durch; die Obersten Mounier und May vertheidigten sich noch im Kirchthurme, ehe sie sich ergaben. Der größere Theil der Berner (700) hatte sich bei annähernder Gefahr aus dem Dorfe zurückgezogen und gerettet.

Das mit den Luzernern vereinte katholische Heer lagerte sich bei Sarmenstorf nahe am Hallwylersee. Zu Auw hielt man (24. Juli) Kriegsrath; als der Schultheiß Schwyzer dorthin ritt, trat einer aus den Urkantonen zu ihm, hielt ihm das Gewehr auf die Brust *) mit den Worten: „Was ist's, Herr Schultheiß; sind wir schon verrathen oder müssen wir

*) „Wahrhafte Beschreibung der drei schwersten Begegnisse im Jahr 1712, von Chorherr Meglinger.“ Helvetia 1822.

verrathen werden? Sind wir verkauft oder müssen wir verkauft werden? Man läßt die Berner fliehen, und wir müssen da still liegen.“ — Der dabeistehende Chorherr Meglinger bemerkte dem frechen Menschen: „Was ist das für eine Manier, mit einem Herrn Schultheißen also zu reden? Schau' er, das Gewehr ist aufgezogen!“ — „Ich weiß es wohl — erwiderte dieser — es braucht einen einzigen Druck, so ist ein solcher Ketzer von der Mähre herunter. — — Soll ich, Herr Schultheiß?“ — Der Chorherr schlug ihm das Gewehr auf die Seite. Eine Menge von Bauern hatte den Kriegsrath drohend umgeben; und es ist bemerkenswerth, daß der Anführer jenen Chorherrn Meglinger ersuchen mußte, das Volk zu trennen und wegzuführen. So kommandirte also der geistliche Herr: „Lieben Brüder in Jesu! Ziehen doch die löblichen Ortsverwandte jede in ihr Ort! Weggis macht rechts um, Kriens u. a. links um! marschiert zu euern Compagnien!“ — Beim Essen setzten sich die Häupter der Luzerner-Empörer oben an, und nannten die Herren: Schelmen, Verräther, Perrückenbuben. Einer raufte den Schultheißen Schwyzer bei den Haaren. Ein Offizier aus den Urkantonen sagte zum Brigadier Pfyffer: „Euere Bauern müssen auch freie Leute werden wie wir; ihr möget es wollen oder nicht.“

Und dennoch waren es gerade die Truppen der demokratischen Kantone, welche sich nicht schämten, noch an demselben Tage (24. Juli) zu Muri eine Landsgemeinde zu halten und dort über die drei Fragen abzustimmen: ob man sogleich nach Hause kehren, oder in Muri bleiben, oder morgen den Feind angreifen wolle? — Nur die dringenden Vorstellungen eines Luzerners: „Ihr habet den Bären aufgeweckt und auf die Luzerner gehetzt. Und ihr wollet ihn jetzt nicht vertreiben helfen?“ — nur diese vermochten die wetterwendische Masse zum Bleiben. Nur die von Schwyz blieben unthätig bei Muri stehn.

Endlich brach der Entscheidungstag an, der 25. Juli 1712 (der St. Jakobstag); heute sollte nahe bei Villmergen noch einmal der blutige Würfel zwischen den Bundesbrüdern fallen, und der alten Schweiz eine Wunde geschlagen werden, die länger als man denkt, fortgeblutet hat. In der Frühe des Morgens setzte sich das Berner-Heer von Wohlen aus nach Villmergen in Bewegung, und stellte sich hinter diesem Dorfe

in Schlachtordnung; unter von Dießbach und Sacconay der rechte Flügel *), der linke unter Manuel und May; der Venner Frisching und der General Tscharner befehligten das Centrum. Ihnen gegenüber standen auf dem linken Flügel Schwyzer und Sonnenberg auf den Höhen ob Dintikon, auf dem rechten Pfyffer. Bis ein Uhr Nachmittags beschoß man sich, ohne Erfolg; um einer Seitenbewegung der Katholiken zuvor zu kommen, beschlossen die Berner den ungesäumten Angriff. Dieser wurde von dem glänzendsten Erfolge belohnt. Das katholische Heer auf der Fläche wurde an zwei Punkten gefaßt und gesprengt; viele (gegen 1000) fanden in den Wellen der Bünz oder durch den verfolgenden Kugelregen der Berner ihren Tod. Der Sieg schien entschieden; aber plötzlich trat eine Wendung ein, als die auf den Dintiker-Höhen stehenden Luzerner, welche das Unglück der Ihren gesehen hatten, herbeistürzten, und den Kampf mit Wuth erneuerten. Dies war vielleicht die fürchterlichste Stunde dieses unseligen Tages; Mann kämpfte gegen Mann; Rache und Verzweiflung befeuerte die Katholiken; Muth und das Gefühl des beinahe errungenen Sieges stärkte den Arm der Gegner. Im Rebhügel zu Dintikon haben die Eidgenossen sich fürchterlicher als je geschlachtet. Endlich wichen die Berner; denn auch der gesprengte rechte Flügel ihrer Feinde hatte sich wieder gesammelt und an dem Gemetzel Theil genommen. Schon waren die Berner bis gegen das Dorf Hendschikon auf dem Wege nach Lenzburg zurückgewichen; man flüchtete mit dem Geschütze; Dießbach und Sacconay waren schwer verwundet, der General Tscharner fiel, als er eben die Flüchtigen aufhalten wollte. Von diesem Augenblicke hieng es ab, ob Villmergen noch einmal die Niederlage Berns sehen, ob die Demokratie zu Luzern siegen, ob der ganze Krieg eine andere Wendung nehmen solle. Da war im Heere der Berner ein Mann, der das Gewicht dieser Stunde fühlte; es war der greise Venner Frisching. Er ermahnte, er beschwor, noch einmal sich zu sammeln; er selbst stellte sich an die Spitze der neu sich bildenden Schlachtreihe. Glänzend machten die Offiziere die Feigheit ihrer Väter

*) Helvetia 1827 S. 147.

im ersten Villmerger-Treffen wieder gut; sie hielten manche von den Flüchtigen an den Armen fest, andere verlegten denselben mit Dragonern den Weg; mit gezogenem Degen zwangen sie die Waatländer, sich zum Angriffe zu wenden *). So konnte zum dritten Male das Treffen erneuert und eine ganz andre Entscheidung herbeigeführt werden. Nach einer halbstündigen verzweifelten Gegenwehr floh das katholische Heer, das auch im Rücken angegriffen worden. Um halb fünf Uhr Abends war das Geschick des verhängnißvollen Tages entschieden. — „Wir haben — schrieb am folgenden Tag der Schultheiß Schwyzer an den General von Dießbach — die Tapferkeit Ihrer Truppen erfahren, und ich hoffe, daß Sie den Unsrigen nichts vorwerfen werden. Gott hat durch diese Niederlage uns demüthigen wollen; mit Geduld nehmen wir an, was von seiner Hand kömmt.“ — Allerdings hatte man von beiden Seiten eine bewundernswerthe Tapferkeit erprobt; aber man schaudert, wenn man sich frägt: zu welchem Zwecke? — Das zweite Villmerger-Treffen war der blutigste Schlachttag in den Schweizerischen Bürgerkriegen; etwa 3000 Todte ließen die Katholiken auf dem Schlachtfelde, nicht 300 die Berner, wohl aber 400 Verwundete. — In der Geschichte der Eidgenossen ist der 25. Juli ein schwarzer Punkt.

Die Zürcher, die (schon den 22.) einen Einfall der Katholischen beim Richtenschwylerberge tapfer zurückgeschlagen hatten, handelten nach der Villmerger-Schlacht angriffsweise. Allein die Kraft der Gegner war gebrochen; Zug und Schwyz schlossen eine Separat-Capitulation; man war des Krieges müde. Am 9. und 11. August 1712 wurde zu Aarau der zweite Landesfriede geschlossen.

Gern hätte Zürich das Kriegsglück zu viel härteren Bedingungen und neuen Eroberungen benutzt; nur der Mäßigung Berns verdankten es die Katholischen, daß sie sich bloß zu einigen wenigen neuen Zugeständnissen verstehen mußten. Denn in Bern hatte die vaterländische und weisere Gesinnung über die egoistische Politik der eroberungssüchtigen Partei gesiegt;

*) „Die wälschen Berner hat man mit Todtschießen und Niederstoßen müssen zur Hülfe zwingen.“ — Brief des Majors Werdmüller, 25. Juli.

welchen Gedanken diese letztere Raum gegeben hatte, sehen wir am besten aus den Privatbriefen eines Berner-Rathes Morlot *): „Es giebt hier Leute — so schrieb er 20. Juni an den Rathsherrn von Wattenwyl — die es weder wünschen noch wagen werden, das Land des Abts zu behalten. Ist man also genöthigt, es ihm zurückzugeben, so plündere man ihn wenigstens rein aus bis auf das Stroh. O, wie kränkt es mich vorauszusehen, daß wir nicht zahlreich genug sind, um durchzusetzen, was der würdige Bernerische Rath, Hans Zimmermann, einst sagte: „„Man soll nüt umme gä!““ (Man soll nichts zurückgeben!) Ich bewundere das Wort so sehr, daß ich unaufhörlich predige, um die Leute dafür zu stimmen. Der Teufel ist, daß die Alten keinen Muth haben; das Wort eines Gesandten, und wäre es selbst dieser Narr von Trautmannsdorf, macht ihnen Furcht; sie fürchten den Kaiser, den König von Frankreich, den Pabst u. s. w. Und doch brauchte es einen guten Musikanten, um alle diese Flöten zusammen zu stimmen; außerdem haben sie genug eigene Sorgen, ohne sich in unsre Sachen zu mischen.“ — Später (5. Juli) schreibt derselbe: „Ich denke, die wohlverstandene Liebe fängt bei sich selber an **). Man muß sich wärmen, während man am Feuer steht; oder um deutlicher zu sprechen: so lange man kann. Ich bin unglücklich, daß mich in den letzten drei Wochen eine Krankheit am Ausgehen verhinderte; sonst hätte ich aus allen Kräften die noble Meinung des Hans Zimmermann, den Gott segnen wolle, aufrecht erhalten. Jetzt fürchtet man nur noch den Kaiser. Denn man will hier, daß man ihn fürchte. — — Dem Abt von St. Gallen will man, glaub' ich, sein Land zurückgeben; vielleicht wird man ihm auch noch Geld geben, daß er uns diese Unruhen angerichtet hat. Man müsse ***) sich begnügen, unsere Feinde unterworfen zu haben,

*) Ich übersetze die Stelle aus dem französischen Originale, das vor mir liegt.

**) Diese Art von „Liebe“ kostet freilich die wenigsten Opfer, zumal sie meist nicht nur bei sich anfängt, sondern auch aufhört! —

***) Hier persiflirt er die Meinung seiner Gegner. Auf welcher Seite die edlere Gesinnung war, liegt auf der Hand.

und ihnen nicht lästige Bedingungen auferlegen; auch seien sie ja unsre lieben Verbündeten, Freunde, Eidgenossen, Mitbürger und Mitbrüder. Man muß ihnen also zurückgeben alles, was sie uns früher genommen, und was wir ihnen jetzt wieder abgenommen haben. — — Nicht wahr, das heißt: großmüthig sein? Wir geben jeden Tag 6000 Thaler aus, und geben täglich mehr nach. Nicht so viel Großmuth, aber mehr Festigkeit und Entschlossenheit: und wir werden einen guten Frieden schließen." — Wie gesagt, diese Partei, deren Weisheit darin bestand, sich auf Kosten der Verbündeten zu vergrößern, drang nicht durch in Bern; obgleich sie sich an eine Saite wandte, die bei gewöhnlichen Menschen leicht anklingt.

Merkwürdig ist, daß die Eidgenossen nun allerdings sich vertragen (nicht versöhnt) hatten, ohne daß die Veranlassung des Streites gründlich gehoben war; denn noch immer war der Abt von St. Gallen nicht zurückgekehrt, und das Toggenburg noch immer nicht einem geordneten Zustande wiedergegeben. Der Abt fand beim Kaiser, als dessen Vasallen er sich betrachtete, so ernstliche Unterstützung, daß Zürich und Bern für nöthig fanden, durch eine besondere Gesandtschaft auf dem Reichstage zu Regensburg zu unterhandeln. Endlich starb der hartnäckige Abt Leodegar im Auslande (1717); sein Nachfolger schloß mit Zürich und Bern Frieden (1718) und erhielt von ihnen alle seine Besitzungen zurück. Das Toggenburg, das sogar die Hoffnung genährt hatte, einen unabhängigen Canton zu bilden, mußte unter die obwohl beschränkte Herrschaft seines alten Gebieters zurückkehren.

So endete eine Erschütterung, die zu den Trauergemälden in unsern Erinnerungen gehört. Aarau und Villmergen hinterließen einen tiefen Riß in der alten Eidgenossenschaft, einen Riß, der in den Zeiten der Noth (1798) sein Vorhandensein verderbenvoll bezeugte. —

Außer dem hartnäckigen Kampfe der beiden Hauptparteien, die für ihre Religion und für sich das Uebergewicht erkämpfen wollten, entstand in diesem Jahrhunderte noch ein andrer Streit, der in dem vorigen nur sehr selten und vereinzelt hervorgetreten war: der Streit der politischen Prinzipe, der Aristokratie und Demokratie. Im sechzehnten Jahrhunderte hatten die religiösen Interessen so sehr vorgewaltet, daß jede

Thätigkeit dadurch fast absorbirt wurde; für politische Zwiste hatte man weder Zeit noch Sinn; es gab nur eine reformirte und eine katholische Schweiz. Das siebzehnte Jahrhundert dagegen sollte auch eine aristokratische und demokratische Schweiz im mächtigen Conflikte sehen; die religiösen Fragen hatten ihre Allmacht über die Gemüther verloren; andere Fragen drängten sich so sehr hervor, daß wiederholt die religiösen Differenzen nicht mehr stark genug waren, um die Vereinigung für gemeinsame politische Zwecke zu verhindern. Darum wirkten katholische und reformirte Regierungen eben so einträchtig für ihren Bestand zusammen, wie reformirte und katholische Unterthanen sich zur Durchkämpfung demokratischer Bestrebungen, ohne Bedenklichkeit wegen des konfessionellen Unterschiedes die Hand reichten.

Folgenreiche innere politische Bewegungen gehen — abgesehen von der wohl nie ausbleibenden Einmischung persönlicher Leidenschaften und Gelüste — entweder von einer Idee aus oder von dem sinnlichen Bedürfnisse; entweder werden sie hervorgerufen durch Gedanken und Grundsätze, die, in einzelnen Menschen klar und bestimmt durchgebildet, dann auf verschiedenen Wegen an größere Massen herangebracht werden; oder aber ihr erster und mächtigster Hebel sind *materielle* Interessen, die sich Bahn brechen und eine gewaltsame Befriedigung suchen. Auf beiden Wegen sind in alter und neuer Zeit Revolutionen entstanden, und werden alle Zeit so entstehen; oft sind beide so verflochten, daß man mit Mühe entscheidet, welcher Impuls der erste und kräftigere gewesen; andere Male betrügt die eine Bestrebung die andre um ihre Frucht, oder sie benutzen sich gegenseitig. Denn es kann wohl geschehen, daß eine Partei zur Geltendmachung einer *Idee* die materiellen Interessen in Dienst nimmt, und denselben für ihren Söldnerdienst mitleidig einen Knochen zuwirft; auf der andern Seite können die krassesten materiellen Interessen es in ihrem Vortheil finden, für einige Zeit unter dem Panière einer Idee zu kämpfen, wenn auf diese Weise der Gegner besser aus dem Wege geräumt wird. Oder es können auch die sinnlichen Bestrebungen zuweilen das bloße Gefäß sein, in welchem zuletzt viel tiefer greifende auf einen Grundsatz basirte Tendenzen sich entwickeln und reif werden.

Trügen wir uns nicht, so gehören die politischen Unruhen in der Schweiz im siebzehnten Jahrhundert vorzugsweise unter diese letzte Kategorie. Neue Auflagen und Finanzmaßregeln der Regierungen schienen dem Volke entweder zu drückend oder im Widerspruche gegen hergebrachte Rechte und Freiheiten, und an diesem Widerstande erstarkte oft ein mehr umfassender. Die erste bedeutende Regung zeigte sich im Canton Bern (1641); eine Vermögenssteuer veranlaßte Unwillen und Widersetzlichkeit, sogar eine Landsgemeinde zu Langnau; eine Verhaftung rief die Unzufriedenen zu den Waffen; auch die Regierung rüstete sich; doch vermittelten die Evangelischen Orte zwischen Regierung und Unterthanen. — Durch strengere und schroffere Maßregeln wurde der Widerstand im Canton Zürich niedergeschlagen. (1646). Wädenschwyl und Knonau, wie das Jahr vorher Kyburg, widersprachen der Gutsteuer, und zugleich forderten sie größere Handels- und Gewerbsfreiheit, und mehrere politische Rechte — in allem beriefen sie sich auf historisches Recht. Denn in ihren Händen lagen die Briefe, welche ihnen die Obrigkeit nach dem Waldmannischen Auflaufe (1489) und nach dem Kappeler Kriege (1531) unerzwungen ertheilt hatte. In jenen Briefen waren ihnen Rechte zugesichert, welche die Stadtregierung auf alle Weise in Vergessenheit zu bringen suchte. Gestützt auf jene urkundlichen Rechte versuchten die Gemeinden den Widerstand; sie bewaffneten sich, und versprachen eidlich ihren Führern Unterstützung (1646). Da beschloß Zürich, rasch den aufstrebenden Widerstand zu unterdrücken; Trennung der Gegner führte am schnellsten zum Ziele; durch Milde und Herablassung gewann man die einen, die andern lähmte man durch klug genährte Eifersucht; gegen die berechtigtsten Gegner wurde der Hauptschlag mit offener Gewalt ausgeführt.

Wer auf dem schönen, reich umbauten Zürichsee von Zürich nach Rapperschwyl hinauf fährt: der erblickt fast auf der Hälfte des Wegs zu seiner Rechten den Flecken Wädenschwyl; mehr als eine Viertelstunde dehnt sich derselbe am Ufer des See's aus; Gärten und freundliche Anlagen schmücken die stattlichen Häuser der wohlhabenden Bewohner; mehr auf der Höhe blickt die schöne Kirche unter Fruchtbäumen hervor; von dort ziehen sich gegen die Anhöhen hin viele Wohnungen von ländlicherem Aussehen; dort hat sich neben Wohlstand und Fleiß noch mehr

als am Ufer altväterliche Sitte erhalten. Nach diesem schon damals aufstrebenden Flecken steuerten (21. Sept. 1646) etwa 60 Schiffe von Zürich, mit Bewaffneten besetzt, unter Leu und Werdmüller *). Auf Zollingers Matte — der nämlichen, wo bisher die Versammlungen gehalten worden — wurden am folgenden Tag die Einwohner von Wädenschwyl und Richtenschwyl versammelt, Männer und Weiber, Kinder wie Greise. Ihnen gegenüber war das Militär aufgestellt. Der Generallieutenant Leu erklärte nun den Landleuten: „leider könne er sie nicht mehr liebe und getreue anreden, sondern Rebellen, Friedensstörer und meineidige Leute.“ Nach einer langen Reihe von Vorwürfen und der Bemerkung, „ob nicht eine hohe Landesobrigkeit nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen berechtigt wäre, sie sammt und sonders auf der Stelle niedermachen und ganz ausrotten zu lassen“, versprach er ihnen Gnade, wenn sie ihre Rädelsführer ausliefern wollten. Von diesen wurde der einzige, der gegenwärtig war, sogleich ausgeliefert. Als sie Gehorsam und Reue gelobt (mit „ausgestreckten Armen“) ließ er sie alle die Waffen ablegen, und sprach ihnen bis auf künftige Begnadigung „alle Freiheiten und Rechte, die sie bisher genossen hatten“, ab. Hierauf stellte ihnen Leu vor: da ihre vermeintlichen Freiheits- und Burgerrechtsbriefe ihnen doch nur zum Unglücke gereichten, so sollen sie sich erklären, „ob sie dieselben Unsern gnäd. Herren und Obern freiwillig übergeben wollen, damit sie ihnen nicht mit Gewalt weggenommen werden.“ Auf eine so gestellte Frage war die Antwort vorauszusehen; die Gemeinden erboten sich zur Uebergabe der Urkunden und baten auf den Knieen um Gnade; hierauf wurden ihnen die Untergewehre zurückgegeben; sie leisteten den Eid und lieferten die Urkunden aus. Nach einigen Tagen (24. Sept.) zog die Mannschaft der Stadt ab. Von den Führern der Volkssache wurden vier vom Zürichsee und drei aus dem Knonaueramte enthauptet. Muß man auch zugeben, daß die Sache schon auf einen Punkt gekommen war, wo eine kräftige Regierung nothwendig mit

*) „Relation und Bericht, wie der wider die Wädenschwyler zu Wasser geschehene Auszug ab- und zu Ende gelaufen ist. 1646.“ — Helvetia 1827.

Strenge eingreifen mußte: so bleibt es eben so wahr, daß die planmäßige Beseitigung und die endliche gewaltthätige Zertretung urkundlicher Rechte für Zürich nicht eine Saat des Segens geworden ist. Jene sieben bluteten als Aufrührer; aber ihr Blut schrie Rache über die, welche den Aufruhr hervorgerufen und der erste Aufrührer ist immer derjenige, welcher mit Gewalt oder List die ewigen Grundsätze des Rechts und der Treue verletzt. Auch blieb jene Gewaltthat unvergessen; sie trug reichliche Früchte des Hasses und des Mißtrauens; noch in den letzten Stunden der alten Eidgenossenschaft hat sie sich fürchterlich gestraft (1795 und 98).

Absichtlich haben wir diese Begebenheit umständlicher dargelegt, damit es sich daran erweise, ob wir etwa für Personen und antiquirte Interessen kämpfen oder für Grundsätze, deren Geltung bleibt, so lange ein sittliches Gefühl unter den Menschen nicht erloschen ist.

Die bis jetzt berührten Bewegungen waren bloß die vorbereitenden Unbehaglichkeiten, welche einer großen erschütternden Krise vorangingen, einer Krise, die 1653 erfolgte, und die man gewöhnlich mit dem Namen des „großen Bauernkrieges“ bezeichnet. Hier erblicken wir zum ersten Male eine planmäßige und in weiterem Zusammenhange geleitete demokratische Bewegung, die sich fast über die ganze westliche Schweiz ausdehnte, und dieselbe politisch umzuwandeln versuchte. In der Entstehung und dem Gange dieses großen Ereignisses wurden politische Wahrheiten an die Welt geboren, deren Warnungsruf auch in neuerer Zeit für alle Parteien laut genug hätte sein müssen, wenn man Ohren gehabt zu hören. Doch neben der politischen Bedeutsamkeit jenes Ereignisses möchte ich Sie noch auf eine allgemeiner menschliche aufmerksam machen; verfolgen Sie den Gang und Zusammenhang dieser Begebenheit mit Theilnahme: so werden Sie staunen bei der Wahrnehmung, daß hinter einer undurchdringlichen Verhüllung — so scheint es wenigstens — die Fäden unsers Geschickes geleitet werden. Sie werden bemerken, daß zuweilen in Momenten, wo alles sich auf das erfreulichste zu entwickeln schien, ein unvorhergesehener, unglücklicher Wurf neue Katastrophen herbeiführte; daß oft das Leben vieler, das Wohl von Tausenden von einem trotzigen Entschlusse oder einer Laune

abzuhängen schien. Diese Wahrnehmung würde zu den drückendsten, ja fürchterlichsten in der Geschichte gehören, wenn sich unser Glaube nicht zu dem höheren Gesetze der Abhängigkeit aller zeitlichen Verhältnisse von einer göttlich bestimmenden Urkraft erhöbe. Was uns dann im Einzelnen noch verwirrt oder schmerzt: das verliert seinen Stachel, sobald wir es unter jenen erhebenden Gesichtspunkt zu bringen wissen. Denn wie der göttliche Verstand das Einzelne verknüpft und löst: das bleibt unserem endlichen Erkennen wohl immer umschleiert; daß er es aber verknüpft und löst: das ist der Hort des Glaubens.

Jenes tiefeingreifende Aufstreben der Demokratie 1653 hatte seinen Heerd im Kanton Luzern. Zuerst zeigte sich die Unzufriedenheit in einer Spannung der Bürgerschaft gegen das Patriziat, dem man neben vielem Einzelnen die Unterdrückung ursprünglicher Rechte zur Last legte. Die Bürger forderten von der Obrigkeit, daß sie ihnen „ihre gebührenden Eidgenössischen Rechtsame und die so theuer von unsern lieben Altvordern mit blutigem Schweiß erstrittene Freiheit kund mache, und solche der allgemeinen Bürgerschaft zum Genusse überantworte.“ *) — Ein Vergleich hinderte für einmal einen völligen Bruch; aber bald stand ein andrer Gegner in die Reihen zum Kampfe gegen die Regierung.

Die Landschaft Entlebuch, von Alters her mit großen Freiheiten versehen, war allezeit mit eifersüchtigem Muthe wachsam auf dieselben; durch neue Auflagen und durch Herabsetzung des kleinen Geldes glaubten sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt; durch Abgeordnete vertraten sie ihre Sache vor dem Rathe zu Luzern. Ihre freundliche Aufnahme wurde durch die Unbesonnenheit eines Rathsherrn (Krebsinger) nutzlos ge-

*) „Der große Volksaufstand in der Schweiz 1653. Helvetia 1830;“ diese nach den Quellen gearbeitete Darstellung ist bis jetzt die Hauptschrift. — Füßli, Historie des großen Aufruhrs. Helvetia 1826. — „Wahrhafte Beschreibung des Bauernkriegs.“ — Ohnparteiische Beschreibung der Eidgenössischen Unruhen 1653. — Ausführliche Relation über 1653. — Sammlung von Aktenstücken betreffend den Bauernkrieg. — Niklaus Leuenbergers Processus. Sämmtlich in der Bibliothek des Hrn. von Mülinen.

macht; dieser herrschte sie drohend an: „Die Entlebucher seien unruhige, störrische Köpfe, die man mit Strenge zur Ordnung bringen müsse; sie werden nicht ruhig werden, bis man ihnen 4 oder 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schicke.“ Diese Drohung verbreitete sich im ganzen Lande, und wurde wahrscheinlich geflissentlich vergrößert; mit Grausen sprach man von den stich- und schußfesten, gefrornen Welschen, von den fremden Völkern, die niemanden verschonen. Die ganze Landschaft waffnete sich; schon waren 800 Morgensterne bereit. Schon traten Einzelne mit frecher Selbstgewalt hervor; drei der kühnsten Demagogen, nachher die drei Telle genannt, griffen die Luzerner Schuldenboten an, und führten den einen mit einem Zaum in dem Munde unter Trommel- und Pfeifenklange aus dem Lande. — Am 26. Januar 1653 zogen die sieben Kirchspiele des Entlebuchs in Prozession nach der hochgelegenen Kirche zum heiligen Kreuze in der Pfarrei Hasli im Entlebuch; dort verbanden sie sich nach dem Gottesdienste mit einem Eide zur Behauptung ihrer Wünsche und zur Vertheidigung gegen Fremde. Das Feierliche einer stillen Winterlandschaft und die Eindrücke des Gottesdienstes waren geeignet, die Stimmung bis zum Enthusiasmus zu steigern; gerade einer solchen Steigerung bedürfen die Menschen, denen an der Schwelle zweifelhafter Unternehmungen ihr Gewissen oder ihre Furchtsamkeit in den Weg tritt. — In der Kirche zu Schüpfheim waren 1400 Entlebucher versammelt (15. Februar 1653), um mit den Abgeordneten der Regierung — der Schultheiß Dulliker an der Spitze — zu unterhandeln; wohl bewaffnet, unter Hörnerklang, voran die drei Telle, in der Tracht der ersten Eidgenossen, waren sie je drei und drei, in die Kirche gezogen. Allein ihre Forderungen waren so hoch gespannt (z. B. Nachlaß eines Drittels der Schuldbriefe, Abschaffung der Schuldbetreibung u. s. w.), daß die Unterhandlung abgebrochen wurde. Dem Schultheißen hatte einer der Bauern zugerufen: „Ja, ja, ihr seid von Gott, wenn ihr gerecht seid, aber vom Teufel, wenn ihr ungerecht seid.“

Von Entlebuch aus wurden auch die übrigen Aemter des Cantons bearbeitet; und alle 10 Aemter traten (26. Februar) in einer Landsgemeinde zu Wollhausen zusammen; schon sah man Berner- und Solothurner-Bauern unter der Masse; auch

einige katholische Geistliche nahmen Theil an der Versammlung. Der Redner erklärte in der Kirche: „Es handle sich nur darum, die Rechte der Obrigkeit und den ihr gebührenden Gehorsam einerseits, und anderseits auch die Freiheiten und urkundlichen Rechte der Unterthanen sicher zu stellen, damit Fried und Einigkeit im Land erhalten werden.“ Allein wir kennen diese Sprache zu wohl, um uns durch ihren süßen Geschmack täuschen zu lassen; manche mochten es mit jenen Grenzen ihres Vorhabens redlich meinen; denn es ist selten, daß der Dämon einer Revolution nicht auch das Gemüth redlicher Menschen und die Sprache des edleren Menschengefühls als Wegbereiter in seinen Dienst genommen hätte. — Alle Anwesenden beschworen einen den zehn Aemtern gemeinsamen Bundesbrief.

Jetzt hielt es die Regierung von Luzern an der Zeit, Schiedsrichtern aus den katholischen Orten die Entscheidung zu überlassen. In der That arbeiteten diese mit dem größten Eifer an einem Vergleiche; aber die Bauern, auch theilweise durch fremde Einflüsterungen mißleitet, erwarteten von den Waffen viel größere Zugeständnisse; der Landsturm belagerte die Stadt, die er aber durch eine Besatzung der treuen Aemter und der vier katholischen Orte wohl vertheidigt fand (16. März). Indessen wurden die Bauern in den Erwartungen von ihrer Waffenthat bald so herabgestimmt, daß sie so wie die Regierung einen neuen Vergleich der Vermittler annahmen (19. März); des andern Tages zogen sie in ihre Heimath zurück. — In einem Manifeste warnte die Tagsatzung vor fernern Empörungen, und drohte mit der pflichtmäßigen Hülfe aller Regierungen.

Neunzehnte Vorlesung.

So schien der Sturm beschwichtiget, die Ruhe in der Schweiz hergestellt. Aber es bewährte sich auch hier: wie wenig die That des Menschen, sobald sie einmal in die Erscheinung eingetreten ist, sein Eigenthum bleibe; die gute wie die böse That, so wie sie der Hand des Menschen entronnen, wuchert fort ins Unabsehbare; wer will die Verkettung ihrer Folgen durchschauen? Es liegt in dieser Wahrheit eben so viel Trost als Schrecken; wohl bietet uns die Zuversicht, daß auch der stillsten guten That ihre Erfolge sicher seien, im Leben einen unzerstörbaren Rückhalt; aber schaudernd müssen wir auch vor dem Gedanken still stehen, daß jede sündige That unsers Lebens (oft uns unsichtbar) fortwurzeln und ins Unendliche sich vervielfachen könne; so daß des Dichters Wort eben hierin seine ganze Anwendung findet:

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortwährend Böses muß gebären."

Jene Berner-Bauern, welche der Landsgemeinde zu Wollhausen beigewohnt, waren in ihrem Cantone nun ganz im gleichen Sinne thätig; emsig verbreiteten sie Abschriften des Wollhauser Bundesbriefes, und bald sproßte ihre Saat auf; zuerst im Emmenthal; von heimlichen Zusammenkünften (zu Hutwyl) gieng man zu einer Landsgemeinde in Langnau über (14/4. März), wo Luzerner und Berner waren. Den ersten Widerstand fand die Regierung, als sie für Luzern Truppen bereit halten wollte; in der Waat zu Moudon antwortete man *): „Wir wollen allen billigen Gehorsam leisten; aber wir können uns nicht gegen unsre Brüder schlagen, die Unterthanen wie wir sind, und die ihre Freiheiten behaupten."

*) Grenus, Documens relatifs à l'histoire du Pays de Vaud.

So erklärten die Truppen an der Musterung zu Langenthal: „sie würden nie gegen ihre Brüder von Luzern zu Felde ziehn, die ihnen nichts zu Leide gethan.“ — Schon wurden unter dem Landvolke Parteinamen üblich; Linde hießen die Ruhigen, Harte die Mißvergnügten. Der Terrorismus der Pöbelherrschaft erhob sein wildes Haupt; die Linden wurden insultirt oder mußten sich flüchten. Auf einer Landsgemeinde zu Trachselwald (24. März) trat zum ersten Male Niklaus Leuenberger, von Schönholz aus der Pfarrei Rüderswyl, auf, und änderte die zum Nachgeben geneigte Stimmung der Mitglieder. Leuenberger ist bekanntlich die Seele der ganzen Bewegung geworden; wie es scheint, hat er sich nicht vorgedrängt; er ließ sich vielmehr — nach Art berechnender Volksführer — von andern nöthigen, sich an die Spitze zu stellen. In hohem Grade besaß er die Gabe, der Mann des Volkes und doch der fast unbeschränkte Herrscher zu sein; allein Proben einer hohen, tapferen, von einem großen Gedanken ergriffenen Seele hat er nirgend gegeben. Das Heil, welches er im Falle des Gelingens gebracht hätte, wäre höchstwahrscheinlich die Herrschaft von Dorf-Magnaten gewesen; ein Glück, das aufgeklärtern Zeiten aufgespart war!! —

Bern rüstete sich und mahnte den Vorort Zürich, der seine Hülfe bereit hielt (23. März). Vermittler der evangelischen Stände arbeiteten in Bern schon an einer Vereinigung, als eine Basler- und Mühlhauser-Besatzung von 500 Mann, die in Aarau eintraf, vom Landsturme des Aargaus eingeschlossen, und — weil es an Ordnung und zuverlässiger Gesinnung fehlte — zur Heimkehr genöthiget wurde. Dennoch vollendeten die Vermittler ihr nicht von Dornen freies Werk (11. April). In manchen Punkten hatte die Regierung nachgegeben, und die Abgeordneten der Landleute hatten sich zu einem Fußfalle verstanden. — Auch hier schien die Ruhe hergestellt ohne Kampf und Blutvergießen. Auch die Unruhen in den Cantonen Basel und Solothurn endeten mit einer friedlichen Ausgleichung.

Aber schon war von neuem im Canton Luzern die Unzufriedenheit laut geworden, angeschürt am meisten durch die kleinen Dorffürsten, die berauscht von der Süßigkeit revolutionärer Allgewalt, nicht freiwillig zu ihrer früheren Unbedeutendheit in einem ruhigen Zustande zurückkehren wollten. Doch vereinigte

abermals Nachgiebigkeit der Regierung und Vermittler die Entzweiten; nur das Entlebuch bog sich nicht.

Indessen alle diese Vermittelungen waren nur täuschende Stillstände; die einmal angefachte Flamme loderte fort; Güte und Nachgeben nährten den Stolz mancher, und weckten die Hoffnung noch viel größeres zu erreichen. Ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß sich sogar schon eine Art von Propaganda unter den unruhigsten Bewegungsmännern der vier Cantone bildete. Schon 18. April sehen wir eine neue Landsgemeinde zu Willisau, wo auch Berner und Solothurner zugegen wären; dann folgten Gemeinden in den einzelnen Cantonen; in Basel war schon damals Liestal der Sitz der Revolution; das Raths-Protokoll klagt darum: „Der Liestaler eingebildete Präsumption, Hochmuth und Vermessenheit sind die Ursachen alles Uebels und Unraths, ja die rechte Wurzel und Ursprung der Rebellion. Es ist nicht das erste, sondern das dritte Mal, daß solche um großes Geld erkaufte Leibeigene an Gott und ihrer Obrigkeit treulos und meineidig gewesen sind. Bei allen drei Rebellionen hat Liestal das Direktorium geführt.“

An der neuen treulosen Auflehnung hatte Leuenberger zuerst nicht Theil nehmen wollen; erst die Drohungen andrer Führer bewogen ihn zum Anschlusse, als der Ausbruch der Bewegung schon eingeleitet war; er erschien zu Sumiswald (23. April). Dort trafen nämlich Deputirte der vier Cantone zu einer gemeinsamen Landsgemeinde ein. Auf dem freien Felde waren über 1000 Mann versammelt; ein langer Tisch diente als Rednerbühne; hier standen Leuenberger, Ulli Galli von Signau, der Notar Brönner, Emmenegger aus dem Entlebuch und Binder. Ein gemeinschaftlicher Bundesbrief in sieben Artikeln wurde von allen beschworen; man verband sich: „Daß wir den ersten Eidgenössischen Bund, vor etlichen hundert Jahren zusammengeschworen, wollen haben und erhalten, die Ungerechtigkeit einander helfen abthun, und die Gerechtigkeit äufnen. — — Wir wollen helfen einander alle ungnten, neuen Aufsätze abschaffen, und sollen aber jedes Orts Unterthanen ihre Gerechtigkeiten von ihrer Obrigkeit selbst fordern. Haben unsre Bundesgenossen im Streite gegen die Obrigkeit dann Recht, so wollen wir ihnen dazu verhelfen; haben sie Unrecht, so wollen wir sie ab- und zur Ruh verweisen. — Soll auch keiner von

uns so frech oder vermessen sein, der wider diesen Bundschwur reden solle u. s. w. Welcher aber dieses übersehen würde — soll nach seinem Verdienen abgestraft werden.“ — Durch den Bund zu Sumiswald war eine drohende Verbindung der Demokratie geschlossen, von deren Bestehen es abhieng, ob die Städte-Aristokratie der westlichen Schweiz untergehen und die ganze politische Entwickelung der Schweiz sich anders gestalten solle. — In diesem Bewußtsein handelten die Bauern mit der unruhigen Geschäftigkeit des Propaganda-Eifers; sie sandten Abgeordnete nach Uri, nach Zürich an die Regierung, wo sie zur gleichen Zeit die Unterthanen zu gewinnen suchten, und nicht ohne allen Erfolg *); von Luzern aus bearbeitete man die freien Aemter; die Emissaire der Revolution prahlten, daß in 24 Stunden 70,000 Mann für sie bereit stünden; auch die lügenhaftesten Verdächtigungen mußten zur Aufregung beitragen; und die ruhig gebliebenen Landschaften Berns (z. B. das Simmenthal) wurden schriftlich und mündlich zum Anschlusse aufgefordert. Die aufrührerische Landschaft hatte sich fast in ein stehendes Feldlager verwandelt; alle Dörfer und Straßen waren bewacht; Reisende und Briefe untersuchte man; selbst die Weiber unterstützten durch Wachsamkeit und Herbeischaffung der Waffen die Sache der Revolution; nur sie giengen am Buß- und Bettage (24. April) in die Kirche, die Männer blieben unter den Waffen. Als man auf der Aare ein mit Eisenwaaren beladenes Schiff auffieng, und ein Fäßchen mit Granaten darin fand, stieg Verdacht und Wuth der Bauern noch mehr: „Da sieht man, was für eine schöne Obrigkeit wir haben!“ hieß es; und gegen 5000 Männer aus Bern und Luzern waren auf einer Landsgemeinde zu Hutwyl (30. April) zusammengekommen. Sprachen die Pfarrer in den Kirchen von Frieden und Gehorsam, so fielen ihnen die Bauern ins Wort. — Leuenberger erhielt schon den vielbedeutenden Namen: Obmann des Bundes; er handelte mit diktatorischem Ansehen; seine Beredsamkeit bezauberte die Bauern; ein Wink von ihm, ein Wort, ein Befehl wurde mit unglaublichem Eifer ausgeführt; alles verstummte auf den stürmischen Landsgemeinden, sobald er das Wort ergriff. Auch seine Erscheinung

*) Helvetia 1830, S. 246.

sollte imponiren; ein Mann in der Kraft des reifsten Alters, in einem schönen rothen Gewande (einem Geschenke der Luzerner-Bauern), ritt er, einem Fürsten gleich, von einer zahlreichen Ehrenwache umgeben, im Lande herum. Wie mußte es ihm schmeicheln, als der französische Gesandte ihn schon seiner Correspondenz würdigte! — Auf einer neuen Landsgemeinde zu Hutwyl hörte (14. May) man schon den Rath: „man solle die Städte einschließen, damit der Aufruhr in den Städten einen Anfang mache.“ — Kniend und mit erhobenen Fingern beschworen die Versammelten den Bund; Leuenberger sprach ihnen den Eid vor.

Unterdessen hatte die Regierung nichts versäumt; zu Baden hatte sich (29. April bis 10. Mai) eine außerordentliche Tagsatzung versammelt, die eine bewaffnete Unterdrückung des Aufstandes beschloß: „Wir haben — erklärt sie in ihrem Manifeste — der Sache nicht anders helfen können als die Waffen mit Gottes Hülfe zu ergreifen, um die Frommen und Aufrichtigen zu schützen, die Bösen und Meineidigen zu strafen.“ (8. Mai.) — An die Landsgemeinde zu Langenthal schickte (16. bis 18. Mai) die Regierung eine Gesandtschaft; auf ihre Zuschrift antwortete Leuenberger hochfahrend: „Wir bitten Euer Gnaden, Ihr wollet mit demüthigen Reden uns begegnen, und nicht mit Rüche (Rauheit), damit die Landleute nicht etwan in Zorn gerathen möchten. Die Aktion aber soll unter dem heitern Himmel geschehen. Datum in Eil aus Unserer Versammlung zu Hutwyl (15. Mai.)“ — Ebenso schrieb er im Namen der Landsgemeinde an die Landvögte in Thun, Burgdorf und Aarwangen: „Es nimmt uns Wunder, warum Ihr Kriegsvölker in das Schloß nehmet. Deswegen Ihr ernstlich ermahnt sein sollt, alsobald selbige abzuschaffen, sintemal Wir solche nicht dulden können, und im Fall das nicht geschieht, wollen wir dieselbigen wohl dannen bringen. Wisset Euch hiemit zu verhalten.“ (16. Mai.) Die Unterhandlungen der Abgeordneten zerschlugen sich fruchtlos an den Forderungen der Bauern.

Schon berieth sich die Landsgemeinde, wie sie nöthigen Falls den Krieg führen wolle; es wurde bestimmt, daß man vor allem aus Bern belagern und die Zufuhr abschneiden müßte. Die Sache der Demokratie stand damals auf ihrem

Höhepunkte; man rechnet *), daß gegen 40,000 Mann für sie in Bereitschaft standen; und noch hatten sie nirgend einen energischen Widerstand gefunden. — Bestürzung verbreitete die freilich ganz ungegründete Nachricht, das Heer der Zürcher sei bei Mellingen angekommen; Leuenberger und Schybi hielten hierauf eine Berathung im Wirthshause. Diese ist uns im Berichte eines Berners, Marx Huber, erhalten, des Hauslehrers beim Landvogte zu Aarwangen; er hatte aus Neugierde der Landsgemeinde beiwohnen wollen, war aber von den Bauern festgenommen, zuerst in einer Art kleinen Kellers und dann im Wirthshause bewacht worden. Er hörte in einer Nebenkammer, wie der Luzerner Anführer Schybi zu Leuenberger sprach: „Herr Bruder Klaus, wir hören, wie übel es im Land unten steht; wir müssen da helfen. Lassen wir die Zürcher weiter hinauf, so mögen wir ihnen nimmer wehren. Sie haben viel Büchsen und Stück bei ihnen; wir aber keine. Die Faust und das Couraschi muß bei uns alles thun.“ Seine Meinung war, die Zürcher bei Mellingen von drei Seiten anzugreifen, und in die Reuß zu sprengen. Leuenberger erwiederte: „Weil Ihr so gut für das Vaterland rathet, und Ihr selber ein alter Soldat seid, so bitten wir Euch: seid Ihr der oberste Hauptmann, und führt unser Volk an. Geht Ihr nach Mellingen hinab, so will ich nach Burgdorf hinauf, und sorgen, daß keine Welschen eindringen.“

Am 21. Mai ließ Leuenberger den Landsturm ergehen; in der Nähe Berns bei Ostermundingen lagerte er sich mit seinen Haufen. Aus Luzern und Solothurn erschienen Zuzüge; wenige Tage nachher wurde auch Luzern belagert, und im Canton Basel das Schloß Farnsburg geplündert. Trotz der Nähe der Bauern schloß Bern seine Thore nicht bis zum 23. Mai; es hatte die verbündeten Stände gemahnt, seine Besatzung verstärkt, und ließ in der Waat Truppen ausheben; über 5000 Mann stark, rückten diese gegen den Paß von Gümmenen an der Saane. Dieser war von den Bauern besetzt. Hier half — berichten einige — eine wohlberechnete List; der Landvogt zu Laupen, Jakob Dürheim — so heißt es — erzählte den Bauern bei Gümmenen: „Nun sei alles verloren; Leuenberger habe sich

*) Lauffer und Helvetia.

mit seinem Heere dem Pabste unterworfen, und sei katholisch geworden.“ — Voll Schrecken über diese Nachricht liefen die Bauern auseinander, und der Paß war für die Waatländer offen; ebenso zerstreuten sich die vor Aarberg liegenden Bauern.

Noch immer zeigte sich Bern zum Nachgeben bereit; auf dem Murifeld wurde unterhandelt; am 24. Mai erklärten die Bauern: „Wir, Euer Gnaden kleinfügige Unterthanen versprechen in guten Treuen, sowohl gefangene Personen als weggenommene Sachen zu restituiren.“ Und die Regierung versprach dagegen 50,000 Pfund als Entschädigung der Bauern, doch auch für die durch den Aufruhr Beschädigten. Dies veranlaßte neue Unterhandlungen; in Leuenberger wechselte, je nach den Erfolgen, Trotz mit Verzagtheit. Endlich kam es zu einem Vergleiche (28. Mai), worin die Regierung manche Zugeständnisse machte, sogar unter Bedingungen die Erlaubniß zu Landsgemeinden; allein sie gab nach in einer kräftigen Stellung, die es aussprach, daß man auch nicht nachgeben könnte. Amnestie („ein allgemeiner Vergeß“) war ausgesprochen. — Leuenberger führte die Bauern von der Stadt weg.

So war eine neue Krisis überstanden, und es schien, als sollte eine so unerhörte Gährung ohne Blutvergießen enden. Es war aber anders beschlossen. Luzern war noch von den aus Bern und Solothurn verstärkten Aufrührern eingeschlossen, und die Regierung bereitete sich zum Kampfe.

Zürich als Vorort war von Bern zu Hülfe gemahnt, es säumte nicht; auf die Gesinnung der Bürger (einige Fleischer ausgenommen) konnte es zählen; auf dem Lande wurden freiwillige Werbungen angestellt; die Zuzüge von Schaffhausen, Glarus, Appenzell, Thurgau waren eingetroffen. Am Morgen des 30. Mai, zwei Tage nach dem auf dem Muri-Felde geschlossenen Frieden, brach das gesammte Heer, ungefähr 9000 Mann, unter dem Zürcher General Conrad Werdmüller, von Zürich auf. In der Nacht bestieg man den Heitersberg zwischen Limmath und Reuß, an dessen Fuß Mellingen liegt; auf der Höhe des Berges traf das Heer des Morgens um 3 Uhr Gesandte aus Mellingen und den freien Aemtern mit Fackeln und Windlichtern *); sie bezeugten friedliche Gesinnung. An

*) Helvetia 1830, S. 254.

dem schönen Maimorgen (31. Mai) streiften die Blicke des Heers über die ausgedehnte, herrliche Landschaft hin; in diesen Augenblicken, wo unser Herz, vom Liebeshauch der Schöpfung erweicht, gerne nur Friedensgedanken beherbergt — in diesen Augenblicken mochte es in den Kriegern ein menschliches Gefühl beklagen, daß ihren Pfaden Blut und Jammer vorgezeichnet sei. Zwei Kanonenschüsse schallten von den Höhen des Heitersberges über das Land hin, dem Volke ein Signal des Angriffs.

Denn gleichzeitig als Leuenberger auf das Muri-Feld vor Bern gezogen war, hatte auch das Aargau zu den Waffen gegriffen, und den Reuß-Paß bei Windisch besetzt; auf ihrer Seite standen auch die Städte Aarburg und Lenzburg; aber fest widerstanden den Planen und dem Ansinnen der Landleute Zofingen und am kräftigsten Aarau und Brugg. Diese Städte sahen unter Berns nicht drückender Oberhoheit die Wohlthaten eines freien Gemeinwesens bei ihnen erblühen; in geistiger Bildung und regem Streben durften sie sich mit der Hauptstadt messen, und zu froh waren sie des Genusses ehrenwerther, bürgerlicher Freiheit, als daß sie sich an die maßlosen Bestrebungen roher, despotischer Massen hätten anschließen wollen. Diese Städte wurden von den Bauern eingeschlossen. (24. Mai) Aarau leistete den entschiedensten Widerstand. Als es durch die Aarburger aufgefordert wurde, beständigen, freien Durchpaß zu gestatten, antworteten sie dem Hauptmanne, ob er auch wisse, wie man eine Stadt auffordere? — „Ja, (hieß es) Soldaten zum Angriffe seien genug!“ — „Auch der Bürger sind es genug, die Stadt zu vertheidigen!“ war die Antwort. Alle waren in der Stadt von einem Geiste beseelt; sogar die Frauen; sie hatten eine Stärke aus Amelmehl gemacht, erklärt, mit dieser Lauge wollten sie den Bauern beim Sturme aufwarten. Die Weiber der Bauern warteten in der Nähe mit Körben und Säcken auf den gehofften Raub, oder sie brachten ihren Männern Speise ins Feld. Leuenbergers Ankunft rief die Belagerer (2. Juni) ins Lager nach Othmarsingen gegen das Eidgenössische Heer.

Das Eidgenössische Heer unter Werdmüller hatte nämlich bereits Mellingen besetzt, und vor der Stadt ein Lager bezogen; von hier aus erließ Werdmüller (31. Mai) eine Proklamation an die Bauern mit der Aufforderung, ihm durch Aus-

schüsse erklären zu lassen, ob sie den Frieden begehren und die Waffen niederlegen wollen. In diesem Falle versprach er ihnen Gnade und Schutz, sonst werde er die Gewalt brauchen. „Dabei wir uns dann auch vor Gottes Angesicht und aller ehrbaren Welt wollen entschuldigt haben, alles Jammers und Elends, so euch deßwegen begegnen möchte.“

Um nämlich den Gang der Ereignisse zu verstehen, dürfen Sie nicht vergessen, daß Werdmüller noch nichts von dem Vergleiche wußte, welchen Bern auf dem Muri-Felde mit seinen Unterthanen geschlossen hatte; er konnte dies um so weniger voraussetzen, als er die Bauern unter den Waffen fand. Inzwischen erhielt er durch einige Abgeordnete der Bauern die erste Nachricht von dem Frieden; und sofort bewilligte er einen zweitägigen Waffenstillstand, bis zuverlässige Kunde eingetroffen sei. Durch Gefangennehmung einiger Soldaten hatten die Bauern den Stillstand verletzt; dies bewog den Rudolf Werdmüller mit einer Abtheilung auszurücken; diese stieß auf 1500 Bauern hinter einem Verhau im Walde; ihre Hauptleute erklärten: „Sie wünschten nur den Frieden, sobald man ihnen die vor hundert Jahren geraubten Rechte und Freiheiten wieder gebe. Der Gewalt würden sie sich widersetzen; denn einmal müßten sie doch sterben, ob heute oder morgen; und im Felde zu sterben sei so gut als anderswo.“ — Diese Entschlossenheit bewog Werdmüller, mit seiner nicht zahlreichen Schaar umzukehren.

Am 2. Juni wartete Werdmüller umsonst auf ein verabredetes Zeichen vom Schlosse Lenzburg her, welches ihm den Abschluß des Friedens verkündigen sollte. Er griff also mit 3000 Mann die Bauern im Brunegger-Walde an, und trieb sie bis Mäggenwyl zurück; schon schickte man sich zu einem neuen Angriffe an, als der Pfarrer von Ammerswyl, Jakob Hemmann von Brugg, durch seine dringenden Vorstellungen, daß man doch Bürgerblut schonen solle, noch einen Waffenstillstand bis zum folgenden Tag vermittelte. Kurz nachher gab das erwartete Zeichen (vier Kanonenschüsse) von Lenzburg her die Nachricht, daß man den Frieden vom Muri-Felde nicht halten werde.

An diesen Frieden glaubte sich die Regierung von Bern nicht länger gebunden, als sie sah, daß die Bauern denselben

offen verletzten. Schon beim Abzuge vom Muri-Felde seien — so hieß es — viele Bauern sogleich vor Luzern gezogen; auch wartete die Regierung umsonst auf die Herausgabe des Hutwyler-Bundes. Leuenberger handelte noch immer als „Obrister“ und „Bundesgenosse“, als solcher forderte er die Landrichter auf, laut dem Bunde die Päße zu bewachen, und versprach den Aargauern Hülfe. Dagegen forderte er schriftlich die Regierung auf, den Frieden zu halten und die Truppen zu entlassen, „sonst würde er mit gesammter Macht ausziehen und alle Gegner und Feinde vertilgen“ (1. Juni). — Die Regierung machte ihm Vorwürfe über die Belagerung der Aargauischen Städte als über einen Friedensbruch; sie forderte Huldigung und Auslieferung des Bundesbriefes. Nach Anleitung Leuenbergers antworteten die Bauern: (2. Juni) „Von Belagerung der Städte und vom Zuge nach Luzern wissen sie nichts; es falle ihnen aber hart, den Hutwyler-Bundesbrief, der nichts Unrechtes enthalte, auszuliefern und abzuschwören; der Abzug der Truppen sei die Bedingung ihrer Huldigung.“ „Wir wollen — hieß es am Schlusse — die allerheiligste Dreifaltigkeit von Grund unsers Herzens anrufen, daß sie uns Gnade und Kraft verleihen wolle, damit wir die Gerechtigkeit können handhaben, schützen und schirmen, und die feindliche Gewalt, die sich wider uns auflähnt, abschaffen und in die Tiefe des Meeres versenken, wie den gottlosen König Pharao und seinen Anhang.“ — Schriftlich wie mündlich ermahnte Leuenberger zum Zuzuge nach Mellingen gegen die Zürcher; mit 700 Mann rückte er voraus, zog durch die Reihen der bewaffneten Bürger zu Zofingen, vereinigte sich mit den Haufen, welche Aarau belagerten, und traf endlich im großen Bauernlager bei Othmarsingen mit dem Landsturme aus Solothurn und Basel und mit den Luzernern unter Schybi zusammen. Die nun vereinigte Macht der Bauern bestand in 20,000 *) Mann.

So war also der Vertrag vom Muri-Felde durch Leuenberger und die Seinen treulos gebrochen; sein ganzes Benehmen offenbarte den geheimen Plan, nicht zu ruhen, bis durch eine glückliche Waffenthat die Oberhand errungen sei; unterdessen

*) Helvetia 1830, S. 393.

aber durch eine nachgiebige Miene und durch die Heuchelei billiger Forderungen den Arm der Regierung zu lähmen. Diese macchiavellistische Taktik giebt uns Licht über das verworrene Drama, und es läßt sich mit Wahrscheinlichkeit ein Schluß ziehen, welche Zukunft zu erwarten stand von der Herrschaft brutaler Massen und von Volksführern, denen Trug und Heuchelei nicht verschmähete Mittel waren.

Am 3. Juni erhielt der General Werdmüller von Leuenberger „als bestelltem Obrist“ die Einladung zu einer Unterredung auf den folgenden Tag; noch immer hieß es dabei: „Ich zeuge an Gott und vor das jüngste Gericht, daß ich nichts anderes begehre, als den lieben, alten eidgenössischen Frieden zu erhalten.“ — Werdmüller hatte, dem gestrigen Versprechen gemäß, eine Deputation der Bauern erwartet; unwillig über den Wortbruch, gab er noch drei Stunden Zeit zur Unterhandlung. Als Antwort erfolgte Nachmittags ein Angriff der Bauern; in zwei Heerhaufen rückten sie gegen das eidgenössische Lager; der eine Heerhaufe (auf der linken Seite) wurde nach kurzem Widerstande zu Büblikon in den Brunegger-Wald zurückgetrieben. Dann wandte sich Werdmüller gegen die andre Abtheilung, welche unter Leuenberger und Schybi gegen Wohlenschwyl anrückte, um sich auf den linken Flügel des Eidgenössischen Heeres zu werfen, und ihm den Rückzug abzuschneiden.

Eben hatte ein Gewitter, dessen Donner die Krieger erschreckt hatte, sich gelegt, als im Dorfe Wohlenschwyl der entscheidende Kampf sich entspann. Drei Stunden lang kämpften die Bauern mit einer Tapferkeit, die einer besseren Sache werth war; sie mochten es ahnen, daß von jener Stunde die Wendung ihres Schicksales abhange; denn unberechenbar wären die Folgen eines Sieges für die Bauern gewesen. Vielleicht hat die Schlacht bei Wohlenschwyl die Niederlage der Demokratie für 150 Jahre entschieden. Der Muth der Bauern errang den gehofften Erfolg nicht; sie sahen, daß sie zwischen den Flammen des brennenden Dorfes gegen das überlegene Geschütz der Gegner den Kampf nicht länger fortsetzen könnten. Zweimal trugen sie auf Frieden an, und zogen sich endlich in ihr Lager zurück, ohne verfolgt zu werden. Aber dieser Tag hatte ihre Hoffnungen vereitelt, ihren moralischen Muth gebrochen.

Jetzt erst that Leuenberger, was er vor der Schlacht hätte thun müssen, wäre es ihm mit dem Frieden ein Ernst gewesen — er übersandte jetzt dem General Werdmüller die Friedensurkunde vom Muri-Feld, und schrieb dazu: „Ihr wollet doch Euch erklären unter uns, ob Ihr mit uns begehret Frieden zu machen. Denn Wir begehren nichts andres weder des lieben Friedens ——— Und wir bitten Euch um Christi Jesu willen und um des jüngsten Gerichtes willen, Ihr wollet doch Frieden verschaffen, damit nicht ein allgemeines Blutbad daraus erfolge. So wollet Ihr wohl vorsehen; denn Gott der Herr wird das Blut fordern von deren Händen, die den Gewalt haben, und wider uns ausgezogen sind.“ — Werdmüller verstand sich zu einem Waffenstillstande bis zum folgenden Tage. Dennoch rieth der Luzerner Schybi (eine wilde, ruchlose Natur, deren Anblick selbst den Bauern so unheimlich war, daß sie ihn einen Hexenmeister nannten), durch einen verrätherischen Ueberfall in der Nacht das Eidgenössische Heer zu vernichten. Daß Leuenberger sich diesem Vorhaben entschieden widersetzte, ist der schönste Zug, der uns von ihm überliefert ist.

Des andern Tages (4. Juni) erschienen 43 Abgeordnete der Bauern im Lager, und erboten sich, ein Eidgenössisches Schiedsgericht über den Hutwyler-Bund entscheiden zu lassen. Als man ihnen bewies, daß der Stanzer-Vertrag, auf den sie sich beriefen, gerade gegen sie spreche, so erklärten sie, daß sie ihren Irrthum und ihre Fehler einsehen, und versprachen Gehorsam gegen die Obrigkeit, „deren sie so sehr als des lieben Brodes bedürfen.“ Erfreut lasen ihnen die Zürcher einen Vergleich vor: Die Bauern sollen sich nach Hause begeben, die Bundesbriefe ausliefern, das Streitige dem Rechtsspruche anheimstellen; bis zur Huldigung mögen die Truppen im Felde bleiben. Wirklich nahm das entmuthigte Heer der Bauern diese vier Artikel an; vor Leuenbergers Quartier wehte eine weiße Fahne. Und nun ist es ein schöner Zug von dem arglosen Gemüthe des Volkes, daß die, welche den Tag vorher gegen einander gefochten, jetzt gegenseitig zu einander in's Lager strömten. — Nur die Luzerner hatten den Vergleich nicht angenommen, versprachen aber, zu Hause die Waffen niederzulegen; unter Schybi kehrten sie nach Luzern zurück; auch die übrigen zerstreuten sich in ihre Heimath. An einem Tage

war dies bedeutende Heer zerstoben. Leuenberger, der alle Haltung verloren hatte, wandte sich an einen Berner-Rathsherrn Imhof um Vermittlung; zu spät.

An demselben Tage, wo der Vergleich zu Mellingen angenommen wurde (4. Juni), rückte Sigmund von Erlach mit einem meist waatländischen und neuenburgischen Heere in's Feld. Zweimal hatte Bern seinen Unterthanen zur Versöhnung die Hand geboten; noch nicht das Blut eines Einzigen unter ihnen hatte es fließen sehen; jetzt aber war seine Geduld erschöpft. Ohne irgend genügenden Grund oder Entschuldigung war der geschlossene Friede (von Muri) verletzt worden; von nun an hatte es Bern mit treulosen Empörern zu thun. Zwar hatte Leuenberger (5. Juni) in sehr demüthigem Tone nach Bern geschrieben, um Verzeihung gebeten, und jetzt, nachdem sein Benehmen vom treulosesten Undanke gezeugt hatte, sehr zur Unzeit seinen Dank für den Vertrag von Muri (28. Mai), den er gebrochen hatte, ausgesprochen. Allein jetzt war die Zeit vorüber, da man mit Leuenberger, wie mit einer Autorität, unterhandelte; seine Zuschrift wurde mit verachtendem Stillschweigen beantwortet. — Der General von Erlach hielt indessen strenges Kriegsrecht; seine Kriegsräthe hatten Vollmacht, sofort über die gefangenen Empörer zu urtheilen; erschrocken eilten die Bauern herbei, um ihre Waffen auszuliefern. Den Vertrag von Muri erklärte der Berner-Rath (7. Juni) förmlich für null und nichtig. Hiezu hatte die Regierung — das ist unbestreitbar — das klare Recht; der Vertrag war ja bereits freventlich gebrochen worden.

Allein eine andere und schwerere Frage blieb zu beantworten. *Wie* sollte Bern *den* Frieden ansehen, welchen seitdem Werdmüller im Namen der Hülfe bringenden Eidgenossen (3. Juni) geschlossen hatte? Es war ein in seinen Folgen beklagenswerthes Unheil, daß die Entscheidung nie auf *einen* Punkt gedrängt war, sondern daß man an zwei sehr entfernten Punkten handelte, bei Bern und bei Mellingen; *deshalb* fehlte Einheit, und die bedauerlichste Verwirrung war die Folge. — Auf dem einen Punkte (zu Muri) hatte die Milde vorgewaltet, auf dem anderen (Mellingen) war man zur Gewalt geschritten; als man dann *hier* den Frieden wählen

wollte, ergriff man dort das Schwert. Eine gehässige und verdächtigende Auslegung würde in dem Benehmen der beiden Heere eine schlau berechnete Verrätherei der Regierungen erblicken; mit freiem, vorurtheilsfreiem Auge beklagt die Geschichte dagegen den Mangel einer glücklich zusammenwirkenden, leitenden Einheit; sie beklagt nicht minder die bittern Früchte davon.

Zwanzigste Vorlesung.

Zwei Wege standen damals für Bern offen; es konnte das, was Werdmüller gethan, völlig ignoriren, indem es sich darauf berief, daß die herbeigerufenen Hülfstruppen nicht das Recht gehabt, ohne Mitwissen der Regierung mit den Empörten einen Vergleich einzugehen; es mußte also in diesem Falle die Sache noch einmal blos für sich durchkämpfen. Oder aber Bern mußte sein gereiztes Selbstgefühl der großartigeren Rücksicht auf den Brudersinn seiner Verbündeten, die in der Stunde der Noth zum redlichen Beistande eilten, zum Opfer bringen, indem es den von Werdmüller geschlossenen Vergleich als seine eigene That adoptirte. Es konnte dies um so eher ohne die geringste Einbuße seiner Kraft und seines Ansehens bei den Unterthanen, weil es in diesem Augenblicke als mächtiger Gesetzgeber, das Schwert in der Hand, dastand, und somit jetzt als Gnade bewilligen konnte, was früher der Ungehorsam hatte ertrotzen wollen. Allein hier begegnen wir wieder einem Dämone, welcher recht eigentlich der Fluch und das Todtengeläute der alten Schweiz gewesen ist — ich meine den Dämon der gereizten Eifersucht zwischen den einzelnen Cantonen. Statt im Gefühle des einen Interesses sein enges Ich an ein gemeinsames würdiges Ziel zu setzen, vergaß man, daß es nur ein Wohl gebe für den Einen wie für den Andern; man vergaß des Sinnes, der die Väter groß gemacht, und der überall einzig erhält. Und weil man einmal des Ersten und Größten schmählich vergessen hatte: dünkte man sich denn klug in stolzem Markten und Rechthaben; in der dünkelhaften Verblendung achtete man jedes Zugeständniß für Schwäche und Verlust, was Gewinn gewesen wäre an der besten Kraft. Dieser Geist argwöhnischer Vereinzelung — wir wiederholen es — war für die alte Schweiz ein Geruch der Verwesung, die nicht ausblieb.

Bern wählte von jenen zwei ihm möglichen Wegen den ersteren; es schrieb an Werdmüller (7. Juni): „Es sei sehr befremdend, daß er mit Bernern ohne Genehmigung der Regierung einen solchen Vergleich eingegangen und nicht einmal die Bestrafung der Rädelsführer ausbedungen habe.“ — Durch dieses Schreiben fühlte sich Werdmüller tief gekränkt; er hatte den Bauern die wiederholte Zusicherung gegeben, daß Zürich für die Erhaltung der Ruhe alles thun werde, und getreu seinem Worte hatte er sich zu Bern und bei Erlach dringend dafür verwandt, daß man die vier Mellinger-Artikel respektire und von weiteren Feindseligkeiten ablasse. Und nun war dies der Erfolg seiner Bemühungen. Mußte er sich nicht fragen: ob wohl dies der Dank dafür sei, daß Zürich und die übrigen Verbündeten, keine Gefahr und kein Opfer scheuend, so bereitwillig zur Rettung herbeigeeilt seien? Dies der Dank, daß sie den Kampf mit dem überlegenen Feinde rühmlich bestanden, und bei Wohlenschwyl den Nerv des Aufstandes zerschnitten hatten? — In der ersten Stimmung des gereizten Gefühls scheint er unentschieden gewesen zu sein *), ob er den Canton Bern nicht verlassen und sich nach Basel oder Luzern wenden wolle. Ja sogar ein ganz neuer Bürgerkrieg gehörte nicht völlig in den Bereich des Unmöglichen; es sind Anzeichen vorhanden, daß er vorübergehend vielleicht dem Gedanken Raum gab, im Namen der Eidgenossen den Mellinger-Vertrag gegen die Regierung von Bern mit bewaffneter Hand zu behaupten; dann hätten wir Werdmüller und von Erlach im Kampfe gesehen, und es kann nicht zweifelhaft sein, auf welcher Seite der Sieg gewesen wäre. Werdmüller hatte in der ersten Gereiztheit ausdrücklich erklärt: „Die Bauern haben ihn auch um Hülfe angesucht; sie seien gar wohl mit ihm zufrieden. Es könnte noch einen seltsamen Handel geben. Er sei nicht gar wohl zufrieden mit den Herren von Bern.“

Aber an diesem nämlichen Tage waren die Würfel schon gefallen. Gegen von Erlachs Heer hatte Leuenberger die stets streitfertigen Emmenthaler gesammelt; mit 5000 Mann das Dorf Herzogenbuchsee (auf der Straße von Bern nach Aarau)

*) Helvetia 1830 S. 444.

besetzt. Hier griff ihn Erlach am Morgen des Pfingstfestes (8. Juni) an. Zwanzig Späher waren am vorigen Tag von den Bauern grausam mißhandelt worden; und auch jetzt täuschte man ihn durch das Vorgeben, die Bauern seien abgezogen, bis diese aus dem Walde vor dem Dorfe heftig das anrückende Heer beschossen. Hier zurückgeworfen, widerstand ein Theil der Bauern noch im Dorfe; aber auch von hier trieb sie das Geschütz und die Reiterei in die Flucht; in die Haufen der waffenlosen Flüchtigen hieb die Reiterei ein. Nur einige Hundert behaupteten sich noch in dem hochgelegenen, befestigten Kirchhofe; aber dem Geschütze, das man auf sie gerichtet hatte, vermochten auch sie nicht zu widerstehen; auf der Flucht ereilte noch viele der Tod oder die Gefangenschaft. Die Unmenschlichkeit der Wälschen schändete diesen Sieg sehr, da man mehre von den Flüchtigen in die Flammen des brennenden Dorfes warf *). Zu Herzogenbuchsee erlosch der letzte Widerstand des Bernischen Landvolks; die umliegende Landschaft wurde entwaffnet.

Drei Tage später (11. Juni) hielten die Generale Werdmüller, von Erlach und Zweyer eine Conferenz zu Aarburg, wo Werdmüllers Verstimmung sich — wie es scheint — legte. Man erklärte den Mellinger-Vertrag für nichtig; aber ungern vermissen wir die Angabe der Motive dafür; zu Zofingen sollten Zürich und Bern neue Bedingungen festsetzen.

Inzwischen waren die aufgestandenen Luzerner bei Winkel und an der Gisliker-Brücke (4. und 5. Juni) zurückgetrieben worden; in Folge des vom Schiedsgerichte zu Stanz erlassenen Spruches zogen die Bauern (8. Juni) nach Hause. Nur die Entlebucher wollten auch jetzt noch nichts vom Nachgeben hören. Aber General Zweyer rückte (20. Juni) mit 1400 Mann in Schüpfheim ein, entwaffnete die Gemeinde und nahm die Anführer (unter diesen auch den gefürchteten Schybi) gefangen.

Die Zeit des Kampfes zwischen den beiden Parteien war nun zu Ende; die Zeit der Strafe und Rache begann. Die schneidendste Demüthigung war dem Haupte des Aufstandes, dem Leuenberger, aufbehalten, der Obmann des mächtigen Bundes, er, dessen Wink für Tausende ein Gesetz gewesen; er stand

*) Aliquot Vulcano in aedibus commissi exspirabant. Marci Huberi (eines Berners) Oratio de sedit. Bernens.

nun verlassen und bald auch verrathen da, seit das Schicksal sich gegen ihn ausgesprochen. Sogar die harte Kränkung mußte er erleben, daß sein Nachbar und Freund, Hans Birri, an ihm zum Verräther wurde. Diesem hatte der Landvogt Tribolet von Trachselwald gegen die Auslieferung Leuenbergers Gnade angeboten. Mit einigen Gehülfen eilte der Verräther in Leuenbergers Wohnung in Schönholz; er war entronnen; sie ereilten ihn auf dem Wege nach Signau in der Nacht des 12. Juni. Eh man ihn in Bern einführte, legte man ihm zum Spotte einen hölzernen Degen und eine Schärpe von Stroh an; mit Hohn begrüßte die Volksmasse den gestürzten Unglücklichen, dem sie unter anderen Umständen Weihrauch gestreut hätte. Am 6. September wurde er enthauptet; über seine Haltung in den letzten Tagen ist uns leider nichts berichtet. Uli Galli gestand vor seiner Hinrichtung, daß ihr Plan gewesen, Bern zu plündern, einen neuen Rath einzusetzen, worin Leuenberger und Daniel Küpfer die Schultheiße, Uli Galli der Seckelmeister gewesen wäre. — Sie werden es mir Dank wissen, wenn ich Sie mit der unerfreulichen Aufzählung von Hinrichtungen verschone, die nun zu Bern, im Canton durch den General von Erlach, durch das Criminalgericht zu Zofingen, durch das Kriegsgericht zu Mellingen, und in den einzelnen Cantonen statt fanden.

Da, wo die Flamme des Aufruhrs zuerst angefacht worden, loderte sie auch zum letzten Male noch auf; im Entlebuch schlichen die aus der Verbannung heimlich zurückgekehrten Anführer, vor allen die drei Telle im Lande herum, und schürten den noch nicht erloschenen Unwillen in den Gemüthern. Darum verweigerten (28. September) viele Entlebucher zu Schüpfheim die Huldigung; ja, es kostete Mühe, die Aufrührer von der verrätherischen Ermordung aller anwesenden Luzerner abzuhalten; doch schossen die drei Telle (29. Sept.) aus einem Hinterhalte auf die heimkehrenden Mitglieder des Rathes, einen tödteten sie, der Schultheiß Dulliker wurde verwundet. Nach dieser meuchlerischen That wurde Schüpfheim von neuem mit Truppen besetzt; lange konnte man die drei Telle nicht auffinden, bis man endlich zwei von ihnen, auf die Anzeige eines Knaben hin, in einer nahen Scheune entdeckte. Beide flohen auf das Dach, und vertheidigten sich mit Steinen und

großen Schlachtschwertern gegen die Soldaten. Wenn irgend jemand, so waren diese beide wahre Männer der Revolution; sie hatten sich selbst mit ihrer ganzen Existenz in das Wagniß eingesetzt; mit demselben mußten sie stehen oder fallen. Ueberall wo wir ein solches Aufgehen einer Persönlichkeit in ihr Bestreben wahrnehmen, da kann das Höchste und das Ruchloseste gethan und erreicht werden. Jene zwei Telle wurden am Ende von den Soldaten vom Dache herabgeschossen, „wie Vögel von den Bäumen“ — meldet ein Zeitgenosse. Mit ihnen fiel die letzte und zäheste Wurzel des Aufstandes.

Umsonst erwarten wir nun, daß die eidgenössischen Stände im dankbaren Gefühle, eine solche Katastrophe glücklich bestanden zu haben, sich mit Vertrauen und Liebe die Hand gereicht hätten. Zwar vermochten Zürichs Vorstellungen zu Gunsten des Mellinger-Vertrages so viel, daß Bern, zwar widerstrebend, seinen Unterthanen manche Zugeständnisse (besonders in materiellen Forderungen) machte. Aber zu Zofingen erhob sich zwischen Zürich und Bern, dann Zürich und Solothurn neuer Zank über Erstattung der Kriegskosten. Solothurn gegen die andern Stände gereizt, fand für seine Klagen ein williges Ohr beim französischen Gesandten de la Barde; wie hätte der Franzose solchen erwünschten Anlaß unbenutzt lassen können: „Wenn alle gütlichen Mittel — so ermahnte er — nicht mehr Platz fänden, so wäre seine Meinung, man solle sich nicht leicht erschrecken, viel weniger zu unbilligen Sachen bewegen lassen, sondern sich im Gegentheile zum Widerstande rüsten. Er habe hinlängliche Vollmacht, der Regierung von Solothurn alle Hülfe und Unterstützung anzubieten. — — Auch wenn es von Nöthen wäre, wollte er selbst sich zuvorderst dran stellen, und mit meiner Herren Volk ausziehen, wenn denselben etwas Ungutes widerfahren sollte.“ — Dies wurde der Anlaß zur Bundeserneuerung zwischen Frankreich und Solothurn (3. Juli). In öffentlichen Flugschriften hieß es, „daß Solothurn, das faule Nest, mit den Bauern unter der Decke liege.“ — Ein Solothurner wurde in dem Berner-Dorfe Melchnau festgehalten und ihm bedeutet: „sie haben Befehl keinen Solothurner passiren zu lassen, weil die Solothurner jetzt Franzosen, und keine Schweizer mehr seien; die Solothurner müssen jetzt an den Tanz; man werde sie nächstens heimsuchen.“ — In Zürich

beklagte man sich bitter über Berns Undank und Hochmuth, zu Bern über das Betragen Werdmüllers und seiner Krieger; es hieß: „die Zürcher haben sie arm gefressen im Lande. Man wolle es den Zürchern dereinst wieder vergelten u. s. w.“ — In einem Hochzeitgedichte erlaubte sich der Bernerische Professor Rohr die stärksten Anzüglichkeiten gegen Zürich, z. B.

„Ihr Thun ist anders nichts, denn Plündern Land und Leute.
Der einen faulen Spieß und schnelle Füsse trägt,
Der heiß von Worten ist und frostig von Geblüte,
Den Löwen außen trägt, den Hasen im Gemüthe.“

Diese Verse erregten in Zürich den äußersten Widerwillen; man entschädigte sich durch Spott über den Bären; in lateinischen Versen sprach man von dem helvetischen Bären, den Zürich aus seiner Noth befreit habe; wenn er seinen plumpen Stolz nicht lasse, so würde er ein anderes Mal umsonst auf Befreiung hoffen.

Dies ist der Ausgang einer Bewegung, die zu den bedeutendsten Ereignissen der Schweiz im siebzehnten Jahrhunderte gehört; für lange Zeit war dadurch das demokratisirende Aufstreben der Landschaften daniedergeschlagen. Hiebei hatten die auffallendsten Combinationen sich gebildet; die demokratischen Urkantone hatten für die Erhaltung einer Aristokratie gegen die Landschaft gekämpft; und eben so hatten die protestantischen Demokratien (Appenzell und Glarus) auf der Seite einer Aristokratie wie Bern gestanden; so sehr überwog damals die Bundespflicht in den Herzen über besondre politische Prinzipe.

Noch in demselben Jahrhunderte entwickelte sich auf einem beschränkteren Gebiete eine demokratische Bewegung, in der sich uns der naturgemäße Verlauf solcher politischer Erscheinungen aufs treffendste abspiegelt. Wir werden sehen, wie in Basel gegen das aristokratische Prinzip des kleinen Rathes der große in die Schranken tritt, wie aber dieser Gegner bald durch einen noch mächtigern (die Bürgerschaft) auf die Seite geschoben wurde, der am Ende wieder seinem eigenen Wankelmuth und seiner Haltungslosigkeit unterlag. *)

*) Ochs, Geschichte des Cantons Basel VII. — Die Darstellung in Eschers und Hottingers Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde. — Petri, Basel, Babel u. a.

Die oberste Gewalt in Basel hatte der kleine Rath, und in diesem hatten mehrere Familien das Uebergewicht; höchst selten wurde der große Rath zusammenberufen, was für diesen der Anlaß zu Unwillen und Mißtrauen wurde. Um mit Erfolg die Gewalt des kleinen-Raths anzugreifen, war es natürlich höchst erwünscht, wenn man ihn nicht nur als politischen Usurpator, sondern als moralisch zweideutig darstellen konnte; und wirklich scheint seine Verwaltung nicht gegen gerechte Beschuldigungen ganz rein bestanden zu haben. Man klagte über Feilheit der Stimmen, über untreue Benutzung des Kirchengutes; wenigstens durfte nach dem Aufstande der Antistes Klingler von Zürich schreiben: „Wie ist es nicht eine Zeit her so mißlich gestanden um die Stadt Basel — — nur weil man die von Gott empfangene obrigkeitliche Autorität so hoch gesponnen, und weil etliche wenige allein regieren und das gemeine Gut allein unter sich zertheilen wollten.“ — Schon 1690 war die Unzufriedenheit bemerkbar; die geheimen Räthe riethen: „Es soll der eine oder andre Herr eines Ehren-Regiments etwan bei bürgerlichen Conventiculis und Zusammenkünften, wo mithin ungute Discursen getrieben werden, sich befleißen, solche vielmehr abzulegen als sie zu foviren und selbst zu veranlassen.“ — Als die ersten öffentlichen Vertreter der Unzufriedenheit sehen wir die Geistlichen auftreten; sie eiferten auf den Kanzeln gegen Bestechung und Meineid (bei Besetzung der Aemter). Der Oberstpfarrer (Antistes) Werenfels erklärte dem Bürgermeister Socin, „die Geistlichen wüßten zwar keine Particularia; es sei aber doch starker Argwohn vorhanden, daher solle man es nicht übel nehmen, wenn sie ihre Predigten noch verschärften.“

Am 18. November äußerte sich zuerst der Unwille in der Mitte des zusammenberufenen großen Rathes. Auf diesen Schritt hatte sich die jetzt hervortretende Opposition vorbereitet gehabt; den Abend vorher hatte sich im Hause eines Juristen, des Doktor Petri, ein Clubb versammelt, in dem sich auch zwei Rathsglieder, Falkner und Iselin, befanden; unter diesen Männern entstand der Plan, die Verfassung umzuändern. Redliche Absichten mochten bei den einen vorwalten, Neid, Ehrgeiz und Aemtersucht waren dagegen bei andern, wie Falkner und Petri, die treibenden Motive. Der Unwille des Clubbs sprach sich noch besonders stürmisch gegen einen

sogenannten Weiber-Rath aus, in welchem zwei Schwestern Schönauer, Gemahlinnen der beiden Bürgermeister, die Hauptrolle spielten.

Von jetzt an handelt die Mehrheit des großen Rathes in hartnäckiger Opposition gegen den kleinen Rath; die Clubbisten hielten besondre Versammlungen und zogen Ausschüsse aus den Zünften zu sich; der Weg für die Revolution war geebnet. Der Antistes Werenfels rühmte dies Verfahren, und warnte vor Erkalten; das Unkraut müsse mit den Wurzeln ausgerottet werden. Ja so weit vergaß sich der geistliche Demagog, daß er aus der Bibel — die damals zu allen politischen Anzüglichkeiten empörend mißbraucht wurde — den Deputirten der Clubbs die Stelle 2 Samuel 21, 6 anführte: „Gebet uns sieben Männer aus seinem Hause, daß wir sie aufhängen dem Herrn — — Der König sprach: Ich will sie geben.“

In vielem gab der kleine Rath nach; er bewilligte die Niedersetzung einer Commission für die nöthigen Verbesserungen; aber nun wurden die Forderungen so rücksichtslos gesteigert, daß der Rath auf Widerstand dachte. Auch die Geistlichen suchten jetzt einzulenken; der Antistes trat vor den großen Rath mit der Ermahnung: „Man müsse die Obrigkeit in Ansehen erhalten; indem sie sonst für nichts zu achten wäre. Die Großräthe könnten wohl etwas nachgeben. Wenn man die Nase zu hart schneutze, so komme gewöhnlich Blut heraus.“

Indessen der hierarchische Politiker hatte eine große Wahrheit vergessen oder nie gekannt, daß es nämlich leichter ist, Gespenster zu citiren als sie zu bannen. Sein geistlicher Arm war wenigstens zu schwach, um die sich entfesselnde Revolution wieder in ihre Schranken zu weisen. Und nicht er allein, auch die Behörde, welche den Widerstand begonnen, mußte dieselbe bittere Erfahrung machen; wohl hatte der große Rath dem Geiste der Umwälzung die Bahn gebrochen, aber schon hatte dieser zu seiner weiteren Entwicklung ein tauglicheres Werkzeug gefunden; dieses Werkzeug war die Mehrzahl der Bürger geworden. — Am 25. Januar 1691 war der Unwille der versammelten Zünfte laut geworden; diese konstituirten sich zu einer Art von Staat im Staate; die Ausschüsse der Zünfte versammelten sich — gleich den Räthen — zu ordentlichen Sitzungen; dem Dr. Petri war die Leitung

übertragen; sie handelten — das war ihr Schild — als die wahren Vertreter der Bürgerschaft. Leicht sah der große Rath ein, daß er selber neben einer solchen Revolutions-Regierung nicht mit Würde und Kraft bestehen könne. Deßhalb suchte er sich dem bisher bekämpften kleinen Rath wieder zu nähern; den Ausschüssen trat er unumwunden entgegen, indem er beschloß: „Petri solle die Rolle eines Syndiks der Bürger ablegen; die Bürger-Ausschüsse sollten ihre Zusammenkünfte einstellen, und sich zur Ruhe begeben.“ — Allein diese Sprache kam zu spät; sie blieb unbeachtet, und zeigte dem großen Rathe bloß die Schranken seines Entschlusses. Schon damals führte der Mangel historischer Ansprüche auf allgemeine philosophische; konnte man sich nicht auf Urkunden berufen, so war die Appellation an das allgemeine Beste der weiteste und bequemste Ausweg. — Es bewährte sich auch hier: die Revolution hatte ihre eigenen Kinder verschlungen; weder die Geistlichen noch der große Rath wurden jetzt beachtet; die Ausschüsse oder Clubbe waren die vorherrschende Gewalt. „Das Ansehen der Obrigkeit — so klagt nun der Antistes Werenfels (8. Februar) — liegt im Koth, und die Diener des Worts Gottes werden nicht gehört. Predigen wir wider die Obrigkeit, so spottet man unser; predigen wir wider die Exzessen der Bürgerschaft, so sagt man, daß wir bestochen sind, zwei Zungen haben, daß wir umsatteln. Die friedfertigen Bürger werden nicht gehört. Das Volk besitzt die Gewalt. Einige glauben, sie bekommen wohlfeileres Brod, wenn der Meineid bestraft sein werde. Andre sind unruhige Köpfe, die die Einfalt des gemeinen Volks mißbrauchen. Andre sind arm, und hoffen vieles von Neuerungen. — — Diese Anarchie ist die Strafe, daß man den babylonischen Sündenthurm bis zum Himmel erhöhet hat.“

Die rechtmäßigen Autoritäten waren gestürzt; bis sie sich wieder hoben oder bis andre entstanden, trat in letzter Instanz die Autorität der Fäuste an ihre Stelle. War einmal die Intelligenz zu der tiefen Einsicht des herrlichen Rechnungsexempels fortgeschritten, daß hundert Fäuste mehr sind als zehen Fäuste: dann war Pöbelherrschaft unvermeidlich. Die Demagogen selbst ließ man die Launen ihres Günstlings fühlen; Dr. Petri wurde von den unruhigen Bürgern entsetzt, weil er sich

um die Rathschreiberstelle bewarb; dagegen der Dr. Fatio zum Syndik erwählt. Am 24. März wurden beide Räthe von den Unruhigen im Rathhause belagert, um die Entlassung von 29 Mitgliedern zu erzwingen. Der Rath uneingeschüchtert, wiederholte seinen frühern Abschlag; als die Räthe aber, je zwei und zwei nach Hause ziehen wollten, wurden sie mit Gewalt zurückgestoßen und die Gitter geschlossen, bis sie — ihrer vorigen Festigkeit vergessend — endlich in die Forderung willigten. „O Domine, in quae tempora nos reservasti!“ schrieb der Stadtschreiber ins Protokoll (O Herr, für was für Zeiten hast du uns aufgespart!). — Ein solcher Erfolg spornte natürlich zur Wiederholung ähnlicher Versuche an; es handelte sich um die neue Besetzung der erledigten Rathsstellen und andre Wünsche; und von neuem wurden die Räthe durch Belagerung dazu gezwungen (30. April). Neue Forderungen wurden am nächsten Tage gewährt (1. Mai); was hinderte daran, den folgenden Tag auch die Wahl der Oberstzunftmeister durch die Bürger zu fordern (2. Mai). Jetzt widerstand der Rath, und die Folge war, daß er wieder ins Rathhaus eingeschlossen wurde; sogar den Eidgenössischen Repräsentanten wurde der Eintritt verweigert. Von Morgens zehn Uhr bis Abends acht Uhr beharrte der große Rath auf seinem Widerstande, und doch wurde außer Brod keine andre Speise zugelassen; so wichen sie endlich der bloßen Gewalt; noch jetzt mußten sie nach dem Begehren der Ausschüsse fünfmal die erzwungene Urkunde verändern. „Und doch — sagt der Stadtschreiber — behaupten sie, daß sie gehorsame Bürger sind, und der Obrigkeit in ihre Judikatur nicht eingreifen wollen. Gott erbarme sich unser.“ —

Nach zwei Seiten wandte sich der Despotismus der revolutionirten Masse; gegen die bisher bestandene Autorität, deren rohe Bekämpfung wir so eben dargestellt; dann aber auch gegen die ansehnliche Partei von Bürgern, die Ordnung und Frieden und eben deßhalb die Behauptung des obrigkeitlichen Ansehens wünschten. Bisher hatte man diese durch den schändenden Parteinamen „Räudige“ zu tyranniſiren gewußt; und es hatte sich auch dort — wie an so vielen Orten — gezeigt, daß eine ehrenwerthe Gesinnung durch den Mangel an Thatkraft und Einheit lange Zeit zur Nullität herabsank. Erst als

die revolutionäre Partei (im Juli) von neuem eine Eidgenössische Vermittlung vereitelt hatte, entwickelten die Friedlichgesinnten einige Thätigkeit; in dem Hause der Gebrüder Ochs wurden Unterschriften gesammelt, wozu sich bereits gegen 400 der angesehensten Männer bereitwillig gefunden. Sogleich behandelten die Ausschüsse, die nach Art gewöhnlicher Revolutions-Männer, nur Freiheit für sich, von andern aber servile Unterwerfung forderten — sie behandelten die Schritte jener Friedlichen als revolutionär und demagogisch, und verlangten vom Rathe ihre Bestrafung; doch ihre Rechtfertigung überzeugte den Rath, der sie frei sprach. Nun (22. Juli) entstand ein wilder Tumult; man hörte den Ruf: „Ihr Bürger unter die Waffen!“ die Trommeln wurden gerührt, und der Anhang der Ausschüsse sammelte sich; gegen die ungezügeltsten Gewaltthaten war kein Damm mehr vorhanden. Man stürmte die Häuser der Brüder Ochs und Spörlins, raubte und zerstörte was sich vorfand; die Angesehensten unter den Friedlichgesinnten wurden in die härtesten Gefängnisse geschleppt, manche mißhandelt, so daß z. B. der Rathhausdiener Fäsch an den Mißhandelungen starb. Unthätig mußten die versammelten Räthe von ihren Fenstern dem Auflaufe zusehen, während auf der Saffranzunft Fatio und die Ausschüsse als faktische Regierung handelten, die Gefangenen vor sich kommen ließen und Befehle ertheilten. — Am folgenden Tag (23. Juli) mußte der große Rath in ihre Forderungen und in das Versprechen einer Amnestie willigen.

Dennoch begann schon jetzt der Sturz dieser Partei sich vorzubereiten; verschiedene Ursachen wirkten hiefür zusammen. In der Schweiz sah man den Zustand Basels als einen Sieg der Revolution an; man fürchtete das gefährliche Beispiel; man kannte und liebte viele von den entsetzten Rathsgliedern, drum war man gesonnen, im Nothfalle selbst mit Gewalt das Feuer zu löschen. In diesem Sinne handelten (vom 29. Juli bis 7. Sept.) die Eidgenössischen Vermittler, ohne die Nothwendigkeit gerechter Verbesserungen zu verkennen. Ihr Einfluß bereitete den Sieg der Regierung vor. — Rastlos arbeiteten die entsetzten Rathsglieder und ihre Partei; auf dem Birsfelde, auf dem Schlosse Mönchenstein und zu Rieben hielten sie ihre Zusammenkünfte; ein Versuch der Ausschüsse, sich

ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, mißlang. Sie dagegen wußten ihren Anhang zu vermehren, Klein-Basel auf ihre Seite zu bringen, und sogar einige der lautesten Schreier (z. B. Herbster) zu gewinnen. — Gleichzeitig beförderten mehrere Umstände die allmälige Erkältung des bisherigen Anhanges der Ausschüsse; eine Fruchttheurung beschränkte die Sorge vieler auf die zunächst liegenden Interessen für das tägliche Brod, und als vollends die Ausschüsse eine Entschädigung für ihre vielen Sitzungen verlangten, so war der Eifer vieler Unruhiger dem Erlöschen nahe. — In dem Benehmen der Bürger ist von da an weder Plan noch Energie bemerkbar.

Schon im Anfange Septembers durfte der Rath es wagen, den entsetzten Mitgliedern wieder Sitz und Stimme zu ertheilen. Und am Ende des Monats wurde sogar ein Schlag gegen die Häupter der Bewegung ausgeführt; doch wußte man die Sache so zu leiten, daß der Schritt anscheinend nicht vom Rathe, sondern von einem Theile der Bürger selbst ausgieng. Schon in der Nacht des 20. Septembers hatte ein Haufe Klein-Basler den Dr. Fatio, das Haupt der Ausschüsse, bewacht; die Trommel wurde gerührt und vom Rathe verlangt, den Fatio gefänglich einzuziehen. Im Vertrauen auf die bereits angekündigte Amnestie erschien Fatio auf die Einladung des Rathes, um sich zu vertheidigen; der Rath aber erbot sich zur Untersuchung aller Klagen gegen Fatio, und gieng auseinander; Fatio, wahrscheinlich eingeschüchtert, befand sich noch auf dem Rathhause, als ein Haufe Bürger hereindrang, ihn aus einem Saale in den andern verfolgte *), und ihn endlich ins Gefängniß führte; dorthin folgten ihm sein Schwager Mosis und ein Freund. Es ist kein Zweifel, daß die Partei der entsetzten Räthe auf diesen Tumult mächtig einwirkten; denn sie waren es, die nun die gefangenen Volksführer bewachen ließen. Der Gewalt hatten sie weichen müssen; durch Gewalt sollte ihr Sieg bezeichnet werden.

In der Nacht des 22. versuchte die Partei der Ausschüsse unter der Leitung Johannes Müllers, eines Mannes, dessen Charakter ihm die allgemeine Achtung erworben hatte, einen Aufstand zur Befreiung der Gefangenen zu veranlassen. Aber

*) Ochs, VII. S. 271.

die schnelle Entschlossenheit des Bürgermeisters Socin vereitelte den Anschlag; nachdem man einige Schüsse gewechselt, konnte der Anführer Müller und einige andre schon festgenommen werden. — Ein heftiger nach Rache dürstender Geist lenkte nun die Schritte des Rathes; sich leichten Sinnes über Formen hinwegzusetzen, hatte man in der Revolution von den Gegnern gelernt. Zur Untersuchung der Angeklagten hatte man eine besondere Commission erwählt, die am 25. den Fatio verhörte; alles war darauf angelegt, es ihn fühlen zu lassen, daß man ihn als einen Missethäter ansehe. Auf dem Folterstuhle sitzend mußte er die Anrede des Stadtschreibers vernehmen: „Unsern Gnäd. Herrn und Obern ist das Scepter ihrer Regierung seit etwas Zeit her, durch Gottes- und Ehrvergessene Buben aus der Hand gerissen worden — — Du bist ihr Rädelsführer, Instrument und Werkzeug gewesen. Du hättest das Regiment gänzlich zerrütter, und über einen Haufen geworfen, wenn Gott es nicht geändert, und uns auf den heutigen Tag seiner Gnade Helle hätte scheinen lassen u. s. w.“ Mit Ruhe vertheidigte er sich gegen die Klagepunkte; als er aber das Sprüchwort: Vox populi vox Dei (Volksstimme, Gottesstimme) für sich anführen wollte, entgegnete ihm einer der Verhörrichter: Vox populi vox Diaboli! (Volksstimme, Teufelsstimme). Am folgenden Tage (26. September) wurde Fatio zweimal gefoltert, und den Tag nachher, es war ein Sonntag, versammelte sich der Rath nach der Predigt, um in stürmischer Eile das Urtheil zu fällen. Vergeblich weigerten sich einige, an einem Sonntag zu urtheilen; vergeblich stellten Fäsch und Imhof vor, daß sogar im Kriege an diesem Tage nicht Blutgericht gehalten werde, und daß selbst Türken und Heiden ihre Festtage nicht mit einem Todesurtheile beflecken. Die Partei der Heftigern hatte sich durch Zuziehung von zwei der unversöhnlichsten entsetzten Rathsglieder verstärkt; sie setzten das Todesurtheil über Fatio, Mosis und Müller durch; man wollte damit Unruhen und Fürbitten zum voraus abschneiden. Am Montag Morgen wurden die Verurtheilten mit Trommeln und Pfeifen auf den Kornmarkt geführt, und vor den Augen der Räthe enthauptet. Als Fatio, der geraume Zeit die Seele der unruhigen Bürger gewesen, das Blutgerüste bestieg, da sah man unter den Zuschauern viele nasse Augen. Er aber

starb als ein Mann, dem der Tod keine Schreckgestalt ist; sein Haupt wurde über dem Rheinthore aufgesteckt.

Nach diesem Ereignisse herrschte in der Stadt eine bange, dumpfe Stille, wie sie bei Begebenheiten einzutreten pflegt, mit deren Umfange und Folgen die Gemüther nicht im Reinen sind. — Eine Reihe von Strafurtheilen folgten, und sogar den Weibern wurde von Haus zu Hause eingeschärft, in Zukunft besser über ihre Reden zu wachen. — Die Zugeständnisse, welche man den Bürgern gemacht, wurden, als revolutionäre Ergebnisse, indirekt beseitigt; nur der große Rath behauptete einen größeren Einfluß.

Dies ungefähr sind die Umrisse des sogenannten Ein und Neunziger Wesens zu Basel, eines Gemäldes, auf dessen engem Raume sich das mannigfaltige Colorit großer Revolutionen für den Beobachter nicht verkennen läßt.

Hiemit ständen wir am Ende der politischen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, die wir in ihren drei ausgeprägtesten Beziehungen zu verstehen suchten. — Der äußeren Geschichte eines jeden Menschen geht eine innere zur Seite, die erst auf die tieferen Quellen des Lebens einen wenn auch sparsamen Blick vergönnt; diese und was von Sittenzügen noch erhalten ist, verdient noch unsere Berücksichtigung. — Zur Bezeichnung des Grundcharakters dieses Jahrhunderts in Vergleichung mit dem vorhergegangenen darf ich Sie an die Bemerkungen verweisen, welche ich der Darstellung dieser Zeiten vorausschickte; wir suchen jetzt dieselben noch im Einzelnen durchzuführen; in der Schule, Kirche, im Staate und in der Familie.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Was die Bildung jener Zeit betrifft, so fehlte es nicht an gründlicher Gelehrsamkeit, wohl aber an der höheren Regsamkeit eines frischen, geistigen Lebens. Bildung ist übrigens ein so vieldeutiges Wort, es wird damit auch heut zu Tage so vielerlei Mummerei und Larvenputz getrieben; jeder denkt sich dabei so gern, was ihm gut dünkt — daß wir uns zuerst über den Sinn dieses Wortes näher verständigen müssen. — Bildung in seiner eigentlichsten Bedeutung steht immer dem rohen, formlosen Zustande entgegen; auf den Menschen angewandt, bezeichnete es also die Stufe, wo eine bildende Hand den ursprünglich formlosen, unentwickelten Zustand geordnet hat. Dieser Zustand der Umbildung giebt sich im Menschen dadurch zu erkennen, daß bloß die sinnlichen und äußeren Interessen verstanden, geachtet und gepflegt werden; und ungebildet hieße demgemäß jeder Mensch, in dem der Sinn für das Geistige und dessen Verständniß noch nicht gebildet wäre. Bildung müßten wir dann jedem zuerkennen, der sich zur Würdigung und zur Liebe eines geistigen Zweckes und Genusses herangebildet hätte. Im Kampfe und in der Liebe wird diese Bildung erworben; im Kampfe nämlich gegen die sinnliche Schwerkraft, die jeder von uns in sich trägt, die Schwerkraft, die uns immer irgendwie an der materiellen Erdscholle festhalten möchte, und unser ganzes Ich an die hohle Außenseite des Lebens fixirt. Immer möchte sie uns jenes Bibelwort vor die Augen halten, daß wir aus einem Erdenklosse gebildet seien, und stets möchte sie jenes andre Wort in unserm Gedächtnisse auswischen, daß Gott uns seinen lebendigen Odem eingehaucht habe. Gegen diese Schwerkraft der Aeußerlichkeit und des Sinnenlebens richtet sich die gesunde Bildung in der Erziehung; dadurch entsteht eben ein Kampf,

den wir die Befreiung des Geistigen im Menschen nennen können. Diese Befreiung von unsrer engen, sinnlichen Natur giebt sich durch die verschiedensten Formen der Bildung zu erkennen; die Musik z. B., falls sie nicht bloß in einer mechanischen Fertigkeit besteht, eröffnet uns die Aussicht in ein durchaus übersinnliches Gebiet; die Welt der Töne ist eine Welt für sich, die neben der anderen unsichtbar und unerklärbar einhergeht, und nur durch die Kunst mit unserm Innern in Berührung gebracht wird. Wem der Sinn hiefür erschlossen ist: der ist gebildet, wenn er auch hinter dem Pfluge hergeht. Ebenso wird jede Wissenschaft dadurch für uns *bildend*, daß sie unsern Blick über ein ganz neues, geistiges Gebiet ausdehnt, daß sie unsere Seele für Gesetze und Erfahrungen interessirt, die mit unserm persönlichen Sinnenleben gar nichts zu schaffen haben. So z. B. trägt auch jeder den Keim der Bildung in sich, sobald er sich von der Schönheit und Bedeutsamkeit der Natur ergreifen läßt; und so stünden uns die Beispiele dieser Art noch in Menge zu Gebot. — Neben dem Kampfe — sagten wir vorhin — führe noch die *Liebe* zur Bildung; der Kampf soll die Hemmungen geistiger Entwickelung danieder halten; die Liebe dagegen soll uns den *Gehalt* der Bildung finden lehren. Denn nur durch Liebe, d. h. durch die Zuwendung des Gemüthes und Willens, können wir uns irgend einen geistigen Besitz aneignen; mit andern Worten: können wir Bildung erlangen; so wie — um mir ein naheliegendes Beispiel zu erlauben — Sie alle hieher geführt wurden durch die *Liebe* zu den Erscheinungen und Ergebnissen der Vorzeit.

Bisher, Verehrteste, haben wir von der Bildung in dem Sinne geistiger Entwickelung gesprochen, von der Geistesbildung also. Ich darf aber voraussetzen, daß Sie insgesammt weit entfernt von dem *furchtbaren* Irrthume sind, daß mit jener geistigen Entfaltung auch die ächte Menschenbildung schon vollendet sei. Hier stoßen wir denn freilich auf ein Schooßkind unter den Vorurtheilen unserer Tage, dem jeder Mensch von Gewissen laut zu widersprechen berufen ist. „Der Mann hat Geist; er weiß viel; er leistet viel!“ dies sind die Lappen des unseligen Mantels, mit dem man jede Sünde, jedes Verderben zu bedecken vermeint, sobald es unter dem Schilde des Geistreichen erscheint. Diese zerstörende Toleranz hat sich nicht nur

in die bürgerliche Gesellschaft eingeschlichen; auch in die Erziehung des aufwachsenden Geschlechtes hat sie ihr Gift getragen. Wird diese Richtung herrschend werden, wird man die Bildung zuletzt auf die Bereicherung des Geistes, und diese wieder auf ein bloßes Wissen beschränken: so steht uns nach einem Menschenalter der grausenhafteste Verfall bevor; dann würde sich die Weissagung erfüllen, die ein trefflicher Mann vor dreißig Jahren ausgesprochen: „Unsre Bildung will eine Erziehung zur Bestialität werden.“ Denn ich meines Theils stehe keinen Augenblick an, den geistig begabtesten Menschen, wenn er sich im Schlamme der Sünde wälzt, doch nur ein geistiges Thier zu nennen.

Sind wir darüber einverstanden, daß die Berücksichtigung des Geistigen erst einen einzigen Theil der wahrhaft menschlichen Bildung ausmache, so wäre nun die Frage: wodurch wird sie vollendet? Ich antworte: durch die sittliche und religiöse Bildung, die sich von Rechtswegen die Hände reichen. Entwickelt die Geistesbildung unsre Erkenntniß, so richtet sich die sittliche auf unser Wollen; Bildung unsers Willens und dessen Ausdruckes, der That, des Wandels: dies ist Aufgabe der sittlichen Erziehung; dadurch erhalten wir unsre Bestimmtheit und unsern Charakter, den andern gegenüber, und entwickeln somit eine der edelsten Kräfte, die in uns schläft. Darum ist der geistige Mensch ohne Sittlichkeit ein viel jämmerlicherer und entwürdigenderer Anblick als der sittliche Mensch ohne geistige Bildung; und die Frage: Was bist du? ist im letzten Grunde ungleich wichtiger als die: Was weißt du? — Das sichere Gefühl dieser Wahrheit war dem griechischen und römischen Alterthume viel eigenthümlicher als unsrer Zeit (heidnische Zeit mit heidnischer verglichen); in Roms und Griechenlands besten Zeiten galt geistige Bildung nichts, wenn sie nicht von dem Maße von Sittlichkeit begleitet war, zu welchem sich jene beiden Völker erheben konnten.

Aber auch mit der Erhebung zur Sittlichkeit ist die Bildung des Menschen, wenn sie wahr und voll sein will, noch nicht abgeschlossen; erst durch die religiöse Bildung ist sie erfüllt. Unser Erkennen kann noch so sehr geschärft, unser Wille noch so bestimmt sein: und doch ist vielleicht die tiefste Seite in uns noch verabsäumt: ich meine die Beziehung des

Menschen zum Ewigen und Göttlichen. Die Ausbildung dieser Beziehung heißen wir: Religion; sie wurzelt im Gefühle, wenn Sie unter diesem Worte nicht Empfindelei, sondern das heiligste und reichste Gebiet des inneren Menschen verstehen. So vollendet die religiöse Bildung den Menschen, indem sie das Unsterbliche in ihm zum rechten Bewußtsein ruft; sie bewahrt die höchsten Güter des menschlichen Geschlechtes, indem sie unsrer edelsten Sehnsucht die Richtung auf das Unvergängliche und Unaussprechliche giebt.

Allezeit — wir wiederholen dies als Resultat unserer Betrachtung — wird eine Bildung nur halbe und krüppelhafte Menschen hervorbringen, wenn sie nicht die Entwickelung nach diesen drei Seiten hin fördert: die Erhebung des Geistes zur Idee, die Entschiedenheit des Wandels zur Sittlichkeit und die Hingebung des Herzens an eine Bestimmung für die Ewigkeit. Wo eine von diesen Tendenzen darauf ausgeht, die andern aufzulösen oder zu untergraben, wie eben jetzt hie und da bei uns eine frivole Geisteskultur die Quellen der sittlichen und religiösen Bildung austrocknen möchte — da können wir darauf zählen, daß ein solches Bestreben mit schnellen Schritten zur Barbarei hinführt.

Hier sprechen wir bei unsrer historischen Untersuchung zunächst nur von der ersten unter jenen drei Seiten der Bildung, von der geistigen im engeren Sinne. Im siebzehnten Jahrhunderte war diese nicht ein bezeichnender Charakter unsers Volkes; zwar fehlte es keineswegs an Männern von gründlicher Gelehrsamkeit; allein diese Gelehrsamkeit stand ganz vereinzelt für sich da; ihr Einfluß war auf die enge Studierstube oder auf das dumpfe Schulzimmer eingeschränkt. Dagegen fehlte es dieser Bildung fast an jeder bedeutenden Berührung mit dem Leben; wer nicht gerade zu der kleinen Zunft der Gelehrten gehörte, der war von jeder geistigen Anregung von jener Seite her abgeschnitten. Forschen wir den Gründen davon nach, so finden wir eine nicht unbedeutende Ursache in der damaligen Form der Bildung; mit der Sprache gieng eine so wichtige Veränderung vor, daß man schon daraus mit Sicherheit auf eine innere Abgestorbenheit der geistigen Bildung schließen kann. Die Gelehrten schrieben latein; ein unverhältnißmäßiger Theil der Studien wurde damit verschwendet, den

jugendlichen Geist in das Joch einer knechtischen Nachäffung des klassischen Styles zu beugen, wodurch denn alles eigenthümlichere und tiefere Aufstreben in der formalen Pedanterie erstiken mußte. Die deutsche Sprache war seit Luther und Bullinger betrübend zurückgeschritten; es fehlte ihr eben auch an dem Geiste, der lebendig macht; noch rascher und verderblicher zeigte sich der Verfall der Sprache in Folge des dreißigjährigen Krieges, wo eine jetzt unerträgliche Sprachmengerei zum guten Tone ward. Gerade das sicherste Zeichen gesunder Bildung, daß man nämlich einer Sprache in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit mächtig sei, gieng verloren, und statt dessen erzeugte sich ein charakterloser Brei, aus Deutsch, Französisch, Italiänisch und Lateinisch zusammengesetzt; meist wurde, gleichsam zur beliebigen Auswahl, derselbe Ausdruck in verschiedenen Sprachen aneinander gereiht, so daß wir jeden Augenblick auf Verbindungen stoßen wie „Instrument und Werkzeug“, oder „Reformation und Verbesserung“ oder „Unterricht und Instruktion“ u. a. Darum sehen wir uns umsonst nach einem klassischen Buche eines Schweizers aus jener Zeit um; in den geistlichen Schriften, in den Chroniken, in den Tagebüchern findet sich nichts mehr von jener Anmuth, Frische und Eigenthümlichkeit, die uns im sechszehnten Jahrhundert an Bullinger u. a. so ausserordentlich anzieht. Auch in Bildern und Vergleichungen begegnen wir zu oft der Geschmacklosigkeit; so z. B. äußerte der Schultheiß Dürler von Luzern vor dem großen Rathe zu Basel: „Schon im alten Testament hat Gott den Propheten Jonam aus dem Bauche des Wallfisches und dem Schooße des Meeres geordnet, um den Ninivitern ihre gnahende Gefahr zu eröffnen. Wir sind freilich keine Propheten, aber doch ehrliche Männer, die zwar auch nicht aus dem Schooße des Meeres, sondern aus der Limmath und der Reuß, so sich mit dem Rheine vereinbaren, hieher abgeordnet worden“ *). — So begann der Berner Gesandte seine Rede vor dem Zürcher Rathe: „Es kommt ein trauriger Kourier aus Asia, Afrika, Amerika und Europa nach dem andern mit fatalen Zeitungen von Krachen des Himmels, Erschütterungen

*) Ochs VII, S. 222.

der Erde“ u. s. w. *); und dies sollte die Einleitung zu dem sein, was er von der ungünstigen Stimmung des Reichstages zu Regensburg vorbringen wollte.

Ebendenselben Mangel an besserem Geschmacke finden wir in den meisten Bauwerken aus jener Zeit. — In der Geschichte häufte man alles, was dem Aberglauben Nahrung geben konnte; in der Theologie vernachlässigte man das Studium der Grundsprachen und der Kirchengeschichte; desto mehr Zeit wandte man auf die Bestreitung ketzerischer Meinungen und auf Untersuchung subtiler Streitfragen. In den Naturwissenschaften geriethen selbst gute Köpfe auf die Irrwege der Alchymie; in der Goldmacherkunst oder im Schatzgraben wollte man sich mit einem glücklichen Wurfe reich und groß machen; so verschwendete der Bürgermeister Meyer von Schaffhausen, ein sonst geachteter und gelehrter Mann, sein eigenes und fremdes Vermögen an solche fruchtlosen Bemühungen, deren Erfolg war, daß der ehemalige Bürgermeister als Schulmeister zu Meyenfeld in Bünden starb **).

Eine der betrübendsten Erscheinungen jener Zeit ist aber die, daß weder Wissenschaft noch Evangelium der immer steigenden Herrschaft des finstersten Aberglaubens Fesseln anlegten. Im Anfange des Jahrhunderts begegnen uns zwar noch Zeugnisse eines besseren Sinnes und helleren Urtheiles; auf die Anzeige, daß die Frau Pfarrerin von Affoltrangen von einem Poltergeiste geplagt werde, erkannte das Examinator-Collegium zu Zürich: „Diese Person möge wegen ihrer Vertreibung aus der Pfalz noch schreckhaft und unmuthig sein, und wegen Verlassung zeitlichen Guts und Menge der Kinder bei schlechter Pfründe Hunger und Kummer leiden; deswegen soll der Pfarrer mit seiner Frauen getröstet, zur Geduld und ernstlichem Gebet gewiesen, und U. Gn. Herrn zur Hülfe oder Erbärmd empfohlen werden“ ***). — Verschiedene Fälle ähnlicher Art erzählt uns der Zürcher-Antistes J. J. Breitinger, der ältere †). Ein

*) Leben J. C. Eschers, S. 90.
**) Waldkirchs Chronik II. 7.
***) Wirz, Kirchen- und Schulwesen in Zürich II. S. 114.
†) Lebensbeschreibung Herrn J. J. Breitingers. Manuscript in der Mülinenschen Bibliothek.

Zürcher Fischer, Frei, kündigte ohne einige Spuren von Geisteszerrüttung auf seinem Krankenlager den Seinigen an: er werde in dieser Nacht vom bösen Geiste zerrissen und fortgeführt werden, weil er sich ihm vor einigen Jahren mit seinem eigenen Blute verschrieben habe. In der Nacht wird Breitinger hergerufen und bleibt allein bei dem Kranken, da die Seinigen beim Herannahen der zwölften Stunde nicht wagten, in dem Zimmer zu bleiben. Sehr treuherzig bekennt Breitinger, es sei ihm doch dabei nicht so ganz geheuer gewesen; er habe besorgt, es möchte am Ende doch etwas an der Sache sein; zumal der Kranke mit der größten Besonnenheit gesprochen habe. Er betete mit ihm, bis es 12 Uhr schlug, wo der Fischer freudenvoll ausrief: „Nun habe ich überwunden; der böse Geist hat keine Gewalt an mir!“ Er schlief ein; wußte am folgenden Tage nichts mehr von allem. Nach der Krankheit erzählte er, er habe in seiner Jugend dergleichen gelesen, stets sei ihm der Eindruck davon gegenwärtig geblieben, und in seiner Krankheit sei er auf die fixe Einbildung gerathen, er selber habe alles dies einst gethan (1611). — Mit derselben Umsicht und Klarheit behandelte Breitinger eine fromme alte Frau, die auf ihrem Todbette auf den schwermüthigen Gedanken verfiel, sie habe früher mit dem Satan Umgang gehabt; eine Einbildung, von der sie schon einige Tage nachher völlig geheilt wurde. — Größeres Aufsehen machte zu Zürich ein junger Mensch von Ober-Uster (1626), den man in den Spital brachte, weil er vom Teufel besessen sei; es hieß, daß er in fremden Sprachen rede, und vom Bösen übel geplagt werde; schon vernahm man Stimmen wie: „Es seien in der Stadt so viele Prediger, und vermögen doch insgesammt nicht einmal ein armes Teufelein auszutreiben.“ Da erschien Breitinger, beobachtete ruhig einen Anfall des angeblich Besessenen; er bemerkte, daß er zum Sprechen seine eigene Zunge brauche, und daß er seine Hand geschwind zurückzog, als er heftig um sich schlagend eine Ecke getroffen hatte. Dies erschien ihm verdächtig. Nach dem Gebet machte ihm Breitinger ernste Vorstellungen, wenn er dies aus Bosheit thue, doch ja davon abzulassen bei schwerer Strafe. Und siehe! schon am andern Tage gieng der Besessene wieder an die Arbeit und kehrte bald in die Heimath zurück. Wie es sich nachher ergab, war er ein

beschränkter, aber tückischer Mensch, böswillig mißbraucht, eben so sehr Betrüger als Betrogener.

Solche Fälle beweisen, wie sehr Phantasien jener Art damals die Gemüther beherrschten; zu welchen Gräueln mußten diese aber dann führen, wenn nirgend mehr eine bessere Einsicht ihnen entgegentrat? Und wirklich sehen wir im Verlaufe des Jahrhunderts jene Verirrungen nur zu oft mit Blut gezeichnet.

1678 gab der Rath in Bern *) den Geistlichen zu überlegen, und bat um ihr Gutdünken: „Ob einer Person, so sich dem leidigen Satan ergiebt, und hernach weder Menschen noch Vieh verderbt, könne an das Leben gegriffen werden.“ Die Geistlichkeit ließ durch den Theologen Wyß antworten: Die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe gehe aus 5 Mos. 17 hervor, wonach Götzendiener gesteinigt worden seien. In den holländischen Besitzungen werde jeder bei einem Götzenopfer Ergriffene hingerichtet. Wie das Verbrechen beleidigter Majestät von der Obrigkeit mit dem Tod bestraft werde, so dürfe eine Beleidigung Gottes gewiß nicht milder behandelt werden. Doch müsse bei der Bestrafung ein Unterschied gemacht werden. „Denn es finden sich Exempel, daß Leute sich dem Satan ergeben haben, die da zu ihm gedinget haben unwissender Weise, gleichsam wie ein Knecht oder Magd unwissender Weise zu einem Meister oder Frau dinget. Andere ruft er an auf einem hohen Berge oder einer Brücke mit Bedrohung, sie hinunter zu stürzen, wann sie sich ihme nicht ergeben wollen. Andere ergeben sich dann aus Kleinmüthigkeit. Mit diesen, so nicht so groß im Fehlen sind als die Vorhergehenden, soll auch nicht also verfahren werden, sondern man solle ihnen zusprechen und sie trösten, auch für sie bitten und nach ihrer Erlösung trachten.“ Im übrigen bot sich der Convent an, in jedem einzelnen Fall sein Gutachten einzugeben. — Weiser verordnete der Rath: wer von andern Unholden angegeben werde, dürfe nicht gemartert

*) Etliche sonderbare sowohl Stands- als Privatsachen und Begebenheiten, so sich von Ostern 1673, da ich das Glück gehabt, in die Zahl der Zweihundert aufgenommen zu werden, in der Stadt und auf dem Land zugetragen. — Bis 1693. — Im Archiv zu Spietz.

werden, wenn nicht zwei darauf sterben. „Weilen der Teufel in dieser Sache gar viel List braucht, auch Illusionen, daß sie bisweilen meinen, sie haben die und die Leute gesehen bei der Versammlung, welches doch nicht ist; denn der Teufel könne sich in die Gestalt eines Menschen verstellen, wie z. B. in die Gestalt des Propheten Samuel, der ein frommer Mann war, wie vielmehr in die Gestalt eines Gottlosen.“

Mit einem Gefühl wehmüthiger Freude sieht man auch damals auftauchende Beweise vom Siege des menschlichen Gefühls. Als in Milden eine unglückliche Angeklagte auf der Folter bekannte, sie habe sich dem leibhaftigen Teufel ergeben, sei von ihm gezeichnet worden und habe mehrmals seinen Versammlungen beigewohnt, so wurde sie dort zum Feuertode verurtheilt; doch begnadigte sie der Rath zu Bern, verbannte sie in ihr Haus, empfahl sie der Sorge des Predigers, und erlaubte ihr den Besuch des Gottesdiensts (die letzte hinein, die erste hinaus). Zwar wandten mehre ein, sie verdiene den Tod, weil sie die größte von allen Sünden, die Gottesverläugnung, begangen habe. Doch wurde ihnen erwiedert: „Es sei bedenklich, um der Verläugnung Gottes willen einen Menschen zu tödten, der, in Unwissenheit erzogen, nicht einmal wisse, was Gott sei. Zudem verläugnen — meinte man — viele Gott durch die That mit ihren Sünden. Die Versammlungen und Tänze seien Illusionen, auch das Zeichen; da man fast bei allen Personen eins finde.“

Von den Bemerkungen über die Bildungsstufe jener Zeit gehen wir zu den religiösen und kirchlichen Zuständen über. Suchen wir festzuhalten, was in der damaligen Religiosität das bezeichnend Unterscheidende gewesen, so erkennen wir als Grundcharakter: die Autorität des Ueberlieferten in gebieterischer Haltung und Einfärbigkeit; das Leben und Regen tiefer, selbst erlebter Religiosität will nirgend eingreifend hervortreten. Wollen Sie sich den Unterschied anschaulich machen, so denken Sie sich zwei Menschen, die sich zu der nämlichen christlichen Ueberzeugung bekennen, und in deren religiöser Anschauungsweise dennoch die außerordentlichste Verschiedenheit statt findet. Der eine hat von Jugend auf von den Lehren der Religion sprechen hören als von einem wichtigen Gegenstande, deren Annahme ihm als unerläßliche Bedingung

eines rechtlichen Menschen eingeschärft wurde. Zweifel daran und Abweichungen davon werden ihm als Sünde und Verbrechen dargestellt, vor denen man sich nicht genug hüten könne. Ein solcher Mensch wird daher alle Versuchungen zu Zweifeln gar nicht kennen, oder, je nach seiner Gemüthsart den Drang zur Untersuchung ganz zu unterdrücken suchen, und die Thätigkeit seines Geistes auf einem anderen Felde beschäftigen. Ein solcher Mensch wird sich vielleicht rühmen können, in seinem ganzen Leben nie eine einzige Glaubenslehre angetastet zu haben; dagegen dürfte er eine andre Frage nicht sobald beantworten: ob er nämlich wirklich den ganzen, inneren Gehalt jenes Glaubens habe, oder nur die Kruste davon? — Der andre Mensch, von dem wir sprachen, theilt mit dem ersten dieselbe Ueberzeugung; allein für ihn sind Zeiten da gewesen, wo das gesammte Gebiet des Glaubens ihm verschlossen war, oder wo einzelne Grundlehren ihr Ansehen für ihn verloren, oder endlich Zeiten, wo Aberglauben und Schwärmerei wechselweise in seiner Seele vorwalteten. Dennoch ist er auf diesen Irrwegen nicht verloren gegangen; durch jedes Dunkel hat ihm ein Stern geleuchtet, der ihm verhieß: Du wirst doch die Wahrheit noch finden, die dich befreit und beglückt. Und er findet sie; die Wahrheiten des Christenthums erscheinen ihm jetzt als ein segnendes Licht, vor dessen mildem Scheine alles in und um uns klar und sicher wird; jedes Wort der Offenbarung ist ihm nun ein theurer Freund und Führer, weil es ihm tröstliche Antwort giebt auf eine Frage, die ihn früher gedrückt. Auch er kann mit dem vorigen sprechen: Ich glaube! doch er allein darf hinzusetzen: „Ich weiß an wen ich glaube.“ — Ich denke also: Sie mißverstehen meine Behauptung nicht, daß eine bedeutende religiöse Verschiedenheit in dem Umkreise desselben Glaubensbekenntnisses möglich sei.

Wenden wir obiges Beispiel auf den religiösen Grundcharakter des siebzehnten Jahrhunderts an, so wird dieser weit eher mit der Eigenthümlichkeit des ersten unter den zwei Bezeichneten übereinstimmen als mit dem zweiten. In der protestantischen wie in der katholischen Schweiz hatte die Kirchenlehre genau bestimmt, was man glauben solle und müsse. Der anfängliche Grundsatz der Reformation, daß jeder Christ seine Ueberzeugung frei aus der Bibel schöpfen solle, wurde

zwar nie förmlich widerrufen, aber doch thatsächlich beinahe beseitiget. Von früher Jugend auf wurde man in der Schule und Kirche dazu angehalten, die Glaubenssätze als eine unantastbare Autorität zu betrachten, und zwar die Glaubenssätze in der Form, wie sie buchstäblich im Heidelberger-Catechismus und in der Helvetischen Confession niedergelegt waren. Erziehung, alle häuslichen und öffentlichen Verhältnisse vereinigten sich dafür, eine gewisse Anzahl von Glaubenssätzen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, so daß man sie als allgemein gültige Vordersätze betrachten durfte, denen niemand öffentlich zu widersprechen wagte. Ein Land, wo ein solcher (wenn ich so sagen darf) religiöser Kitt sich gebildet hat, verdient vorzugsweise den Namen eines kirchlichen Landes. Eine solche Kirchlichkeit wird für ein Volk die Quelle der reichsten geistigen Segnungen werden, wenn es von den Gefahren frei bleibt, die fast immer das Grab einer bloß überlieferten Religiosität sind. Ein hoher Grad geistiger Entwickelung oder ein reines und ursprüngliches Gemüthsleben sind der einzige Boden, auf welchem das Christenthum — wenn es als bindende Autorität überliefert wird — sich zu einer wahrhaft schönen und gedeihlichen Erscheinung erheben kann. Fehlen aber jene zwei Grundbedingungen (wie dies wohl größtentheils in der Schweiz im siebzehnten Jahrhundert der Fall war): dann mußte das Christenthum von selbst wieder den Charakter einer bloßen äußeren Gesetzgebung erhalten, trotz dem, daß es von Anfang an des Gesetzes Ende sein sollte, um den Menschen zur freien Liebe Gottes zu erheben. Auch war es dann fast unvermeidlich, daß durch ein unglückliches Mißverständniß dessen, was Glaube ist, der wahre Gesichtspunkt für die Grundlehren des Christenthums völlig verrückt wurde. Man gerieth also auf den gänzlich unhaltbaren Gedanken, es sei schon ein Verdienst, ja es sei das Wesentliche des Christenthums, wenn man dasselbe als ein Ganzes glaube, d. h. wenn unser Verstand sich dasselbe gefallen lasse; da aber ein solcher äußerlicher Glaube Herz und Wandel des Menschen ganz gleichgültig lassen kann, so meinte die katholische Kirche ein Großes gewonnen zu haben, wenn sie behaupte: zu jenem Glauben seien auch noch die Werke nöthig. Allein — wie gesagt — das eine wie das andre beruht auf einem verwirrenden

Mißverstande dessen, was die Schrift unter Glaube versteht, und hat bis auf unsre Tage zu einem nutzlosen Hin- und Herreden Anlaß gegeben. Glaube im christlichen Sprachgebrauche ist ja nicht eine Thätigkeit oder Unterwürfigkeit des Verstandes, sondern ein Akt des innern Menschen, eine Aufnahme und Aneignung des göttlichen Prinzips, wie es Luther unübertrefflich ausgedrückt hat: „Glaube ist nicht der menschliche Wahn und Traum, den etliche für Glauben halten; er ist ein göttlich Werk in uns, das uns wandelt und neu gebiert. Es ist eine lebendige, erwogene Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß einer tausendmal darüber stürbe. — — Also daß unmöglich ist, Werk und Glauben scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feur mag geschieden werden.“ —

Jene Veräußerlichung des geistigen Gehalts, jene Buchstaben-Versteinerung des Glaubens scheint damals in Deutschland und in der Schweiz gleichmäßig um sich gegriffen zu haben; doch hatte Deutschland einen unendlichen Vorzug dadurch, daß dort immerfort das christliche Gemüth einen Schatz von Kirchenliedern hervorbrachte, die als ein wahrer Gnadenregen in einer sonst dürren Zeit betrachtet werden müssen. Ich erinnere Sie als ein Beispiel nur an Paul Gerhards Lieder, wie „Befiehl du deine Wege“, oder an Georg Neumark's: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, oder an Albschatz: „Himmel ob uns ausgespannt“ und viele andre Lieder, die für Tausende in hellen und trüben Tagen Trost und Erquickung gewesen sind. Leider suchen wir umsonst unter jenen Dichtern einen schweizerischen Namen; ja die völlig mißlungene Lobwasserische Psalmen-Uebersetzung versperrte sogar an vielen Orten in der Schweiz jener gesunderen Nahrung den Weg in Kirche und Schule.

Mit finsterer Unduldsamkeit verfolgte man die mindeste Abweichung vom Buchstaben der Kirchenlehre, selbst wenn das Bibelwort für die Neuerung mit großem Rechte konnte angeführt werden. So hatte in Zürich ein Prediger Zink auf die Frage: „Ob Christus für alle Menschen gelitten habe?“ erwiedert: „Was bedarfs viel Schreibens? Bleiben wir bei der Meinung unsrer Vorfahren, daß Christus die Versöhnung unsrer Sünden sei, nicht allein für die unsern, sondern der

ganzen Welt. Wären wir hiebei geblieben, so hätten wir die Unversöhnlichkeit mit den Lutheranern nicht vermehrt.“ — Da er bei seiner Verantwortung gegen die Dordrechter-Synode Einwendungen machte, wurde er als Arminianer verdächtig. Im Gefängniß wurde ihm angezeigt: Es sei sicher, daß man ihn entsetzen und verstoßen werde; eine Stimme habe sich sogar für Einmauerung, eine andre für Hinrichtung durch Feuer oder Schwert ausgesprochen. Nun endlich gab Zink den Bitten seiner Frau Gehör, sich durch die Flucht zu retten (1660). Zu Weil im Wiesenthale lebte der Verbannte 13 Jahre, bis die Stadt Brugg sich für ihn verwandte und die Frau Effinger von Wildegg ihm mit höherem Christensinne als seine inquisitorischen Verfolger die Erziehung ihrer Kinder anvertraute *). Er starb 1676. — Wegen der Beschuldigung arianischer Irrlehren wurde der Pfarrer Hochholzer 1691 entsetzt, und der Zürcherische Antistes bemerkte dazu: „Einzig wegen hohen Alters und kränklicher Umstände sei er mit schwererer Ahndung verschont geblieben.“ — Wiedertäufer wurden mit Verbannung, Einziehung des Vermögens, Widersetzlichkeit selbst mit dem Tode bestraft.

Das war der christliche Freisinn derjenigen, die nicht genug über den Verfolgungsgeist der katholischen Kirche sich beklagen konnten; so daß man auch hiebei unwillkührlich an Göthe's Wort erinnert wird:

„Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider:
Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.“

*) Hanhart's Erzählungen IV. S. 332. Hottinger in seiner Kirchengeschichte sagt davon kein Wort; sollte er sich dessen geschämt haben?

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Gegen jenen Zustand einer bloß äußerlichen Religiosität wandte sich, in Deutschland zuerst, eine neue geistliche Richtung, die man gewöhnlich mit dem Namen Pietismus bezeichnet; die Erscheinung dieser Richtung erfolgte nach inneren Gesetzen des Menschenherzens; sie war providentiell, weil sie im Einzelnen manchem Gemüthe erst seinen Frieden gab, und im Großen einen wichtigen Fortschritt christlicher Entwickelung vorbereitete. — Denken Sie sich selber in jener Zeit geboren, denken Sie sich, daß der ganze öffentliche Gottesdienst im Psalmen-Singen, in vorgeschriebenen Gebeten und in Predigten bestanden hätte, wo Sie immer hätten hören müssen, wie der Geistliche sich für Rechtgläubigkeit ereiferte, den Andersdenkenden alle Höllenstrafen androhte, schwere, dogmatische Punkte auf eine trockene, scholastische Methode zu beweisen suchte, und nicht selten in politische Streifzüge sich verirrte. Sie werden mir alle in der Versicherung beistimmen, daß Ihr Herz in einem solchen Gottesdienste keine Befriedigung gefunden hätte, und daß von einem solchen Christenthume die Erlösung der Menschheit nicht zu erwarten wäre. Und doch war in der That damals an vielen Orten das, was man Christenthum hieß, bloß in der so eben beschriebenen kümmerlichen Form vorhanden. Konnte diese — wie Sie zugestehen — keine Befriedigung geben: so war nichts natürlicher, als daß man für die empfundene Leere anderswo ein Genüge suchte. In solchen Zeiten sind Menschen, welche den Ruf jenes Bedürfnisses verstehen und die unnatürliche Lücke auszufüllen suchen, damit nicht der dunkle Drang der Unbefriedigtheit bei trüben und ungesunden Quellen seinen Durst lösche — solche Menschen (sage ich) sind eine wahre Gabe des Himmels. Ohne Ansprüche, oft ohne allen äußeren Einfluß treten sie auf, nur dem reinen Zuge einer Liebe zum Ewigen und Seligen folgend, zeugen sie

von dem, was sie beglückt; Gleichgesinnte finden sich zu ihnen, kleine Kreise vereinigen sich auf den Grund einer gemeinschaftlichen Gesinnung, und unbemerkt erwächst das Senfkorn zum beschattenden Baume. — In Deutschland wirkte damals Arndt in Kraft eines solchen Berufes; in Rede und Schrift suchte er die Gemüther vor der Versteinerung eines angelernten Verstandesglaubens zu retten, indem er unablässig auf inneres Leben, innere Wirkung, auf Geist und Erfolg des Christenthums drang. „Viele meinen — sagt er selbst — die Theologie sei nur eine bloße Wissenschaft und Wortkunst, da sie doch eine lebendige Erfahrung und Uebung ist.“ — „Ihrer viele meinen, es sei gar genug und überflüssig zu ihrem Christenthume, wenn sie Christum ergreifen mit ihrem Verstande durch Lesen und Disputiren, und bedenken nicht, daß die andern fürnehmen Kräfte der Seele, nämlich der Wille und herzliche Liebe auch dazu gehören.“ —— „Das ganze geistliche Wesen und Leben besteht im Glauben, nicht in einer Wissenschaft, nicht in einem Schein- und Schatten-Werke, sondern in lebendiger, thätiger Kraft.“ ——— „Auch ist die wahre Theologie nicht ein zänkisch Maulgeschwätz, sondern eine wirkliche, lebendige, kräftige Gabe und Erleuchtung Gottes, Bewegung des Herzens“ u. s. w. — „Es ist bisher viel von der christlichen Lehr disputirt, gestritten und geschrieben, wenig aber vom christlichen Leben.“ — Diese wenigen Stellen werden hinreichen, Ihnen zu zeigen, was Arndt wollte und nicht wollte, gegen welche Uebelstände er kämpfte, und von welcher Seite aus er aufbauen wollte. Manches in seinen Ansichten und in seinen Schriften ist zwar nicht unmittelbar aus evangelischer Quelle hergeflossen, sondern trägt mehr einen mystischen oder doch rein spekulativen Charakter, wenn er z. B. von dem inneren Schauen Gottes und von dem sich Versenken in den Grund der Seele spricht *). Allein das Wesentliche in Arndts Bestrebungen war so rein

*) „Wenn die Seele also entblößet wird von allen vernünftigen, sinnlichen, kreatürlichen Dingen, das Gott nicht selbst ist: so kommt man in den Grund, da man Gott lauter findet mit seinem Licht und Wesen.“ — Ueber die protestantische Mystik in ihrem Verhältnisse zum Christenthum und zur Reformation hofft der Verfasser später eine besondere Arbeit dem religiösen Publikum mitzutheilen.

evangelisch, und entsprach einem so allgemein empfundenen Bedürfnisse, daß viele der erleuchtetsten Christen an seiner Rede sich stärkten, und daß bald sein Buch „vom wahren Christenthum“ ein's der verbreitetsten Volksbücher wurde. Er hat dem religiös verwahrlosten Herzen in Wahrheit Brot des Lebens gereicht.

Ganz in demselben Geiste wirkte damals der milde Spener für eine dem kalten Schulgezänke entzogene Herzensfrömmigkeit. Vom wärmsten Christensinne beseelt, sah dieser Mann in Frankfurt, Dresden und Berlin und bald in ganz Deutschland seine Aussaat die reichlichsten Früchte bringen. Die von ihm veranstalteten Zusammenkünfte zur frommen Erbauung, lateinisch collegia pietatis genannt, zogen seinen Anhängern den Namen Pietisten zu; ein Name, der an und für sich ehrend wäre; denn Pietät bezeichnete schon im Alterthume die edelste Blüthe des Gemüthes. Da man aber unter Pietismus meist nicht sowohl an Frömmigkeit als an Frömmelei dachte, so behielt der Name bis auf unsre Zeit einen unangenehmen Beigeschmack, so daß man (wo nämlich nicht der schändlichste Mißbrauch mit dem Worte getrieben wurde) darunter eine gewisse Manier, ein schlaffes, geistliches Formen- und Pharisäer-Wesen verstand. — Speners Freund und Schüler, August Hermann Franke, ein Mann von Lutherischer Glaubens-Freudigkeit, arbeitete für jene im edeln Sinne pietistische Gesinnung, von Leipzig vertrieben, an der aufblühenden Universität Halle, wo sein Andenken noch heut zu Tage in viele Herzen gezeichnet ist. Mit wenigen Thalern in der Hand unternahm er den Bau eines Waisenhauses, das recht eigentlich ein Werk des Glaubens ist, und wo jetzt mehr als tausend Kinder ihren Unterricht empfangen. Und wer heut zu Tage zu Halle vor jenem Hause steht, liest gewiß mit Glauben und Schauen: „Die auf den Herren hoffen, bekommen neue Kraft, daß sie auffahren mit Fittigen wie die Adler.“

Diese ganze durch Arndt, Spener, Franke u. a. hervorgerufene und geförderte Richtung gieng — wie wir gesehen haben — von dem gemeinsamen Grundbestreben aus, an die Stelle einer unfruchtbaren Verstandes-Rechtgläubigkeit eine tief empfundene, lebendige Herzens-Religiosität zu setzen. Sie behauptete: das Christenthum sei nicht eine Sache des Nachdenkens und Erkennens, sondern Erfahrung des Herzens, Rei-

neigung und Umkehr des Willens und der Gesinnung und Liebe zum Herrn und zu den Brüdern; oder wie einer der tiefsten christlichen Denker der neuern Zeit, Hamann, sich ausdrückt: „Gott verlangt keine Kopfschmerzen, sondern Pulsschläge.“ — So gefaßt, werden Sie zugeben, daß diese Tendenz eine durchaus *christliche* war; überall, wo wir ein kräftiges, religiöses Leben erblühen sehen, wird sie als Lebensodem darüber wehen, als das Nährende und Erquickende für unser Geschlecht. So sehr wir aber die unberechenbare Bedeutung dieser praktischen Gefühlsrichtung anerkennen, und sie als ein hauptsächliches Element in Gottes Reich betrachten müssen: dennoch dürfen wir — wo es auf eine Würdigung im Großen und Ganzen ankömmt — nicht aus den Augen verlieren, daß sie nur die *eine* Seite des gesunden christlichen Lebens darstellt. Nicht unser Herz und Leben allein, nein auch unsre Vernunft seufzt nach einem Zustande der Freiheit von Sünde und Irrthum; der Heiland soll — wo er ganz durchdringt — auch der Erlöser unsrer Erkenntniß werden; und wo immer die christliche Kirche ihre hohe Mission an die Menschheit ganz begriff: da hat sie neben der Beseligung des Herzens und Lebens auch die Erleuchtung des Geistes gesucht. Von Rechtswegen gehen diese beiden Seiten des christlichen, die praktische und die spekulative, in Frieden neben einander; nicht selten vereinen sie sich; wo sie sich gegenseitig verkennen: da entsteht Krankheit und Verkümmerung; die christliche Wissenschaft wird zu einer kalten Aufklärung erstarren, das religiöse Gefühl in Phantasien und Aberglauben sich verflüchtigen. Und von diesen Verirrungen ist der spätere Pietismus nicht immer frei geblieben; er war dann bloße Reaktion gegen eine andre Beschränktheit, und somit nur Produkt seiner Zeit, nicht Fortschritt zu einer neuen und besseren, die für die christliche Wissenschaft Gott Lob! gekommen ist. —

In der Schweiz hatte jene — wie wir sie hier auch nennen wollen — pietistische Richtung auch einen sehr empfänglichen Boden gefunden und zu Erscheinungen geführt, die noch ins achtzehnte Jahrhundert hinüber greifen. Deßhalb sparen wir sie für die zusammenhängende Darstellung der religiösen Zustände jener Zeit auf.

Als Einzelnheit führen wir noch die Glaubenstreue eines Schweizers, des Rudolf Stadlers von Zürich an, als einen

bemerkenswerthen Zug aus jener Zeit. Stadler, ein geschickter Uhrenmacher, kam im Dienste seines Landsmannes, des Freiherrn Schmid von Stein (kaiserlichen Residenten bei der Pforte) nach Konstantinopel; mit Tavernier reiste er nach Ispahan, und machte — wie man sich auszudrücken pflegt — sein Glück in dieser Hauptstadt Persiens, wo noch keine Schlaguhren bekannt waren. Beim Schach selbst wurde er als Uhrenmacher angestellt; und schon dachte er daran mit dem erworbenen Vermögen in die Heimath zurück zu kehren; als die Untreue seiner Gattin, einer armenischen Christin, diesen Plan vereitelte. Stadler traf zum zweiten Mal den Bruder eines fürstlichen Beamten in seinen Zimmern, wo er sich unerlaubter Weise eingeschlichen hatte; die Verletzung der Ehre seines Hauses rächte Stadler durch das Blut des Persers. Gern hätte der Schach ihm verziehen; allein der Bruder des Getödteten verlangte, dem persischen Gesetze gemäß, daß der Mörder eines Muhamedaners die Beschneidung oder den Tod wähle. Mit den größten Anerbietungen drangen der Schach und mehrere Große in Stadler, sich durch die Beschneidung das Leben zu retten; eine gewöhnliche Klugheit hätte für die Einwilligung gestimmt. Stadlers Antwort war: „Um des Königs Gnade will ich nicht die Gnade Christi verscherzen. Durch Christus ist die Seele erlöst; ihm will ich sie in standhaftem Glauben wieder aufopfern.“ — Zweimal führte man ihn auf den Richtplatz, um ihn zu schrecken; umsonst: der Bruder des Getödteten sollte den Todesstreich führen, und fehlte; Stadler blieb standhaft; er starb unter den Säbelhieben der Perser (1637) in seinem acht und zwanzigsten Jahre. Der heldenmüthige Jüngling ruht auf dem Kirchhofe der Armenischen Christen zu Ispahan; zu seinem Grabe wird, als zu einem wunderthätigen Orte, gewallfahrt. *)

*) Hottingers Helvetische Kirchen-Geschichten, VII. S. 1052; und nach ihm L. Meisters berühmte Zürcher I. — Hanharts Erzählungen IV. und Varnhagen von Ense im biographischen Denkmale von Paul Flemming, welcher edle deutsche Dichter damals im Gefolge der Holsteinischen Gesandtschaft sich zu Ispahan aufhielt und „dem Redlichen und Treuen den Märtyrerkranz“ in einem den Sänger und den Besungenen gleich ehrenden Sonette auf's Grab legte.

Die Stellung der Kirche zum Staate blieb seit dem sechszehnten Jahrhundert unverändert; die Obrigkeit betrachtete sich als Haupt und Vormund der Kirche, sie leitend und beaufsichtigend; sie wählte die Geistlichen; sie allein konnte die Strafe der Exkommunikation aussprechen. Dagegen behauptete die Geistlichkeit im Namen der Kirche eine große moralische Unabhängigkeit; bei größern und minder bedeutenden Begebenheiten blieb sie selten mit ihren Gutachten aus, sobald denselben eine moralische oder religiöse Beziehung konnte abgewonnen werden. Den Bau der Schanzen zu Zürich riethen sie eben so bereitwillig an, als sie gegen das Theater eifrig auftraten: „Es sind — erklärten sie *) — die Komödien durchaus nicht gut; man mag dieselben theologisch oder moralisch, oder politisch und bürgerlich oder auch ökonomisch betrachten; zumalen weder im Alten noch Neuen Testament (welche doch die einige Regel des Glaubens, des Lebens und der erlaubten Freuden des Christen ist) weder die Komödianten von Gott geboten, noch ihnen und ihren Zuschauern einige Verheißung der Gnaden geschehen, oder auch ein einig Exempel anzutreffen, daß sie von Gläubigen jemals gebraucht worden. —— Traurige Exempel zeigen, daß auf Komödien erpichte Leute nur einen größeren Lust des päbstlichen Götzendienstes mehr als zur männlichen Religion und Gottesdienst im Herzen bekommen u. s. w.“ Mit demselben Eifer forderten die Geistlichen die Obrigkeit zur Abschaffung von unsittlichen Mißbräuchen aller Art auf; so zu Zürich 1636: „Was besonders das bei uns eingerissene Gesundheittrinken angeht, welches zur Beförderung der Trunkenheit und schmerzlichen Stürzung der Landen und Stände dienet, so liegt uns ob davon zu reden. Diese schädliche, schändliche Gewohnheit ist zu uns kommen aus dem unglückhaften versoffnen Deutschland, und hat unsere Zunft-, Gesellschafts-, Wirths- und Privathäuser plötzlich überschwemmt wie eine Fluth. Dadurch will der böse Feind sich nicht allein bei den Vertrunkenen erhalten, sondern es wird auch angegriffen der übrige, nüchterne Theil, und hiemit die Säulen des

*) Dies zwar erst 1730, doch berufen sie sich dabei auf wiederholte, ähnliche Schritte ihrer Vorfahren. — Wirz Geschichte des Kirchen- und Schulwesens. II. S. 135.

Vaterlandes selbst, daß dieselben sich und andere beweinen (betrinken). — — Gedenket doch, wie die göttliche Majestät durch die Ceremonien und Umstände des Gesundheittrinkens entehret werde. Gott und nicht einem Menschen zu Ehren soll man das Haupt entblößen und aufstehen. — — Es ist auch zu muthmaßen, daß die sich etwa hier aufhaltende Gesandte unsers Thuns bei ihren Prinzipalen nicht zum rühmlichsten gedenken."

Bei Conflikten zwischen geistlicher und weltlicher Obrigkeit entwickelten einige Geistliche zuweilen die Kraft kleiner Kirchenfürsten. Mehrmals, wenn der Antistes Breitinger zu Zürich offen oder verdeckt auf der Kanzel das Benehmen der Obrigkeit gerügt hatte, wurde er durch Raths-Ausschüsse zur Rede gestellt; aber der über alle Menschenfurcht erhabene Mann wußte jede seiner Aeußerungen stets so beredt zu rechtfertigen und den unternommenen Angriff so kühn und geschickt auf die Angreifer zurück zu wenden, daß die Raths-Deputirten gewöhnlich froh waren, ihn mit Bezeugung aller Zufriedenheit in Frieden entlassen zu dürfen. — Mit dem nämlichen Bewußtsein einer ursprünglichen Freiheit der Kirche handelte Schaffhausens Antistes Schalch. Das dortige Ehegericht hatte eine entzweite Ehe nicht trennen wollen, weil es keinen hinreichenden Grund einsah (1678); dagegen stellte der Rath es den Parteien anheim sich wieder zu vereinigen. Hierin sah die Geistlichkeit eine unerlaubte Verletzung; schnell versammelte der Antistes den Convent, und erschien an der Spitze desselben (mit 11 Geistlichen) unangemeldet vor beiden Räthen. „Jedermann — bemerkt der Chronist *) — machte große Augen, als auf einmal der Convent sich an diesem ungewohnten Ort einfand, welches nie geschehen, so lang Schaffhausen steht." — Die erstaunten Räthe wiesen einem Theile des Convents an ihrer Seite Plätze an, und vernahmen nun die ernsten Vorstellungen desselben; eine ausweichende Antwort erfolgte. Lange verzögerte sich der Prozeß, so daß der Antistes (1680) es für nöthig hielt, nebst acht Geistlichen noch einmal vor Rath zu treten; er protestirte gegen das gefällte Urtheil, und drohte, falls es nicht zurückgenommen würde, auf Ostern das Abend-

*) Waldkirch. II. 6.

mahl nicht auszutheilen. Doch gelang dem Rathe eine friedliche Ausgleichung. — Der Schild, hinter welchem sich die Geistlichen bei solchen Schritten stark fühlten, war das Ansehen der heil. Schrift, und Breitinger äußerte ganz unbefangen, daß er auch in seinen Predigten alle Behauptungen, die aus dem Texte hergeleitet worden, für Eingebung des heil. Geistes halte. — Von gesetzwidrigen Schritten war er so weit entfernt, daß er beweisen konnte: sein offener Tadel von Mißbräuchen habe heimliche, gefährliche Bewegungen der Unzufriedenen verhindert.

Zuweilen fand auch die Obrigkeit Anlaß gegen ein unwürdiges Benehmen einzelner Geistlichen einzuschreiten; doch immer geschah dies mit Anstand. 1626 mußte sie zu Zürich von neuem den Landgeistlichen verbieten, ihre Pfarrwohnungen zu Wirthshäusern zu mißbrauchen: „Wir vermahnen *) die Predikanten auf der Landschaft, daß sie in den Pfarrhäusern keinen Gast mehr setzen, und demselben Speis und Trank um das Geld aufstellen, noch Wein vom Zapfen schenken, sondern Euch dessen und alles unziemenden Gewinns müßiget. —— Wir vertrauen, Ihr werdet Euch die Wohlfahrt Eurer anvertrauten Kirchgenossen mehr angelegen sein lassen als einen geringen Gewinn.“

Besonders war es auch ein Geist finstrer Strenge der Geistlichen, den sogar die Obrigkeit zu mildern suchte; mürrische Splitterrichterei und eine militärische Befehlshaber-Miene verdrängte oft den milden Hirtensinn des Sanftmüthigen und Demüthigen von Nazareth. 1676 war das öffentliche Catechisiren zu Bern eingeführt, woran auf dem Lande und in den kleinern Städten Alt und Jung Theil nehmen mußte. Aber bald machten sich Nachtheile dieser Neuerung fühlbar; man klagte selbst im Rathe über den Hochmuth mancher Prediger, „daß sie alten Leuten und grauen Bärten zureden dürfen.“ Ja einer habe geäußert, man solle die Alten, welche nicht lernen wollen, mit Gefangenschaft strafen. Redliche Männer sollen geklagt haben: Wäre die weltliche Obrigkeit wie die geistliche, so müßten viele Unterthanen das Land verlassen. Zu Aarau habe ein Geistlicher bei der Catechisation jemanden mit

*) Handschriftliche Sammlung von Erkanntnissen.

der Bibel geſtoßen; mit Unwillen bemerkte die Obrigkeit, daß in den Kapitels-Akten hievon nichts geſtanden, „ſondern die Geiſtlichen allezeit einander Glimpf geben.“

„Es iſt auch geſagt worden, wie daß an gar vielen Orten die Unterthanen von ihren Pfarrern ſehr hart gehalten werden, alſo daß ſie ihnen allen Muth nehmen, und die Leute vollkommlich das Herz verlieren, weilen ſie allezeit müſſen in Forchten ſtehn, man beſchicke ſie von der mindeſten Urſach wegen vor Chorgericht, und werden bald verfolget von den Amtleuten und Bußen, bald von den Predikanten mit dem Chorgericht; ſo daß ſie ganz forchtſam und ſchreckhaft davon werden, wie ſolches zu beobachten, wenn man ſie gegen den Unterthanen andrer Orten ſehe, welche fröhlich und freudig ſeien.“

„Sonſten ſeien die Prediger auch bisweilen gar leismühig (ſplitterrichteriſch), alſo daß ſie nicht haben mögen, daß ſich die Leute auch luſtig machen, und wo die Pfrundhäuſer (Pfarrhäuſer) und Wirthshäuſer nahe beiſammen, daß etwan einer von dem Trunke (vom Trinken) erluſtiget und im Heimgehen jauchze oder jöle (jodle), ſo ſeie alſobald der Herr Prediger entrüſtet.“

Der Geiſt des Evangeliums, der als „eine beſeligende Kraft Gottes“ ewig nie dem Menſchen einen dumpfen, niedergeſchlagenen Sinn anmuthen wird, konnte dennoch von der Mehrheit damaliger Seelſorger ſo verkannt werden, daß zu Bern dem Landvolke ſogar das Singen weltlicher Lieder verboten wurde; viele werthvolle Volkslieder haben ſich wahrſcheinlich ſo verloren. — Aber umſonſt würde man erwarten, daß die Geiſtlichen unter ſich ſelbſt dasſelbe Maß ſittlicher Strenge angewandt hätten. Der Rath von Zürich beklagte ſich (1602) „daß oft in der Cenſur fürnehmlich denen, ſo in U. Gn. Hr. Stadt und Landſchaft ſitzen (mehr denn denen in gemeinen Herrſchaften) Sachen und Laſter verſchwiegen und nicht angezeigt werden — — daraus dann Aergerniß erfolgt.“ — Der nachherige Bürgermeiſter J. Kaſpar Eſcher *) fühlte ſich in ſeiner Jugend als Beiſitzer der Synode gedrungen (1709), ſeine Stimme gegen den Mißbrauch zu erheben, daß die Geiſtlichen durch gegenſeitige Lobeserhebungen ſich einſchläferten: „Die

*) Eſchers Leben von David Wyß.

Synode — sagte er — gereicht seit einiger Zeit kaum zur Ehre Gottes. Sind die Predigten tadellos, oder enthalten sie nicht vielmehr öfter unnützes Wortgepränge, Ausfälle auf die Obrigkeit oder auf Personen, von denen sich der Prediger nicht genug geehrt glaubt; ungereimte Anwendungen biblischer Sprüche oder übel verdauter Grundsätze? Zeigen nicht die Berichte der Dekane, wie saumselig man mit den Besuchen der Gesunden und Kranken ist. —— Dieses alles wird ja durch die schreckliche Unwissenheit des Volks bestätigt. —— Und doch bezeugt man in der Synode öffentlich und gerade nach Anhörung der feierlichsten Ermahnungen zur Aufrichtigkeit gerade das Gegentheil u. s. w.“ Zornig erwiederte ihm der Antistes Klingler: „Der Herr da hat wohl studirt, um das ehrwürdige Ministerium in den Koth zu treten. Hätte dieses ein Haupt des Staates gethan, so wäre es noch zu dulden. Aber daß ein so junger Mann die Geistlichkeit dermaßen an den Pranger stelle, kann man nicht leiden. Man weiß wohl, daß er im Schilde führt, das ganze Ministerium über den Haufen zu werfen u. s. w.“ Und noch geraume Zeit erhielt sich eine heftige Spannung. In einem Briefe klagt derselbe Escher: „Unsre Reformatoren haben den Studirenden aus der heil. Schrift die Wahrheiten der Religion erklärt, und an das Gewissen gelegt. —— Jetzt begnügt man sich, ein menschliches System zu traktiren, das bloße Theorie und viele unnütze Schulfragen enthält, und vernachläßigt die Sprachen, besonders die griechische —— Die Besten unter unsern Studirenden lernen ihr System wie die Kinder ihren Catechismus; werden von den Professoren gelobt, wenn sie es aus dem Gedächtniß wörtlich hersagen können, und glauben alsdann große Helden zu sein. Man befrage sie aber über wesentliche Stücke des Christenthums, oder verlange von ihnen eine vernünftige Erklärung der göttlichen Aussprüche unsers Heilandes oder seiner Apostel: so wird man sehen, daß alles dieses ihnen ganz fremde ist. —— Von den Geistlichen selber ist wenig Besserung zu hoffen; denn bei ihrem Schlendrian befinden sie sich gar wohl, haben nicht vonnöthen viel zu studiren, und können desto besser andern Geschäften abwarten. —— Der liebe Gott nehme von uns den Geist des tiefen Schlafs, und erleuchte je länger je mehr unsern Verstand, damit wir sehen, was zu

unserm und unsrer Kinder Heil und Frieden dienet!“ — So sprach ein Staatsmann jener Zeit, als Mensch der frömmsten einer, als Bürger vom Geiste eines großen Römers beseelt, als Reformator weckend, ehe die Schrecken auflösender Gewalt weckten.

Das bürgerliche Leben ist in seinen Grundzügen schon im vorigen Jahrhundert bezeichnet worden; für das jetzige genügen einzelne Bemerkungen.

Das Walten jener abgefallenen, französischen Politik ohne alle höheren Schranken und Prinzipe gab sich zuweilen in einzelnen Erscheinungen auf's überraschendste kund. Der Ohmann Bodmer von Zürich, ein Mann von Geist und Einfluß, war einer von den Menschen, die, durch Ehrgeiz und eine dunkel in's Weite strebende Phantasie geleitet, über die Trümmer rechtlicher und sittlicher Schranken ihr eigenes Ich zu erheben wissen. Schon war ihm einst das Wort entfallen: In Zürich wäre es möglich, ein Cromwell zu werden. Die bürgerlichen Unruhen zu Zürich (1712) boten ihm einen erwünschten Anlaß; Ehrgeiz, religiöse Schwärmerei und ökonomische Bedrängtheit stachelten ihn mit vereinten Kräften. Allein noch war die Desorganisation nicht eingetreten, wo ein solches Streben bei uns glücken konnte; Bodmer fand festen Widerstand; umsonst äußerte er Drohungen, zu deren Ausführung ihm noch die Kraft fehlte. So wagte er gegen seinen edlern Freund Escher das freche Wort: „Die Deinigen nebst dir müssen es entgelten, wenn du nicht meine Partei halten willst.“ Und einige Stunden nachher schrieb er ihm ein Billet: „Augustine surge et lege: Esther 4, 13. 14;“ in der angeführten Stelle sprachen die Worte deutlich genug: „Wenn du zu dieser Zeit dazu schweigen wirst — — so wirst du und deines Vaters Haus umkommen.“ — Treffend antwortete Escher unter anderm mit dem Bibelworte: „Alle hochmüthigen Herzen sind dem Herrn ein Greuel.“ — Nach den politischen Unruhen versuchte sich Bodmer umsonst in religiösen; als Separatist starb er in der Verbannung.

In der Verwaltung des öffentlichen Gutes verdienen die damaligen Magistrate das Lob makelloser Treue; das Gefühl, Väter des Staates zu sein, spornte sie auch zu der Tugend sorgfältiger Haushalter. Dadurch erwarb Bern den unschätz-

baren Ruf eines vorzugsweise tugendhaften Staates, und damit die Achtung Europas. Zur Behauptung dieser sittlichen Substanz im Staate war rücksichtslose Strenge auch gegen hochgestellte Standesgenossen unerläßlich; darum ließ Bern seinen Seckelmeister, Johannes Frischherz, durch den Scharfrichter sterben, als er der Veruntreuung bedeutender Summen überwiesen war *). — Mit Berathung von Maßregeln gegen die Verarmung der Waat beschäftigte sich 1693 eine besondre Commission, die auf Abschaffung der vielen Commissarien und auf Hebung des Ackerbaues drang.

Während im Hauswesen noch meist die alte Einfachheit fortdauerte, so entfernte man sich bei diplomatischen Berührungen sehr von der alten Sparsamkeit; Beweise davon haben wir schon gesehen; zu Regensburg hielten der Berner- und Zürcher-Gesandten jeder einen eigenen Wagen, einen Kammerdiener, Koch und vier Livreebedienten.

Streng war die Rechtspflege, zuweilen grausam, doch mehr aus Unbeholfenheit als aus Absicht; so z. B. ließ der Basler Rath einen ungerathenen Knaben von zwölf Jahren im Spitale an eine Kette schmieden und zum Wollestreichen anhalten; offenbar weil bessere Correktions-Mittel unbekannt waren. — Gegen die Tortur ließen sich zu Bern schon menschenfreundliche Stimmen vernehmen: Man solle sie wenigstens nicht noch anwenden, wo die Todesstrafe schon verwirkt sei.

Wollte die Regierung alles Einzelne und oft Unbedeutende berücksichtigen, was auf das Wohl der Gemeinden Einfluß haben konnte, so war eine zuweilen kleinliche und lästige Einmischung nicht zu vermeiden; jetzt würde dies als unerträglicher Druck erscheinen. Doch darf nicht außer Acht gelassen werden: das Endresultat jener Beschränkung war eben doch ein blühender Wohlstand, häusliche Zucht und Ordnung und ein Anstand, der freilich zuletzt in ein Philisterthum verzerrt wurde. — Für Hochzeit-Mähler wurde eine förmliche Speise-Ord-

*) Joh. Frischherzen Prozeß. Helvetia 1826. II. — Besondre Nachrichten fand ich noch im Archive zu Spiez: Nr. 10. „Verschiedene Eidgenössische Sachen.“ Frischherz hatte noch in seinen letzten Stunden dem Schultheiße von Erlach Schuld an seinem moralischen und bürgerlichen Sturze gegeben; worüber der Schultheiß selber unerschrocken Zeugen anhören ließ.

nung erlassen (zu Zürich 1640), worin die Anzahl der Schüsseln genau bestimmt war. — Gegen Kleider-Luxus erließen die Regierungen wiederholt die ausführlichsten Mandate: „Da die Hoffart — heißt es darin — bei geistlichen und weltlichen, hohen und niedern Standespersonen, insonderheit bei den Weibern im Schwang geht, daß fast niemand mehr seinem Stande gemäß bekleidet ist — — so vermahnen wir, daß ein jeder sich der gemeinen, ländlichen, ehrbaren Kleidung befleiße — — denn bei solcher leichtfertigen und fremden Bekleidung auch eines Menschen leichtfertiges Herz und Gemüth gespürt wird.“ Gegen die Einführung des Tabacks, als eine Beförderung der Genußsucht, sträubten sich die Regierungen lange Zeit; so ermahnte der Zürcher-Rath den Stillstand (kirchliches Sittengericht aus Gemeindsgenossen und den Geistlichen bestehend) einer jeden Gemeinde: „Sie sollen Acht haben auf die muthwilligen Nachtvögel, auf die fremden Krämer, Liedertrager, Kuenzenjäger, Taschenspieler ꝛc. — (und nun in der gleichen Reihe) auf die unguten Tabacksauger und Schnupfer.“ — Auf gleiche Art erklärte sich der Rath zu Basel gegen das „Tabacktrinken“; zu Bern verbrannte man (1675) öffentlich eine bedeutende Quantität Taback an der Kreuzgasse. Zu Basel predigte ein Landgeistlicher: „Wenn ich Mäuler sehe, die Taback rauchen: so ist es mir als sehe ich eben so viele Kamine der Hölle.“ — Auf wenige Fälle wurde die Erlaubniß zum Tanze beschränkt; darum entschädigte sich das Volk nicht selten durch Tänze im Freien und in Wäldern, die, ohne Aufsicht und mit der Lüsternheit des Verbotenen genossen, leicht in Orgien ausarten konnten; wiederholt sprechen die Zürcher-Mandate von „Zusammenlaufen in die Wälder und auf die Allmenten zu tanzen und zu springen.“ — Als zu Basel ein Unterschulmeister verklagt wurde, daß er zu unerlaubtem Tanze vorgespielt habe: erhob sich der Bürgermeister Krug (1650) mit der Erklärung: er werde in Ausstand treten, damit man die Seinigen, die auch an dem Tanze Theil genommen, ja nicht schonen möge. — Einen düsterern Eindruck mußte die Selbstverläugnung eines Berner-Geistlichen (des Pfarrers Luttstorf von Erlenbach) auf die Gemüther machen; dieser klagte seine eigene Tochter vor Rath eines schweren Verbrechens an: „nach dem Beispiele Abrahams, der auch sein Kind

aufgeopfert habe, trage er auf ihre geheime Enthauptung an.“ — Die Geschichte kennt wenige Beispiele einer solchen Ueberwindung natürlicher Gefühle für den Sieg der verletzten Gerechtigkeit. — Gegen das Theater war Basel nachsichtiger als Zürich; öfter erhielten Schauspieler-Gesellschaften die Erlaubniß zu Aufführungen für eine bestimmte Zeit; doch durfte der Eintrittspreis nicht zwei Schillinge übersteigen. Ja, der Direktor einer Schauspieler-Gesellschaft, der den Rath gebeten hatte, Taufzeugen seines Töchterleins zu sein, wurde „wegen der Gevatterschaft“ mit sechs Dukaten beschenkt *).

Ueber den Zunftzwang wurde so strenge gehalten, daß die Schneider zu Zürich ein Kleid wegnahmen, das der englische Gesandte Coxe für seine Tochter bei einem französischen Meister hatte machen lassen; doch wurde die Zunft zur Abbitte gezwungen **). Sie beharrten nichts desto minder auch in der Folge in ähnlichen Fällen auf der Selbsthülfe.

Von ungünstigem Einflusse war das Ueberhandnehmen einer scheuen Bedächtlichkeit und Geheimthuerei bei vielen Regierungen, wodurch jener schönere Geist getroster Vertraulichkeit zwischen Regierenden und Untergebenen allmälig zu erlöschen anfieng; ein Zeichen unverkennbaren Verfalles. Den anschaulichen Beweis dafür liefern die Umstände bei der Auffindung des Leichnams von Hans Waldmann ***). Ein Knabe zu Zürich, Bartholomäus Anhorn, später Prediger und Schriftsteller, war in der Fraumünster-Kirche zufälliger Zeuge, wie der Todtengräber bei seiner Arbeit auf den Sarg stieß, in welchem der enthauptete Bürgermeister, Hans Waldmann, noch ganz unverwesen lag †). Stracks wurden der Professor Waser, der Antistes Breitinger und der Bürgermeister Holzhalb herbeigeholt. Diese unterredeten sich ernstlich über den Vorfall, den sie für sehr wichtig ansahen; daß die Verwesung nicht eingetreten, war für sie ein Beweis der Unschuld des Hingerichteten. Sie ließen den Leichnam wieder beisetzen, und nahmen den

*) Ochs VII. S. 422.

**) L. Meisters helvetische Geschichte II. S. 230.

***) Bericht des Pfarrers Barthol. Anhorn. Helvetia 1827. IV.

†) „Der Hals an dem Kopf und an dem Körper war ganz blutig als wenn er eben erst wäre abgeschlagen worden.“ Anhorn.

Anwesenden das heilige Versprechen der strengsten Verschwiegenheit ab; dem jungen Anhorn drohten sie, im Falle daß er sein Versprechen nicht halte, würde er in der Schule vor allen Knaben blutig mit der Ruthe gezüchtigt und ihm alle Unterstützung entzogen werden (1627 oder 1628). „Sie sagten auch — erzählt Anhorn — wenn diese Geschichte offenbar würde, gäbe es großen Zulauf; viele vornehme Herren würden den Leichnam sehen wollen; daraus möchte große Ungelegenheit entstehen, und es würden viele widerwärtige Urtheile über die alten und gegenwärtigen Zeiten gefällt werden. Es sei also besser, daß man die Sache gänzlich verschwiegen und still halte, und den frommen Waldmann ruhen lasse.“

Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Schenken wir dem Familienleben des siebzehnten Jahrhunderts noch einen Blick, so bietet sich uns dabei eine interessante Parallele mit dem vorhergehenden Jahrhunderte. Damals mußten wir von feindseligen Störungen sprechen, die durch die religiöse Spaltung in das Leben der Familien eingriffen; jetzt dagegen sehen wir durch die politische Spaltung ganz dieselbe Störung im häuslichen Leben hervorgebracht. Wir führen hiefür solche Belege an, die bis jetzt noch nie einem größeren Kreise bekannt geworden, die aber noch in andern Beziehungen bemerkenswerthe Zeichen ihrer Zeit sind.

Ein jüngeres Glied der Patrizischen Berner-Familie von Tavel — nach Waatländischen Besitzungen Tavel von Villars genannt — hatte von der ältesten Tochter des Freiherrn von Chatelard (einem Schlosse in der Nähe von Vevay) das Versprechen unverbrüchlicher Liebe erhalten. Dieses Verhältniß erlitt durch Tavels Entfernung in ausländischem Kriegsdienste so wenig eine Störung, daß seine Verlobte mit Einwilligung ihrer Eltern ihm auch schriftlich wiederholt die Fortdauer ihrer Zuneigung zusichern durfte. Tavel kehrt zurück, und findet ihre Gesinnung unverändert; daß auch die seinige unwandelbar dieselbe sei, erklärt er ihren Eltern mit Offenheit. So glaubt er nun seines Glückes gewiß zu sein. Allein in der Zwischenzeit hatte — dies geht aus dem Folgenden hervor — ein neuer Freier die Gunst der Eltern gewonnen. Es war dies ein Savoyscher Edelmann, der Herr von Berney, dem der alte Chatelard wahrscheinlich aus politischer Zuneigung bald den Vorzug vor dem Bernerischen Bewerber, von Tavel, gab. Es ist nämlich bekannt, daß der Waatländische Adel, seiner großen Mehrzahl nach, eine unüberwindliche Anhänglichkeit den alten Landesherrn, den Herzogen von Savoyen,

bewahrte, die Oberherrschaft Berns dagegen nur mit der größten Ungeduld ertrug. Diese politische Gesinnung — so scheint es — leitete den alten Chatelard in der Bestimmung des Schicksals seiner Tochter; er sagte sie dem Savoyer zu. Doch zwei Hindernisse standen ihm hierin entgegen; die entschiedene Neigung seiner Tochter und die gerechten Ansprüche Tavels. Um diese doppelte Hemmung mit einem einzigen Schlage zu lösen, beschließen der Waatländer und der Savoyarde eine Entführung des Fräuleins in die Heimath des begünstigten Freiers.

Es war (wenn ich nicht irre) eines Sonntags (1642), als das Fräulein von Chatelard an den Ufern des zumal in jener Gegend (nahe bei Chillon) unbeschreiblich reizenden Genfer-See's lustwandelte; ihr Vater war abwesend; die Mutter hatte sich, eine Krankheit vorschützend, zu Bette gelegt, nachdem sie der Tochter noch ausdrücklich anbefohlen hatte, mit einer Freundin sich längs des See's zu ergehen. Arglos hatte die Tochter dem verrätherischen Wunsche der Mutter Folge geleistet. Aber nicht lange hat sie sich am Genusse jener reichen Natur erquickt, so landet unversehens, vom andern Ufer herkommend, der Savoyer Berney mit einigen Freunden und zahlreichem, bewaffnetem Gefolge; wehrlos ist das Fräulein von Chatelard in ihren Händen, und unangefochten gelangen sie mit derselben zum jenseitigen Gestade. Schon nach wenigen Tagen muß sie sich dazu verstehen, durch einen katholischen Priester sich mit ihrem Entführer einsegnen zu lassen; mit welchem Herzen sie dies gethan, läßt sich aus einem einzigen uns aufbehaltenen Zuge mit Sicherheit schließen. Ein Vertrauter Tavels hatte sich auf Kundschaft in ihre Nähe begeben, und in einem schnell erhaschten Augenblicke Gelegenheit gefunden, mit ihr zu sprechen; als er mit einem leisen Vorwurfe ihr seine Verwunderung ausdrückte, wie sie doch in solche Schritte habe einwilligen können: so bestand ihre einzige Antwort darin, daß sie sich abwandte, um ihre Thränen zu verbergen.

Der Rath von Bern, dem Tavel seine Klage vorlegte, erblickte in der Entführung eine Verletzung seines Gebietes, die ihm um so unerträglicher erschien, als sie von Savoyen herrührte; er trug dem Landvogte in Vevay die strengste Untersuchung auf, und das geistliche Consistorium zitirte die geraubte Braut nach Bern. — Alles wandten nun beide Parteien an,

um in dem Prozesse eine günstige Entscheidung für sich zu erreichen. Für den Entführer war in Bern besonders ein Venner von Graffenried thätig; wenigstens beschuldigte ihn Tavel in einem Briefe *) an den Generalmajor von Erlach, er habe bloß um einige Senatoren für den Savoyarden zu gewinnen, mehrere Festlichkeiten angestellt. Außerdem verwandten sich der Savoysche und Französische Gesandte zu Gunsten von Chatelard und Berney. Allein auch Tavel war nicht ohne Unterstützung; vor allen nahm sich der im dreißigjährigen Kriege berühmte General, Johann Ludwig von Erlach, damals französischer Gouverneur zu Breysach, auf's kräftigste seiner Sache an. Zu wiederholten Malen schrieb er an den Berner-Rath, den Räuber nach aller Strenge zu strafen, ohne sich durch Savoyens Dazwischenkunft irren zu lassen, und in kurzer Zeit brachten es seine Verwendungen am französischen Hofe dahin, daß Frankreichs Gesandter zu Solothurn nun auf einmal für Tavel Partei nahm (1643), und jetzt die Entführung eine unvernünftige That und offene Verletzung **) nannte. Wirklich fiel das Urtheil des Berner-Rathes ganz in diesem Sinne aus: „der Herr von Berney und seine Gehülfen seien wegen des Raubes und der Infraktion seiner Souverainetät, dem Rathe mit Leib, Leben und Gut zuerkannt; man solle sie greifen, wo man ihrer habhaft werden könne.“ Tavel sollte durch Chatelard mit 350 Dublonen entschädiget werden. Und es ist nicht eben ein poetischer Ausgang des sonst allerdings romanhaften Herganges, daß Tavel in einem Briefe an von Erlach seine völlige Zufriedenheit über jenes goldene Resultat ausdrückt!

Ein noch trüberes, eigentlich unnatürlich verzerrtes Bild eines gänzlich an politische Plane und Bestrebungen verwendeten Lebens bieten uns die Schicksale einer Bernerin jener Zeit, der Madame Perregaux, auf die wir schon früher hingewiesen haben. Diese sonderbare, in der ganzen Schweizergeschichte ohne ein ähnliches Beispiel dastehende Frau hat selbst die

*) Dieser Brief so wie die sämmtlichen, von mir benutzten Akten in Betreff dieser romantischen Episode liegen im Archive zu Spiez.

**) „Un fait contre tout raison et une violence ouverte.“

Erinnerung an ihre Begegnisse aufgezeichnet; darum folgen wir in unsrer Darstellung ihren eigenen, dem französischen Gesandten, Comte du Luc, gewidmeten Memoiren *).

Catharina von Wattenwyl war die Tochter des Landvogts von Oron, Gabriels von Wattenwyl, und war im Dezember 1645 geboren. Schon im frühesten Alter zeigte es sich, daß ihr die Natur alles Zarte, Sinnige und Liebevolle des weiblichen Sinnes versagt hatte; den Puppen zog sie Pistolen vor, zu jugendlichen Spielen dünkte sie sich zu klug, und hörte oft ihren Vater, dessen Liebling sie war, es bedauern, daß sie nicht ein Knabe sei. Sehr frühe hatte sie ihre Eltern und ein bedeutendes Vermögen verloren; und um so rathloser war sie dem Strome der Welt preisgegeben. In ihrem siebzehnten Jahre gieng sie zu einem Verwandten nach Murten, wo sie ihr erstes Abenteuer bestand. Zu Murten hielt sich damals zufällig die Herzogin von Créqui einige Zeit auf, und bald wurde Catharina ihre Vertraute; als aber eine der herzoglichen Damen ihr einst eine höhnische Beleidigung zu sagen sich erdreistete, warf die Beleidigte der übermüthigen Französin die Karten in's Gesicht. Aus diesem Streite erfolgte nichts geringeres als eine Aufforderung zum Duell; die ritterliche Bernerin hätte sich dies nicht umsonst bieten lassen; sogleich willigt sie ein. In der Frühe des folgendes Morgens finden sich die beiden Damen zu Pferde mit Degen und Pistolen an dem bezeichneten Orte ein; sie schießen; aber klüglich hatte man vorher heimlich ihre Pistolen entladen, und so litt einzig ihr Haarputz etwas von dem Pulver; sie ziehen die Degen; aber man eilt herbei um sie zu trennen, und besänftigt mit Mühe die Erbitterten. Doch verwandelte sich später ihr Haß in die vertrauteste Freundschaft.

Bald nachher hatte sie sich mit einem jungen Herrn von Dießbach, von Fryburg verlobt; da dieser aber Katholik war, so wußte die Berner-Geistlichkeit jenes Verlöbniß wieder rückgängig zu machen, weil schon mehrere Bernerinnen in Fry-

*) Mémoires de Madame C. F. Peregaux née de Watteville écrits par elle même en 1714; conservés en manuscrit à Neufchatel. Eine wörtliche Copie in der Müllinenschen Bibliothek.

burg zur Glaubensänderung waren bewogen worden. — Um sie zu zerstreuen, wurde sie jetzt nach Bern gezogen und spielte auch hier bald eine Rolle; sie erwarb sogar das Zutrauen des Dekans Hummel *), der damals „der Pabst der Evangelischen“ hieß, und war nach seinem Wunsche, gleichsam als seine Hofmeisterin, stets zugegen, wenn der geistliche Herr vornehme Besuche erhielt. — Zur gleichen Zeit wurde sie von der jungen Welt so häufig besucht, daß sie endlich auf einen Einfall gerieth, in dem sich schon deutlich genug die Gedanken ihres Herzens offenbarten; sie richtete nämlich mit ihren Bekannten einen förmlichen Hof ein; ein Herr von Steiger war das Haupt des Hofrathes; die Herren Wurstemberger, Stürler und Steck waren Räthe, zwei von Wattenwyl ihre Pagen, und ein die Theologie studirender Steiger war der Capellan des Hofes. Mit größter Gravität wurde bei diesem Hofe einzig über die wichtigsten Angelegenheiten jener Zeit diskutirt. — Mit Selbstgefälligkeit erzählt die Verfasserin, daß mehrere fremde Herren sich an sie wandten, wenn sie in Bern etwas erreichen wollten, wie z. B. Stuppa, der für französische Werbung sich bemühte: „Zuerst — sagt sie — spie der Dekan **) Feuer und Flammen gegen die Werbung; aber ein Beutel von 100 Louis, den ich ihm brachte, besänftigte seinen Zorn.“

Zuweilen hielt sich Catharina bei ihren Verwandten, der Familie May von Schöftland, auf; und besuchte mit ihnen das benachbarte Baden, wo die Tagsatzung versammelt war; dort bändigte sie in Folge einer Wette öffentlich eins der ungezähmtesten Pferde.

Bei einer Jagdparthie vertheidigte sie sich gegen die Ungebühr eines deutschen Generals durch einen Pistolenschuß.

---

*) Er war 1611 zu Brugg im Aargau geboren, und gehörte zu den ausgezeichnetsten von den vielen Geistlichen, die aus jenem lieblichsten aller Aargauischen Städtchen hervorgegangen sind. Um seiner besondern Beziehung zur evangelischen Kirche willen erhielt Brugg den Beinamen Propheten-Städtlein. — Ueber Hummel: „Helvetia 1826. I. Das Leben Hummels“ Und seine Selbstbiographie in der Müllinenschen Bibliothek.

**) Hummel ist gemeint; doch halte ich das Nachfolgende für eine boshafte Verleumdung, deren ein so intriganter Charakter, wie die Perregaux, wohl fähig war; obgleich sie in ihren Memoiren einige Male die Miene einer Betschwester annimmt.

Nach den Vorbereitungen eines solchen Lebens und nach Erweisen eines solchen Charakters würde man kaum erwarten, daß sie die Frau eines reformirten Geistlichen werden sollte; und doch ist dies geschehen. Der drohende Wille ihrer Verwandten nöthigte sie, dem Pfarrer Clerc die Hand zu geben, mit dem sie 13 Jahre lebte. Ihren zweiten Mann, einen Herrn Perregaux von Neuenburg, verdankte sie wieder fremder Dazwischenkunft (1679); und in dieser zweiten Ehe beginnt ihre für sie so folgenreiche politische Laufbahn.

Der französische Gesandte Amelot machte es sich zur Aufgabe, das gesunkene Ansehen Frankreichs in der Schweiz wieder zu heben; hiezu bot ihm die Perregaux ihre Dienste an. Zuerst schrieb sie ihm nach Solothurn; hatte dann zu Olten eine Unterredung mit dem Gesandten; anfangs machte er ihr Vorstellungen über das Kühne und Gewagte ihres Unternehmens. „Mit der Hülfe Gottes, meiner Verwandten und Freunde — erwiederte sie — werde ich mein Unternehmen mit Erfolg ausführen. Meine Absicht dabei ist, meinen einzigen Sohn der Güte des Königs zu empfehlen, zu dessen Dienst er bestimmt ist.“ — Nach der Verabredung vermied sie zu Baden jeden Schein von Verbindung mit dem Gesandten; sie wohnte in einem abgelegenen Quartiere, wo sie jedoch täglich Erfrischungen aus dem Hotel des Franzosen erhielt; ihr Kind wurde von ihm mit einem kleinen Pferde beschenkt. Unterdessen wußte sie alle die Punkte zu ermitteln, die der Gesandte mit Hoffnung guten Erfolges an der Tagsatzung vorbringen durfte. Beim Schlusse der Tagsatzung wurde verabredet, daß die Perregaux ihre Wohnung in Bern fixiren solle, wo sie dem Gange der Geschäfte näher stünde. Dies geschah, und sie leistete dort — wie sie selbst sagt — der Sache des Königs häufige Dienste. Man fieng an, gegen sie Verdacht zu fassen.

Eines Morgens tritt einer ihrer Verwandten zu ihr in's Zimmer, als sie krank im Bette lag; er erkennt das Siegel des französischen Gesandten an einem Briefe, den sie so eben erhalten hatte. „An dieser Sonne — rief er, auf das Siegel deutend — welche drei Herzen erleuchtet, erkenne ich, daß dieß ein Brief von Seiner Excellenz ist.“ — Mit diesen Worten entfernte er sich, und zeigte sie den geheimen Räthen Ryhiner und Ernst als eine gefährliche Person an, die mit dem

französischen Gesandten in Verbindung stehe. Eine solche Verbindung galt damals, zumal bei der gereizten Stimmung gegen Frankreich (1689) für ein Majestäts-Verbrechen. Die beiden geheimen Räthe beriethen sich mit den übrigen Gegnern der französischen Partei; im Einverständnisse mit diesen ließen sie den Courier auffangen, den die Perreganx nach Solothurn an den Gesandten schickte; bei diesem fand man drei prächtige Tabletten, in welchen in Chifferschrift die Antwort enthalten war, welche einige der ersten Magistraten Berns dem Gesandten auf seine Anfragen ertheilten. Allein für den Inhalt und für die Angabe der Verfasser fehlte der Schlüssel; diesen hoffte man mit Grund bei der Perreganx zu finden; und alles kam darauf an, ob sie sich zur Angabe verstehen würde; dies sollte nun versucht werden.

Die beiden Schultheiße von Erlach und Sinner verweigerten die Erlaubniß zur Gefangennehmung der Perreganx; dessen ungeachtet erschienen noch in derselben Nacht zwei Glieder des kleinen und vier des großen Rathes bewaffnet an der Spitze der Stadtwache im Hause der Angeklagten, sprengten die Thüre, nahmen die kranke Perreganx gefangen, durchsuchten das ganze Zimmer, nahmen das Geld und die Papiere in Beschlag und führten sie in ein dunkles Gefängniß in der Insel, wo sie angekettet wurde. Am folgenden Tage zeigten sie vor dem großen Rathe an, was geschehen sei, nöthigten alle von dem Geschlechte der Wattenwyl und alle ihre Verwandten zum Austritte, und wählten dann zwölf Untersuchungsrichter, den Seckelmeister Daxelhofer, Venner Jenner u. a. — Diese erschienen im Gefängnisse. „Wir hätten es (bemerkte ihr Daxelhofer) nicht so weit mit Euch kommen lassen, wenn es sich nicht um eine Staatssache handelte in Folge des Einverständnisses, welches Ihr mit dem Gesandten des Königs habt, der ein zweiter Attila und die Geisel unsrer heiligen Religion geworden ist. —— Wir können nichts anderes glauben, als daß dieser Fürst auch an uns will, wegen unsrer Religion, und daß er unsern Staat zu verwirren sucht, was ihm schon zu gelingen anfängt, indem er mehrere von unsern Magistraten auf seine Seite zieht *). Um dahin zu gelangen, hat er be-

*) Hiemit war besonders auf die beiden Schultheiße angespielt.

sonders Euern Dienst benützt.“ — — Nun bot man ihr Befreiung und Belohnung an, wenn sie diejenigen, durch die sie verführt worden sei, angeben würde. Die Gefangene erwiederte, „es sei nicht an ihr, über die Schritte des Königs zu urtheilen; aber schwer werde es zu rechtfertigen sein, daß man an ihr, die keine Unterthanin Berns mehr sei, das Völkerrecht und die öffentliche Sicherheit verletzt habe. — Bei dem französischen Gesandten suche sie bloß eine bessere Anstellung für ihren Mann auszuwirken. Die in ihrem Briefe enthaltenen Staatsnachrichten habe sie von einer unbekannten Person vernommen“ u. s. w. Auch bei den folgenden Verhören blieb sie standhaft bei ihrer ersten Antwort, fest entschlossen, ihre Verwandten und Freunde nicht zu verrathen. Hitzig rief ihr einmal Jenner zu: „O Frau, alle deine Ausflüchte werden dir zu nichts dienen; du mußt die Wahrheit sagen.“ Stolz verwies ihm die Gefangene seinen unwürdigen Ton: „Wenn mein Unglück mich in diesem Augenblicke in Eure Macht giebt: so giebt dies noch kein Recht zu einer so ungeziemenden Behandlung.“

Später mußten drei Stadtgeistliche alles versuchen, um sie zur Angabe ihrer Mitschuldigen zu bewegen; umsonst; auch die Räthe beschwörten sie bei den Manen ihrer Vorfahren, sie nicht zu zwingen, es bis zum Aeußersten kommen zu lassen. „Ich bin in den Händen Gottes — entgegnete sie — der mich früher oder später rächen wird.“ — Hierauf wandte man die Qualen der Folter an; zuerst wurden die beiden Daumen fürchterlich zusammengeschraubt, so daß das Blut herablief. Sie aber erklärte, daß sie Gott würden für ihre Grausamkeit Rechenschaft geben müssen. Ein zweites Mal zog man sie am Folterseil in die Höhe, und ein drittes Mal band man ihr einen Gewichtstein von 25 Pfunden an die Füße. Als auch dies sie nicht beugen konnte, verdoppelte man das Gewicht an den Füßen; die Decke des Zimmers hatte man abgedeckt, damit man die Gemarterte von der Straße her erblicken könne. Endlich wurde sie in eine Art von Hemd gewickelt, das inwendig mit Stacheln versehen war, und so zusammengepreßt. Und doch wurde ihr nicht eine Sylbe damit abgedrungen. Jetzt wurden wieder Versprechungen angewandt, besonders für den Fall, daß sie den Schultheißen von Erlach, auf den es beson-

ders abgesehen war, des Einverständnisses mit Frankreich beschuldigen würde. — Nachher, da dies nicht wirkte, drohte man mit der Todesstrafe; und wirklich verurtheilte sie der große Rath zur Enthauptung.

Zwölf Geistliche waren beauftragt, sie auf ihr Ende vorzubereiten; auch ihnen erklärte sie, daß sie sich auf Gott verlasse, der ihre Unschuld rächen werde. „Ungeheuer — rief ihr der Dekan Bachmann zu — wagt Ihr noch Euch unschuldig zu nennen, nachdem Ihr mit dem Gesandten des grausamsten und ungerechtesten Königs ein strafbares Einverständniß gehabt.“ — Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern bat nur, sie allein zu lassen, um ihren Frieden mit Gott zu machen. — Die Richter, ihrer Sache nicht recht gewiß, schoben den Tag der Hinrichtung noch weiter hinaus; am Ende galt doch kein Verzug mehr; der gefürchtete Tag war da. Das Schaffot war errichtet; der Scharfrichter stand bereit, und auf der Seite die Kutsche des Bruders der Verurtheilten, um nach der Hinrichtung ihren Körper in Empfang zu nehmen. Sie erschien; man las ihren Prozeß und ihr Urtheil öffentlich ab. Nun aber erhob sich der Rathsherr Tscharner als ordentlicher Advokat aller Verurtheilten, und sprach mit Wärme von der Schwäche des weiblichen Geschlechts, von den Rücksichten für ihre Familie, endlich von dem Ausbleiben aller bösen Folgen ihres Fehlers. Dann trat das ganze Geschlecht der Wattenwyl, alle in langen Trauerkleidern hervor, und erklärten den Richtern: in dem so eben verlesenen Prozesse könnten sie kein todeswürdiges Verbrechen finden; vielmehr wolle man mit diesem unerhörten Verfahren nur ihre Familie kränken, die dies nicht um das Vaterland verdient habe; wenn ihre Verwandtin das Opfer ihrer Grausamkeit werden sollte: so würden sie insgesammt ein so undankbares Vaterland verlassen. Sie bitten darum um Widerruf des Urtheils.

Die Richter kehrten zurück, und verwandelten das Todesurtheil in ewige Verbannung nach Brasilien. Aber die Verurtheilte rief: daß sie lieber sterben wolle; und ihre Verwandten setzten hinzu: eine solche Verbannung wäre ein tausendfacher Tod; ein solches Urtheil sei beispiellos. Von neuem begeben sich die Richter in den Saal, und sprechen nun lebenslängliche Gefängniß-Strafe aus; aber auch jetzt weigerten sich

die Betheiligten das Urtheil anzunehmen. Lebenslängliche Einschließung in die Festung Aarburg wird nun beschlossen; aber auch jetzt beharren jene auf ihrem Widerspruche. So möge sie denn — hieß es abermals — ihren Verwandten überlassen werden, aber diese müßten für ihre Person und die Kosten haften. Noch immer verweigerten dies die Verwandten; und so gieng denn endlich der sechste Ausspruch dahin: nach Erstattung der Kosten solle sie in Freiheit gesetzt werden. Von Morgen neun bis Abends vier Uhr hatte diese Scene gedauert, und mit nichts hatten die Richter so sehr sich selbst ihr Urtheil gesprochen als durch jene klägliche Wandelbarkeit ihres Urtheils. Es war damit offenbar vor aller Welt, daß die sichere Zuversicht einer gerechten Sache ihre Herzen gänzlich verlassen hatte, weil unter dem Mantel patriotischen Eifers doch meist blinder Eifer oder niedrige, persönliche Leidenschaft im Vordergrunde gewesen waren.

Sobald die schwer Gezüchtigte die nöthigen Summen erhalten hatte, kehrte sie nach Neuenburg zu ihrem Manne zurück. Ihre Bedeutung für Bern hatte von da an aufgehört. Doch war der Eindruck ihrer aus großen und gemeinen Eigenschaften sonderbar zusammengesetzten Persönlichkeit so sehr in den Gemüthern geblieben, daß die frei dichtende Sage noch durch manchen treffend erfundenen Zug das Besondre jenes Charakters anschaulich zu machen suchte. — In Bern aber sahen die Einsichtigern in jenem Ereignisse bald den bedauerlichen Erfolg einer exaltirten Gereiztheit, und eines noch unreineren Hasses; ohne daß man die heillosen Schritte jener intriganten und in ihrer ganzen innern Natur verunglückten Frau entschuldigen wollte. Man suchte das Ereigniß so bald als möglich in Vergessenheit zu bringen; so daß es mehr als ein Jahrhundert hindurch zum Geheimniß weniger Auserwählter wurde *).

Wenn auch das Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen spröder und gezwungener worden waren: so

*) Die so folgenreich gewordene Correspondenz mit dem Gesandten fand sich nebst dem Schlüssel in den Händen des Herrn von Werdt-Bucher, und die Kopie in der Mülinenschen Bibliothek.

finden sich doch auch Belege für freundlichere und unmittelbarer aus dem Leben erwachsene Verhältnisse. Als einen Beweis dieser Art dürfen wir z. B. den Ton ansehen, in welchem eine Tochter aus einem angesehenen Berner-Geschlechte damals noch an einen Freund oder Bekannten schreiben durfte. Nicht der Inhalt — wie schon bemerkt — sondern der Ton, die Manier des Briefes macht denselben für die Mittheilung interessant; denn es spricht darin eine so harmlose Lauterkeit der Gesinnung sich aus, wie man sie in jener Zeit fast gar nicht mehr gewohnt ist.

Der Brief ist an einen Junker Albrecht von Erlach *) gerichtet, und beginnt:

„Minen herzvielgeliebten Vettern u. s. w. Üwer aller Sits gut Gsundheit jeder Zit zu hören, bringt mir mächtige Freud. Ich möcht wohl sehen, daß ich einmal das Glück könnte haben, daß ich nur durch ein kleines Zedelin üwer aller Sits Zustands von üch könnte verständigt werden. Ich muß aber wohl sagen, daß Ihr miner ganz und gar habt vergessen, Ich hab nit unterlassen wollen, miner Schuldigkeit Statt zu thun, üch glich nach üwer Abreis allhier ein Briefli zu schicken; hab allzeit vermeint, ein Antwort darauf zu bekumen; aber ich hab noch bishar nit so viel Gunst by üch, daß Ihr mir dasselbige zu Lieb thun welet. — — Wir sind Willens, geliebt's Gott, die künftige Wuchen wieder nach Lenzburg zu verreisen. Ich hat zwar wohl vermeint, zu Bernen zu blyben; aber ich habe sit üwer Abreis so mängi, langi Stund gehabt, daß mir bedünkt, ich mög nimmer bleiben. Hab mir derhalben fürgenommen, wieder das Aargau zu besuchen, und sechen, was ich mir fürnehme, damit ich meiner Melancholei ein wenig vergesse, bis daß ich wieder ein so groß Glück werde haben können, daß ich üch in guter Gsundheit wieder sehen kann. Drum ich Gott den Allmächtigen bitte, daß Er üch allensamtlich mit guter Gesundheit wieder wöli zu uns helfen. — — Unser Herr Gott wöli demüthig gebeten syn, uns alle zu allen Theilen lang darin zu erhalten; will üch hiemit in

*) In einem Bande „Schreiben von Schultheiß Franz Ludwig von Erlach und seinen Söhnen. Im Archive zu Spiez.

ſinen gnädigen Segen und Schirm von Herzen trülig befehlen. Datum Bern 1. Juli 1636.

Üwer allzit dienſtwillige
Anna von Büren.“

Aus ſpäteren Briefen ergiebt ſich, daß die Verfaſſerin dieſes naiven Schreibens im Januar 1637 ſich mit ihrem Vetter, an den jener Brief geſchrieben war, vermählte.

Neben vielen Spuren eines hier und dort aufſtrebenden Luxus finden ſich noch viele Züge derjenigen Simplicität, ohne welche republikaniſche Tugend zum Mährchen wird. So ſchreibt der Sohn des Zürcherſchen Bürgermeiſters, Caſpar Eſcher, daß er auf ſeinen Bildungsreiſen zum erſten Male in ſeinem Leben Chokolate ſah und trank. Auch entſchuldigt er ſich darüber, daß er doch wöchentlich ein Mal die gröſsere Geſellſchaft beſuchen müſſe; verſichert aber, daß dabei keinem einfalle zu ſpielen. Eben ſo lebte Berns Schultheiß, Franz Ludwig von Erlach (geboren 1575, geſtorben 1651), ſo oft die Pflichten ſeines Amtes es geſtatteten, in ländlicher Einfachheit auf ſeinem Schloſſe Spiez am Thuner-See; von wo ihn eine einſtündige Seefahrt bei günſtigem Winde zu ſeiner andern Beſitzung, dem Schloſſe Oberhofen, hinüber brachte. So an beiden Geſtaden eines der ſchönſten Schweizerſeen, am Fuße der Hochgebirge, in der Mitte reich geſegneter Gefilde genoß er des Schönſten, was die Außenwelt dem Menſchenherzen zu bieten hat. Daneben war ihm ein Kinderſegen beſchert wie wenigen Sterblichen; denn aus ſeinen zwei Ehen waren ihm 32 Kinder erblüht; wie glücklich war er, wenn er einen erſtaunten Fremden in dieſen zahlreichen Kreis ſeiner Liebe einführen konnte. Doch traf auch ihn, der den glücklichſten Menſchen beigezählt werden darf, ein herber Schmerz, als die Peſt wiederholt in wenigen Wochen ganze Reihen der Seinigen dahinraffte. — Von ſeinem Nachfolger, dem Schultheißen Siegmund von Erlach, berichtet das Geſchlechtsbuch *) dieſer Familie: er ſei der erſte geweſen, der zu Bern eine Kutſche gehabt. Und zu Luzern wurde mit dem Ende des Jahrhunderts durch franzöſiſche Einwirkung eine völlige Revolution in dem ſonſt ſtreng beſchränkten geſellſchaftlichen Leben

*) Im Archive zu Spiez.

bemerkbar, eine Revolution, die dem nachfolgenden Luxus und bürgerlichen Verfalle dieser Stadt vorarbeitete.

Nicht als Sittenzug, sondern eher als eine auffallende Einzelnheit führen wir das Begegniß eines damaligen Schweizers in der Fremde an, in der Voraussetzung, es werde dies ein besonderes Interesse für diejenigen unter Ihnen haben, welche Freunde der Jagd sind. Dies Ereigniß hat einen so abentheuerlichen Anstrich, daß leicht der Verdacht poetischer Ausschmückung auf den Erzähler fallen könnte; deßhalb ziehe ich vor, den Helden des Abentheuers mit seinen eigenen Worten von seinem Ergebnisse sprechen zu lassen.

Ein 19jähriger Schaffhauser, Georg Michael Wepfer, der Bruder eines der gelehrtesten Aerzte jener Zeit, des Jakob Wepfer *), studirte (1643) zu Dié in Frankreich, wo seine Geistesgegenwart außerordentlich auf die Probe gestellt wurde. „Den 6. Juni — erzählt er — war ich mit etlichen von Dié auf der Bärenjagd, und wurde mit vier Männern auf einen Felsen gestellt. Es stund nicht lange an, so trieben die Hunde einen Bären sammt einem Luchs auf. Der erste wurde von einem Jäger auf den Hals gebrannt, welches aber nicht hineingegangen, doch ihn veranlaßet, die Flucht zu nehmen. So bald ich nun den Schuß gehört, wählte ich zwei Bauern mit ihren Aexten, ließ die zwei andern auf dem Felsen stehn, und eilte dem Bären zu, den ich auch nach einer Viertelstunde nur auf zwanzig Schritt weit von mir sah. Alsobald schlug ich an, weil aber mein Gewehr von dem Thau ganz feucht geworden, versagte mir der Schuß, worüber ich sehr erschrocken. —— Unterdessen verloren sich der Bär und meine zwei Männer aus meinen Augen, und ließen mich allein; danahen

*) L. Meister, Helvetiens berühmte Männer, in Bildnissen von H. Pfenninger. 3. Band. 1786. Er war geboren zu Schaffhausen, der Vaterstadt Johann Geilers, er starb 1695 in seiner Vaterstadt, wohin sein Ruf eine Menge von Studirenden gezogen hatte. 1650 verheirathete er sich mit Barbara Ringk von Wildenberg, und eine seiner Töchter wurde die Gattin des berühmten Conrad von Brunn oder Brunner. Albrecht von Haller nennt Wepfer „eine von den vornehmsten Zierden seines Jahrhunderts,“ und eine von seinen Schriften „ein unsterbliches Werk.“

ich mich aufmachte, und ihnen nacheilte, in der Hoffnung, sie würden nun den Bären bereits todt geschlagen haben. Allein ich konnte sie nicht mehr finden; denn da sie sahen dies ungeheure Thier, welches zum wenigsten sechs Zentner schwer war, auf sie losgehen: begaben sie sich sammt und sonders in die Flucht. Indem kam der Bär, 20 Schritte weit von mir, hinter einem Felsen herfür, und ging mit gravitätischen Schritten, unter einem grausamen Gebrülle, auf seinen hintern Läufen ganz aufrecht auf mich zu. Da dachte ich: hier mußt du dich defendiren oder sterben; du bist ganz allein; wann du dich auf die Flucht begiebst, wird er dich zu Boden reißen, — so daß ich keine Zeit hatte, mich lange zu besinnen. Ich schlug damit an, und jagte ihm zwei Kugeln durch Kopf und Brust. Er wollte sich aber noch nicht ergeben, sondern stürmte mit offenem Rachen auf mich ein. Da ich ihm nun mit dem Anschlag meiner Flinte eins auf den Kopf versetzen wollte: ergriff er dieselbe mit seinen beiden Pfoten, und biß nicht nur aus allen seinen Kräften in den Lauf, so daß er mich auch zugleich damit an der linken Hand blessirte — sondern er warf mir auch dieselbe über die 20 Schritt weit von mir hinweg; worüber (weil ich mich nun ganz wehrlos befand) ich mich nicht wenig entsetzte, und mich gänzlich des Lebens erwog. Inzwischen defendirte ich mich, so gut ich konnte; und sah endlich kein anderes Mittel als dem Bären um den Hals zu fallen, und ihn zu umschlingen, damit er mich wenigstens nicht beiße, und unterzwischen sich verbluten möchte. Welches ich dann so lang gethan, bis wir miteinander zu Boden fielen, welches an einem Rain oder Halden geschah; da wir dann anfiengen mit einander zu wallen (wälzen); der Bär hielt mich mit seinen Klauen; und ich umfaßte ihn auch, und hielt ihn fest. So purzelten wir den Berg hinunter; bald war ich unter ihm, bald auf ihm; und das währte in die 60 Schritt; da uns endlich ein Baum aufhielt, und wir nicht weiter kommen konnten. Als nun der Bär merken mochte, daß es um ihn geschehen, wollte er noch seine letzten Kräfte mit Beißen anwenden. Ich setzte ihm aber die eine Hand auf die Gurgel, und drückte sie ihm so hart, daß er mir nicht schaden konnte. Er stellte sich aber recht grausamlich mit Wüthen und Brüllen — — bis er endlich so in meinen Armen sein Leben sammt

dem Blut ausgespien. Wie ich nun dieses mit innigster Freude vermerket, wickelte ich mich von ihm los, und gab ihm zugleich zum Valet einen herzlichen Kuß mit dem Fuß, oder einen Stoß, daß er über 20 Schritt weiter hinunter purzelte. Hierauf lief ich meinem Gewehr zu, und lud es wieder. Ich war aber über meine Kameraden, die mich in dieser Noth so treulos verlassen, dermaßen erbittert, daß (so man mich nicht gehindert) ich den ersten, der mir begegnet, unfehlbar niedergeschossen hätte. Und so ist diese Chasse abgeloffen, wobei mir kein ander Leid geschehen, als daß ich an der linken Hand verletzt worden. Darum ich Gott dem Allmächtigen ohne Aufhören will Dank sagen, ehren, anrufen und preisen, und mit dem Propheten Daniel sagen: Er ist mein Erlöser und Nothhelfer; Er thut Zeichen und Wunder, beides im Himmel und auf Erden; Er hat mich erlöset von den wilden Thieren" *).

Weyser kehrte mit einem Beglaubigungs-Schreiben des Magistrats von Dié und mit einer Klaue des Bären in die Heimath zurück, wo er (1654) die Stelle eines Rathsschreibers erhielt, und der Vater eines noch blühenden Geschlechtes wurde.

In das Leben und die Lage der Landleute jener Zeit vergönnt uns unter anderm die Chronik des Bauern von Brüchershäusern einen Blick. Jodokus Jost (so hieß dieser Bauer) beschreibt uns mit Wohlgefallen den Wohlstand vieler Bauern seiner Umgegend: „Auf den Berghöfen ist insonderheit alles wohlgestanden mit allerlei Hülle und Fülle; auf allen Höfen hat man Klosterzüg erhalten können; sie haben nicht andern Leuten Gültbriefe (Kapitalbriefe) zu gehalten geben; sie haben selber Drucken dazu gehabt. Solches und dergleichen ist vieles von ihnen geredet worden, und ist auch wahr." — — Dann aber klagt er, daß die Wyniger Kirchhöre jetzt nicht mehr so reich sei: „Es ist offenbar, wenn man liederlich und gottlos ist, und seine Sachen nicht wohl anschicken kann — — Es zeuchen der Töchtern merklich viel hinweg, und wird ein solcher Flecken gleich verderbt — — Deßgleichen mit großen, kostbaren, unnöthigen Hochzeiten und überflüssigen Kösten mit Gastereien und dergleichen gehts gröber als in andern Orten. —

*) Die Erzählung ist in Waldkirchs Schaffhauser-Chronik aufbewahrt.

Darzu ist man je länger, je verstoffener; man geht mehrentheils von Wein's wegen gen Burgdorf, etliche gen Langenthal; und davon haben unsre Väter wenig gewußt. Sie sind ehe dafür daheim blieben, und haben Weib und Kinder Hosen und Schuh gebletzt (geflickt); oder neu Wässerigen und Weyer gemacht; selbst die Hand an Pflug gelegt, mit Säen und Mähen umgangen. Sind sie weit gereiset, so haben sie Speis zu sich genommen, und das Geld gesparet und nüt (nichts) verzehrt; wie ich bekenne, auch mit sechs Kreuzern Kosten gen Bern z'Märit (zu Markt) und wiederum heim kommen (bin). Aber sithar (seither) es anders bräuchlich ist, kann ich's auch nicht mehr; es müßte jetzt einer ein Geizhals sein. Doch wäre es noch möglich und nützlich." — Von den Belustigungen der damaligen Landleute berichtet unser Chronist: „Die zwo Kirchhörenen Wyningen und Affholtern (im Kanton Bern) sind so narrhaft und hochmüthig gsyn, daß sie in Meyenszeit einen Schimpfkrieg gehalten und angestellt, und zu beiden Seiten ihre ganze Mannschaft versammelt, und auf zweimal zusammengezogen, und fürgenommen mit einander zu scharmuzieren. Die von Affholtern kamen mit ihrer Mannschaft wohl geputzt und bewehrt wie Edelleut, gen Wyningen mit einer Fahne, und ein schön Zierd von Reiterei. Deßgleichen die von Wyningen ihnen nichts nachließen, und zogen ihnen entgegen, bis auf das Oberfeld; da gieng es an mit einander zu kurzweilen mit Geschoß und allem Gewehr. Wie sie genug hatten, zogen sie zusammen, und empfiengen die von Wyningen die von Affholtern mit einer schönen Anred, die gethan, Martin Jost, damaliger Ammann. Darnach zogen sie gliedweis mit einandern in's Dorf, allwegen zwei und zwei, ein Wyninger und ein Affholterer — allemal ein Halb-Esel und ein Halb-Narr neben einandern *); deßgleichen auch zu Tisch gesessen; und alles was zu Wyningen verzehrt wurde, sind die Affholterer gast- und kostfrei. —— Also ergieng es auch über 14 Tag bei Affholtern" u. s. w.

Jost selbst gehörte zu den wohlhabendsten Landleuten; weithin handelte er mit Ochsen; selbst der Seckelmeister von Schaff-

*) Eine Bemerkung, worin sich die Unzufriedenheit unseres treuherzigen Censors Luft macht.

hausen und der Schultheiß von Burgdorf waren zuweilen seine Schuldner; stets waren 100 Dublonen und 100 Dukaten in seiner Kasse vorräthig; vier Knechte und drei Mägde arbeiteten in seinem Dienste. An langen Winter-Abenden schrieb er mit gesunder Einfalt nieder, was ihm in eigenen und fremden Erlebnissen bemerkenswerth erschien: „Dies ist in langen Kiltnächten geschrieben, hiemit nichts damit versäumt worden, und nur von Kurzweil wegen. Anderseits ist es nicht nur vom Hörensagen geschrieben, sondern alles selbsten gesehn; auch vermeint, den Nachkommenden darmit zu dienen.“

Auch an auswärtigen Zeitereignissen nahm er lebhaften Antheil; natürlich legte er sich die Nachrichten für seine Begriffe zurecht. So spricht er vom Anfange des 30jährigen Krieges: „Ehe der Comet vergieng, fieng an der Kaiser toben und wüthen mit einer großen Kriegsmacht. Sein erster Oberster zu der Zeit, Anno 1618, dem sagt man nur der Spineli (Spinola); der gieng gleich dahin (zu Grunde). Nach ihm war da Oberst Dilli (Tilly), ein gottloser, böser Papist, der nahm für, im Ländlein Enz die Lauterschen (Lutherischen) mit Soldaten zu überladen, die andern aber ließ er ungeplagt. Nun wie sie solches nicht mehr leiden mochten, wurden sie zu Rath, und erschlugen dem Dilli seine Soldaten, all in einer Nacht 4000 zu tod. Nun der Dilli sammelt ein großen Zeug und Kriegsmacht, wohl über die 8000, und an die Enzer hin. Jedoch konnte er ihnen wohl ein ganzes Jahr lang nicht viel angewinnen. — — Wiewohl man in Zeitungen gelesen, daß sie dem Dilli mehr als 100,000 Mann umgebracht in einem Jahr, ehe sie sich endlich ergeben müssen. — — Erstlich ist zu wissen, wäre dies schwedische Volk noch ein Paar Monat lang nicht über Meer in's Deutschland eingefallen; so wäre es um uns, die Evangelischen Eidgenossen, zu thun gewesen. Wir wären mehr als mit 100,000 Mann überfallen worden, die schon in Bünden, Schwaben und allenthalben auf uns gewartet. Aber sobald die Schweden kamen, mußten sie all nitzig (niederwärts) ab; und gab es Ruh und Frieden; Gott sei Lob noch jetzt und alle Zeit! Amen.“

Hier schließen denn die Bemerkungen, welche die Sittengeschichte des siebzehnten Jahrhunderts näher beleuchten sollten; was hierüber im Allgemeinen festzusetzen war: das haben wir

schon in der vorigen Periode ausgesprochen; hier berechtigt uns dagegen unser Plan und unser Stoff zu nichts weiter als noch Einzelnheiten, belegend oder beschränkend, hinzuzufügen. Das ist wohl den wenigsten unter Ihnen entgangen, daß in Leben, Sitte und Anschauungsweise der so eben geschilderten Zeit jener Frühlings-Odem uns nicht mehr anziehe, der im sechszehnten Jahrhunderte noch in vielen Zeugnissen des Lebens nicht zu verkennen war. — Allein wie jeder irdische Tag seine Morgen- und seine Mittags-Stimmung mit sich führt: so müssen wir uns auch in der Geschichte des Menschenlebens an jenen Wechsel von Morgen und Mittag gewöhnen mit der Ergebung, welche weiß, daß Morgen und Mittag doch nur ein einiger Sonnenstrahl sind vor dem Welten-Richter, und mit der gläubigen Hoffnung, daß dem besseren, menschlichen Streben der Morgen eines unwandelbaren Lichtes und Lebens auch nicht ausbleiben werde.

Wir stehen also, Verehrteste, am Ziele des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Eigenthümlichkeit ich Ihnen nach bestem Vermögen näher zu legen suchte. Nicht ohne innere Scheu, nicht ohne das ernste Gefühl, welcher bedeutungsvollen Zeit wir uns nähern, führe ich Sie an die Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Mit dem Eintritte in's achtzehnte Jahrhundert nähern wir uns einer neuen, von der bisher geschilderten wesentlich, und in ihren tiefsten Grundrichtungen unterschiedenen Zeit. Es ist eine Zeit, die durch ihre unberechenbare noch bis diesen Augenblick fortdauernde Bedeutung eben so sehr unsre Aufmerksamkeit auf sich zieht, als hinwiederum die Mannigfaltigkeit der darin sich durchkreuzenden oder zusammenwirkenden Erscheinungen uns die Schwierigkeit fühlen läßt, eine solche Periode gerecht und mit überschauender Klarheit Ihnen vorzuführen. So lebhaft steigerte sich zuweilen in mir das Gefühl dieser Schwierigkeit, daß ich für Augenblicke zweifeln konnte, ob ich nicht lieber diesen Theil meiner Aufgabe für einmal noch umgehen wolle. Aber erwog ich dann, daß ohne ein Urtheil über jene Vergangenheit die Ansicht über die Gegenwart in wesentlichen Stücken nothwendig gebunden und das Verhältniß zur Zukunft haltungslos sein müsse — so durfte ja wohl jenes Bedenken keinen Raum mehr finden.

Sobald aber jener Zweck fest steht, das Eigenthümliche jener Zeit, ihre Grundtriebe in der Wurzel zu erfassen und zu verstehen — so ist damit eigentlich für den Kenner schon ausgesprochen, daß auch unsre Behandlungsart sich bedeutend werde umgestalten müssen; unsre bei den vorigen Jahrhunderten befolgte Manier ist in diesem Falle hier nicht mehr anwendbar. Denn die uns jetzt zunächst vorliegende Periode, die neunzig Jahre nämlich, welche der französischen Revolution voran gingen: diese Periode ist nicht durch ihre politischen Ereignisse so außerordentlich erfolgreich geworden (in unserm Vaterlande war es die ruhigste Zeit unserer Geschichte) sondern vielmehr durch tief eingreifende Veränderungen, Erschütterungen und Revolutionen auf dem geistigen Gebiete. Die politischen

Ereigniſſe floſſen unmittelbar daraus her; oder ſie giengen spur- und erfolglos daran vorbei. Daraus mögen Sie es ſich erklären, wenn ich die äußeren Begebenheiten und Verwickelungen jener Zeit, die im Grunde alle einen ſehr verwandten Charakter haben, — mit wenigen Ausnahmen — mit ungewohnter Kürze behandle. Wer ein größeres Detail dieſer Einzelnheiten ſucht: der findet es bei Leonhard Meiſter, mit gröſserem Fleiſse ausgeführt bei Meyer von Knonau, und das Piquante davon aus Meiſter zuſammengeſtellt bei Zſchokke. Eine ſolche Umſtändlichkeit für dieſe Zeit ſchien mir mit der eigentlichen Abſicht unſrer Vorleſungen nicht wohl verträglich; für ungleich wichtiger hielt ich es, auf die gemeinſchaftliche Wurzel aller jener Erſcheinungen näher einzugehen, um dann die natürlich daraus erwachſenen Früchte mit wenigen Worten zu bezeichnen. Iſt dies aber in den bisherigen Darſtellungen nicht geſchehen: ſo müſſen Sie den Grund in dem ganz verſchiedenen Zwecke derſelben ſuchen, und — wenn man es ausſprechen darf — noch insbeſondere in dem Umſtande, daß die ſchweizeriſchen Hiſtoriker, welche das vorige Jahrhundert behandelten, mehr oder minder durch ihre Erziehung, Bildung und Anſchauungsweiſe Kinder und Produkte jener Zeit ſind, über der ſie als Hiſtoriker ſtehen ſollten. Damit iſt zunächſt gar kein perſönlicher Vorwurf ausgeſprochen — denn es iſt allezeit nur seltenen, hochbegabten Geiſtern vergönnt, nach allen Seiten hin unabhängig über der Zeit zu ſtehn, aus der ſie doch erwachſen ſind, und ihren erſten Nahrungsſtoff erhalten haben — aber ſoviel iſt allerdings damit gemeint, daß jene Männer noch nicht in der Lage waren, eine genügende Geſchichte des vorigen Jahrhunderts zu ſchreiben, wohl aber verdankenswerthe Beiträge dazu. Dagegen hat ſich in Deutſchland ſeitdem ein ſo durchaus von jener verſchiedene und auf ganz andern Grundlagen beruhende Bildung entwickelt und geltend gemacht, daß man von dieſer aus, die Bildung des vorigen Jahrhunderts als theilweiſe abgeſchloſſen und (wie ich glaube) ſchon hiſtoriſch behandeln kann.

Sind aber die geiſtigen Zuſtände unſrer Periode der Hauptgegenſtand der hiſtoriſchen Betrachtung: ſo iſt es ausgemacht, daß wir uns dann nicht auf den engen Rahmen unſers Vaterlands beſchränken dürfen. Wohl hat die Schweiz durch einige

ihrer berühmtesten Bürger mitgewirkt in dem Bildungskampfe jener Zeit; im Ganzen aber ist doch mehr auf sie eingewirkt worden, als daß sie selbstständig eingegriffen hätte. Man spricht deßhalb nicht von einer schweizerischen Bildung und Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, wohl aber von einer französischen und deutschen; und der schweizerische Bildungszustand war — gestehen wir es nur — nichts als, der Hauptsache nach, ein Produkt des französischen und deutschen Geistes. Diesen beiden gilt darum zuerst unsre Aufmerksamkeit; dies führt uns von selbst zu einer Würdigung der damaligen französischen und deutschen Litteratur.

Wie reich und bedeutsam die Litteratur Frankreichs und Deutschlands im vorigen Jahrhunderte gewesen: kann wohl niemanden unter Ihnen unbekannt sein; dieser Gegenstand allein wäre schon werth, in besondern Vorlesungen behandelt zu werden. Und hätten sich meine persönlichen Verhältnisse so gestaltet, daß ich im nächsten Winter noch unter Ihnen verweilt hätte, so würde ich Sie unter anderem zu Vorlesungen über die bezeichnete Litteratur eingeladen haben. Dies hätte uns ungesucht veranlaßt, die religiöse, sittliche und wissenschaftliche Seite des Lebens, wie sie für jeden gebildeten Menschen vom höchsten Interesse sein muß, anzuregen und nach besten Kräften zu beleuchten. Da nun aber dieser Gedanke wohl zu den unerfüllten, frommen Wünschen gehören wird, so liegt uns ob, hier wenigstens die Umrisse jener Litteratur, so weit sich in diesen ihr Hauptcharakter aussprechen kann, hinzuzeichnen.

Es giebt mir dies zu einer Bemerkung Anlaß, die mir so am Herzen liegt, daß ich um ihretwillen für einen Augenblick den Zusammenhang zu unterbrechen wage. Um die Litteratur eines Volkes auf eine fruchtbare und bildende Weise kennen zu lernen, giebt es meines Bedünkens zwei Wege: einmal durch wissenschaftliche Vorlesungen, die uns eine Uebersicht und die leitenden Grundsätze für unser Urtheil geben sollen; und dann durch eigene Lektüre. Allein wie ist es mit dieser eigenen Lektüre gewöhnlich bestellt? Jeder liest, was ihm in die Hände fällt, das Neueste das Beste; höchstens erkundigt man sich, ob nichts moralisch oder religiös anstößiges darin enthalten sei, und liest sich dann getrost hinein, wie der Zufall oder die blinde Mode leitet. Aus diesem unbeschränkten Sich

geben Lassen, aus dieser maßlosen Vereinzelung und Willkür in der Lektüre entstehen denn alle die Verworrenheiten, mit welchen die derzeitige Lesesucht überall behaftet ist. Wo liegt nun die Heilung für dies Uebel? Einzelne mögen vielleicht sich gänzlich gegen eine vielseitige Lektüre abschließen, damit aber werden sie kein Gewicht in die Waagschale legen; sie werden auf den einmal eingerissenen Zug keinen Einfluß ausüben können. Mir scheint es an der Zeit, daß man einen solchen Strom nicht *abdämmen*, wohl aber *leiten* sollte. Dies vermag der Einzelne für sich nicht; die *Vereinigung* tritt hier an ihre rechte Stelle; dabei denke ich nicht von ferne an die Stiftung neuer Vereine; vielmehr sollte das schon bestehende gesellschaftliche Leben sich durch eine wahrhaft erweckliche Beschäftigung mit der Litteratur zu heben und zu vergeistigen suchen. In verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz bin ich selbst Zeuge davon gewesen, welcher hohe Genuß und geistiger Gewinn für kleinere, gewählte Kreise erblühen kann, wenn sie sich zur gemeinschaftlichen, belehrenden Lektüre unter einer tüchtigen Leitung vereinigen. Und wahrlich, ich wüßte nicht, was hier von einem ähnlichen Versuche abhalten könnte; warum sollten die Jüngeren unter Ihnen nicht eben so gern einem solchen litterarischen Kränzchen einige Abende widmen, wie jedem anderen gesellschaftlichen Vergnügen, dessen Resultat oft nicht den folgenden Morgen erlebt? Und ich denke: was uns geistig bereichern, innerlich erfrischen kann, was die Herzen auf die würdigste Art, und sicherer als hinter Masken zusammenführt — das wäre eines Versuches wohl werth. Doch es ist Zeit, auf die Hauptsache zurückzukommen.

Die französische Litteratur und Sprache hat bekanntlich erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ihren Aufschwung und ihre geregelte Gestalt erhalten, wozu die von Richelieu gestiftete Akademie nicht wenig beitrug, und unter Ludwig XIV erhob sie sich vollends zu der von Europa bewunderten Höhe. Racine, Corneille und Moliere leisteten vielleicht das Höchste, was die französische Poesie erreichen kann. Und unter den eigentlichen Notabilitäten jener Zeit sehen wir den religiösen wie den politischen Glauben noch nicht erschüttert; ja von Racine wissen wir sogar den schönen Zug, der ihm als Menschen Ehre macht, daß er eine geraume Zeit Bedenken trug,

ob er sein hohes Talent der Tragödie widmen könne, ohne seinen heiligsten Pflichten zu nahe zu treten. Malebranche und Pascal schrieben mit jener edeln Würde und dem Ernst, womit bessere Menschen die Wahrheit und Gott suchen; auch fühlt man es zumal den Schriften des letztern an, daß er über ein sehnsüchtiges Suchen hinausgekommen ist. Als geistlicher Redner war Bossuet der Größten einer, mit einem glaubensfrohen Herzen wies er auf die hinter dem Gewebe der Weltgeschichte wirkende Hand der ewigen Liebe hin. Und wer von Ihnen ist nicht in Fenelons Schriften durch die liebenswürdigsten Zeugnisse eines von der reinsten Gottesliebe durchglühten Herzens bewegt oder erwärmt worden? —

Diesen edeln und ernsten Charakter der französischen Litteratur sehen wir im folgenden Jahrhundert völlig vom Vordergrunde zurückgedrängt, und durch diejenige französische Cultur ersetzt, die im achtzehnten Jahrhundert zuerst in den Gemüthern, sodann im Leben alle sichtbare und unsichtbare Autorität zu stürzen und die bisherigen Grundpfeiler von Staat und Kirche zu untergraben unternahm. Der Schriftsteller, dessen Name seitdem zum Stichwort aller Irreligiosität und Frivolität geworden ist; der Mann, welcher der geistigen Richtung seines Zeitalters großen Theils ihr Gepräge aufgedrückt hat — ist (wie Ihnen allen bekannt ist) Voltaire. Er ist der Stifter derjenigen Denkungsart, welcher man ganz mit Unrecht den Namen französische Philosophie gegeben hat; Philosophie kann sie aber eben so wenig heißen als Sie einen Mann deswegen schon einen Philosophen nennen würden, weil er mit Geist und Witz sich auszudrücken versteht. Die Philosophie im wahren Sinne des Wortes hatte durch den größten Denker Englands, Bako von Verulam, geleitet, sich von einem unfruchtbaren logischen Methodismus zur gelehrigen Beobachtung der Natur zurückgewandt. Allein Bakos viel schwächerer Schüler und Landsmann Locke hatte sich mit der Methode seines Meisters schon in das trostlose Extrem verirrt, daß es für unsern Geist außerhalb der Sinnenwelt keine Gewißheit mehr gebe. Locke selbst rettete zwar seine eigene religiöse Ueberzeugung noch durch den ererbten Glauben an Offenbarung; allein seine Philosophie mußte dessen ungeachtet dem Materialismus den Weg bahnen. Und so war es denn Voltairen auf-

behalten, gerade jenes unheilvolle Element, welches in der schon verirrten Philosophie lag, einseitig herauszugreifen, und für seine zerstörenden Absichten zu benutzen.

Der menschliche Geist, sobald er selbstdenkend ergriffen wird, findet nach drei Seiten hin ein weites Feld des Nachdenkens und Forschens; entweder beschäftigt uns unser eigenes Ich, Mensch, Menschheit, oder die Außenwelt, die Natur, oder unser Gedanke steigt über Menschheit und Natur hinauf zum höchsten Gedanken, zur Gottheit. Menschheit, Welt und Gottheit sind demzufolge die einzigen Gegenstände des Nachdenkens, der Philosophie oder der Wahrheits-Forschung; auch der religiöse Glaube ist ja auf nichts anderes gerichtet. Und allerdings ist es meine festeste Ueberzeugung, daß eine Philosophie, die ihre Grenzen kennt und sich nicht in endlose Verwickelungen verwirren will, keinen angelegentlicheren Zweck hat als die Religion verstehen zu lernen; was dem religiösen Glauben unmittelbar feststeht als ein Empfundenes und Erlebtes (historisch und innerlich): das sucht die Philosophie der verständigen Aneignung zugänglich zu machen, mit andern Worten: als eine Vernunftnothwendigkeit zu erweisen.

Sobald wir nun anfangen, Gott, Natur und Menschheit nicht mehr im engsten und undurchdringlichsten Zusammenhange zu denken; sobald wir eins jener Glieder unnatürlich loszutrennen suchen — so ist auch immer zugleich der Anfang zu unabsehbaren Irrthümern gemacht. Voltaire betrat auf's entschiedenste den unseligen Weg der Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt. Er hielt sich zunächst an die Natur, und betrachtete diese abgesehen von Gott und von Menschen; er bewundert die Größe alles Erschaffenen, die Unendlichkeit des Weltalls; aber gerade unter dieser Bewunderung, die in einem andern Munde Lobpreisung des Höchsten sein könnte, ist bei Voltaire das gefährlichste Gift verborgen. Denn alle seine Bewunderung der gepriesenen Schöpfung läuft bei ihm doch nur darauf hinaus, in Vergleichung damit den Menschen gänzlich herabzusetzen, und ihn als ein elendes Gewächs des blinden Zufalls, als ein sinnliches Thier unter der Gewalt der Leidenschaften darzustellen. War nur einmal dies gelungen, war nur der Gedanke an ein göttliches Wirken in der Menschheit; war die Ueberzeugung von einer höhern Bestimmung des

menschlichen Geschlechts und von Planen der Vorsehung mit demselben völlig entwurzelt — so mußte dann der Glaube an einen lebendigen Gott, an eine übersinnliche Welt von selbst wegfallen. So war die Natur, welche sonst so leicht dem Gemüthe ein Zeigefinger auf einen Höheren wird: sie war in Voltaire's Händen das Werkzeug, um nach einem unübertrefflich angelegten Zerstörungsplane den Glauben an Gott und Menschheit zu untergraben. Nur Ein Hinderniß hatte er wegzuräumen, um zu seinem Ziele zu gelangen; dies waren die Zeugnisse der Geschichte; die von ihm zum Wurm erniedrigte Menschheit konnte sich auf die unzähligen Beweise göttlicher Leitung, göttlicher Theilnahme an unserm Geschlechte berufen; sie konnte sich stützen auf jene größte Thatsache in der Geschichte der Menschheit, daß sogar das himmlische Erbarmen die engen Schranken der menschlichen Erscheinung nicht verschmähte, um gleichsam zum zweiten Male Gottes Odem dem erstorbenen Geschlechte einzuhauchen. Das fühlte Voltaire bald, daß ihm von dieser Seite her der gediegenste Widerstand drohe; darum raffte er sein ganzes Leben hindurch alle seine Kräfte zusammen, um mit dem Christenthum der Menschheit ihren Adelsbrief zu entreißen. Nicht gegen den Glauben an Gott richtete er direkt seine Angriffe — obwohl er auch diesem bisweilen deutlich genug Hohn sprach — nein, er ließ, fast aus Gnaden, noch den wurzellosen Baum eines dürren Glaubens an ein höchstes Wesen stehen, einen unschuldigen Stab für die Schwachen, für den seine Zeit auch schon kommen werde. Unter den Fittigen eines solchen markloſen Deismus wandte Voltaire alle Künste seiner sophistischen Beredsamkeit an, allen Glanz seines Witzes, alles Beißende seines Spottes, allen Schimmer seiner meist von dem Zweifler Bayle entlehnten Gelehrsamkeit, um den Glauben an die Fundamente des Christenthums zu vernichten. Eine Offenbarung übersinnlicher Wahrheiten, die Erscheinung eines göttlichen Erlösers, der Kreis von außerordentlichen Ereignissen, womit er umgeben ist, eine höhere Zukunft unseres Geschlechts, und was immer den Menschen über dem Dunkel der irdischen Nacht hält und hebt — das trachtete er mit frevler Hand im Gemüthe der Zeitgenossen auszulöschen, auf daß alle Kniee sich vor dem Baale beugen möchten, dem er opferte. Was mir das fürchterlichste scheint,

dieſe dauert, iſt das Auge des Glaubens gewaltthätig geſchloſſen. Zwar prunkt Diderot nicht ſelten mit fein klingenden Tugend-Phraſen *), und ſeine eigene Tochter rühmt uns ſeine Sittlichkeit, nachdem ſie kurz vorher wiederholt die Summen aufzählte, die er ſeiner Gattin entzog, um ſie im Ehebruch zu verſchwenden **).

Die gleiche Energie, mit welcher die beiden genannten Denker gegen den Glauben an Gott kämpften, verwandte ihr Zeitgenoſſe Helvetius zur Bekämpfung des Glaubens an die Menſchen. Nirgend iſt dem nackteſten, ja grinſendſten Egoismus feierlicher ein Altar errichtet worden als in Helvetius Buch „vom Geiſte.“ Daß es außer der Selbſtſucht nirgend und niemals eine andere Triebfeder im menſchlichen Herzen gegeben habe und geben könne: iſt das Evangelium jenes Generalpächters. Wäre dem wirklich alſo, daß der ſinnliche Vortheil und Genuß das einzige ſei, was ein Menſchenherz bewegen könne: dann liegt auch der Schluß gar zu nahe: daß ja der Menſch weiter nichts ſei als ein raffinirteres Thier; denn an dieſem ſind wir es gewohnt, daß es über dem Wohlſein des Leibes kein höheres Gut ſuche. Und in der That ſchrickt Helvetius vor dieſem Schluſſe ſo wenig zurück, daß er es offen ausſpricht: der Menſch ſei von den Thieren nicht etwa durch den Geiſt, nein, durch die Form der Hand unterſchieden; der Affe vollends ſtehe dem Menſchen ſo nahe, daß ihn nur ſeine Schwäche, ſein kürzeres Leben und ſeine Nahrung unterſcheide; die Ausbildung, welche dem Menſchen zu Theil geworden, ſei nur eine Frucht ſeiner Langeweile, die der Affe nicht habe. Fragen Sie aber: Wie kann derjenige, welcher den Menſchen auf die Stufe der Thiere hinabſetzt — wie kann der noch einen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter feſthalten? ſo bleibt auch hier Helvetius die unvermäntelte Antwort nicht ſchuldig. Nur das — ſagt er — erſcheine uns als Tugend, was uns zum Vortheil diene; ſelbſt die Freundſchaft ſei doch nur eine Folge des Eigennutzes; alſo müſſe derjenige der

*) Diderot. Essai sur le merit et la vertu: „L'homme ne peut donc être heureux que par la vertu et que malheureux sans elle.“

**) Diderot, Memoires et Lettres inédites. Tom. I.

tugendhafteste heißen, dessen eigener Nutzen am häufigsten mit dem Vortheile anderer übereinstimme. Religion sei nur eine unnöthige Zugabe der Gesetzgebung und eine Quelle vieler Laster; der Zwiespalt zwischen der Sünde und dem Gewissen sei nichts als ein Streit entgegengesetzter Leidenschaften; die Laster seien so natürlich wie der Instinkt des Geiers, der die Taube morde. — Ueber diese schnödeste Schmähschrift der Menschheit lasse ich Ihr Gefühl entscheiden, ohne etwas anderes darüber zu bemerken als das treffende Wort Albrecht von Hallers: „Er macht den Henker zu dem Gewissen der Nation.“

Wesentlich verschieden von den bisher Genannten und dennoch sich anreihend an die gefährlichsten Gegner des Christenthums, hat J. J. Rousseau auf viele tausende seiner Zeitgenossen und auf nicht wenige ihrer Nachkommen gewirkt. Seinen Einfluß möchte ich noch viel verderblicher als den der Obigen nennen, weil Rousseau die gesicherten Grundlagen des Glaubens und der ächten Sittlichkeit unterwühlt hat, ohne an der verworfenen Frechheit der früher Bezeichneten Theil zu nehmen. Ein ernsteres Gemüth wird mit Würde den Witz und die sophistischen Spöttereien eines Voltaire von sich weisen, den thierischen Egoismus des Helvetius verabscheuen und vor der selbstmörderischen Gotteslängnung eines Diderot zurückschaudern; denn in allen jenen Verirrungen liegt das Empörende und jeden seelenvolleren Sinn Verletzende so offen ausgesprochen, so klar vor eines jeden Augen, daß ein unverdorbenes Gefühl von selbst sich mit Unwillen davon wegwenden wird. Allein anders verhält es sich mit Rousseau; sein Herz, seine Anschauungsweise stellen ihn unverkennbar über jene selbstsüchtige und irreligiose Rotte. Ein warmes Mitgefühl für sein Brudergeschlecht, ein nicht selten bis zur Anbetung des höchsten Wesens sich erhebender Schwung der Empfindung und ein bis ans Grab nie aufhörender Kampf gegen einen, sein tiefstes Wesen beängstigenden Unfrieden, dem er nur den wahren Namen nicht geben will — das alles zeigt uns in Rousseau als Menschen und Schriftsteller eine Erscheinung, die mit ungleich größerem Rechte als die vorigen unsre Würdigung und Theilnahme in Anspruch nimmt. Und dennoch glaubte ich oben einen geistigen Einfluß noch gefährlicher als den eines Voltaire

und Helvetius nennen zu dürfen; um nämlich diesen letzteren Gehör zu geben, ist schon ein gewisses Maß von Frivolität oder die bejammernswürdigste, innere Leere erforderlich, so daß man vielleicht behaupten dürfte: die Menschheit verliere überhaupt wenig oder nichts an denjenigen, die durch einen Voltaire verführt zu Grunde gehen. Rousseau dagegen vermag auch bessere Menschen von höherem Gehalte zu täuschen, indem ihnen sein überall auflodernder Enthusiasmus für Menschheit, für Natur, ja für die Gottheit die trügerische Garantie leistet, daß dieser Schriftsteller sie um ihren sittlichen Glauben nicht betrügen werde. Und doch, sehen wir nun näher zu, was etwa ein suchendes Gemüth bei Rousseau finden mochte: was ist es anders als ein vager Enthusiasmus ohne eigentlichen Gegenstand und Zweck; eine schlaffe Sentimentalität, die eben nur auf eine große Lücke hinweist, die aber Rousseau nie und nirgend auszufüllen weiß? Und ist nicht dieser Enthusiasmus und diese Sentimentalität noch heut zu Tage der Grundcharakter so vieler der Besseren, deren Anblick unwillkührlich den Ausruf entlockt: „Siehe da, Rousseau's Geisteskinder!“ — Eine Entführung des Gefühls in's Unbestimmte und Weite, eine unverstandene Sehnsucht nach einer tieferen Befriedigung, eine Betäubung eben dieser Sehnsucht durch den zauberischen Nimbus selbsterdachter Ideale, die eine schwärmerische Opposition gegen alles Bestehende hervorrufen müssen — das sind am Ende doch die Grundzüge der Tendenz, deren beredtester Verkündiger Rousseau geworden ist. Daß aber alles Positive und Bestimmte, daß der allein sichernde Glaube an einen lebendigen und geoffenbarten Gott und an sein im Großen und Kleinen still verbreitetes Reich der Gnade, daß die Zuversicht einer höheren Heilung und Erhebung der bedürftigen und in sich zerfallenen Menschheit — mit *einem* Worte, daß aller Reichthum und alle Segnungen des Christenthums von Rousseau nicht minder als von Voltaire dem Herzen entfremdet würden: *das* liegt unverkennbar in der Natur seiner Richtung, und ist durch die Erfahrung an allen denen bestätiget worden, die auf diesen Bahnen gewandelt sind. Der Unterschied ist nur *der*, daß Voltaire mit kalter Seele die höhere, christliche Ueberzeugung mordete, ohne etwas anderes als Dunkel und witzige Erstorbenheit an die Stelle zu setzen; Rousseau dagegen sucht das

Bewußtsein jenes größten aller Verluste durch einen berauschenden Dunst schöner, aber haltungsloser Gefühle zu ersticken. Auf welcher Seite also die größere Gefahr drohe: kann Ihnen nach den bisherigen Bemerkungen nicht mehr zweifelhaft sein; Voltaire verwandelte den frischen Gottes-Garten christlicher Ueberzeugungen in ein Leichenfeld voll Todtengebein und Moder, Rousseau in einen lockenden Feen-Garten mit brechenden Blumen und erfreuendem Grün, aber ohne sicheren Pfad, ohne einen Ausgang, ohne einen wolkenlosen Hintergrund.

Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Wer Rousseau's Schriften mit Antheil und besonnenem Nachdenken liest: der wird sich wohl kaum des Gedankens erwehren können: Welche außerordentlichen Dienste hätte ein solches Talent dem damals auf Leben und Tod angefeindeten Christenthume leisten können, wenn er seine unübertreffliche Sprache, wenn er seine hinreißende Beredsamkeit gegen die Feinde der Menschheit gewendet, wenn er sein tiefes und ursprünglich zu dem Herrlichsten ausgerüstetes Gemüth durch die hingebende Liebe an Denjenigen geweiht und geläutert hätte, in dessen Fußstapfen allein der Menschheit wie dem Einzelnen eine erquicklichere Zukunft erblühen kann! — Welcher Wohlthäter hätte er einem Zeitalter werden können, das an seinen heiligsten Hoffnungen irre geworden war, wenn er dasselbe, statt in die Träumereien selbstgewählter Wege mit fortzureißen, auf die lichtvolleren Bahnen des verkannten Christenthums hingewiesen hätte! —

Die Frage: wodurch wohl sein Gemüth dem inneren und historischen Christenthum so frühe und für immer entfremdet wurde? finde ich in dem Gange seines Schicksals beantwortet. Niemals in seinem Leben ist er dazu gekommen, das Netz sittlicher Verirrungen, welches ihn umgarnte, zu durchbrechen; vielmehr betrachtete er diese Verirrungen selbst in einem so täuschenden und gefälligen Lichte; er wußte auch die sündhaftesten und gottverlassensten Momente seines Lebens auf eine so schmeichelnde Weise in seine liebe, vergötterte Persönlichkeit zu verflechten — daß ihm schon dadurch Auge und Herz gebunden war, um zu dem eigentlichen Mittelpunkte des Christenthums durchzudringen. Denn wenn das Evangelium überall darauf dringt, daß unsere Selbstliebe das Gefallen an unserm eigenen Thun und Sein ersterbe, damit der Sinn für das

Göttliche aufgehen und die ächte Liebe unser Dasein und Streben auf eine höhere Lebensstufe erheben könne; wenn also ohne diese Bedingungen das Innerste des Christenthums jedem ein verschlossenes Buch bleiben muß — dann ist es uns ja leicht erklärlich, warum Rousseau von dem eigenthümlichen Lebensgebiete des Christenthums ausgeschlossen blieb. Freilich hören wir in seinen Selbstbekenntnissen einige Male die Klagelaute eines verletzten Gewissens durch alle Umwölkungen der Selbstgefälligkeit durchtönen; so z. B. wenn er von jenem unschuldigen Mädchen spricht, auf welches er in seiner Jugend den schwärzesten Verdacht verläumderisch geladen hatte; eine Erinnerung, die er vergeblich in seinem Gemüthe auszulöschen suchte — aber umsonst regten sich in ihm solche vereinzelte Warnungsstimmen, die ihm Wegweiser auf den Pfad des höheren Lebens hätten werden können; von jener tief empfundenen Reue, die das Morgenroth einer befriedigten Existenz ist, hielt ihn die ungemessene Selbstvergötterung und der eitle Hochmuth ab, welcher die Sünde für männliche Kraft hält.

Es ist Ihnen bekannt, daß ein ungebändigter Eigensinn Rousseau als Knaben dazu antrieb, sein elterliches Haus auf's Ungewisse hin zu verlassen und sich in der unbekannten Fremde herumzutreiben; und mir scheint es, als sei in diesem ersten Schritte seiner unreifen Jugend schon der Charakter seines ganzen spätern Lebens und Wirkens treffend ausgesprochen; denn sein gesammtes Sein und Streben macht doch keinen anderen Eindruck als den einer hochbegabten Natur, die, von ihrem ursprünglichen Boden losgerissen, verwildert sich in's Weite und Maßlose verliert. Rousseau fiel bekanntlich in die Hände katholischer Proselytenmacher, schwur als Knabe zu Turin seinen Glauben ab, und trieb sich vom Laquaien an in den verschiedensten Lebenssphären umher. Noch war er zur Umkehr empfänglich, wenn nicht die enthusiastische Verehrung, die er für eine auf seinen Lebensgang tief einwirkende Frau trug, zu seiner Verführung mißbraucht worden wäre, das erste Glied in einer daran geknüpften Verkettung sittlicher Entartungen, die dann in der Aussetzung seiner eigenen Kinder in's Findelhaus die höchste Spitze der sündlichsten Verschmähung göttlicher Ordnung erreichten. Und dennoch ist Rousseau nicht erröthet, all diese Abwege, selbst bis in ihre unnatürlichste

Verwickelung hin, mit dem Zauber einer gleißnerischen Redekunst zu verhüllen oder zu verschönern, ja wohl einschmeichelnd anzupreisen. Wesentlich von ihm stammt die unter dem Namen einer falschen Menschlichkeit, oder Humanität, auch bei uns eingerissene Weichlichkeit, welche den scharfen, vom Gewissen laut genug geforderten Unterschied abschwächen und zuletzt völlig verwirren möchte. „Rousseau — so urtheilt einer der trefflichsten neueren französischen Schriftsteller *) — gehört zu den gefährlichsten Sophisten und zu den vollkommensten Schriftstellern.“ —

Mit dem Bisherigen glaube ich Ihnen die Grundzüge jener französischen Richtung oder sogenannten Philosophie ohne Uebertreibung genügend charakterisirt zu haben; so daß Sie nun von selbst auf die Beschaffenheit einer Zeitbildung schließen können, die bei jenen Meistern in die Schule gieng. Die höheren Stände, wo jenes Gift mit unglaublicher Schnelligkeit um sich griff, waren (wie schon bemerkt) bereits vorher sittlich zerrüttet, und jene Litteratur diente nur dazu, sich seines inneren Verfalles nicht mehr schämen zu dürfen, weil dieser ein siegreiches Organ und eine gewaltige Waffe wider die Gegner gefunden hatte; es war das stolze Selbstbewußtsein der Sünde, nicht erst ihre Quelle. — Es ist übrigens bekannt, daß nicht nur jene Schriften überall, wo man der Sprache mächtig war, mit fieberhafter Lüsternheit verschlungen, sondern daß die Autoren selbst als die Schooßkinder jener Zeit gehätschelt wurden. Voltaire war, wie Sie wissen, am Hofe Friedrichs des Großen eine Zeit lang ein leuchtendes Gestirn; Katharina von Rußland wie Friedrich II stritten sich fast um das Glück, einen Diderot und d'Alembert bei sich zu sehen; und Rousseau genoß den vertrautesten Umgang mehrerer der hochgestelltesten Großen. Erinnert man sich jetzt an die Verblendung der damals in die gefährlichste Sicherheit eingewiegten Großen und an ihr Buhlen um die Gunst jener Schöngeister: so wird es einem fast zu Muthe als sähe man ein träumerisches Kind den Tiger streicheln, unter dessen Zähnen es bald nachher bluten muß. — Aber jene Sichern und durch langes Glück Verwöhnten träumten sich nicht, wie bald dieselbe Gewalt, die sich bisher gegen

*) Alexander Vinet.

Gott und den Glauben an eine unsichtbare Welt aufgelehnt, sich auch mit derselben Wuth gegen menschliche Gewalt und irdische Autorität wenden würde; die Erfahrung mußte erst noch theuer bezahlt werden, daß der Revolutionair gegen Gott und seine Ordnung auch mit leichtem Herzen die menschliche Ordnung mit Füßen tritt *).

Uns aber, die wir die Erndte gesehen, welche aus jener Saat hervorgegangen: uns kann es nicht schwer fallen, den genauen Zusammenhang zwischen der religiösen und politischen Auflösung zu erkennen, die von jener Richtung hervorgerufen wurde. Wer die religiösen und moralischen Schranken auf die bezeichnete Weise vernichten kann: dessen Wirkung muß im politischen Leben früher oder später eine auflösende sein. Es kann heut zu Tage auch nicht mehr die Frage darüber sein, ob der Geist jener französischen Litteratur nicht unberechenbar der Revolution in Frankreich und bei uns die Bahn gebrochen habe. Eine indirekte Vorbereitung lag darin, daß die Gesinnung überhaupt bis auf die Wurzel depravirt und die Neigung und Stimmung auch zu den frevelhaftesten Wagnissen angebahnt wurde. Auf direkterem Wege wurden die politischen Grundsätze selbst umgestaltet. Voltaire läßt nicht selten eine eben so verkehrte Vorliebe für den chinesischen Despotismus durchblicken wie für einen Republikanismus, der in größeren monarchischen Staaten doch nur zur Anarchie führen kann. Der Staat, der ihm und Helvetius als gesellschaftliches Ideal vorschwebte, wäre eine Polizeianstalt, wo durch ein freilich bis jetzt noch nicht erfundenes Kunststück der Gesetzgebung eine gegenseitige Aufreibung verhütet und Religion wie Moral überflüssig gemacht würde. — Wenn aber die so eben genannten Schriftsteller mehr geeignet waren, da wo etwa noch eine politische Ueberzeugung sich vorfand, wie ein ätzendes Gift auf dieselbe zu wirken: so hat Rousseau dagegen auf eine erstaunliche Weise dazu beigetragen, neue politische

*) Was nützen aber alle diese theuer erkauften Erfahrungen, wenn die Kurzsichtigkeit von Gesetzgebern und Regenten weise Benutzung jener hindert und dem gläubigen Volke den Unglauben aufzwingen und anpreisen oder aufbinden will?

Ideen in Umlauf zu bringen, auf eine hinreißende Weise darzustellen, und so eine in ihrem Fundamente veränderte politische Denkungsart zu begründen.

Sein Grundgedanke ist: daß eine völlige Reformation aller bestehenden Zustände nur dann zu erwarten sei, wenn jeder Einzelne sich völlig von dem Zusammenhange losreiße, in welchen der Mensch durch seine Geburt, Erziehung und Beschäftigung gerathe. Alle die Gebrechen, unter denen die Menschheit seufze, seien nur eine Folge der Künstelei, der Verfeinerung, des Luxus und der Sclaverei in den damaligen unnatürlichen Zuständen des gesellschaftlichen Lebens. — Staatsleben, Wissenschaft, Cultur, Religion und Kirche trügen jetzt nur dazu bei, dem Menschen seine angeborne Freiheit und Unschuld zu rauben. Eine Rückkehr in den ursprünglichen Stand der Natur, wo einer dem andern gleich sei, wo jeder sich ungestört und frei entwickele, wie eine Blume auf dem Felde neben der anderen unabhängig von der anderen erwachse; eine Abschüttelung aller bisherigen Vorurtheile, Bande und Verhältnisse — das allein sei das kommende Heil und die Erlösung der Menschheit. Auch hiebei ist es auffallend, wie Rousseau durch die einseitige Aneignung einer tief begründeten Wahrheit sich zu den unstatthaftesten Folgerungen einer verirrten Phantasie hinreißen ließ, und während er träumte, ein Erretter der leidenden Menschheit zu werden, doch nur eine schimmernde Zerrgestalt desjenigen aufstellte, was das Christenthum längst realisirt hat, und erst in der Zukunft zur siegreichen Erfüllung bringen wird. Wenn Rousseau es erkannte, daß alle bestehenden Institutionen, mit mancherlei Verderben behaftet, den Menschen an und für sich nicht auf die Dauer befriedigen können: so hatte ihn hierin sein Gefühl gewiß nicht getäuscht; denn auch das Christenthum geht unbestreitbar davon aus, daß allen Erscheinungen und Bestrebungen dieses Lebens, so lange der Mensch für sich allein stehe, ein Keim der Vernichtung und des Unfriedens mitgegeben sei. Allein in den Mitteln der Heilung weichen beide unendlich von einander ab *); Christenthum und Rousseau

*) Ein halbes Jahr, nachdem diese Worte niedergeschrieben waren, hatte ich die angenehme Ueberraschung, durch Freundes-Mittheilung zu erfahren, daß meine Ansicht über Rousseau sich sehr

dringen zwar auf die Rückkehr zu etwas Ursprünglichem und Unmittelbarem, zu etwas Reinem und Lebenskräftigem. Dem Christenthum zufolge ist jenes Ursprüngliche nichts anderes als das Leben in Gott, und die Rückkehr dahin ist die Erneuerung der Gesinnung, welche aus der Hinwendung des Gemüthes zum Göttlichen entsteht. Was also der Christ an göttlicher Quelle sucht: das heißt uns Rousseau in einem erdichteten, reinen Stande der Natur suchen; und es müßte demnach das Weh der Menschheit in einem erneuten-Heidenthum eines blinden Naturdienstes seine Hebung finden! — Auch könnten die Erfolge beider Wege in der That nicht verschiedener sein; denn während das Christenthum uns alle bestehenden, menschlichen Verhältnisse (wo sie geradezu nicht antichristlich sind) nur aus einem höheren Gesichtspunkte betrachten lehrt, uns ein neues Herz dafür giebt, ohne je sie mit frevelm Leichtsinne zu zerreißen: so will Rousseau alles, was uns zu Menschen macht, nämlich die lebendige Gemeinschaft und die geistige und religiöse Entwickelung — er will dies alles einem erträumten Zustande ursprünglicher Gleichheit und Freiheit aufopfern, den Segen aller hergebrachten Verbindungen und Verhältnisse zerstören, um am Ende statt einer Erhebung und Heilung der Menschheit eine Zurückführung auf den Naturstand der Thierheit zu erreichen. — Hat man sich einmal über diese tiefste Wurzel aller Ansichten und Tendenzen Rousseau's verständiget; hat man diese Natur-Sehnsucht und diesen Natur-Fanatis-

---

dem Urtheile nähere, welches einer der einsichtsvollsten Kenner der französischen Litteratur, Hr. Professor Vinet, in seinen Vorlesungen zu Basel ausgesprochen hatte. „L'idée de Rousseau — so äußerte sich Vinet — n'a été une autre que celle que produit l'évangile: l'idée de la régénération de l'homme. Reconduire le genre humain vers la loi morale, rétablir l'homme dans ses vrais rapports envers Dieu, envers ses semblables: voilà l'objet de tous les deux. Malheureusement Rousseau n'a pas choisi le vrai moyen. Tombé dans l'erreur commun à tant de penseurs, que l'homme est naturellement bon, et qu'il se corrompt en société, il a dû devoir commencer par régénerer la société pour rendre bon l'individu. Nous croyons au contraire, que ce ne sont que les individus, qui changeront peu à peu la société."

muß in seiner theilweisen Berechtigung und in seiner schrankenlosen Verirrung gewürdiget — dann kann es nicht mehr schwer fallen, die hauptsächlichsten Bestrebungen Rousseau's zu begreifen, und — wo es Noth thut — in ihrer Halbheit und Verschiebung zurückzuweisen. Hieher rechne ich Rousseau's Ideen über den gesellschaftlichen Vertrag (contrat social) und über Volkssouverainetät, so wie seine Vorschläge für die Reformation der Erziehung. In all diesen Systemen — so gewinnend sie auch in ihrer geistreichen oder folgerichtig-starken Ausführung zuweilen erscheinen mögen — tritt uns doch überall dieselbe phantastische und irreligiöse Frechheit entgegen, die von Vergangenheit und Gegenwart sich losreißend auf eigene Faust hin eine neue Welt gründen will, als ob Gottes Erziehungsplane durch den Aberwitz des Genfer-Philosophen sollten verbessert und umgestaltet werden. — Wie manches Gedeihliche und Haltbare Rousseau übrigens, seiner Grundirrthümer ungeachtet, in seinem „Emil" geltend gemacht: das mag in Erziehungsschriften erörtert werden, nicht aber hier, wo es sich um eine übersichtliche Charakteristik handelt.

Eine von den Vorigen sehr verschiedene Beurtheilung verlangt Montesquieu, dessen Schriften — voran sein „Geist der Gesetze" — im vorigen Jahrhundert vom größten Einfluß auf die politische Gesinnung gewesen sind. Montesquieu war so weit entfernt von der verneinenden, auflösenden Frivolität eines Voltaire wie von der Rousseau'schen, schwärmerischen Mißkennung aller socialen Verhältnisse; zumal in seinem politischen Hauptwerke begegnen wir überall einem würdigen Ernste der Gesinnung, und einem oft seiner Zeit überlegenen Verständnisse historisch entstandener Institutionen z. B. des Lehenwesens. Was tiefer blickende Richter dagegen mit Recht bei ihm vermißten: das ist ein sicherer, beherrschender Mittelpunkt, eine durchgreifende Einheit; eben weil es an diesem Wesentlichen gebricht, ist Montesquieu von den entgegengesetztesten Gesinnungen benutzt und gepriesen worden. Durch seine Bemerkungen über das monarchische und republikanische Prinzip hat er wohl — so scheint es mir — auch ohne seinen Willen nicht wenig zu dem republikanischen Enthusiasmus beigetragen, der sich zuerst in Frankreich und dann in ganz Europa so vieler der Besseren bemächtigte. Man verkannte völlig, was Mon-

tesquien weniger vergaß, daß der antike Republikanismus, für den man schwärmte, für das damalige Europa — einige kleine Staaten, wie die Schweiz, ausgenommen — nur eine fremdartige Treibhauspflanze sein könne, dem nirgend ein Boden sich böte, wo er sich einleben könnte.

Fassen wir nochmals zusammen, was sich uns als Hauptcharakter der damaligen französischen Cultur ergab: so ist es ein mit den schärfsten Waffen ausgerüsteter Kampf gegen die christliche Kirche und gegen ihr Fundament, den religiösen Glauben im Gemüthe. Nach einer inneren Nothwendigkeit entwickelte sich daraus der Kampf gegen die bestehenden Autoritäten im Staate; so daß der Geist der Zeit sein innerstes Geheimniß in jenem Wunsche aussprach, mit den Eingeweiden des letzten Priesters den letzten König zu erdrosseln. — Als Litteratur hat diese ganze Richtung sich freilich ausgelebt; im Einzelnen dagegen wird sie unter gewissen Umständen sich immer wieder finden. Uns, die wir auf einem ganz verschiedenen Boden der Ueberzeugung stehen, wird ihre Betrachtung nicht bloß jene Zeit erklären helfen, sondern uns auch als ein bedeutungsvoller Fingerzeig dienen, wohin der menschliche Geist sich verirren kann, wenn er die von Gott ihm vorgezeichneten Bahnen muthwillig verläßt. Und doch, was hat diese furchtbarste aller Revolutionen, die Empörung eines selbstischen Verstandes gegen eine höhere Welt — was hat sie denn am Ende bewirken können? gezwungen hat auch sie mitwirken müssen für die Pläne einer alles umfassenden Weltordnung der göttlichen Liebe. Und kräftiger, geläuterter als je, ein inniges Eigenthum der Herzen, ist das Christenthum, auf dessen Vernichtung es doch abgesehen war, aus dem prüfenden Kampfe hervorgegangen; zum Zeichen, daß es eben so wenig ein Raub der Menschen werden könne als es eine Gabe derselben war.

Einer in ihrem ganzen Wesen edleren und reicheren Erscheinung nähern wir uns, wenn wir nun der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts für kurze Zeit einige Aufmerksamkeit gönnen. Auch hier treffen wir auf eine große folgenreiche Revolution im Gebiete des Geistes, die für die Denkungsart des gebildeten Europas von übersehbarer Wichtigkeit schon in der Gegenwart geworden ist, und es in der Zukunft wohl in noch höherem Grade werden könnte. Denn

— wie ich schon mehrmals andeutete — die bezeichnete französische Cultur hat ihre Aufgabe vollendet; sie hatte Zeit, sich auszusprechen und auszuleben; eben darum konnte sie mit all ihrem Flitter doch ihre innere Leere und Armuth nicht auf die Dauer bedecken; was jetzt noch auf den mittleren Regionen der Bildung von ihrem Einflusse zurückgeblieben ist, das ist jenem Wasser vergleichlich, das ein ausgetretener See hie und da zwischen Felsen und in Vertiefungen zurücklässt. Nicht so verhält es sich mit der deutschen Cultur; in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat ihre höhere Entfaltung begonnen, und die in der Denkart der Zeit dadurch hervorgerufene Bewegung dürfte noch heute nicht für geschlossen angesehen werden; daß aber doch nur in ihr das geistige Schicksal von Europa ausgekämpft werde: das haben die Gebildeten andrer Nationen schon dadurch anerkannt, daß sie ernstlicher und allgemeiner als je sich unsre Sprache und Litteratur anzueignen suchen. Aber gerade weil diese große Bewegung des deutschen Geistes noch nicht zu ihrem entscheidenden Abschlusse gekommen ist, kann unser Urtheil — wo das Detail nicht zu unserm Zwecke gehört — nicht hoffen, mit wenigen Umrissen eine genügende Anschauung zu geben.

Was uns zuvörderst erfreulich berührt als ein ehrendes Zeugniß der edleren, deutschen Natur: ist die Beobachtung, daß der Kern unsrer Litteratur sich nie mit jenem Frevelmuthe befleckte, der an der Verneinung und Zertretung des Heiligen sich erfreut. Wohl sehen wir auch hier eine durchgreifende Umgestaltung vor sich gehen und vieles Ehrwürdige, bisher Unangetastete in seinen Fundamenten bedroht; aber selbst da, wo der Erfolg des Kampfes nur ein verneinender zu sein scheint, ist doch ein gewisser, religiöser Ernst, der die Wahrheit sucht und dem sie auch verheißen ist, selten zu verkennen. Und eben dieses Gefühl eines höheren Gehaltes und Zieles ist für die deutsche Litteratur das Salz, welches sie vor Fäulniß bewahren wird. — Das eigentlich Bestimmende und Entscheidende in der deutschen Bildung ist der Gang ihrer Philosophie geworden, auf deren Ausbildung sich die ganze geistige Thätigkeit um so eher beschränken konnte als die politischen Angelegenheiten nicht in dem Maße wie in England und Frankreich ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme waren. Im An-

fange des Jahrhunderts war Leibnitz der größte Denker Deutschlands, der mit den christlichen Ueberzeugungen so wenig in Zwiespalt gerieth, daß wir noch von ihm das Bekenntniß besitzen: „Es ist keine Liebe Gottes über alle Dinge möglich außer Christus. — Gott *fürchten* vermag einer durch seine natürlichen Kräfte; Gott *lieben* nur durch Gnade und durch Christum.“ — So groß aber auch Leibnitzens Einfluß gewesen sein mag: ihren eigentlichen Aufschwung nahm die Litteratur doch erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der Begeisterung für die Kunst und Religion; Winkelmann ist für jene, Klopstock für diese der bezeichnende Name.

Was aber den größten Vertretern des deutschen Geistes ihren bleibenden Charakter und ihre eingreifende Wirkung sicherte: das ist die philosophische Richtung, die im Wesentlichen dreifach verschieden war, je nachdem sie sich an Spinoza, an Kant oder an den Platonismus anschloß; Göthe, Schiller und Lessing sind die Stimmführer dieser drei Tendenzen.

Von seinem Meister, Spinoza, einem der bedeutendsten Denker aller Zeiten, hat Göthe jenen — man kann es wohl sagen — religiösen Sinn ererbt, der überall von dem ahnenden Gefühle des Unendlichen und des in sinnlicher Verhüllung wirkenden Göttlichen durchdrungen ist. Das positive Christenthum oder diejenigen Grundlehren, welche dasselbe als göttliche Offenbarung vor jeder anderen Religion wesentlich unterscheiden, vertragen sich mit der *Göthischen* Denkart freilich nicht; auch werden Sie in all seinen Schriften kein Zeugniß dafür aufweisen können, daß er in seinem Denken und Leben von einer positiv christlichen Ueberzeugung ergriffen und geleitet war. Das Christenthum galt ihm allerdings als eine schöne und edle Erscheinung im Menschenleben, der er darum seine Anerkennung nicht versagte; aber eben so hoch stellte er eine Reihe von anderen Bestrebungen und Erscheinungen, sobald er in denselben die Verwirklichung von etwas Höherem und Bleibendem zu erkennen glaubte. Durch diese allseitige Anerkennung, durch dieses unbeschränkte Gewähren lassen ist *Göthe* der eigentliche Stifter und Vater des Objektivismus geworden, d. h. *derjenigen* Gesinnung, die sich (objektiv) außer und *über* alle Erscheinung stellt, ohne sich mit ungetheiltem Gemüthe an die eine hinzugeben. Diese

Betrachtungsweise konnte einen so außerordentlichen Geist wie Göthe zu den höchsten Leistungen in der Auffassung und der Darstellung des Lebens führen; aber wo es sich um einen probehaltigen Leitstern für's Leben, und um eine unser innerstes Leben durchdringende religiöse Ueberzeugung handelt: da wird jene Höhe und vornehme Theilnahmslosigkeit der olympischen Götter für die schwankende und leitungsbedürftige Menschheit nicht hinreichen. Dies ist denn allerdings die kranke Seite in der Göthischen Weltanschauung; und obwohl viele seiner Geisteswerke, als wahre Spiegel der Welt und des Lebens, als ein köstliches Eigenthum unsrer Litteratur die höchste Würdigung verdienen: so wird doch in Zeiten und Lagen, wo es gilt, die Menschen innerlich zu beleben, zu erkräftigen, zu befriedigen, Göthes geistiger Nachlaß als ein Besitz ohne höheren Hebel, als eine duftende, aber vergängliche Blume des vollendetsten Heidenthums sich erweisen. Nie zwar erniedrigte er sich zu der boshaften, Voltairischen Verleumdung der heiligen Urkunden unserer Religion; wir dürfen ihm glauben, wenn er uns versichert: „Ich war vor jenen Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen.“ Aber auf's entschiedenste spricht er sich auch vom Christenthume los; denen, welche in diesem Urtheile noch immer religiöse Intoleranz sehen wollen, muß man freilich seine eigensten Worte *) zu Gemüthe führen: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, doch ein dezidirter Nichtchrist bin, so haben mir“ u. s. w. Oder eben so deutlich: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht“ u. s. w.

Diese freilich oft nur erkünstelte Göthische Ruhe **), dieser Friede mit der Welt um ihrer selbst willen unterscheidet diesen

*) Beiträge zur nähern Kenntniß Lavaters. Aus Briefen seiner Freunde an ihn. Von Ulrich Hegner. Leipzig 1846.

**) Wie sehr sie erkünstelt war, gesteht er ja selbst am besten, wenn er als lebenssatter Greis schreibt: „Man hat mich immer als einen vom Glücke besonders Begünstigten gepriesen, auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit

großen Schriftsteller sehr merklich von einem andern in der deutschen Litteratur hervorragenden Geiste, von Schiller. Nie in seinem ganzen Leben gelangte Schiller zu derjenigen Ruhe und Selbstgenügsamkeit, wo er mit dem Leben, so wie es ist, sich zufrieden gestellt hätte; seine edle und nach dem Höchsten aufstrebende Seele war ganz von einer reineren Welt ergriffen, in der unser Gemüth und Geist erst ihr Genüge finden. Zog ihn aber auf der einen Seite dieser Drang nach einem ideellen Dasein von der spröden Wirklichkeit hinweg: so hielt ihn auf der anderen Seite seine in der Kantischen Philosophie geschöpfte Anschauungsweise vom Christenthum zurück und in einem kritischen Zweifelmuthe gefangen. In diesem Zwiespalte zwischen einem negativen Verstande und einer unendlich tiefen und reichen Empfindung, zwischen einem innerlich nichtigen Leben und unerfüllten Ideale scheint mir das Wesentliche ausgesprochen, was uns an Schillers Werken fesselt und bewegt, sowie dasjenige, was uns in ihm eher verletzt, erkältet oder doch schmerzlich berührt. Ein Zwiespalt, den seine eigene Klage am treffendsten schildert:

„Und der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier."

Eben hierin liegt sein Reiz für jugendliche, in sich noch nicht zur Durchbildung gelangte Gemüther; sowie vornehmlich auch durch diese Stimmung jene Abneigung gegen das Bestehende und jene schwärmerische Erwartung von den Folgen der französischen Revolution genährt wurde, die damals in Deutschland so verbreitet war. Auf eine rohe, vulkanische Weise hatte sich dieser innere Drang Schillers in seinen wilden Jugendversuchen Luft gemacht; über seinen spätern Produkten waltet zwar eine reifere Bildung und Weltbetrachtung; aber doch sind

---

gewesen; in meinen fünfundsiebenzig Jahren habe ich keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer wieder gehoben sein wollte." — Und der wahre Grund dieses so selten genossenen Friedens, möchte er sich nicht auch wieder in des Dichters eigenem Geständnisse finden lassen, daß keines seiner vielen Lieder in einem christlichen Gesangbuche Platz finden dürfe?

die Klagelaute eines noch unbesiegten, erfüllteten Unfriedens auch dort noch zuweilen deutlich vernehmbar.

Unter den mannigfaltigsten Beschäftigungen mit derselben glühenden Sehnsucht nach einer genügenden Erkenntniß, mit einem sich fast verzehrenden Durste nach Wahrheit, stellt uns Lessing eine dritte Reihe der großen Vertreter deutscher Kultur dar. Nach der Durchwandlung verschiedener Bildungsstufen scheint es, als habe er endlich bei einer tieferen Philosophie seinen Ausgang und die beginnende Versöhnung mit dem bezweifelten Christenthum gefunden, als sein reiches Leben für seine Nation zu frühe unterbrochen wurde. In seinen Schriften lag reichliche Saat fernerer Anregung für die Nachkommenden, und in dieser Beziehung ist der Einfluß seines Geistes auf viele Ernstere noch immer spürbar.

Alle diese genannten Richtungen hatten das Gemeinsame, daß sie den Boden der Offenbarung und des positiven Christenthums verlassen hatten mit dem unverkennbaren Bestreben, etwas an die Stelle zu setzen, was sie dem Fortschritte der Zeit und des Geistes für gemäßer hielten. Indessen hat gerade dieser Versuch auf's vollkommenste gescheitert, und es ist selbst den begabtesten Geistern nicht gelungen, aus eigenen Mitteln das entfremdete Christenthum durch eine wenn auch noch so gelungene Leistung zu ersetzen. Was in jenen Tendenzen wahrhaft fruchtbar, bildend und ein bleibender Gewinn für die Zukunft sein wird: das ist nur das Lebendige des Prozesses selbst, die Trennung von dem Hergebrachten und das Ringen nach einem geistigen Ersatze, wie denn überhaupt der Kampf und das gestaltende Werden ein bezeichnender Charakter jener Litteratur ist.

Neben diesen drei philosophischen Richtungen gieng eine andre einher, welche den Nerv ihres Strebens darauf verwendete, das geschichtlich überlieferte Christenthum geistig zu retten und einem allgemeinen Abfalle gegenüber zu begründen. Vor allen muß hier Herder genannt werden, der es zur Angelegenheit seines Lebens machte, die Religion des Nazareners von ihrer menschlich schönen und segnenden Seite den Zeitgenossen zugänglich und theuer zu machen. Ueberall sucht er — im vollsten Gegensatze gegen die menschenfeindliche, französische Schule — die göttlichen Elemente im Menschenleben

und in der Menschenbrust zu verherrlichen, und als die höchste Blüthe der reinsten Menschlichkeit christliche Religiosität zu bewähren. Doch scheint es, daß sein seelenvoller Sinn oft unverstanden an dem kritischen Uebermuthe seiner zweifelsüchtigen Zeit vorbeigegangen ist; erst im Anfange unsers Jahrhunderts wurde seine Wirkung auf die empfänglichere und gerechtere Jugend die reich gesegnete Quelle einer gedeihlicheren Sinnesart und Bestrebung. — Gleichzeitig mit ihm wurde Claudius nicht müde, in seinem Wandsbeckerboten in Scherz und Ernst für das Heiligthum seines Glaubens zu kämpfen und die Angriffe eines übermüthigen Welt-Verstandes wohlwollend zu züchtigen. Und Hamann's damals wenig verstandene, philosophische Seherſprache zeugte für den uralten evangelischen Glauben gegen eine jener heilsamen Zucht entwachsene Zeit. — Von Lavaters und Stillings Wirksamkeit haben wir später Anlaß zu sprechen.

Diese wenigen Skizzen — wie die Schranken unserer Darstellung sie erlaubten — mögen Sie nur als eine Andeutung ansehen für die geistigen Bewegungen und Kämpfe, welche in Deutschland ohne auffallende äußere Ereignisse eine nicht gegeringere Wichtigkeit als eine politische Revolution erreichten. Diese deutsche wie die französische Kultur wirkten — wie leicht vorauszusetzen — auf den geistigen Zustand der von beiden Ländern influirten Schweiz bedeutend ein; nur daß die höheren Stände und das nur zur Unterhaltung lesende Publikum mehr den verderbenvollen Einfluß Frankreichs verspürten, während die wissenschaftlich Gebildeten mehr von Deutschland her den entscheidenden Anstoß empfingen. — Uns bleibt nur noch übrig, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was der Schweiz als ein geistiges Eigenthum insbesondre angehört.

Sechsundzwanzigste Vorlesung.

Zwei Männer sind es, die durch einen europäischen Ruf die Augen der Mitwelt auf ihr bescheidenes Vaterland zogen: Albrecht v. Haller von Bern, und Johann v. Müller aus Schaffhausen. Was jener als Naturforscher, dieser als Geschichtschreiber geleistet, gehört in die Litteraturgeschichte; hier berühren wir nur die patriotischen Verdienste und den religiösen Charakter beider Schriftsteller. — Bekannt genug sind die Verdienste, die Haller als Schriftsteller und öffentlicher Lehrer zu Göttingen um die Naturwissenschaften sich erworben, und noch bewundert man die Gedankenfülle, die hohe Seele und die kraftvolle Sprache in seinen Gedichten, die noch vor der Blüthezeit der deutschen Litteratur bekannt wurden. Dagegen hat es den Anschein als wolle man ein anderes Bestreben vergessen, das meines Bedünkens ihm in den guten Zeiten Roms eine Bürgerkrone erworben hätte: ich meine nämlich seine Bemühungen, als es noch an der Zeit war sein Vaterland über die Gefahren zu belehren, welche der französische Geist ihm bringen könnte. In einfacher Form, im Gewande unterhaltender Erzählungen entwickelte er mit der Gewalt einer überzeugten Seele das Verderben, in welches das Ueberhandnehmen eines die Religion und den Staat bekämpfenden Geistes uns unaufhaltsam stürzen würde; auch unterließ er nicht, das Gegengift, so weit er es kannte, mit hellblickendem Auge zu bezeichnen. Da die Predigt eines revolutionairen Republikanismus immer lauter sich hören ließ, entlarvte er ihre Seichtigkeit in seinem „Alfred“, wo er die Vorzüge einer gemäßigten Monarchie schilderte. Und einem ungezügelten, durch Rousseau verführerisch geschriebenen Demokratismus gegenüber, zeigte er in dem politischen Romane „Fabius und Cato“, wodurch eine edle und sittliche Aristokratie zu

allen Zeiten die Wohlfahrt eines Staates heben und sichern könne: „Ich finde — sagt er — es sei die Zeit, es erfordere es die Nothwendigkeit, daß Freunde des menschlichen Geschlechts auftreten, und die Sache der Regierungen, die Rechte der Societäten wider die unersättlichen Ansprüche der Fürsprecher der Rechte einzelner Bürger und wider die allgemeine Gleichheit der Menschen vertheidigen.“ —

Unermüdet war er auch, in mehreren andern Schriften und in unzähligen Recensionen dem Geiste der unerschöpflichen Lüge ein schlichtes aber gewichtiges Wort der Wahrheit zur Vertheidigung der heiligsten Interessen entgegen zu setzen. Noch sind die Göttinger-Anzeigen Denkmäler dieses von der wohlthätigsten Gesinnung geleiteten Fleißes.

Daß aber derjenige, der in seinem Wissen so groß, in seinem Wirken so wohldenkend und überzeugungsstark war — daß der auch die große Angelegenheit seines eigenen Herzens, seine Beziehung zu einer übersinnlichen Welt und einem heiligen Richter sich nicht minder angelegen sein ließ: dafür ist uns das schönste Zeugniß in seinen Selbstbekenntnissen hinterlassen, die er 1736 bei dem Tode seiner Marianne zu schreiben angefangen *). Da diese werthvollen Stimmen über das innere Leben nicht mehr so bekannt sind, wie sie es verdienen, so theile ich Ihnen einige Proben daraus mit:

Er beginnt: „Durch den Tod meiner geliebten Frau, Marianne, geborne Wyß, wurde ich in eine große Traurigkeit versetzt; und es wachte insonderheit mein Gewissen auf, als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens, und trachte mich zu bessern. Bis hieher hat überhaupt etwas in mir nach der Besserung gesehnet; aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. ——— O Gott, lehre mich, wenn ich traurig bin, nicht den Welttrost anzunehmen, sondern mich zu dir kehren, der du wahre Güter hast, gegen die das, was ich verloren, nichts ist! — O gieb mir ein anderes

*) A. von Haller, Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst. Bern 1787. 2 Bde.

Herz, das nicht heuchle, nein, dich liebe, dein sei, ganz und ohne Ausnahme.“ — (1737.) „Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehen darf, und vor dem Spiegel sich scheut! O wie viel besser waren meine traurigen Tage als dieser weltliche Verdruß, diese Qualen, die man sich selbst und andern macht. — — — Noch ist mein ganzes Herz irdisch gesinnt. Und ich weiß nicht, ob ich das Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge siehet alle die Unlauterkeit meines Herzens, und Heuchelei ist vor ihm sowohl Greuel als Thorheit. Wie stark sind doch die Fesseln der Sünde! So versichert ich bin, daß der Ausgang unaussprechliches Verderben ist, so wenig finde ich Willen oder Kraft diese Knechtschaft zu verlassen. — — Neben mir stirbt wieder ein Freund weg, der seines Alters und seiner Gesundheit wegen mich hätte begraben sollen. Ihn nimmt Gott hinweg — mich läßt er noch wie einen halbverdorrten Stock in Erwartung der Buße hier. Aber auch mich wird der Tod überfallen, vielleicht wenn meine Lampe gelöschen und kein Oel darin sein wird. — Die Kraft des Wortes Gottes ist in mir mächtig gewesen. Es dünkt mich nun möglich und fast leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich und mein tückisch Herz wohl. Wenn du, o Gott, mich nicht bewahrest, wie bald werde ich abtrünnig werden.“ — (1738.) „Meine Triebe zum Guten sind wenig und seltsam. Ach, ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elendes, und verfalle in eine Schlummersucht, eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wohl verdient habe. O Vater, bekehre mich! — Wie wohl thust du meiner Seele, daß du den Leib züchtigest, mich der Welt entziehest, und mein Herz von der Zerstreuung befreiest. Mein Herz sehnt sich auf's neue nach dir; aber wie untreu, wie schwach! — — (1739.) Nachdem ich lange herumgeirret, wie ein Schaaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder, o Herr, zu dir! zwar elend und schwach. Doch, Vater, nimm auch mein Stammeln an.“ — (1740.) „Liebreicher Heiland, du lässest mich Trost fühlen, und mein gekränktes Herz ist aufgeheitert. O wer sollte nicht nach dir verlangen, bei dem Friede die Fülle und Sicherheit auch im Tode ist. — — Gestern ist mir durch weltliche Gesellschaft der Sinn solchergestalt vereitelt worden, daß ich den ganzen Tag und heute fast

nichts Gutes zu denken vermögend gewesen. Unnütze Gesellschaft hat solche Wirkung; sie hilft auch nicht einmal im Leiblichen, sondern vergrößert nur die Leere und Verirrung.“ — — (1741.) „Ich bin wiederum sehr ruhig. Aber alle Ruhe, die nicht gegründet ist auf das Zeugniß des Geistes, ist ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. — Zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, und gieb mir die lebendige, die niemand gereuet. — Strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe setze! — Nie sind wir ärmer als wenn wir reich werden, und niemals ruhiger als wenn man völlig nichts hat. — Ich lebe nun viel ruhiger. O daß ich mich an den Gütern des Heils vergnügen könnte, die alle Tage schmackhafter werden, die in Ewigkeit die unsrigen bleiben sollen, die auch einzig unserm ewigen Geiste angemessen sind. — Gott ist doch die einzige Gesellschaft einer ewigen Seele. Es ist nicht einmal möglich, daß sie ohne ihn bestehen könne. Ihr eckelt vor Ehre, vor Wollust, vor allem Zeitlichen. Sie fühlet wohl, daß sie für alles dieses nicht gemacht ist. Und doch haben wir tausend kleine Künste von Gott abzuweichen. — (1742.) Wie glücklich ist man, wenn man im Frieden mit Gott lebt, und von der Welt nichts verlangt. O daß sich das Herz so leicht bekehren ließe als der Verstand! — (1744.) Meine Frauen starben in meinen Armen; meine Kinder gehen vor mir hin zur Ruhe; meine Schwachheiten klopfen und melden den Tod an; und ich schlafe, schlafe wachend mit offenen Augen, und zwinge mich selbst, da ich wache zum Schlafe! — (1745.) Das größte Hinderniß in der Bekehrung ist die Meinung, daß ein christliches Leben unmöglich seie; daß es zu viel von uns fordere, daß unser Herz zu dieser beständigen Verläugnung nicht geschickt sei. Lehre mich glauben, daß man ein Christ sein könne. — (1746.) Obwohl der Unglaube mich bestürmet, so weiß ich doch, daß es wirklich eine Ewigkeit, einen Gott und einen Widersacher des Guten giebt. Ich bin davon überzeugt, nicht aus der Vernunft allein noch aus der Offenbarung, sondern auch aus der Empfindung des wider alles Gute wüthenden Bösen. —

„(1772.) Nach einem Schlummer, der allzu lange gedauert hat, erweckte mich Gott durch drohende Krankheit.

Nun mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wissenschaften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen ist. Nun fühle ich die Last der Sünden, womit meine Seele gedrückt ist, und das Leere alles dessen, was die Erde und die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Niemals habe ich deutlicher eingesehen, niemals überzeugender gefühlt. — Es ist doch ein elendes, verdorbenes Wesen um den Menschen, daß er so gar nichts aus Dankbarkeit fühlt; daß er Gott nicht eher kennt als wenn ihn alle andere Hülfe verläßt, und daß er die Ewigkeit aus den Augen verliert, sobald der Pfeil des Todes ihm nicht in der Nähe drohet. — Mein Körper verzehrt sich nach und nach innerlich und sinkt zum Grabe. Wo ist doch Trost in den annähernden, finstern Stunden als in den Armen eines versöhnten Gottes. — Wie schwer ist es doch, sich von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren und Ewigen zu erheben; wie matt sind alle Eindrücke, die nicht unmittelbar von den Sinnen kommen! Eben das ist der Leib des Todes, worüber sogar ein Apostel zu klagen gehabt." —

„(1773.) Die Begebenheit dieser Woche schlägt wohl die Hoffnungen des Ehrgeizes gänzlich nieder; und ist mir empfindlich gewesen, da der Mensch so gern bei den untern Ursachen stehen bleibt, und die Werkzeuge hasset, wodurch Gott ihn erniedriget. Vermuthlich hätten die Schmeicheleien meine Eitelkeit aufgeweckt, die Gedanken der Ewigkeit noch mehr verdrängt, und mich in einen Trost gewiegt, der doch nichts Festes hat, und unter uns einsinken muß." —

„(1775.) Thöricht habe ich mir das Gedächtniß mit den Schwierigkeiten angefüllt, die die Freigeister gegen die Religion zusammenhäufen. Aber gieb, o Vater, daß die Vertheidigung des Glaubens, womit ich mich beschäftige, ihre Kraft und Wahrheit an mir selber äußere; daß ich nicht verwerflich werde, indem ich es unternehme, andre stärken zu wollen." — „Je länger, je kräftiger erfahre ich, daß der Kraft des Gebetes (wir mögen auch noch so kleinmüthig sein) nichts widersteht. Mein Geist ist allemal aufgerichtet worden, selbst auch oft der Leib. Selig wäre ich, selig bin ich, wenn dieser Weg der Erbauung mir offen bleibt." —

„(1777.) Ach, daß ich's fühlen muß, wie eine herrliche Sache es ist, ein wahrer Christ zu sein, sich versichert zu halten, man habe einen versöhnten Gott und einen Fürsprecher!“ — Und endlich kurze Zeit vor seinem Ende: „Meine Seele ist aufgeheitert. Wie entzückend sind diese Strahlen von dem himmlischen Lichte, wie erquickend ist die Hoffnung, die in diesem Augenblicke mein ganzes Wesen belebt. — O wie glücklich wollt' ich mich schätzen, wenn ich nur auf dieser untersten Stufe der Hoffnung verbleiben könnte.“ —

Vielleicht möchte man mir die Einwendung machen: Mittheilungen dieser Art aus dem inneren Gebiete einer ernsten, mit ihren höchsten Angelegenheiten beschäftigten Seele seien nicht der Gegenstand historischer Betrachtung, sondern der häuslichen Lektüre und der stillen Theilnahme. Ich kann dies zugeben, und mich nur darauf berufen, daß es meine Absicht war: nachdem ich Ihnen die unchristliche, ja theilweise völlig irreligiöse Bildung der Zeit dargestellt hatte, Ihnen nur an Einem hervorragenden Beispiele zu zeigen, wie, mitten in dem Verfalle und der Entfremdung, einer der größten Geister der Zeit sich vor dem verachteten Glauben des Evangeliums gebeugt, und daran angelehnt gegen eine innere und äußere Welt von Versuchungen sich gewaffnet hatte. Um hievon einen lebendigen Eindruck zu geben, waren die eigenen Aeußerungen und Bekenntnisse unerläßlich. — Eine für uns in der That sehr wohlthuende Beobachtung ist es, daß im vorigen Jahrhunderte die drei größten Bürger der deutschen Schweiz, Albrecht von Haller, Johann von Müller und Johann Caspar Lavater, alle drei auf den verschiedensten Bahnen, ihrer wesentlichen Richtung nach, dem Verderben der Zeit entgegen wirkten, und den Zeitgenossen ihre höchsten Güter, die Gewißheit einer künftigen Bestimmung, zu erhalten strebten. —

Haller lebte noch, als Johannes Müller mit den Anfängen seines vaterländischen Geschichtswerkes das Streben einer hochgespannten, vielversprechenden Seele ankündigte. Als Historiker und politischer Schriftsteller gehört Müller dem gebildeten Europa an; durch seine Schweizergeschichte seinem Volke; denn abgesehen davon, daß die Glut seines nie entweihten Patriotismus viele Herzen zu ähnlicher Liebe und Hingabe erhob; abgesehen, daß seine Vorreden, unübertrefflich in Sprache und

Gedanken, für die Besseren seines Volkes zu Bibeltexten politischer Weisheit geworden sind: so ist es auch unläugbar — und wir können hiefür die erfahrene Stimme eines trefflichen Zeitgenossen *) anführen — daß die moralische Wirkung von Müllers Werk vielleicht seinem Vaterlande in kritischen Augenblicken die politische Existenz erhalten hat. Möchten dies diejenigen erwägen, die gegen die moralische Würde und den Ruf unsers Landes gewissenlos sündigen! — In Zeiten der Sicherheit und Ruhe hat Müller gewarnt und geweckt, in Zeiten der Zwietracht versöhnt, in Zeiten der Auflösung aber gezüchtiget und gedroht mit wahrer Propheten-Stimme; vielfach verkannt, ja verdächtiget, hat sein Name sich bei dem nachkommenden Geschlechte schon so geläutert, daß nur noch der Klügler oder Finsterling an seiner reinen Liebe und Absicht zu zweifeln wagt.

Nicht fruchtlos mag noch ein Blick auf den Gang seiner religiösen Ueberzeugungen sein, da sich darin auch der Einfluß der Zeit — wie er ihn aufnahm oder von sich stieß — abspiegelt **).

Die ersten und bleibendsten religiösen Eindrücke hatte Müller in dem elterlichen Hause erhalten, wo ein schlichtes Bibel-Christenthum so sehr die Sache der Herzen geworden war, daß Geist und Leben der Familie nothwendig davon durchdrungen sein mußte. Dieser erste Einfluß des Christensinnes seiner Eltern gab der jugendlichen Seele unsers Historikers ihr erstes Gepräge, das sich durch alle späteren Eindrücke nicht mehr auslöschen ließ. Ungünstiger wirkte auf ihn der wissenschaftliche Unterricht in der Glaubenslehre und Philosophie, deren damaliges todtes Formenwesen seinem lebendigen Sinne widerstand. Ein Christenthum, das ihm in jener erstorbenen Schulform entgegen trat, war seinem Gemüthe zu sehr entgegen,

*) Des verstorbenen Hrn. Schultheißen von Mülinen, der in einem Briefe an den damaligen Landammann Affry auf's offenste diese Ueberzeugung ausspricht.

**) Weiter ausgeführt habe ich die religiöse Charakteristik Müllers in der Neuen Kirchen-Zeitung für die reformirte Schweiz. Zürich 1838. „Johann von Müller als Christ nicht als Historiker."

und der Einfluß der geistreicheren französischen Philosophie war hinreichend, um Müller dem väterlichen Glauben vollends zu entfremden. Allein eine so tiefe und volltönige Natur konnte in jener gemüthtödenden Richtung nicht zu lange verharren; mit größerer Innigkeit als je kehrte er zu dem verlassenen Christenthume zurück. Dies war zwar nicht zugleich eine Rückkehr zur Kirche, zumal man sich nach einer lebensfrischen, ächt evangelischen, protestantischen Kirche damals im Ganzen und Großen umsonst umgesehen hätte; was also Müller für sich vom Christenthum rettete, war die innerliche und persönliche Seite desselben, oder wie er sich selbst ausdrückt: die mystische. Ein tiefes Einleben in den Geist der Schrift, stille Selbstbetrachtung, ein erquickender Umgang mit dem Ewigen und ein vertrauender Hinblick auf den Erlöser der Menschheit und jedes Einzelnen, der sich an Ihn hält: das ungefähr war der Grundton seiner wieder gefundenen Religion, in welcher er bei den Stürmen seines Herzens und Lebens den rettenden Hafen erkannte. Doch zum bessern Verständnisse seiner inneren Geschichte sind seine eigenen Aussprüche nothwendig: „Lerne — schreibt er — die Bibel aus der Bibel, das alte durch das neue Testament, beide aus dem Bedürfnisse deines Herzens verstehen. Untersuche nie, wer der Sohn war; niemand weiß es als der Vater. Beweise nie die Wahrheit seiner Lehre; wer sie nicht annimmt wie ein Kind, ist ihrer nicht empfänglich. Man kann sie unmöglich nach unsrer Art beweisen; denn eben darum ist Er aus dem Schoße des Vaters zu uns herabgestiegen, weil wir ohne ihn das nicht so wissen konnten, was Er uns lehrt: nämlich daß das Licht einer unsterblichen Seele in der Finsterniß unsers Körpers wohnt. Wie könnten wir erkennen, was nicht in die Sinne fällt?“ — „Ueber die Religion bin ich erst später zur gehörigen Einsicht gekommen; menschliche Schriften (göttlich ist nur, was der Herr gesagt hat) habe ich sehr wenige darüber gelesen; durch keinen sogenannten Beweis der Wahrheit habe ich letztere kennen gelernt, sondern durch den Wahrheitssinn, welcher denen verheißen ist, welche sie suchen. —— Ueberhaupt habe ich ein großes Mißtrauen gegen die neuen Theologen; um die Ungläubigen zu gewinnen, werden sie ihnen gleich. — Diese Vernünftelei gefällt mir nicht; wir sind alle Kinder, und Kinder

müssen glauben.“ (1782.) — „Dieses ist verborgen vor den Weltweisen: je mehr man sich selbst beobachtet, um desto überzeugter wird ein Gemüth von seinem Nichts, von der Nothwendigkeit einer beständigen Leitung von oben; wenn wir aufhören, selber etwas bedeuten zu wollen, so fangen wir an, in der That etwas zu werden: Kinder vor Gott, Männer vor denen, die (da sie Gott nicht kennen) die Gutheit haben, das was wir etwa erträgliches dichten oder thun, für die Frucht unsers großen Genie's und unsrer Mühe zu halten. — Hiezu ist keine Kalmäuserei nöthig, sondern das liebevolle Vertrauen auf unsern Freund, welcher gestorben ist für uns, und eine sorgfältige Beobachtung aller kleinen Winke, die er uns giebt auf tausend Manieren.“ — „Alle geistlichen Bücher wollen mir ihren Gott geben; Bibel und Gebet geben mir, lehren mir meinen Gott. Im Stillen, in Redlichkeit, vor Ihm will ich wandeln.“ — „Ich bin dessen gewiß, daß die Schrift eine nöthige Einleitung ist, daß aber die Religion eines jeden innerlich, durch seine Erfahrung, durch Gebet und Beobachtungen gebildet wird von dem Geiste Gottes. Nur darum sind in diesen Sachen viele Menschen zurück, weil sie kritisiren und ausgrübeln, was gefühlt, was geschaut werden muß.“ (1784.)

Was noch heut zu Tage theilweise gilt, bemerkte er schon damals: „Der Jesuitismus ist ein Name, den einige dem Christenthum geben. Man möchte Christus aus der Welt schreiben, es wird aber nicht gelingen; immer hilft eine unerwartete Leitung. — Die Religion wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes und Begebenheiten erneuert; Jesus Christus aber ist der Schlüssel der Historie. — In den Evangelien haben sich mir über den Geist der Religion neue, herrlich aufklärende, stärkende Aussichten eröffnet. In allen Schriften, in allen Worten sah ich den Gott. Je mehr ich lese und denke, desto besser sehe ich, daß Raisonnement hierüber allezeit irre oder nirgend wohin führt.“ (1786.) — „Wo sieht man besser (als in der Bibel) die Natur und den Menschen unverhüllter und Gott so nahe; da unsre Philosophie nicht glaubt, ihn weit genug von uns rücken zu können, als ob zu befürchten wäre, wir fühlten ihn zu viel.“ (1787.) — „Ich habe eine äußerste Abneigung vor allem, was Pharisäismus, Selbstgerechtigkeit und geistlicher Hochmuth scheint, und halte

es gar viel lieber mit den Zöllnern und Sündern, deren Herz nicht böse ist; denn ich fühle selbst allzu wohl, wie nichts es um unsre Tugend ist; wie wahrlich Gott alles allein gethan, thut und thun muß; daß uns nichts übrig bleibt als Dank, Glaube und Liebe, Festhalten an ihm und Friede in ihm.“ — „Es ist in mir etwas, das gewöhnlich nicht beisammen sich findet; in allen Weltgeschäften bin ich für Ordnung und Ruhe, für Mäßigung, für die Domination des Verstandes; mein Glaube aber hat sich von selbst ohne Bücher, ohne Verbindungen, mehr und mehr mystisch geformt und ist Empfindung geworden, so wie die Freundschaft es ist. Ich halte den Mysticismus *) in der That für die wahre Universal-Religion, bei der die äußeren Formen eine lieber als die andre sein können, keine aber zum Wesen gehört; die herzerhebendsten und welche Gott und Menschen einander am nächsten bringen, sind freilich die besten.“ (1790.) — „Mit mir ist's darin sonderbar, daß ich einerseits für Mysticismus stark inklinire, anderseits eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Enge, Einschränkende habe und intolerant bin nur gegen Intoleranz. 1770 wo ich vom Glauben meiner Kindheit abfiel, war hauptsächlich die Ursache, weil man haben wollte, es sei kein Heil außer demselben.“ (1791.) — „Der Jünger, den Jesus lieb hatte, muß ihn wohl am besten verstanden und gekannt haben; durch ihn lernt man das Aechteste der innern Lehre. Das Evangelium oder vielmehr die ganze und alle wahre Religion ist eine geheime Verständniß Gottes und des ihm nahenden, seiner bedürfenden Menschen.“ (1793.) — „Ich finde, daß der Glaube an die speziellste Leitung unsrer Schicksale durch Gott das Salz des Lebens ist, der Anker der edelsten Hoffnungen. — Die Zweifel über Fortdauer, zumal der eigentlichen Personalität, waren auch mir oft unüberwindlich, und sind es mir insofern noch als Vernunftgründe nur hohe Wahrscheinlichkeit geben, die Offenbarung aber mit eigenen Schwierig-

*) Schon aus dem Vorhergehenden sieht man, daß Müller unter Mystik und Mysticismus (was sonst wohl getrennt werden muß) das Innerliche in jeder Religion, ihre Empfindung und Erfahrung versteht.

keiten umgeben ist *) Aber das Gefühl stärkt mich: es ist in meiner Seele, daß ich unsterblich bin. Ob und wann ich genau das Ganze meines Daseins übersehen werde: das weiß ich nicht, kümmert mich auch nicht; ich glaube. Mich macht der Glaube der Zukunft glücklich; er ist mir nöthig." (1796.) — „Ich zweifle nicht im geringsten, daß unter den Geringen, Stillen, Verlassenen die Wirkungen Gottes so deutlich fortgehn, daß ihr ungelehrter Sinn sie in großen Buchstaben lesen kann. Andern giebt er anders, dem Herzen von gerader Einfalt manchmal beides: die helle Einsicht und Erfahrung" (1798). — „Gewiß wird nach dem Verluste aller Macht und Pracht von außen die Religion erst recht werden, was sie sein soll: des Herzens Sache vor Gott, was man — wie die innigsten Herzensergießungen der Freundschaft — niemanden sagen mag noch kann, was aber dem ganzen Leben den Ton angiebt, unaussprechlich glücklich macht und das heiligste Gesetz ist." (1803.)

„Ich scheue mich nicht es zu sagen, wenn wir den Menschen alles Verehrte nehmen, alles gemein, trüglich, untergeschoben nennen, und am Evangelium einer zum Helden werden will, wie ein andrer am Homer es zu werden meinte — verdient unser gelehrtes Wesen fernere Erhaltung nicht, und würde die alles leitende Hand nicht besser es wegwerfen, wie Stroh verzehren lassen, da wirklich alles die Seele Nährende, das wahre Brot des Lebens hinweg kritisirt wird." — „Die Theologen, welche nach ihren unverständlichen, kurzsichtigen Begriffen die Sündenvergebung läugnen, sind ohne Sinn für die Idee Gottes; ihren Gott mag ich nicht, was soll er mir, wenn er nur im Ganzen auf mich sieht, und mir nicht weiter hilft als ich selbst vermag? Ich habe den der Väter, den alten, der noch nie sich mir unbezeugt ließ." (1808.) — Den Schluß möge noch ein Wort aus seinem letzten Lebensjahre machen: „Das Göttliche im Menschen ist die Glaubenskraft, und die will man nicht; das wirkt selbst auf's Leben." (1809.)

---

*) Wahrscheinlich denkt Müller dabei an Unsterblichkeit der Seele und an Auferstehung. Ich führe diese Stelle an, um zu zeigen, wie Müllers Gefühlsglaube doch in Wesentlichem einer höheren Sicherung ermangelte.

In den angeführten Bekenntnissen Müllers wollte ich Ihnen nicht bloß die religiöse Ueberzeugung eines bedeutenden Mannes bemerklich machen; was ich wünschte, war, Ihnen zu zeigen, wie außer Haller noch ein andrer großer Mann unsrer Nation seinen religiösen Glauben gegen die eigenthümlichen geistigen Gefahren jener Zeit gerettet hat.

Ehe wir nun zu den damaligen religiösen Zuständen der Schweiz übergehen, dürfen wir die wissenschaftliche Bildung des vorigen Jahrhunderts nicht unberücksichtigt lassen. Auffallend ist zunächst der Unterschied zwischen der katholischen und der reformirten Schweiz, der noch um vieles bedeutender war als in Deutschland. Zurlauben in Zug, Balthasar von Luzern, sind vielleicht neben einem Pfyffer und von Alt die einzigen katholischen Schweizer von wissenschaftlicher Auszeichnung im vorigen Jahrhunderte. Die protestantische Schweiz dagegen hatte noch niemals so viele Männer in ihrer Mitte gesehen, die entweder durch eigene geistige Leistungen oder durch Beförderung geistiger und sittlicher Kultur hervorragten. Außer jenen beiden Gelehrten vom ersten Range, Haller und Müller, zählte fast jede Stadt einen oder mehrere Mitbürger, deren Namen das In- und Ausland mit Achtung nannte. Zürich erwarb den Ehren-Namen eines schweizerischen Athens durch eine Reihe ausgezeichneter Männer. Bodmer und Breitinger leisteten durch ihren litterarischen Kampf gegen Gottscheds französische Schule in Deutschland dem besseren Geschmacke und der auflebenden deutschen Litteratur wesentliche Dienste. In ihrem Hause kehrten die ersten Lichter des damaligen Deutschlands ein: Klopstock, der in dem Haine der von ihm besungenen Au am Zürichsee Stellen seiner Messiade vorlas, und nach ihm Wieland. Für die Fortschritte der Erziehung wirkten Breitinger und Leonhard Usteri auf's Wohlthätigste; der letztere blieb durch seinen praktischen Sinn vor der blinden Befolgung Rousseauscher Theorien bewahrt, so enthusiastisch er auch ihren Erfinder verehrte. Leonhard Usteri fand in seinem Landsmanne, Heinrich Pestalozzi (geboren 1746), den edelsten Nachfolger in Gesinnung und Streben. Der Meinungsstreit über seine Methode berührt uns hier nicht *); man kann hierüber wie über

*) Wer hierüber ein eben so gerechtes als mit Pietät abgefaßtes

alle seine Leistungen sehr verschieden denken; über Eins dagegen darf nur Eine Stimme laut werden, ich meine über den Adel seiner Gesinnung, über den innersten Kern in allen seinen Bestrebungen. An Klugheit und praktischem Sinn Pestalozzi zu übertreffen war ein leichtes; wer um ein schmeichelndes Beifallgeklatsche buhlt, muß es auf andern Bahnen suchen: aber reiner und edler als das seine hat kein Menschenherz für das Wohl seiner Mitbrüder geschlagen, und mit einer unbegrenzteren Hingabe hat niemand sein Leben an einen solchen Zweck verwendet. Sehen wir auf seine äußeren Erfolge und Schicksale, so ist sein Leben das Opfer einer ächt evangelischen Nächstenliebe geworden, die der Pulsschlag seines Wirkens war. Er kannte in seinem ganzen Umfange das sittliche Elend der untersten Stände, und erblickte die Rettung nur in einer bessern Erziehung der fürchterlich verwahrlosten Kinder aus jener Klasse. Um Erziehung, um sittliche und geistige Veredlung des verlassensten Theils der Kinderwelt war es Pestalozzi zu thun; doch war er weit entfernt von dem heutigen Irrthume, durch eine unverständige Anhäufung der Unterrichtsgegenstände das Volk beglücken zu wollen. Durch sein allbekanntes Buch „Lienhard und Gertrud“ suchte er den Menschenfreund in das Elend und in die Lichtseiten der untersten Sphären des Lebens einzuführen; und in den Armenschulen, die er stiftete und leitete, wies er auf die Mittel zur Rettung hin. Nach einem außerordentlich bewegten und leidenvollen Leben brachte er seine letzten Ruhestunden auf seinem Gute Neuhof bei Brugg zu; noch immer die alte Liebe zu den ihn so oft verkennenden Menschen im Herzen. „Er war — das sagt er selbst von sich — kein Werk der Welt; er paßte in keine Ecke derselben. Und die Welt, die ihn also fand, zerschlug ihn mit einem eisernen Hammer. Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber.“ — Doch tröstete seinen Lebensabend der Aufblick zu einem

---

Urtheil zu hören wünscht, dem empfehlen wir das neulich erschienene Büchlein von Johannes Ramsauer: „Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung Pestalozzi's und seiner Anstalten.“ Oldenburg 1838.

bessern Morgen, nach dessen Frieden der Schwergeprüfte sich sehnte *).

Die Belebung der klassischen Studien verdankte Zürich vorzüglich seinem Steinbrüchel und J. J. Hottinger. Für die vaterländische Geschichte arbeiteten der fleißige Leu, Füßli mit dem größten Talente, aber so wenig frei von den Mängeln der Zeitbildung als sein Zeitgenosse, Leonhard Meister, der nicht selten zu der Flachheit eines Vielschreibers hinabsinkt. Als theoretischer und praktischer Arzt zeichnete Hans Caspar Hirzel sich aus, wie vor ihm als großer Naturforscher der Chorherr Scheuchzer. — Als Dichter der Natur und des Naturlebens wurde Salomon Geßner, zumal in Frankreich, doch auch in Deutschland, mit einer Begeisterung aufgenommen, die für jene Zeit bezeichnend ist. Seine Idyllen, die unserm Geschmacke nimmermehr zusagen können, galten in dem damaligen innerlich erschöpften Maschinen-Gange des Städterlebens als die Zaubertöne, welche das verloren geglaubte Paradies eines unschuldigen Landlebens den entwöhnten Städtern zurückriefen. Seine Poesie mußte mit dem Zeitgeschmacke stehn und fallen; aber das Mark der Haller'schen Gedichte ist ungeachtet der größeren Härte der Sprache noch heut zu Tage genießbar und nährend; Lavaters Schweizerlieder können wir als eine schöne Erstlingsfrucht der neugestifteten helvetischen oder Schinznacher-Gesellschaft betrachten; sie waren in der That Lieder der Nation; auch spiegelt sich in ihnen der edle jugendliche Patriotismus, welcher damals die edelsten Männer

*) Wer ein solches Leben, wie das eines Pestalozzi zu würdigen vermag, liest nicht ohne innere Bewegung die wehmüthigen Friedensklänge aus seiner letzten Zeit:

„Regenbogen, Regenbogen!
So erscheine denn auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich sterbe.
In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!
In dir selber wohnet Gott;
In dir selber ist sein Tempel!
Priester, deines Gottes Tempel,
Meine Seele lobe Gott!"

des Vaterlandes vereinte, zum Zeichen, daß für den ächten Sinn der Nation die letzte Stunde noch nicht gekommen war. Lavaters geistliche Poesie athmet in ihren bessern Partien jene Glut der Empfindung und jenen Schwung der Andacht und religiösen Anschauung, die das ganze Leben jenes merkwürdigen Mannes durchdrangen. Als vierter Schweizerdichter reiht sich an die Genannten der liebenswürdige, jüngst verstorbene Salis an, dessen Lieder und dessen Leben der treue Spiegel eines edeln Gemüthes und einer wahrhaft verklärten Weltanschauung waren.

Eine neue Periode für die Zürcherische Kirche bezeichnete die Wirksamkeit eines Johannes Tobler, Lavater und des Antistes Heß, eines mit Recht hochverehrten christlichen Forschers.

Bern hatte damals drei Aerzte, die in der gebildeten Welt mit Achtung genannt wurden; von Haller ist bereits gesprochen worden, die beiden andern sind Zimmermann von Brugg und Tissot aus der Waat. Engel, Schmied, Sinner, König, von Wattenwyl konnten damals mit Recht für gelehrt gelten.

Ein seltenes Talent für die Geschichtschreibung verlor Bern zu frühe in Tscharner; Bonstetten verdankt seinen Ruf mehr der Freundschaft mit Johannes Müller als seinen eigenen Schriften, in denen sich ein gebildeter Dilettant ausspricht. Der gelehrte Historiker Bochat, Ruchat und der Naturforscher Chesaux gehören Lausanne an.

Basel schenkte dem Vaterlande zwei verdienstvolle Theologen, Samuel Werenfels und den ungerecht verfolgten J. Jakob Wettstein. Im Auslande wirkten die großen Baslerischen Mathematiker Euler, Johannes Bernoulli, seine drei Söhne und ein Verwandter, Nikolaus Bernoulli. Neben dem Winterthurer Philosophen Georg Sulzer genoß der Basler Bernhard Merian zu Berlin die Gunst Friedrichs II. In seiner Vaterstadt, Basel, selbst war Isak Iselin für alles Gemeinnützige und die Menschheit Fördernde in demselben milden und liebevollen Geiste thätig, der durch seine Schriften weht; ein Patriot im schönsten Sinne des Wortes. Seine Freundschaft mit den Zürchern Geßner, Hirzel und Schinz wurde die Veranlassung zur Stiftung der Schinznacher Gesellschaft, die bald der Mittelpunkt für alle aufstrebenden geistigen Kräfte der Schweiz geworden ist.

In Schaffhausen wurde dem edeln Johann Georg Müller, dem Bruder des Geschichtschreibers, eine Wirksamkeit zu Theil, wie sie nicht schöner in einem engen Kreise ein menschliches Dasein ausfüllen kann. In dem Rathsaale sprach er mit der Würde und der Vaterlandsliebe eines ächten Republikaners, uneingenommen vom Rausche erfundener Theorien; im Hörsaale bildete er einen Kreis von Jünglingen für Kirche und Staat, an denen seine Worte nicht verloren giengen; geräuschlos aber unübersehbar war vollends der Einfluß, den sein persönlicher Umgang auf Leute aus allen Ständen, Diener der Kirche und Schule wie auf talentvolle Jünglinge ausübte. Einem größeren Kreise gehörten seine Schriften an, in denen überall der ungeheucheltste Christensinn mit einer klaren Würdigung der Weltverhältnisse im Kleinen und Großen sich fruchtbar vermählt. Seine Briefe über das Studium der Wissenschaften weckten und leiteten vornehmlich die wissenschaftliche Jugend; seine „Blicke in die Bibel“ und sein Buch „vom Glauben der Christen“ erwarben ihm den stillen Dank so vieler, die durch eigenen Zweifelsinn oder durch die Herrschaft eines flachen Zeitgeistes an ihren Ueberzeugungen irre geworden. — Von der Charakteristik andrer um ihre Vaterstadt und ihren Kanton wohlverdienter Männer halten mich die Schranken dieser Vorlesungen gegen meinen persönlichen Wunsch zurück.

Genf, das in seinem Bürger le Fort dem russischen Norden einen Reformator der Civilisation gegeben hatte, sah in Alphons Turretin und Jakob Vernet treffliche Leiter seiner Kirche. Und wenn der Genfer Rousseau das Christenthum durch einen Natur-Enthusiasmus zu ersetzen meinte, so war für seinen als Mensch und Denker um vieles höher stehenden Landsmann, Karl Bonnet, die Betrachtung und Erforschung der Natur nur der Altar, an dem er Gott und den, welchen er gesandt hat, verkündigte. Von diesem Geiste zeugen seine „Betrachtung der Natur“, die philosophische Palingenesie, die Untersuchungen über das Christenthum und die Analyse der Seelenkräfte. — Ist von berühmten Genfern die Rede, so darf schließlich Neker nicht vergessen werden, dessen Stellung in Paris eine Zeit lang für Europa bedeutend wurde; als gelehrter Jurist verdient Burlamaqui Erwähnung.

Neuchatel zählte im vorigen Jahrhunderte zwei ausgezeichnete Bürger: Osterwald, der als Theologe und David Purry, der als leiblicher Wohlthäter seiner Vaterstadt durch das Vermächtniß seines großen, selbsterworbenen Vermögens in der dankbaren Erinnerung der Nachkommen fortzuleben verdient.

Vergleichen wir zum Schlusse die Bildungsstufe jener Zeit mit der unsrigen: so dürfte sich die Bemerkung unschwer erweisen lassen, daß ein gewisses mittleres Maß von Kenntnissen jetzt vielleicht verbreiteter ist als damals, während dagegen die Gegenwart in der Zahl hervorragender Namen sehr gegen jene Vergangenheit zurücktreten muß.

Siebenundzwanzigste Vorlesung.

Für die Schilderung der religiösen Zustände des vorigen Jahrhunderts müssen wir an frühere Erörterungen anknüpfen. Sie erinnern sich, daß wir für das siebzehnte Jahrhundert bemerken mußten, wie die höhere, innere Lebenskraft der protestantischen Kirche an vielen Orten versiegt war, und ein todtgeborner Gewohnheits-Glaube dem religiösen Bedürfnisse der Zeit nicht mehr Befriedigung gewähren konnte. Was nun in Deutschland der Fall gewesen, daß nämlich einige providentielle Männer ihre religiöse Mission verstanden, und jenem fühlbar gewordenen Bedürfnisse die rechte Bahn zu brechen suchten — das war unserm Vaterlande nicht beschieden. Umsonst sehen wir uns da nach einem Arndt, Spener oder Franke um. Und doch war dieselbe Lücke, dieselbe ungestillte, religiöse Sehnsucht vorhanden; war es sich denn zu verwundern, wenn der drängende Durst, statt zur lauteren Quelle, auch zu trüben Bächen irre führte, wo er der überlegenen und wahrhaft erleuchteten Leitung ermangelte? — Man griff in dem unbewußten Drange dahin, wo Befriedigung verheißen wurde; wie wenige aber sind reif zur gesunden Prüfung und Sönderung! Durch die Lektüre mystischer meist nur halbverstandener und in ihrem Gehalte sehr verschiedener Schriften z. B. des Poiret, Jakob Böhme, Hiel, Weigel, Hoburg, Schwenkfeld u. a. auf der einen Seite, auf der andern durch den Einfluß einiger Männer zum Theil von tiefem Gefühl, aber ohne überlegenen und umfassenden reformatorischen Geist — durch diese beiden Einwirkungen entstanden bei uns am Ende des siebzehnten und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die sogenannten pietistischen Bewegungen, über die uns ein

gerechtes Urtheil durch die vorhandenen Berichte äußerst erschwert ist *).

Die neu entstandene, damals mit dem Namen „Pietisten“ bezeichnete Partei trat zuerst in Zürich hervor, gewann aber einen ungleich größeren Umfang in Bern. So sehr sie in ihrem innern Werthe und in der Art ihres Auftretens unter sich verschieden war: so sind doch einige gemeinsame Tendenzen bemerkbar; kamen sie alle darin überein, daß die gewöhnliche kirchliche Gemeinschaft zum gottseligen Leben nicht hinreiche, daß die Landeskirche im Gegentheile vielfach vom Weltsinne afficirt sei: so giengen die meisten noch viel weiter, indem sie die Trennung von der äußeren Kirche zu einer Hauptbedingung eines neubelebten Christen machten, und also geraden Weges zum Separatismus führten. Eine neue Kirche wollten sie nicht stiften; sondern sie vereinigten sich alle in der festen Erwartung: das tausendjährige Reich werde bald auf der Erde anbrechen, und hiemit allen sichtbaren Kirchen ein Ende machen. Weil aber eine gewisse Confession, an der sich die Glaubensgenossen bald erkennen können, doch allezeit durch die Natur der Sache nothwendig wird: so wählte man als ein solches Unterscheidungszeichen die Lehre von der Wiedergeburt, die man dann bald genug auf eine sectirische Weise bestimmte, und gewissermaßen zur religiösen Cokarde entwürdigte; nicht selten sah man gewisse Geberden und Zuckungen als das sicherste Kennzeichen innerer Umgestaltung an, und verfiel sofort wieder in eine Religion des Fleisches, der man doch eben zu entfliehen meinte. Muralt, Güldi, Knecht, Roth, Lutz, Müller waren zu Bern die bekanntesten Namen in der religiösen Bewegung; am kräftigsten unter ihnen trat Samuel König, Prediger am Spital, hervor. Ihn und seine Partei charakterisiren wir vielleicht am besten mit einem Briefe, den er nach seiner Verbannung nach Bern schrieb **) (1700).

*) Außer verschiedenen gedruckten und ungedruckten Materialien in der Mülinenschen Bibliothek benutzte ich auch die freilich in jeder Beziehung sehr oberflächliche Schrift von Leonh. Meister „Helvetische Scenen der neuern Schwärmerei und Intoleranz“, 1785; und Hottingers Kirchengeschichte.

**) Aus einer handschriftlichen Sammlung Pietistica Bernensia, 1698—1701.

——— „O mein lieber, lieber Hr. Kocher, was thut Gott mit an meiner Seelen! O wie muß ich zerfließen und im Staub in Demuth liegen, wann ich an die liebesvolle Heimsuchung Gottes gedenke; Gott ist auch zu mir kommen; Er suchet auch mich heim; Er will auch in meinem Fleisch geoffenbaret werden. —— Er sündert mich ab, damit ich dem Herrn allein zugehöre. —— Er hat mir durch gewaltsame Ausstoßung das Mahlzeichen des Thieres (damit ich mich wahrlich durch angenommene, geistlose Handauflegung und Menschen-Namen, dem ich mich unterworfen, unterschrieben und zugeschworen, erschröcklich besudelt habe ——) gleichsam abgenommen und ausgetilgt, und nun schreibet Er den Namen des Vaters an meine Stirn. —— Ja, was thut nicht mein König und mein Gott auch durch mich an anderen. —— Der Freund ist nahe, sein Reich blühet, und das Hohelied 2. wird erfüllt. Mein Gott offenbaret in mir seinen Sohn mit mehrerer Kraft und voller Salbung, und sein Zeugniß gehet mit Macht aus seinem Munde. Die Feinde toben zwar und verjagen mich; wie ich dann nun allbereit fünfmal hin banniſirt worden; aber unwissend helfen sie mir in das Allerheiligste Gottes und zum apostolischen Dienst; dessen rühmet sich mein Glaube vor dem Herrn.“ —

„Was lebet Ihr nun, mein lieber Freund, wachset auch Ihr in Christo, oder wollet Ihr annoch von eitel Schwachheiten klagen, wie die Pharisäer zu thun pflegen? —— Prüfet wohl, was für Hindernisse Euch aufhalten, und wo der böse Wurm stecke, der Euch heimlich den Saft des Lebens wegfrisset? Mein l. Bruder, Ihr habt wahrlich noch die einten und anderen Absichten neben Christo und seinem Reiche; die Schmach Christi und die lautere Gemeinschaft unter dem Haß der Welt ist Euch nit völlig lieb. Der Gewinn einer verhoffenden guten Pfrund machet Euch das eine und andere zu meiden und zu scheuchen und zu verschweigen, und machet Euch Menschengunst zu suchen, und Euch den Menschen zu akkommodiren und gleich zu stellen, und Ihnen zu flattiren. Prüfet Euch vor Gott in Christo, ob dessen nit mehr wahr sei als ich sage. Zum andern, so klebet Ihr viel zu viel an menschlichen Büchern, und gehet nit mit Ernst ein in Christum; Ihr wollet nit recht gründlich demüthig werden vor

Christo, und Euch einzig von ihm lehren lassen. Zum dritten, so ist wahrlich Euer Geist nicht recht in dem Einigen, sondern zerstreut, beladen, gebunden; und wann Ihr schon oftmals etliche Funken der Gnad sammelt, so schüttet Ihr Wasser des Geschwätzes und zerstreuter Sorgen darauf. Ihr seid gar merklich ausgekehret, nit in das Centrum des Herzens Gottes zusammengehalten. Eure Seel ist nit eine stille Magd vor dem Herrn; Eure Wasser sind trüb und nit klar und still; dannenher kann die Sonn der Gerechtigkeit nicht recht auf Euch leuchten. Neben dem weil Ihr in alle die Babylonische Ordnung Euch gefangen nehmen lasset, so zeiget Ihr, daß Ihr nicht des Glaubens gelebet, sondern den Stab des Brotes bei den Menschen suchet. — — Ich will jetzunder nichts sagen, daß Euer ganzes Studentenleben, Studiren, Examiniren, Handauflegen, Pfarrer werden, Predigen machen, nur babylonisch und geistlos ist, wider und ohne Christi Geist und Willen, ja Euer ganzes Examinaten-Wesen und Klosterleben ein ungöttlich Antichristenthum ist, in welchem so lang Ihr stecken und Euerm ungöttlichen Predigtamt nit gänzlich absagen werdet, ja protestiren, daß Ihr zum Predigtamt nit tanget, sondern von Menschen seid gelehrt worden, Kaufmannschaft zu treiben — so könnt Ihr unmöglich Progreß machen in dem wahren Christenthum. — — Ich bin unwillig, ja recht hungrig, Euch auch etwas geistliche Gaben mitzutheilen" u. s. w.

Auch in diesem Schreiben, wie so oft bei ähnlichen Richtungen, sehen wir, wie eine an sich göttliche und ewige Wahrheit in den Händen der Menschen verdunkelt und zur Mißgestalt werden kann, und wie ein ursprünglich edles und tiefes Gemüth im höchsten religiösen Schwunge doch der gefährlichsten Verweltlichung anheimfällt: einem hochmüthigen, geistlichen Despotismus, der — wo er herrschend wird — allerdings die Ordnung in Kirche und Staat untergräbt.

Die Verachtung aller wissenschaftlichen Erkenntniß, weil man nur eine unmittelbare, göttliche wollte — trat uns als ein gefährliches Symptom der Sekte schon in dem obigen Briefe deutlich entgegen. Noch unverholener spricht sich der Candidat Knecht in einem Briefe aus: „Letzlich muß ich dir auch etwas neues schreiben, daß ich nämlich seit dem 12. Jänner (1700) durch vorhergehende, göttliche Ueberzeugung und

kräftigen Trieb gezwungen, das Studententhum sammt allem Zugehörigen gänzlich aufgegeben und von mir abgelegt habe; wofür ich denn Gott meinem Heiland als meinem obersten Lehrmeister und Professor, der nicht irren kann, herzlich danke."

Bemerkenswerth ist, wie König über die Reformation denkt, und auch hier Wahres und Falsches fanatisch vermischt: „Da Ihr Euch — so schreibt er in seinem Buche „der Weg des Friedens" — auf die Reformation stützt, so ist zu wissen, daß sie zwar wider etliche grobe Irrthümer des Pabstthums glücklich den Sieg erhalten, aber das rechtschaffene Wesen des Reichs Gottes ist annoch verborgen geblieben. Es war der Anbruch des Lichts, aber nicht der helle Mittag. Die Obrigkeit nahm des Pabstes Platz ein, trieb das Wort durch ihre Macht, nahm das Schwerdt zur Hand, sah mehr auf das Aeußere als auf das Innere, handelte mehr nach der Politik und eigenwilligen Vernunft als nach Gottes Herz und Mund in dem heiligen Geist, und nahm mehr ihren Vortheil in Beraubung der alten Stiften in Acht als Gottes Sache. Die Reformatoren suchten eigene Ehre, Namen und Ansehen, waren neidisch und wortstreitig, verfaßten allzufrüh ihre Lehrsätze, nöthigten die Obrigkeiten auf ihre Lehre zu schwören. Kirchen und Schulen wurden bestellt von denjenigen Pfaffen, so die ersten das Pabstthum verlassen hatten. Selbige, weil sie von der neuen Geburt aus Gott, von der Kreuzigung des Fleisches u. s. w. wenig hatten und wußten, so lehrten sie hievon nichts, und hinterließen solche Lernjünger, die auch das nicht hatten, was ihre Lehrer hatten. — Bei dem allem wurde das innere Pabstthum des Herzens nicht aufgehoben. So laßt uns denn mit dem wiederkehrenden Israel sagen: „Unsrer Väter Arbeit, die wir von Jugend auf gehalten haben, müßt mit Schanden untergehn. Denn das, worauf wir uns verließen, ist uns jetzt eitel Schande." —

Unter den Häuptern des Staates und der Kirche verstand es niemand, die aufstrebende Richtung in ihrer eigentlichen Quelle und ihrer theilweisen Berechtigung wahrhaft zu würdigen, und sich ihrer geistig zu bemächtigen. Aber dazu wäre erforderlich gewesen, daß die Kirche ihre Gebrechen und Lücken anerkannt, und den sektirischen Hochmuth durch Demuth und

Liebe überwunden hätte; allein Leidenschaft, Engherzigkeit und persönliche Reizung verwirrten und verhinderten jedes gedeihliche Resultat. Und so verlor die Kirche jeden sichtbaren Erfolg einer Bewegung, die unter einer anderen Leitung zu ihrer Wiederbelebung hätte führen können. Man zog es vor, mit der Staatsgewalt einzuschreiten, und die Verbannung wurde das Loos aller derer, die in Lehre oder Leben sich von der Staatskirche trennten oder unterschieden. — In Zürich, Bern, im Toggenburg und in Appenzell verfuhr man auf diese Weise; und die gewaltsam unterdrückte Richtung äußerte sich nur noch in konvulsivischen Verirrungen. Es kamen gichterische Verzückungen vor, z. B. einer Elisabeth Künzli von Winterthur, deren Zustand aber — wie es scheint — mit dem Somnambulismus Aehnlichkeit hatte. — Der entschiedenste Separatismus sprach sich zu Basel in einer von Meville und Fäsch unterzeichneten Schrift aus: „Wir reden — heißt es — mit den Geistlichen und von ihrer falschen Gottesgelehrtheit. Sie sagen, sie verkündigen das Wort Gottes, aber es ist ihr eigen Wort; sie laufen, obschon sie von Gott nicht gesandt sind. Von der Welt haben sie ihren Beruf; denn sie sind von der Welt, und die Welt bezahlt sie auch reichlich für ihr leeres Geschwätz. — Dieser ganze Gottesdienst ist eitel und von Gott verworfen; darum wir mit demselben keine Gemeinschaft haben können.“ — In Schaffhausen verbreitete Elisabeth de Clairmont *), vorher Kammerjungfer in einem Berner-Hause, schwärmerische Erwartungen des tausendjährigen Reiches; ihre Phantasie hatte sich an Böhmes Schriften erhitzt, sie selbst schrieb über die Alchymie. Als sieben Geistliche, welche behaupteten, daß zwei von ihnen göttliche Offenbarungen hätten, des geistlichen Standes entsetzt wurden (1717), entstand eine kirchliche Separation, die erst spät erlosch.

In ein von den obigen Erscheinungen sehr verschiedenes Gebiet gehört der Fanatismus, welcher in roher, verbrecherischer Gestalt im Dorfe Brüggeln im Canton Bern einriß. Zwei Brüder, Hieronymus und Christian Kohler, gaben sich für Propheten aus, kündigten den nahen Tag des Weltgerichtes an, verdammten die Kirche, und erlaubten sich die wildesten

*) L. Meister. S. 124.

Ausschweifungen unter dem Vorwande, sie stehen nicht mehr unter dem Gesetze des Fleisches. Wiederholt aus dem Lande verjagt, schlichen sie sich immer wieder ein und begannen ihr freches Spiel von neuem, bis der eine von den Brüdern, Hieronymus, in Biel gefangen genommen und zu Bern hingerichtet wurde (1752).

Nicht ohne einiges Bedenken und Widerstreben konnte ich mich dazu entschließen, über die bezeichneten religiösen Bewegungen hier zu sprechen, weil ich nur zu wohl weiß, wie leicht das Heiligste profanirt, in's Alltägliche hinabgezogen wird, sobald man dasjenige zur Streitsache macht, was doch seinem Wesen nach über jeden menschlichen Streit erhaben ist; weil es unser Gemüth in eine Lebenssphäre erhebt, wo der irdische Unfriede keine Stätte und keine Gewalt mehr haben soll. Allein es sind jene Ereignisse nun einmal doch schon historisch geworden, können darum aus der Geschichte nicht mehr weggewiesen werden; und dann beweisen es ja die Erfahrungen unserer Zeit, daß die jenen Regungen zu Grunde liegenden Elemente und Veranlassungen oft nach langen Pausen immer wieder zum Vorschein kommen, bis sie ihre endliche Lösung gefunden haben. Darum ist heut zu Tage die Forderung wohl schwerlich zu umgehen, über jene religiösen Fragen zu einer Ueberzeugung zu kommen. Und mein sehnlichster Wunsch ist es, auf dem hier betretenen, historischen Wege zur Lösung jener wahren Zeitaufgabe mitzuwirken, damit nur nicht das mannigfach sich kund gebende Leben in Vereinzelung und liebloser Zersplitterung sich nutzlos erschöpfe! —

Was wir bei den Bewegungen des sogenannten Pietismus in der Schweiz vermißten: das war eine hervorragende religiös und geistig hochbegabte Persönlichkeit, welche ein ordnender und läuternder Mittelpunkt für jene Bestrebungen hätte werden und sie zum Heile der Kirche verwenden können. Eine Persönlichkeit von dieser Bedeutung griff gegen die Mitte des Jahrhunderts thätig in unsre religiösen Zustände ein, und wurde der Anhaltspunkt für viele Unbefriedigte; ich spreche von Zinzendorf, der für das religiöse Bedürfniß damals einen neuen oder bisher noch nicht so ausgesprochenen Ausdruck fand. In unserm Vaterlande schlossen sich nicht wenige offen an ihn an, und noch weit mehrere fanden im Stillen in seiner Richtung

Liebe überwunden hätte; allein Leidenschaft, Engherzigkeit und persönliche Reizung verwirrten und verhinderten jedes gedeihliche Resultat. Und so verlor die Kirche jeden sichtbaren Erfolg einer Bewegung, die unter einer anderen Leitung zu ihrer Wiederbelebung hätte führen können. Man zog es vor, mit der Staatsgewalt einzuschreiten, und die Verbannung wurde das Loos aller derer, die in Lehre oder Leben sich von der Staatskirche trennten oder unterschieden. — In Zürich, Bern, im Toggenburg und in Appenzell verfuhr man auf diese Weise; und die gewaltsam unterdrückte Richtung äußerte sich nur noch in konvulsivischen Verirrungen. Es kamen gichterische Verzuckungen vor, z. B. einer Elisabeth Künzli von Winterthur, deren Zustand aber — wie es scheint — mit dem Somnambulismus Aehnlichkeit hatte. — Der entschiedenste Separatismus sprach sich zu Basel in einer von Meville und Fäsch unterzeichneten Schrift aus: „Wir reden — heißt es — mit den Geistlichen und von ihrer falschen Gottesgelehrtheit. Sie sagen, sie verkündigen das Wort Gottes, aber es ist ihr eigen Wort; sie laufen, obschon sie von Gott nicht gesandt sind. Von der Welt haben sie ihren Beruf; denn sie sind von der Welt, und die Welt bezahlt sie auch reichlich für ihr leeres Geschwätz. — Dieser ganze Gottesdienst ist eitel und von Gott verworfen; darum wir mit demselben keine Gemeinschaft haben können.“ — In Schaffhausen verbreitete Elisabeth de Clairmont *), vorher Kammerjungfer in einem Berner-Hause, schwärmerische Erwartungen des tausendjährigen Reiches; ihre Phantasie hatte sich an Böhmes Schriften erhitzt, sie selbst schrieb über die Alchymie. Als sieben Geistliche, welche behaupteten, daß zwei von ihnen göttliche Offenbarungen hätten, des geistlichen Standes entsetzt wurden (1717), entstand eine kirchliche Separation, die erst spät erlosch.

In ein von den obigen Erscheinungen sehr verschiedenes Gebiet gehört der Fanatismus, welcher in roher, verbrecherischer Gestalt im Dorfe Brüggeln im Canton Bern einriß. Zwei Brüder, Hieronymus und Christian Kohler, gaben sich für Propheten aus, kündigten den nahen Tag des Weltgerichtes an, verdammten die Kirche, und erlaubten sich die wildesten

*) L. Meister. S. 124.

seinem zartesten Alter weder vorzugsweise Lehre noch Gebot, sondern Glück und Freude des Herzens. Was seine Seele am tiefsten ergriff, so daß es für sein ganzes Leben bestimmend blieb, war die Ueberzeugung, daß der Heiland unser Bruder und für uns gestorben sei; und so gewöhnte er sich schon damals an einen stillen, innigen Freundesumgang mit dem unsichtbaren Erlöser; „denn (meinte er) mit dem Bruder dürfe ja jedermann brüderlich umgehn, und brauche sich nicht zu scheuen, ihm alles, wenn es auch noch so gering wäre, vorzutragen.“ — So bildete sich in Zinzendorfs junger Seele diejenige Seite des christlichen Bewußtseins aus, wo unser persönliches Verhältniß zum Erlöser, Liebe und Gegenliebe, zum Mittelpunkte und zum Kerne gemacht wird, und wo jede Regung des Lebens, jede Anschauung des Geistes, jedes Gefühl sofort die Beziehung auf jenes Centrum nimmt. Dies wurde das beherrschende Gefühl in Zinzendorfs ganzem Leben und in der von ihm gestifteten Gemeinde; dies allein giebt uns den inneren Schlüssel für seinen Glauben und für das Werk seines Glaubens. Diese Richtung war aber in dieser Gestalt eine wesentlich neue; genährt und gehoben durch eine religiöse Lebensfülle, welche manchem suchenden Gemüthe zumal in jener dürren Zeit ein neues, beglückendes Dasein eröffnete, und für die Ausbreitung des Christenthums in der Ferne ihren innern Werth und Beruf bewährte. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, daß Zinzendorfs ausgedehnteste Wirksamkeit gerade in die Zeit fiel, wo Voltaire anfieng, der Genius der Weltbildung zu werden; und stärker als in diesen beiden Persönlichkeiten konnten sich jene zwei verschiedenen Richtungen nicht aussprechen: hier die hochmüthigste Verstandestyrannei, dort das innigste Gefühlsleben. Und soviel steht allerdings außer Zweifel, daß ein in Zinzendorfs Sinnesart ganz aufgehendes Gemüth allen Gefahren des Voltairischen Unglaubens unzugänglich ist; weil diese Gesinnung auf einem völlig verschiedenen inneren Lebensgebiete beruht. Auch wurde Zinzendorf hierüber sehr frühe mit sich eins: „Was ich glaubte — sagt er — das wollte ich; was ich dachte, das war mir odios; und ich faßte damals gleich den firmen Schluß, den Verstand in menschlichen Dingen so weit zu brauchen als er langte, und mir ihn so weit aufklären und schärfen zu lassen,

als es nur immer damit könnte getrieben werden; in geistlichen aber bei der im Herzen gefaßten Wahrheit so einfältig zu bleiben, daß ich sie zum Grund aller andern Wahrheiten legen, und was ich nicht aus ihr deduciren könnte, gleich wegwerfen wollte. Und das ist mir geblieben bis diesen Tag."

Im eilften Jahre kam er in das Pädagogium in Halle unter die Leitung Frankes, und schon hier zeigte sich sein religiöser Trieb, indem er mehrere seiner Mitschüler zu erbaulichen Versammlungen zu vereinigen wußte. Mit einigen Gleichgesinnten schloß er den Orden vom Senfkorn, eine christliche Verbindung, deren Benennung die Hoffnung auf eine allgemeinere Verbreitung aussprach. Hier in Halle war es auch, wo er sich eng und für das ganze Leben an den Studiengenossen Friedrich von Watteuwyl aus Bern anschloß; in dieser persönlichen Verbindung lag für Zinzendorf die erste Berührung mit der Schweiz, die späterhin ebenfalls ein Feld für seine Aussaat werden sollte.

Seine Gesinnung und Tendenz war im Ganzen schon entwickelt und entschieden, ehe der mindeste Anfang mit der Brüdergemeinde d. h. mit derjenigen Anstalt gemacht war, als deren Stifter und Typus wir den Grafen betrachten können. Die äußere Veranlassung hiezu waren bekanntlich die Reste der alten böhmischen und mährischen Brüdergemeinde, die sich vor der Reformation zur Zeit Hussens gebildet hatte. Abkömmlinge von dieser alten evangelischen Glaubenspartei fanden auf Zinzendorfs Gütern eine Zuflucht, und bildeten den noch schwachen Ansatz zu den nachher so ausgebreiteten Brüdergemeinden. Zinzendorf wußte durch seinen alles überwiegenden Einfluß der ganzen Stiftung ihr besonderes Gepräge zu geben, und diejenige Seite des Christenthums, in welcher er selber mit ganzer Seele aufgieng, auch in der Gemeinde zur unbedingt vorwaltenden zu machen. Das Eigenthümliche der Brüdergemeinden, als einer historischen Erscheinung, und ihr Verhältniß zum Staate können wir nur dann ganz verstehen und würdigen, wenn wir sie als einen christlichen, protestantischen Orden ansehen. So war merkwürdiger Weise zum ersten Male auf den Boden des Protestantismus dasjenige verpflanzt, was die Reformation in einseitigem Eifer aufgelöst hatte, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen: der Geist christlicher Orden. Nur ist das Eine wohl zu merken — um jedem Miß-

verstande vorzubeugen — daß Zinzendorf keineswegs die katholischen Orden nachahmen wollte. Was er stiftete, war durchweg eine protestantische Pflanzung, aus protestantischer Gesinnung ohne alle Planmäßigkeit durch die Gunst der Umstände erwachsen: ein Orden in ächt protestantischem Geiste, und wie alles Große und Bleibende in der Geschichte war er nicht aus kluger Ueberzeugung und Verabredung hervorgegangen, sondern unter sichtbarer Begünstigung der Vorsehung aus unscheinbaren Anfängen zu einer hohen Bedeutung gestiegen. Zinzendorf selbst hatte im Wesentlichen diese Ansicht über seine Stiftung, wenn sich auch der von mir gebrauchte Ausdruck bei ihm nicht findet; er spricht es an mehreren Orten aus, daß seine Gemeinde nur ein Salz sein solle, das sich einst, wenn die Zeit dazu gekommen sei, wieder in dem gesammten Körper der Kirche auflösen solle. An eine neue Confession dachte er nicht von ferne; vielmehr gelang ihm zum ersten Male, verschiedene christliche Glaubensbekenntnisse in Einer und derselben Verbindung zu vereinigen; denn es gab bekanntlich mährische, lutherische und reformirte Brüdergemeinden. „Was meinen Generalplan betrifft — sagt er — so habe ich gar keinen, sondern gehe dem Heilande von Jahr zu Jahr nach, und thue was ich soll, doch gerne. So z. B. habe ich einen Plan, des Heilands Testament (Joh. 17) so viel mir möglich ist, durch Gnade ausführen zu helfen, damit die zerstreuten Kinder Gottes allenthalben in Ordnung zusammen kommen, wo sie leiblich beisammen sind, nicht in's mährische, sondern in's allgemeine Band der Gemeinschaft, dahin endlich Secta moraviea auch soll.“ — Noch deutlicher sprach er sich in seinen letzten Jahren aus: „Die Brüdergemeinde sei als eine Anstalt zu betrachten, welche besondern Zwecken der Vorsehung diene, nicht aber für jeden Menschen zum Seelenheil erfordert werde; nicht wer überhaupt selig werden wolle, sondern wer zu diesem besonderen Wege, das Heil zu erlangen, seinen Beruf darthue: der sei in die Gemeinde aufzunehmen.“ — Aber gerade dieser umfassende, großartige Gesichtspunkt Zinzendorfs, gerade diese unbeschränkte ächt christliche Toleranz, wodurch er für Menschen von der verschiedensten Stellung und Farbe zugänglich wurde — gerade dies gab den Eiferern und beschränkten Beschränkern in allen Parteien den ergiebensten Anlaß zu An-

klagen und Unwillen. Hierin offenbarte sich auch bald der Unterschied der Zinzendorfschen Richtung von der eigentlich sogenannten pietistischen, gegen deren Einseitigkeit und methodistische Engherzigkeit Zinzendorf sich einige Male aufs stärkste äußert. Nicht minder ergab sich die Differenz, die ihn von der finstern Schroffheit der englischen Puritaner trennte; in Amerika wurde er nebst seiner Tochter sogar als Sabbathschänder durch die Puritaner gestraft, weil er am Sonntage ein geistliches Lied niedergeschrieben hatte, was als Arbeit angesehen wurde.

Sein ganzes Leben bietet uns das Bild einer unverrückt auf ihr Ziel gerichteten, unablässigen Thätigkeit; in alle Kreise der menschlichen Gesellschaft, in die glänzendsten und die verachtetsten ist sein Einfluß gedrungen; mit Königen hat er verkehrt und mit gemeinen Bauern aus Mähren, mit Katholiken und Protestanten, mit Geistlichen, mit Zeloten, mit Sektirern — allen suchte er alles zu werden, und doch nie in dieser Mannigfaltigkeit die höhere Einheit zu verlieren. Daß die Hindernisse sich zuweilen von allen Seiten mit einer fast erdrückenden Gewalt gegen ihn häuften, hat ihn nie gebeugt, nie die Quelle seines religiösen Schwunges zum Versiegen gebracht. „Er war — wie sein Biograph treffend bemerkt — ein Staatsmann erhabener Art, wie der Fürst und das Reich ihn bedingten, denen sein Dienst gewidmet war.“ — Seinen hohen Stand betrachtete er als ein Mittel, sich äußerlich für seine geistliche Wirksamkeit Bahn zu brechen. „Ich heiße — meint er — einer der Vornehmen dieser Welt; ich soll die Vorrechte davon genießen. Darum bin ich verbunden, vor andern vom Lichte zu zeugen.“ Sonst aber hielt er an Auszeichnungen dieser Art so wenig, daß er seine Tochter Benigna unbedenklich seinem Mitarbeiter Langguth verheirathet hätte, auch wenn dieser nicht von Friedrich von Wattenwyl an Kindes Statt wäre angenommen worden. — Bei seinem Ende sah Zinzendorf die Gemeinde in lebendiger Blüthe, und was in seiner Richtung tadelnswerth, verkehrt oder schwärmerisch sein mochte, das wurde nach seinem Tode von trefflichen Nachfolgern möglichst ausgereutet; es waren kranke Auswüchse eines innerlich gesunden Stammes. Und bemerken wir den gesegneten Fortgang, den die Gemeinde besonders unter den Heiden

gehabt, und wie sie ein Jahrhundert hindurch in Europa sich ehrenvoll behauptet hat: so kann man auch auf diesem weltlichen Standpunkte seine Grabschrift nicht in Abrede stellen: „Er war gesetzet, Frucht zu bringen und eine Frucht, die da bleibet!“ —

Zu wiederholten Malen hatte Zinzendorf für längere oder kürzere Zeit in unserm Vaterlande sich aufgehalten; Montmirail am Neuenburgersee blüht noch jetzt als seine Stiftung; in Basel und Bern entstanden Gemeinden, und zahlreich waren und sind die durch die ganze Schweiz zerstreuten Anhänger. Manche behielten ihre Ueberzeugung im Stillen, um gehässigen Anfeindungen zu entgehen; selbst die Schriften Zinzendorfs und der Gemeinde lasen einige aus Furcht vor Verketzerung nur im Verborgenen. Wo dagegen in neuerer Zeit wahrhaft kirchliches Leben erwacht, da ist es weit entfernt, sich mit der geläuterten Brüdergemeinde in Opposition zu setzen.

Gegen das Ende des Jahrhunderts, als neben einem gedankenlosen, äußeren Glauben und einem immer weiter um sich greifenden Unglauben auch ein dem Zeitgeiste sich akkomodirender Vernunftglaube in der Schweiz Wurzel faßte: suchte eine große Zahl von denen, welche mit den Modegötzen nichts gemein haben wollten, in den Schriften Jung-Stillings einen Wegweiser durch die Verwirrungen des Zeitalters. Und es ist unumstößliche Thatsache, daß Stillings Einfluß in dieser Hinsicht für viele eine geistige Rettung und Segnung war; allein zu einer nachhaltigen Wirkung auf größere gebildete Kreise war — so scheint es — jener fromme Arzt nicht geeignet; auch läßt sich nicht verkennen, daß im Gegensatze gegen die Krankheit der ganzen damaligen Richtung auch wieder manches Krankhafte und Schwärmerische sich erzeugt habe; wie ja überhaupt alle Reaktionen gegen eine herrschende Tendenz im Politischen wie im Geistigen vieles Gewaltsame und durchaus Unersprießliche mit sich zu führen pflegen. Der eigentliche Fortschritt beginnt meist erst da, wo jene Stöße und Gegenstöße sich erschöpft haben.

Achtundzwanzigste Vorlesung.

Ungleich wichtiger als Zinzendorf und Stilling ist für unser Vaterland ein Mann geworden, dessen außerordentliche Erscheinung und Wirksamkeit der Schweiz angehört: es ist Johann Caspar Lavater; sein Leben und Wirken, dessen unberechenbare Bedeutsamkeit der Unverstand und Mißverstand gleich sehr verkannt hat, verdient hier die möglichste Berücksichtigung. Denn als Mensch, als Christ und Patriot hat Lavater im vorigen Jahrhundert auf die Zeitgenossen einen Einfluß geübt wie vielleicht kein andrer Schweizer *).

Um für Lavaters Würdigung den wesentlichen Gesichtspunkt zu finden, von wo aus alles andre sein Licht erhält: darf man die Bemerkung nicht aus dem Auge verlieren, daß seine eigentliche Bedeutung keineswegs auf dem wissenschaftlichen und eigentlich gelehrten Gebiete gesucht werden darf; denn von ihm ist weder eine philosophische noch theologische Schule ausgegangen; auch für die Litteratur — so außerordentlich fruchtbar er auch als Schriftsteller war — hat er doch nichts geleistet, was als klassisch oder Epoche machend zu betrachten wäre. Zwar haben jene höchst originellen Versuche, die Physiognomik zur Würde der Wissenschaft zu erheben, damals das größte Aufsehen erregt, und er selbst hat einen großen Theil seiner geistigen und ökonomischen Kräfte an diese Aufgabe verwendet; allein frägt man nach dem Erfolge und den eigentlichen Leistungen: so dürfte man sich eher zu dem Bedauern gestimmt fühlen, daß ein Mann von so hoher Begabung einen wichtigen Theil seines inhaltschweren Lebens an ein solches im Grunde

*) Außer seinen eigenen Schriften vergleiche man die Biographien von Geßner in 2 Bänden und von Herbst in der Bibliothek christlicher Denker.

doch wohl verfehltes Bestreben hingeben konnte. Hievon also sehen wir für einmal ab, und suchen Lavaters Bedeutung auf einer andern Seite. Was ihn zum großen Menschen und Christen machte, war seine außerordentliche Wirksamkeit auf die Welt und die Menschen, sein unmittelbarer Einfluß auf die Gegenwart; und gerade für diese Aufgabe besaß er alle erforderlichen Eigenschaften; in seiner persönlichen Erscheinung lag etwas unwiderstehliches; mit Königen und mit den großen Geistern wußte er eben so wohl zu verkehren wie mit einem schlichten Landmanne oder mit den Geringsten aus dem Volke. Ich kann Ihnen dies nicht besser darthun, als wenn ich Ihnen Zeugnisse einiger seiner größten Zeitgenossen vorlege. Göthe beschreibt ihn als: „ein Individuum, einzig ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat, und nicht wieder sehen wird; zutraulich, schonend, segnend, erhebend. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Sein Geist war durchaus imposant; ein vorzügliches Wesen; man konnte sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren.“ — Herder schreibt ihm: „Dieser innere, apostolische Charakter, dies Glauben an Gott und Intuition eines himmlischen Menschen, der uns überkleiden, mit dem wir eins sein sollten, hat meine ganze Seele zu Ihnen gerissen. Was müßten Sie für ein Mensch sein, wenn das die ewige Gestalt Ihres Geistes und Herzens sein könnte.“ An Zimmermann schreibt derselbe: „Lavaters nähere Kenntniß ist mir ordentlich Erscheinung gewesen; seine Thätigkeit und ganze Existenz in der Religion ist eine von den Wahrheiten und Realitäten, die im ganzen Fortlauf der Jahrhunderte selten, und in unserm es gewiß sind. Wenn's möglich wäre, seiner zu sehr verbreiteten Thätigkeit eine bestimmte Sphäre zu geben, so müßte einer der größten Wohlthäter der Menschheit aus ihm werden. Aergerniß und Thorheit dünkt es mir, wenn irreligiöse Weise oder philosophische Theologen mit ihm sprechen, wie man jetzt spricht; d. i. daß Schatten mit einem Körper sprechen, und sich verständlich glauben. Ich glaube ihm aber noch einen schweren Gang und Tigel zubereitet, den er zu einer Läuterung durchgehen muß, wie aber nur wenige Seelen ertragen können und werth sind. Ihm auf dem Wege meines Lebens begegnet zu haben, halte ich für eine wirkliche Wohlthat meiner Exi-

ſtenz.“ — Und ein Göthe bittet ſogar: „Spreche manchmal einen Segen auf meine Büſte, daß ich auch das genieße. Ich heiße Legion; du thuſt vielen wohl, wenn du mir wohl thuſt.“ — Als Beiſpiel der anſtehmenden Theilnahme, deren er ſich in Deutſchland erfreute, erinnere ich nur an die Aufnahme, die er in Bremen fand, wo die Wache ihn gegen den Zudrang der Menge ſchützen mußte; ſpäter erhielt er einen Ruf dorthin, und ein Schiff trug ſogar ſeinen Namen. Von dem Eindrucke, den manche ſeiner Schriften machten, giebt uns der ehrwürdige, blinde Pfeffel in Colmar das anſchaulichſte Zeugniß. Lavater beſuchte nach der Herausgabe ſeiner Anſichten in die Ewigkeit den würdigen blinden Schriftſteller: „Und wer ſind Sie, mein werther Herr?“ fragte Pfeffel. „Lavater von Zürich“, war die Antwort. — „Welcher Lavater? der Diakonus, der in die Ewigkeit geblickt hat?“ — „Eben der.“ — „O mein Gott!“ rief Pfeffel und zog den Fremdling an ſein Herz — „Sie Lavater! mein Freund Lavater! O mein Gott! Setzen Sie ſich; rücken Sie doch, meine Herren; laſſen Sie mich neben ihm ſitzen.“ —

Das diene als weniges unter vielem als Beleg für die Bedeutung jenes Mannes in ſeiner Zeit. Allein bei Lavater war es auf eine bloß glänzende Laufbahn nicht abgeſehen, ſo wenig es ihm auch hätte fehlen können. Oft drangen einige ſeiner feurigſten Freunde mit dem redlichſten Eifer in ihn: er möge doch ſeine koſtbaren Talente nicht an die undankbaren Beſtrebungen für ſeinen Glauben und ſein Chriſtenthum verſchwenden. Sie verſtanden es nicht, daß eben hierin der Kern ſeiner Miſſion lag; auch ließ er ſich nicht im mindeſten durch ſolche Abmahnungen auf ſeinem Wege irre machen. Er war ſich zu wohl bewußt, wozu er geboren war. Die Menſchen aufzurufen und aufzuwecken zum Gefühle ihrer Beſtimmung, und im Chriſtenglauben den einzigen Weg dahin zu zeigen: das war Lavaters hohes und treu erfülltes Tagewerk. Er glaubte feſt an ein Göttliches in jeder Menſchenbruſt, nur daß es bei den einen gefangen iſt, bei andern im Kampfe und Drange nach Befreiung; die Herſtellung des göttlichen Ebenbildes in uns, mit andern Worten: die Wiederbelebung eines reinen und urſprünglichen geiſtigen Zuſtandes galt ihm darum als Ziel des Menſchenlebens — in der Erſcheinung des Erlö-

sers, und in seiner Hülfe fand er die Stütze für den Glauben an jenes Ziel. Für den Einzelnen wäre dies aber unmöglich ohne eine fortwährende Einwirkung von oben; darum war der Glaube an einen lebendigen, in jedem Augenblicke wirksamen, jedem ihn suchenden Menschen zugänglichen Gott ein Fundamental-Satz in Lavaters Glauben und Leben. Und so wurden diese zwei entscheidenden Sätze die Angelpunkte in seiner christlichen Ueberzeugung: der eine nämlich: Ohne Christus giebt es keine sichernde Religion, keine Gewißheit einer unsichtbaren Welt! und die andre: Wer nicht einen lebendigen, persönlichen, erkennbaren und fühlbaren Gott glaubt, der hat keinen Gott. Diesen die Welt erlösenden Glauben in allen Herzen lebendig und für alle Verhältnisse des Lebens fruchtbar zu machen: das schwebte ihm als seine große Lebensaufgabe vor der Seele; auf diesen Mittelpunkt seines Strebens bezog sich sein Umgang, seine Correspondenz, seine Schriften, seine Amtsthätigkeit, kurz sein Alles; es war dies die lebendige und befruchtende Einheit in all seinem Thun, selbst da, wo er sich dessen vielleicht nicht einmal bewußt war. Nie aber versiegte für ein so umfassendes Wirken die lebendige Quelle seines inneren Lebens; und gerade in dieser nie veraltenden, immer aus dem Innersten sich neu gebärenden Kraft und Ausströmung möchte ich die vorzüglichste Größe Lavaters erkennen. Sein sonst so großartiges Glaubensleben war — es ist nicht zu läugnen — von einer fremden, störenden Beimischung nicht frei; indem er nämlich die Gränzen dessen, was dem Christen im umschränkten Leben möglich ist, überschreitend, mit einer ungemessenen Sehnsucht schon ein Schauen im Lande des Glaubens erwartete. Auch von Zinzendorf lesen wir einzelne Laute der Sehnsucht nach dem Glücke eines Thomas, d. h. nach dem (wenn auch nur inneren) Tasten und Greifen und Schauen des Uebersinnlichen; doch sehen wir sein Verlangen immer sofort in gläubige Ergebung verklärt. Nicht so bei Lavater, der in der Verirrung einer solchen Erwartung leider viel zu lange verharrte, und sich damit unsäglich geschadet hat; daher sein Freund Cunningham mit vollem Rechte seine Begierde nach mehr Offenbarung „Thomas-Zweifel“ nannte. Auf unserm rein historischen Standpunkte können wir über jenen Abweg Lavaters unser entschiedenes Bedauern aussprechen, ohne

daß die Größe seiner Person und Sache darunter litte; auch hat er dafür genug gebüßt; das Heer seiner Feinde mißhandelte ihn so, daß Stolberg ihm schreiben konnte: „Ich erwartete deine Stirne, dein ganzes Gesicht gefurcht zu finden; du bist oft unter Räuber und Mörder gefallen.“ — Wenn er augenscheinlich jenes Wort seines Meisters: „Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben“ zu versäumen schien, so war wohl eben diese Erfahrung einer jener Tigel zur Läuterung, wie ihn Herders ahnungsvoller Geist vorausgesagt; im Vollgenusse des höheren Lichtes wird sein dürstender Geist sein Genüge gefunden haben. Treffend ist das Wort seines Freundes: „Ein berufener Verkünder sollte er sein, und war es allerdings; aber zu einem auserwählten lebendigen Zeugen stand er noch sich selbst im Wege.“ — Ein Verkünder aber war und blieb er für Tausende, ein Verkünder wie wenige damals. „Lavater — sagt auf einem sehr verschiedenen Standpunkte Friedrich von Schlegel — ist unter den Suchenden des achtzehnten Jahrhunderts der vortrefflichsten und der merkwürdigsten einer.“

Obwohl Lavater gewissermaßen dem gebildeten protestantischen Europa angehörte, so schadete dies seinen nächsten Pflichten für sein engeres Vaterland nicht im mindesten; er that auch hier, was ein anderer mit ungetheilter Kraft nicht leicht geleistet hätte. In der ganzen reformirten Schweiz sind bei sehr vielen seine Nachwirkungen noch fühlbar, in Zürich selbst, wo er doch die bittersten Gegner und Neider hatte, wird seiner noch oft in Dank und Liebe gedacht.

In seiner kirchlichen Wirksamkeit, die ein Muster von Hirtentreue war, hat besonders ein Akt eine universellere Bedeutung; Lavater fühlte sich berufen, an der Synode der Zürcherischen Geistlichkeit ein Warnungswort gegen die Richtungen auszusprechen, welche das Fundament der Kirche zu untergraben drohten; und dieser Wächterruf aus einer Zeit, wo so viele schlummerten oder schliefen, ist eins der bemerkenswerthesten Zeichen jener Zeit: „Entnervung und Ausleerung des apostolischen Christenthums — so sprach er unter anderem — verbreiten sich so augenscheinlich, daß uns nicht für die Sache des Christenthums überhaupt — denn gegen diese werden alle Mächte der Hölle nichts vermögen — bange sein muß, wohl aber für die Ruhe, für die Tugend, für den trostvollen Glauben,

für die weltüberwindende Hoffnung so vieler einzelner Glieder unsrer Kirche und unsers Vaterlandes bange sein muß! — Heißt dies alles uns nicht wachen, reden, Hand anlegen über unsers Herrn Sache? — Ein Christenthum, das zwischen Christus und die Christenheit auf Erden eine unübersteigliche Kluft befestigt, die alle Anbetung seiner Person zur Thorheit, und alles Zutrauen zu Ihm selbst zur Schwärmerei macht, ein solches Christenthum — so fein es immer ausgesponnen sei — ist ein Antichristenthum. — — O theure Väter- und Brüderschaar, wie weit wär' es mit uns gekommen, wenn unser einer sich fürchten müßte, mit Freimüthigkeit von Jesu Christo zu zeugen. Wie weit wär' es gekommen, wenn in diesen Tagen der Freiheit nur der Sklave sein müßte, der sich durch Christum zur Freiheit berufen fühlt, wie weit gekommen, wenn alle alles wider Christum reden und schreiben und lesen dürften, und das, was für Ihn wäre, den mindesten Anstand fände. — Alle Weisheit wider Christum ist Thorheit; alle Gelehrsamkeit und Kritik und Sprachkunde vermag nichts wider, alles nur für Christum." — Dies sind nur wenige Worte aus jener Rede, die jeder ganz lesen muß, der mit dem damaligen Zustande der Theologie bekannt ist; Lavater gehörte zu den seltenen Menschen, die das Feuer kommen sehen, ehe die Flammen über dem Dache zusammenschlagen; allein die Kurzsichtigeren hielten für Ueberspannung, was über ihrem Horizonte lag.

Berücksichtigen wir nun die politische Seite in Lavaters Wirksamkeit, so fällt uns nirgend mehr als hier die völlige Schiefheit des Gemeinplatzes auf, daß die religiöse und politische Ueberzeugung völlig von einander unabhängig sein sollen. Zwar hat sich vielleicht Lavater nie über die großen politischen Streitfragen des Tages Rechenschaft gegeben; es lag dies außer seinem Kreise; allein eingewirkt auf das politische Treiben, nur freilich von höherem Standpunkte aus, hat Er in ausnehmendem Maße. Er warnte und strafte, als man schlummerte, er versöhnte, als man stritt, er züchtigte unerschütterlich, als man frevelhaft umstürzte.

Sein erstes politisches Auftreten bewies schon zur Genüge, daß keine gewöhnliche Seele in ihm wohne. Ein Zürcher-Landvogt, Grebel, hatte sich während seiner Verwaltung die

gröbsten Ungerechtigkeiten erlaubt; so sehr auch ein solches Benehmen ganz gegen den Geist der zwar strengen, aber gerechten Obrigkeit verstieß, so wagte doch Niemand eine Anklage; denn der ungerechte Landvogt war der Tochtermann des Bürgermeisters, der zwar allgemein geliebt war, den aber keiner durch die Anklage kränken oder reizen mochte. Da beschließt der 21jährige Lavater (1762), mit seinem Freunde, dem Maler Heinrich Füßli, vereint, den vornehmen Verbrecher nicht ungestraft zu lassen. Zuerst suchte Lavater den Landvogt, der bereits wieder ein Mitglied der Regierung war, zur Vergütung seines Unrechts zu bewegen. Er schrieb ihm: „Mit Zittern ergreif ich die Feder an dich zu schreiben, Tyrann, Bösewicht, Heuchler, Ungerechtester aller Richter, Gottesspötter, Meineidiger. — — Meinst du denn, daß Gott noch lange zusehen werde? Nein, das Urtheil ist bestimmt; die Zeit seiner Rache eilet; sie entblößet ihren Arm wider dich. Doch vielleicht kannst du ihr zuvorkommen; gehe, eile, erstatte! Wirst du aber meine Warnung verachten, so wird über dich kommen, was du nicht glaubest; so will ich und andre wackere Bürger wider dich aufstehen, und Rache wider dich begehren. — Wie viele hast du gestraft, welche nicht gesündigt hatten? Von wie vielen Verbrechern hast du Gaben genommen? Wie viele hast du gezwungen, sich deiner Sünden theilhaftig zu machen? — Hast du nicht allenthalben Stricke gelegt, daß die Unschuldigen fielen, deinen Seckel zu füllen? — Wie viele Waisen hast du nicht gezwungen, das Gut ihrer Eltern zu verpfänden, damit es dir in die Hände fiel; weil sie deine Bosheit kannten? Hast du ihre gesiegelten, bezahlten und wieder zerrissenen Testamente vergessen! Lebt nicht der Knecht der Ungerechtigkeit noch, dessen Mund du mit Gold zu ungerechten und gottlosen Richtersprüchen öffnetest, und mit Gold zur Erduldung deiner Abscheulichkeit schlossest? Hast du den Vater vergessen, den du zwangst, unschuldig in die Verbrechen eines lüderlichen Sohnes zu treten? — Betrachte den Schrank, den deine Gottlosigkeit mit Silber und Pracht füllte — siehe aber auch die Haufen derer an, die über dich seufzen, weil du sie zehnfach strafest! Vergiß nicht, daß sie noch leben! — Ich gebe dir zwei Monate Zeit; gieb ein Zeichen des Lebens von dir. Entweder gieb deinen Raub zurück, oder erwarte deine Gerichte. — For-

derst du aber nicht Rache wider mich, und giebst deinen Raub nicht wieder, so ist dein Urtheil unwiderruflich gesprochen; du sollst, so wahr Gott lebt! mit äußerster Schande gebrandmarkt ein Opfer der Gerechtigkeit werden.“ — Der Landvogt entsprach nicht, und nun ließen Lavater und Füßli, die noch nicht öffentlich aufzutreten wagten, in der Nacht eine gedruckte Klageschrift in die Häuser der angesehensten Regierungsglieder legen; das Motto war: „Du, Brutus! und du schläfst? ach — wenn du lebtest!“ — „Wehe mir — beginnt Lavater — daß ich unter einem Volke wohne, unter dessen Landvögten Tyrannen sind, und dessen Richter die Ungerechtigkeit zudecken! — Ach, er gehet noch frei herum; er bleibt Bürger, er geht in den Rath, wo die Väter des Vaterlandes von dem Wohl desselben sich unterreden; er, den die ganze Bürgerschaft verabscheut! — Schläfst du denn Escher und Leu! schläfst du denn Nüscheler und Schwarzenbach! Orell, und du selbst Heidegger! Hirzel und Schinz! schlafet ihr alle, ihr Patrioten, ach, daß ihr lebtet! Seid Männer, seid Bürger, seid Väter des Staats. — Du aber, Verabscheuungswürdiger! ich werde nicht schweigen, nicht ruhen, bis du deinen Raub zurückgegeben, und als ein faules Glied unsers Staates abgehauen bist.“ — Es ist wahr, die Form in Lavaters Verfahren war ungesetzlich; darin hatte er in der reinsten Absicht gefehlt; wenn nun aber einige Regierende sich über diesen formalen Fehler ereiferten, so hätten sie nicht vergessen sollen, daß ihr eigener feiger Schlummersinn die stärkste und erste Anklage verdiente; sonst würden sie Lavatern seinen illegitimen Schritt erspart haben. — Auf die erste Aufforderung der Obrigkeit, daß die Kläger sich stellen sollten, trat Lavater hervor; er, der die Sache bisher sogar seinen Eltern verhehlt hatte. Als er von dem Bürgermeister zurückkam, sagte ihm seine Mutter ein Wort, das nur aus einer starken und hohen Seele kommen konnte: „Hans Caspar, ich weiß, du hast die Sache nicht ohne Gott und Gebet angefangen, und Gott wird dir auch sie vollenden helfen.“ — Und in der That, Gott half sie vollenden. Der Prozeß wurde eingeleitet; der Landvogt verbannt, das ungerechte Gut erstattet; und Lavater hatte sein Gewissen gerettet.

Drei und dreißig Jahre später, bei völlig veränderter Lage der Dinge, fand Lavater von neuem einen ernsten Anlaß, mit seiner Christenstimme an Regenten und Volk sich zu wenden. Es sollte (1795) über die Häupter der sogenannten Stäfner-Unruhen ein Urtheil gefällt werden; da wurde Lavater nicht müde, die gereizte bittere Stimmung seiner Mitbürger in weise Besonnenheit, in christliche Milde zu verwandeln; es war ein Stein von seinem Herzen gewälzt, als kein Blut floß.

Doch diese Bewegungen waren nur die Vorboten der Erschütterungen, die mit dem Jahre 1798 über die Schweiz hereinbrachen; und in diesem Sturme erprobte Lavater wahrhaft einen Heroismus, eine Felsenstandhaftigkeit, eine Glaubenszuversicht, die ihn schon deshalb den größten Männern aller Zeiten beigesellen.

Als es sich darum handelte, daß Zürich den bedrohten Cantonen die Bundeshülfe zuführe, durchwanderte Lavater selbst die schon aufgeregten Seeufer, um wo möglich eine vaterländische Stimmung zu erwecken. Prophetisch sagte er den Revolutions-Männern: „Wenn ihr jetzt nicht dem Aufgebote der Obrigkeit gehorchet, wenn ihr das Volk abhaltet, den Cantonen gegen die Franken zu Hülfe zu ziehen, so werden diese unser Land überschwemmen; unfehlbar werden dann auch die Kaiserlichen kommen, und unser Vaterland wird der Schauplatz des Krieges und des Jammers werden.“ — Aber diese Stimme war für die von Frankreichs Sirenen-Gesange Bethörten verloren.

In allen nun folgenden Umwälzungen hörte er nicht auf, öffentlich und privatim nach seiner Christen-Pflicht der Wahrheit Zeugniß zu geben; mochten einzelne Angesehene die Achseln zucken und seinen Eifer schwärmerisch und unberufen nennen, mochten die Clubbisten ihn und den Antistes Heß „Donnersbuben“ schelten; dies alles konnte ihn auf seiner Bahn wenig anfechten; er kannte einen andern Herrn, dem er Rechenschaft schuldig sei, als das elende windige Strohgeschöpf, welches man „öffentliche Nachrede“ nennt. Die Schreckensfrage: „Was werden die Leute dazu sagen?“ war für ihn ein leerer Klang; dagegen die fremdere Frage: „Was wird Gott dazu sagen?“ erschütterte ihn in den Tiefen seiner Seele. Sein leitender Grundsatz für die politischen Begeben-

heiten war: Alles Geschehene, alles was Schicksal heißt, verehre ich wegen des Lenkers unsrer Schicksale; und so weh das Geschehene auch thun mag, wir sollen es nicht bloß als Männer ertragen, sondern christlich benutzen; dann werde — das hoffte er — auch der Ausgang gut sein. — Als die französischen Heere nahten, so war sein Glaubensbekenntniß:

„Ich zage nicht, wenn tausend um mich zagen;
Ich klage Gott, was Menschen Menschen klagen;
Ich hoff' auf Licht in Nächte-gleichen Tagen;
Ich hoffe, Gott wird unsre Feinde jagen;
Und sind sie felsenhart, zuletzt zerschlagen —
Und alles soll: „Gott lebt! Gott half uns!" — sagen. —

Und am Tage vor der Einnahme Berns predigte er noch (4. März): „An uns, an unserm Sinn und Herzen liegt's, an unserm Verhältnisse mit Gott, an unserm demüthigen Vertrauen auf Gott liegt's, ob wir Sklaven einer übermächtigen Nation oder unabhängige Schweizer bleiben wollen? ob wir unser öffentliches, altes Christenthum, wobei es uns wohl gieng, einem neuen Heidenthume preisgeben sollen." — Kaum hatte die revolutionaire, helvetische Regierung den Räuber-Befehl ausgesprochen, daß alle Zehnten und Grundzinse ohne weiteres aufgehoben seien, so schrieb Lavater an dieselbe: „Verwünscht sei die Freiheit, die widerrechtlich handelt! verdammt sei jedes Gesetz, das auf Ungerechtigkeit gegründet ist! Ungerechtigkeit ist die furchtbarste Contre-Revolution gegen die allgemein angenommene Freiheit und Gleichheit." — Frankreichs Räubereien und Gewaltthätigkeiten gegen die geknechtete und verrathene Schweiz häuften sich, und gleichmäßig steigerte sich Lavaters Gottbegeisterte Mahnungs-Stimme; er wandte sich gegen die Quelle jener Leiden, an Frankreichs Direktorium, in seiner Schrift: „Das Wort eines freien Schweizers an die große Nation." Jene Worte sind als bewundernswürdige Zeugnisse eines Gott vertrauenden Heldenmuthes, als Blitze, welche die damalige Leidensnacht durchzuckten, und je den besten Schweizern wie ein Schwert durch die Seele giengen — sie sind (sage ich) zu merkwürdig, als daß ich Ihnen nicht einiges davon mittheilen sollte:

„Alle Einwohner Helvetiens, die nicht durch die Taschenspieler-Worte geblendet sind, können nur Einer Meinung

sein: Frankreich hatte kein anderes Recht als das Tyrannen-Recht des Stärkern, in Helvetien einzudringen, um, wie es sagte, die Aristokratie zu stürzen. — Ihr Franken kamet als Räuber und Tyrannen in die Schweiz! Ihr führtet Krieg wider ein Land, das euch nicht beleidigte. — Als Räuber führtet ihr die Schätze, die euch nicht gehörten, von den besiegten Städten, besonders von Bern fort; ihr bestahlet das ganze unschuldige Helvetien, indem ihr dies thatet; ihr befreitet es von den Mitteln, sich frei zu erhalten. — — Euere Räthe waren Despoten-Befehle. So ward uns nie geboten, da wir, euerer unwahrhaften Sage nach, Sklaven waren. So mußten wir nie blindlings gehorchen, wie da wir nun euerer Sage nach frei sind. Wer hat die Stirne, das zu läugnen? — Infamie ist das gelindeste Wort, das ich finden kann. Oder wie würdet ihr's nennen, Franken, wenn wir die Mächtigen wären, und euch so behandeln würden. — — Man hatte die Schamlosigkeit, uns drei Millionen Livres zu fordern. Es ist die Forderung nicht einer gesitteten Nation, sondern einer schon organisirten, durch Kriegsglück übermüthig gewordenen, sich zu allem berechtigt glaubenden Räuberbande. — Doch dies ist alles noch nichts. Wer über eine gewisse Grenze des Lasters hinaus geht, der findet der Lasterthaten kein Ende. Ihr hattet die nie erhörte Frechheit, die freien, demokratischen Cantone zur Annahme euerer Constitution zu zwingen; Ihr sankt so tief in Ehrlosigkeit hinab, diesem harmlosen, friedlichen Hirtenvölklein eine Freiheit in falschen Assignats aufzumorden. Als ein Frühstück dachtet Ihr diese wackern, des Schweizer-Namens einzig noch würdigen Helden zu verzerren. — Französische Nation, nenne dich nicht mehr die große Nation. Nenne dich die kleinlichste aller Nationen, oder du mußt es leiden, daß alle großen und kleinen Nationen dich so nennen, wenn du nicht alles Vergütbare vergütest. — Französische Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszusaugen, zu morden ist — Freiheit freilich auch einer großen Nation, der der Satane! Fluch dem, der diese Freiheit ausposaunet! — Oeffne die Augen, fränkische Nation! und befrei uns von dieser Freiheit der Hölle! — Große Nation, die ihres gleichen nicht hat, mache dich nicht vor allen Jahrhunderten verächtlich! Sei

keine Geisel der Nationen, keine Tyrannin der Menschheit! Sei keine Unterjocherin der Freien, keine Zertreterin Helvetiens, keine Blutsaugerin Zürichs! — Zürich, im ersten Jahr der schweizrischen Sklaverei.“ —

Und nun nach diesem Bannstrahle, dem edelsten, den die geistliche Macht je gegen den weltlichen Despotismus geschleudert — was that Lavater? Statt zu zittern und zu kriechen, wie die fein Besonnenen und Vernünftler thaten, redete und wirkte er fort, ungescheut, als wäre nichts geschehen. Und am 14. Juni antwortete das Pariser-Direktorium mit einem höflichen Sophisten-Briefe ohne Unterschrift. — Von derselben Kraft war sein Benehmen gegen die schweizerischen Trabanten Frankreichs geadelt: „Bürger — sagte er zu einem Revolutionsmann — Sie sollten gegen die Verkündiger des Evangeliums nicht so verächtlich denken. Das Christenthum verpflichtet uns gegen die Obrigkeit zum Gehorsam um des Herrn willen. Wär' ich nicht Christ, würd' ich mich bloß als Mensch und Bürger betrachten: was sollte mich abhalten, nach der Pistole zu greifen, und dem ersten besten unter den Urhebern unsers Unglücks und der Sklaverei unsers Vaterlandes eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Aber als Christ darf und soll ich das nicht thun.“

Als im April 1799 das helvetische Direktorium zu der Tyrannen-Maßregel griff, die würdigsten Glieder der alten Regierung deportiren d. h. ohne alles Verhör und Untersuchung wegschleppen zu lassen — so hielt Lavater seinen gerechten Unwillen nicht zurück. „Nun ist's — rief er — um unsre Freiheit geschehen! Wir sind verloren; denn wir wissen nun, daß wir unter Tyrannen stehn!“ — An den Direktor Bay schrieb er frischweg: „Ist es möglich, daß man so mit uns umgeht? Ist es nicht, als ob wir an Tyrannen verkauft wären? — Soll denn der abscheuliche Robespierrismus auch bei uns eingeführt werden?“ — Gegen den Statthalter Pfenninger wagte er das kühne Wort: „Wenn sich einer meiner Mitbürger so weit vergangen haben sollte, verrätherischer Weise kaiserliche Truppen in's Land zu rufen: so müßte ich einen solchen für einen Schurken halten — für keine größere Canaille indessen als die, welche die fränkische Macht in Helvetien gerufen, und damit das Vaterland in die äußerste Gefahr gesetzt.“ — „Ja — war

die Antwort — ohne die Franken wären wir nie frei geworden.“ Dann am folgenden Sonntage predigte er: „Künftige, Gott nur bekannte Regenten meines lieben helvetischen Vaterlandes, ich will noch sprechen, so lang ich sprechen kann! Lasset euch frühe warnen, ehe die Schlangenstimme der Verführung euch umschleicht.“ — Das lange Erwartete geschah endlich; er, der unverzagte Rächer jeder Gewaltthat, sollte nicht länger unangetastet bleiben. In der Morgenfrühe des 16. Mai wurde er zu Baden von den Beamten der helvetischen Regierung krank nach Basel deportirt, und als Staatsverbrecher behandelt; zur gleichen Zeit durchsuchte man in der Nacht sein Haus und seine Schriften in Zürich. Die Untersuchung führte nicht zu dem mindesten Resultat, und Lavater konnte wieder frei in die Heimath zurückkehren; bemerkenswerth ist ein beinahe prophetischer Ausspruch Lavaters, wozu jenes Verhör ihn veranlaßte: „Ich verstehe — bemerkte er — seit langem unter dem Namen Antichrist einen Despoten, welcher sich zum Universalmonarchen der Welt und zum Herrscher über die Gewissen aufwerfen, alles Recht, alle Wahrheit, Moral und Religion mit Füßen treten, und besonders alle Verehrer Christi auf's schrecklichste verfolgen werde. — Ich glaube seine Erscheinung ziemlich nahe, und finde den Vorläufer dieses Antichrists in den irreligiösen Gesinnungen und Handlungen, welche sich die französische Nation erlaubt hat.“ Und in den Anmerkungen hiezu *) sagt er: „Ich halte Frankreich für den Anbahner und Herolden des antichristlichen Reichs. So laut und notorisch sprach noch keine Staatsmacht, keine Nation wider Religion und Christenthum. Aber der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens ist noch nicht erschienen. Wenn dies geschieht, dürfen Christen die Hoffnung schöpfen, daß der Herr, ihr König und Erretter nicht mehr fern sei.“ — Und wer mag es in Abrede stellen, daß jene Ankündigung sich wenigstens theilweise in der Despotie Napoleons und in seinem Sturze erfüllt hat? —

„Große Dinge — so predigte er nach seiner Befreiung — geschehen in unsern Tagen; größere werden bald geschehen! Der Revolutionen und Hauptumwälzungen wird so bald kein Ende sein. — Was liegt uns ob? Uns mehr als je in Bereit-

*) Geßner, Leben Lavaters III. S. 433.

schaft zu halten; das in unsre und andre Herzen zu pflanzen, was keine Zeit zerstören, keine Veränderung äußerer Formen verändern, keine Umwälzung umwälzen und herausheben kann; das liegt uns ob, desto mehr Standhaftigkeit zu beweisen, je mehr alles zu wanken in Gefahr ist; das liegt uns ob, desto mehr Standhaftigkeit zu beweisen, je mehr alles zu wanken in Gefahr ist; das liegt uns ob, die Seelen in die Gemeinschaft mit dem zu bringen, bei welchem keine Veränderung ist!“

Bei der abermaligen Einnahme Zürichs durch die Franzosen (September 1799) wurde Lavater meuchlerischer Weise schwer verwundet; aber auch das schmerzenvolle Krankenlager unterbrach seine Thätigkeit nicht, er schrieb dort seine Briefe über das Deportationswesen; den um ihn Bekümmerten rief der Unverzagte zu: „Ich stehe (dies ist mein Glaube) unter einem höheren Direktorium als Dem in Bern.“ Er erholte sich wieder so weit, daß er predigen und — obwohl vielfach durch körperliche Leiden unterbrochen — wieder in seine rein apostolische Wirksamkeit eintreten konnte. Doch ganz genas er nie wieder; auch fühlte er es wohl, daß seine Stunde geschlagen hatte; er lebte und wirkte als Einer, der an den Thoren der Ewigkeit stand, und es ist als wäre über seine letzte Zeit schon der Wiederschein eines vollendeten Daseins bemerkbar. Auf seinem letzten Krankenlager seufzte er: „Wenn ich nur das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige jetzt ist!“ Und ein ander Mal: „Ich wünschte, daß ich ihm könnte wissen lassen, wie von Herzen ich ihm verzeihe, wie ich ihm danke. Denn ich verdanke diesen Wunden und meinen Leiden sehr viel!“ — Wenige Tage vor seinem Ende vernimmt er, daß seine Schwägerin dem Tode nahe ist: da treibt ihn die Sehnsucht zu ihr hin, ihr noch ein segnendes Wort des Abschiedes zu sagen; man trägt ihn an ihr Lager: „Da sitzen wir — sprach er mit matter Stimme — beide sterbend neben einander; aber die Liebe stirbt nicht, und nicht der Dank!“ In diesem Tone fuhr er fort, ihre letzten Stunden noch geistig zu weihen. Ein Geist der Liebe und des Segens durchwehte jedes Wort, das noch über seine Lippen kam. Am 2. Januar 1801 hatte er ein Leben beschlossen, das die Vorsehung zu Großem ausersehen hatte; der Glaube, der stets

das Innerste seines Lebens gewesen, verließ ihn auch da nicht, wo alles uns verläßt. Nur die ersten Tage des neuen Jahrhunderts sollte er erleben; die neu anbrechende, bessere Zeit sah er nicht mehr; er sollte das verheißene Land von ferne schauen, nicht es betreten. In Lavater verlor das Vaterland eine der bedeutsamsten und edelsten Erscheinungen, womit die Menschheit gesegnet werden kann. Für die Begründung dieses Urtheils waren mir hier nur sparsame Züge gestattet; näher und eindringender wird sich mit einem solchen Manne jeder von Ihnen bekannt machen, der für eine Einwirkung dieser Art empfänglich ist. —

Vielleicht war das bisher Gesagte hinreichend, Ihnen einige neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der religiösen Zustände des verflossenen Jahrhunderts zu geben. — Uebersichtlich betrachten wir jetzt die politischen Ereignisse jener Zeit.

Neunundzwanzigste Vorlesung.

Auf dem Punkte angekommen, wo die politischen Begebenheiten des vorigen Jahrhunderts ihre Berücksichtigung finden sollen, muß ich es zum Voraus aussprechen, daß meine Behandlungsweise hierin ihren ganz eigenen Gang geht. Die früheren Schriften verweilten nämlich fast ohne Ausnahme mit einer gewissen Liebhaberei bei der etwas langen und einförmigen Reihe von inneren Streitigkeiten in der genannten Periode vor der französischen Revolution. Sie giengen dabei meist von dem Grund-Gedanken aus, daß in jenen Streitigkeiten eben so viele Symptome der Auflösung zum Vorschein kommen; und so wurde denn die Geschichte des vorigen Jahrhunderts nur für die Behauptung benützt, daß die Schweiz zum Untergange oder zur Wiedergeburt völlig reif seie. — Auch abgesehen von den Verdacht erweckenden Nebenabsichten, die bei jenem Urtheile mitwirkten, so ist die ganze Ansicht überhaupt meines Erachtens eine unhistorische und durchaus einseitige. Als die Kräfte der Schweiz nicht mehr durch auswärtige und Bürgerkriege absorbirt wurden, so war nichts natürlicher, als daß die Ruhe des Friedens auch die Aufmerksamkeit vieler auf die innern Verhältnisse und Zustände richtete, und bürgerliche Verwickelungen mußten darum an der Tagesordnung sein. Es sind aber diese Verwickelungen größtentheils nichts anderes als Hausstreit eines jeden Cantons, wobei eigentlich politische Grundsätze nur in den seltenern Fällen wirksam wurden. Hierin aber schon die offen sich ankündigende Auflösung sehen zu wollen, ist eben so albern als die Annahme, daß Spannungen in einer Familie nothwendig die Zertrümmerung derselben herbeiführen. Man fühlt sich versucht, dieser willkürlichen Betrachtungsweise, die auch durch Zschokke vor-

nehmlich zu Ehren gebracht wurde, Fausts ironisches Wort in's Gedächtniß zu rufen:

„Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.“

Daß sich im Körper der Eidgenossenschaft ein Krankheitsstoff angehäuft und der nachher erfolgten Auflösung vorgearbeitet habe: das kann niemand gesonnen sein, in Abrede zu stellen, und wir haben bei früheren Anlässen ausdrücklich darauf hingewiesen. Aber weit entfernt sind wir davon, die Ursachen bloß in jenen bürgerlichen Zwisten zu suchen; in der selbstsüchtigen und mißtrauischen Vereinzelung der Cantone und in den großen Theils erschlafften oder untergrabenen Sitten lag der tiefere Grund des Uebels.

Für eine leichtere Uebersicht ziehen wir es vor, die Bewegungen in den demokratischen Cantonen von denjenigen in den Aristokratien getrennt zu behandeln; dabei wird Ihnen von selbst in die Augen fallen, daß die Wurzeln der etwaigen Uebelstände gar nicht bloß da waren, wo man sie jetzt gewöhnlich sehen will.

Im Canton Zug veranlaßte die Feindschaft der Familien Zurlauben und Schuhmacher einen rohen und hitzigen Parteikampf. Die Zurlauben waren an der Spitze der französischen Partei, vertheilten die Jahrgelder, und hatten die Verwaltung des französischen Salzes; Anlaß genug zum Neid und zur Verdächtigung von Seite Schuhmachers, der den Handel mit deutschem Salze in Händen gehabt. Gegen die Zurlauben bildete sich die Partei „der Harten“, welche einen Mann aus ihrer Mitte, Josias Schicker von Baar, zum Landammann erheben konnte (1729). Als der französische Gesandte die gleichmäßige Vertheilung der Gnadengelder an alle Bürger des Cantons verweigerte, mußte der ehmalige Landammann Zurlauben vor dem gereizten Volksunwillen nach Luzern fliehen. Er wurde verbannt und sein Vermögen eingezogen. Mit Hülfe seiner Faktion, der „Harten“ übte nun Schuhmacher (seit 1731 Landammann) den schroffsten und gewaltthätigsten Terrorismus. Vom Bunde mit Frankreich sagte man sich förmlich los; Verbannung oder Gefängniß traf die Gegner. Schuhmacher nahm schon zu den ängstlichen, in einer Demokratie lächerlichen oder

gefährlichen Maßregeln eines verzagten, argwöhnischen Tyrannen seine Zuflucht. Dennoch konnte er seinen Sturz nicht verhüten. Die Gemüther waren ihm schon entfremdet, als der Landammann Staub sich an die Partei der Linden anschloß, und ihr dadurch zum Siege verhalf (1734). Schuhmacher wurde der Untreue in der Verwaltung überwiesen, und zur Galeerenstrafe verurtheilt; er starb auf der Reise zu Turin (1735). Die Verbannten rief man zurück und verbannte die Häupter der Gegenpartei; und als natürliche Reaktion schloß man sich wieder eng an Frankreich an.

Aus sehr ungleichen Ursachen sahen sich die Demokratien Glarus und Uri in Streit mit ihren Unterthanen-Landen verwickelt. Die von Glarus beherrschte Landvogtei Werdenberg hatte vom Landrathe mehrere für ihre Rechte wichtige Urkunden erhalten; die Landsgemeinde verlangte dieselben zur Einsicht (1705) und verweigerte dann ihre Zurückgabe. Dies empörende Benehmen reizte die getäuschten und lange hingehaltenen Werdenberger zuletzt zur Verweigerung der Huldigung (1719). Ausschüssen der Unzufriedenen versprach Glarus sicheres Geleit, und warf sie, weil sie auf ihrer gegründeten Forderung beharrten, in's Gefängniß; in's Schloß Werdenberg rückte heimlich eine Besatzung; dies rief das Volk zu den Waffen; aber feig zerstreuten sich die ungeordneten Schaaren, als die Hauptmacht von Glarus nahte. Noch vermittelten Zürichs Gesandte; als aber Glarus noch einmal mit bewaffneter Macht einschreiten mußte, wurde der Aufstand gewaltsam niedergedrückt (1721) und bestraft. Ein Sieg, den die Geschichte als einen befleckten und in der Wurzel heillosen betrachten muß; keine Unterdrückung verdient größere Brandmarkung als die, welche von Freiheits-Stolzen kommt. — Später machte Glarus sein Unrecht theilweise wieder gut.

In dem ihm untergebenen Livenen-Thale jenseits des Gotthard wollte Uri in der reinsten eines Regenten würdigen Absicht mehrere ungerechte italiänische Beamte bestrafen; diese suchten ihre Rettung in dem Demagogen-Kunstgriffe, das Volk gegen die herrschsüchtigen Anmaßungen Uri's aufzureizen; das unbesonnene italiänische Volk ließ sich zur offenen Empörung verleiten (1755). Aber rasch besetzte Uri den Gotthard, mehrte

die Verbündeten, und zog im Vereine mit ihnen das wilde Thal des Tessins hinab; da entfiel den Empörern das Herz. Im anmuthig gelegenen Flecken Faido mußte das Volk Gehorsam schwören, und auf den Knien zusehen, wie seine drei Häupter, Urs, Furno und Sartori, durch die Hand des Scharfrichters starben; acht andere wurden nach Altorf in Ketten zum Tode geführt. So richtete ein demokratischer Herrscher seine Untergebenen.

In Appenzell-Außerrhoden war die Eifersucht zweier Familien (Wetter hinter der Sitter, Zellweger vor der Sitter) und die Spannung zweier Landestheile die Quelle vieler Zerrüttungen. Daß die Behörden ohne Befragung der Landsgemeinde in einen dem Lande heilsamen Traktat mit dem Abte von St. Gallen gewilligt hatten, wurde von den Häuptern hinter der Sitter zu Anfeindungen besonders der Familie Zellweger benutzt. Parteiwuth bemächtigte sich der Sache; Linde hießen die Freunde der Regierung und der Zellweger, Harte ihre Gegner. Weil die letzteren die energischeren und gewaltthätigeren waren, behielten sie die Oberhand in materieller Beziehung; den geistigen und sittlichen Sieg errangen dagegen die Linden, welche äußerlich lieber unterliegen als mit Bürgerblut sich behaupten wollten. Ein tobender Haufe von Harten drang (1732) zu Herisau in's Rathhaus, mißhandelte die gerechte Regierung und zwang sie zu allen beliebigen Zugeständnissen. Eben dieselbe Partei verstieß auf der stürmischen Landsgemeinde zu Teufen alle Linden aus der Regierung, und ließ sich auch durch Eidgenössische Gesandte nicht zum Nachgeben bewegen; es fehlte wenig, so wäre die Schlägerei in Gais das Vorspiel eines verzweifelten Kampfes geworden. Aus scheuer Politik unterdrückten die reformirten Orte die Neigung zu einer bewaffneten Vermittlung; und so unterlag für einmal die gerechte Sache der Linden den Fäusten der übermüthigen Harten (1733).

War in Appenzell-Außerrhoden eine rechtliche Partei durch die rohe Gewalt rechtlos unterdrückt worden: so sehen wir in Innerrhoden ganz dasselbe Treiben in einem eben so verabscheuungswürdigen Lichte wie dort, nur mit dem Unterschiede, daß hier statt einer Partei ein einzelner Mann das Opfer der

Volksverführung und des Parteihasses ward. Ein Gastwirth zu Gonten, Joseph Anton Suter, hatte sich durch seine Popularität zur Würde eines Landammanns (1762) emporgehoben, und damit den Haß seines Nebenbuhlers, Geiger, in einem hohen Grade erregt. Erwünschte Nahrung fand dieser Haß, als der eitle Suter in dem Bestreben (durch Wiedereinlösung einer wichtigen verpfändeten Wiese) sich zum Besten des Landes auszuzeichnen, in einen Prozeß verwickelt wurde, den er, vom Landrathe plötzlich verlassen, verlor. Zu seinem Unglücke wollte er diesen übeln Ausgang der Sache nicht eingestehen; dadurch glaubte der Landrath sich berechtigt, ihn zu entsetzen und zu den Kosten zu verurtheilen. Auch auf der Landsgemeinde gelang es, das von den Kapuzinern bearbeitete Volk gegen ihn zu stimmen. Durch einen in die Augen fallenden, fromm scheinenden Akt, eine Wallfahrt nach Einsiedeln, will Suter die verlorne Volksgunst wieder gewinnen; aber nun benutzt der Landrath seine Abwesenheit, um über ihn als „Friedensstörer, Verächter der Freiheit und Religion“ u. s. w. zu urtheilen, ihn aus der Schweiz zu verbannen, und einen Preis auf seinen Kopf zu setzen. Wer nicht zu dem Urtheile stimmte, wurde bestraft, Suters Anhang überall auf's härteste unterdrückt. Siebenzig Männer baten für den in Constanz lebenden Verbannten um sicheres Geleit; als Antwort wurden vier davon zum Tode verurtheilt, und aus Gnade die Todesstrafe in Stäupung gemildert. Ein zurückgekehrter Verbannter, Röß, wurde im Gefängnisse, man weiß nicht durch welche Mittel, zu der Aussage vermocht, Suter habe die Absicht ausgesprochen, er wolle Appenzell überfallen. Ob das böse Gewissen Suters Feinde leichtgläubig machte, oder ob sie sich aus Bosheit nur so stellten, mag unentschieden bleiben; genug, man scheute kein Mittel, um des Unglücklichen habhaft zu werden. Zwei Mitglieder des Landrathes bereden die Tochter Suters, ihren Vater schriftlich zu einer wichtigen Unterredung nach Außerrhoden einzuladen; die Getäuschte gehorcht arglos. Der teuflische Plan gelingt; Suter trifft zu Wald ein, läßt sich verleiten, nach Oberegg in Innerrhoden hinüberzugehn (1783); dort wird er festgenommen, und auf einem Schlitten gebunden nach Appenzell geführt. Suter, sein Schicksal ahnend, betete. Auf der Folter betheuerte er seine Unschuld; dennoch verur-

theilte ihn die Mehrheit zum Tode; nur zwanzig Richter retteten ihr Gewissen durch eine feierliche Protestation. Einen Monat nach seiner Gefangennehmung blutete der ehmalige Landammann auf dem Schaffote. Uns bleibt nur übrig, mit einem zerrissenen Gefühle zu fragen: Welcher Greuel wäre für uns zuweilen die sittliche Welt, wenn unser Glaube nicht zu einem Tribunale aufblicken dürfte, wo Suters Blut über die Frevler und Mörder von Appenzell Rache schreien wird!

Unter den Aristokratien, zu denen wir nun übergehen, unterscheiden wir die Stadt- und die Familien-Aristokratien; zu den erstern gehörten bekanntlich Zürich, Basel, Schaffhausen und andere, wo eine Zunft-Regierung in Beziehung auf die regierende Stadt einen mehr demokratischen, in Beziehung auf die abhängige Landschaft aber einen durchaus artstokratischen Charakter hatte.

Wenige Jahre vor Suters Tode erregte die Hinrichtung des bekannten Pfarrers, Heinrich Waser, von Zürich, bei weitem mehr im Auslande als in der Schweiz den stärksten Unwillen und die bittersten Anklagen Zürichs als eines Sitzes oligarchischer Willkür. Es kann hier nicht unsre Sache sein, diesem verwickelten Prozesse in sein Detail zu folgen *), obwohl der Menschenkenner dabei eine interessante Ausbeute zu erwarten hat. Wir beschränken uns auf die Behauptung, daß Waser nach allem, was von ihm bekannt worden ist, noch immer ein sittliches Räthsel bleibt; Züge eines großen Sinnes finden sich neben den schändlichsten, moralischen Auswüchsen. Nicht genug, daß er die öffentlichen Bibliotheken seiner Vaterstadt bestahl, er unterschlug auch eine damals für Zürich höchst wichtige Urkunde, den Pfandbrief der Grafschaft Kyburg, die ihm der Stadtschreiber Landolt in freundschaftlichem Zutrauen in die Hände gegeben. Dieses, moralisch angesehen, ruchlose Bubenstück bereitete Waser'n den Untergang. Er stand nämlich in dem allgemeinen und noch immer nicht hinlänglich widerlegten Verdacht, daß er mit jener Urkunde eine landesverrätherische Absicht gehabt. Als Landesverräther sah man ihn an und verurtheilte ihn als solchen, nannte aber öffentlich andre Klagen,

*) Man vergleiche unter anderm: Helvetia 1828 und 1829.

z. B. seine statistischen Aufsätze in Schlözers Briefwechsel. Mißstimmt, ja erbittert waren ohnehin schon mache Räthe gegen den räthselhaften Mann, und so wurde er von der Mehrheit seiner Richter zum Tode verurtheilt. In den Formen der Untersuchung und des ganzen Prozesses kommen allerdings die gröbsten Verstöße vor; wie denn überhaupt bei den damaligen enormen Mängeln des Criminalwesens nur der vorherrschende durchaus ehrenfeste und rechtliche Sinn große Ungerechtigkeiten verhütete. Wie schon bemerkt, war Wasers Tod das Signal für die heftigsten Angriffe gegen Zürichs Regierung, zumal von Deutschland her; so schrieb Gleim an Schlözer: „Dem einzigen Schlözer überlasse ich, die Zürcherischen Mörder zur Rechenschaft zu fordern. Er, der einzige Schlözer werde, was Voltaire war in gleichen Fällen, der Haß der Priester, die Liebe der Menschen, der Schrecken der Richter.“ Und Schlözer schrieb in seinen Staatsanzeigen: „Wasers Blut raucht noch, und wird und muß rauchen, wie Abels seines, so lange es Geschichte giebt.“ — Johannes Müller ließ sich, wie es scheint, doch wohl durch parteiische Nachrichten leiten: „Wasers Tod — schreibt er — war das Werk zweier Männer, die er durch Reden beleidiget. Als man im Blutgerichte die Stimmen zählte, schrien einige verzweiflungsvoll. Sein Ankläger und dessen Verwandte waren seine Richter.“

Zweimal gediehen in diesem Jahrhunderte zu Zürich demokratische Bestrebungen zu einiger Bedeutung, doch mit ungleichem Erfolge. 1713 errang die Bürgerschaft wieder die Anerkennung oder Bestätigung alter Rechte und rettete damit das demokratische Element der Verfassung gegen die Regierung, der man die Absicht zuschrieb, sich allmälig in ein Patriziat abzuschließen. Auf dem Lindenhofe hielten die Bürger eine Versammlung; der als Naturforscher berühmte Doktor Scheuchzer war ihr Sprecher. Der Mäßigung der Häupter auf beiden Seiten gelang es, einem Bruche zuvorzukommen. — Bedenklicher war am Ende des Jahrhunderts eine demokratische drohende Regung von Seiten der Unterthanen Zürichs, mit bitterm Unmuthe ertrugen die beiden blühenden See-Ufer den harten und in der That schwer drückenden Zunft- und Gewerbszwang der Stadt, der zwar an und für sich selbst — wie

der Augenschein jeden belehren konnte — kein Unglück war, und den Wohlstand nicht hemmte; allein es war doch ein unnatürliches Daniederhalten der Industrie in einem großen und kräftig aufstrebenden Landestheile; ein Mißverhältniß, das sich auf die Dauer nicht mehr behaupten konnte. Im Namen der Unzufriedenen handelte die zahlreiche Gemeinde Stäfa, an ihrer Spitze (1795) der Seckelmeister Bodmer. Doch fußte man im Anfange keineswegs auf französischen Theorien, sondern auf der Appellation an urkundliches Recht, auf die Zugeständnisse des Waldmannischen- und Kappeler-Briefes, die man in Händen hatte. Mehr von französisch-demokratischen Grundsätzen ausgehend, hatte im Jahr vorher eine von Pfenninger, Ryffel und Meracher unterzeichnete Denkschrift schon gleiche Rechte des Landes mit der Stadt verlangt, was jenen drei Männern die Verbannung zugezogen. Da die Regierung auf jene Urkunden, als veraltet, nicht eingehen wollte, so bereitete sich auf der Landschaft ein zusammenhängender Widerstand vor; selbst eine Verbindung mit den demokratischen Cantonen suchte man einzuleiten. Dieses Beginnen schlug Zürich mit bewaffneter Hand nieder: Stäfa wurde von einer starken Truppen-Abtheilung überrascht und zur Unterwerfung gezwungen; über Bodmer schwang der Scharfrichter das Schwert, während andere Wortführer der entehrenden Handlung zusehen mußten. Aber das unterdrückte Feuer glomm unter der Asche fort, und brach drei Jahre später Verderben bringend wieder hervor.

Das ganze Jahrhundert hindurch war keiner unsrer Freistaaten so unruhig bewegt, so von allen Winden der Parteiungen hin und her getrieben wie Genf. Indem dieser Staat beinahe alle möglichen Phasen politischer Zustände durchlief hat, ist er gewissermaßen ein Musterstaat für die politische Experimental-Wissenschaft geworden. Beachtenswerth ist es außerdem, daß gerade die Stadt, deren Mitbürger Rousseau der Erfinder der politischen Sophismen von der Volkssouveränetät u. a. geworden ist — daß gerade sie den Kelch, der Europa berauschte, bis auf die Hefen ausleeren mußte. Hier ist meine Absicht nur, auf die Stufenfolge der Bewegungen aufmerksam zu machen, durch welche Genf hindurchgehen mußte. Das Jahrhundert fieng zu Genf mit einem entschiedenen Sieg

der Aristokratie an, und endigte mit der wildesten Pöbelherrschaft. Den ersten Versuch zur Beschränkung der Aristokratie unterdrückte diese mit Hülfe der Bundesgenossen, Zürichs und Berns, durch Waffengewalt und durch das Blut der Anführer. Später nahmen die Demokraten, Micheli du Crest an ihrer Spitze, von dem Festungsbaue Anlaß zur Opposition gegen die Regierung; der unruhige du Crest mußte zwar fliehen, und wurde im Berner-Spitale in Verhaft gehalten; aber 1734 vereinigten sich 800 Bürger für die Forderungen des gefangenen Wortführers. Die Regierung und ihre Anhänger aus den angesehenern Geschlechtern trafen Vertheidigungsmaßregeln; aber auch die Opposition ist gerüstet, und die Zusammenkunft einer Bürgerversammlung konnte nicht mehr verweigert werden; diese Nachgiebigkeit wird auch von den Bürgern erwiedert. Um nichts desto minder dauerten die heftigsten Unruhen fort, bis (1737) einige Verhaftungen den offenen Kampf auf den Straßen hervorrufen; als die Demokraten in diesem siegten, schickte Zürich und Bern eine Besatzung und berieth im Vereine mit Frankreich als Vermittler eine Verfassung, die als politische Grundlage des Staates angenommen wurde (1738). Der Friede war hergestellt, aber die demokratische Partei dabei als eine mitzuzählende Macht, nicht mehr bloß als Empörung angesehen. Vierundzwanzig Jahre lang blühte Genf im Genusse der inneren Ruhe; als 1762 die Verurtheilung der Rousseau'schen Schriften (sein Emil und contract social) den Widerstand der Demokraten oder „Repräsentanten“ gegen die Regierungspartei oder „Negatifs“ (weil sie das droit négatif gegen Ansprüche der Bürgerschaft geltend machen wollten) aufregte. An der Heftigkeit der Demokraten scheiterte die Vermittlung der Verbündeten; zwar nahm Frankreich die Miene an, die Regierung thätlich zu unterstützen; allein diese war weise genug, der zweideutigen Hülfe eines so arglistigen Feindes die Versöhnung mit den einheimischen Gegnern vorzuziehen; sie macht daher (1768) den Bürgern große Zugeständnisse. Sei es nun, daß man jene Zugeständnisse wieder zurücknehmen wollte, oder daß man noch fernere Bewegungen der Demokraten fürchtete, oder — was das wahrscheinlichste ist — daß man durch Frankreichs Einflüsterungen sich hintergehen ließ (Frankreichs, welches Genfs Zerrüttung wünschte, um seine Industrie auf eigenen Boden

zu ziehen) — kurz die Regierung suchte in den Natifs oder den Beisaßen eine neue Partei gegen die Repräsentanten zu gewinnen. Aber diese entwaffnen schnell die noch in den Waffen ungeübten Natifs, und schenken denselben aus freiem Antriebe Gleichheit der Rechte. Hierin weigert sich der Rath einzuwilligen (1781), und ruft die Vermittler an; allein Frankreich handelt bei der Vermittlung so eigenmächtig, daß Zürich und Bern sich zurückziehen und die Vermittlung von 1738 nicht mehr anerkennen; dasselbe thut Frankreich. So sich selbst überlassen, unternehmen die Repräsentanten einen Gewaltstreich im April 1782; sie entwaffnen die Besatzung, wählen einen neuen Rath in ihrem Sinne, und setzen eine diktatorische Behörde unter dem Namen Sicherheitsausschuße ein. Ein französisches und sardinisches Heer zog sich um Genf zusammen, und auch Bern durfte nicht unthätig bleiben; gegen dieses dreifache Heer schien Genf anfangs zum verzweifelten Widerstande entschlossen. Aber bald entfiel den Volksführern der Muth; sie entflohen, die Stadt ergab sich, und am 2. Juli zogen die drei Heerhaufen in die Stadt ein. Eine neue Verfassung oder Reglement sollte der Regierung wieder Kraft geben; unter dem Schutze der fremden Besatzungen trat sie in's Leben ein; die neue Regierung suchte durch einen milden und weisen Gebrauch ihres Sieges die tiefen Wunden des Staates zu heilen. Aber die besiegte Partei konnte ihren Groll nicht vergessen, und unerträglich schien eine durch fremde Gewalt aufgedrungene Obrigkeit; sehr viele hatten die Stadt verlassen. Im ersten Jahre der französischen Revolution (1789) gab die Erhöhung des Brotpreises die Losung zur Empörung; die Besatzung unterlag feig; um Anarchie zu verhüten, griffen die Wohldenkenden von beiden Parteien zu den Waffen, und die Veränderung der Verfassung von 1782 versöhnte Repräsentanten und Negatifs. Aber schon zeigte sich ein neuer drohender Feind: die von Frankreich bearbeitete Partei der Beisaßen und Landleute, und zugleich Frankreichs unzweideutige Absichten auf Genfs Einverleibung. Als die Besatzung der Bundesgenossen auf Frankreichs Forderung sich zurückgezogen hatte, bemächtigte sich (1792) die revolutionäre Partei des Zeughauses, die bisherigen Behörden wurden mit andern ganz nach französischem Zuschnitte vertauscht, und mit der Nachäffung der französischen

Revolution ein lächerliches Puppenspiel getrieben. In demselben Jahre, wo die lange bearbeitete neue Constitution angenommen worden (1794), enthüllte sich das furchtbare Walten einer auch in Genf sich bildenden Schreckensherrschaft. In der Nacht nahmen die Terroristen das Zeughaus, besetzten die Posten, um nun alles zu vernichten, was ihnen entgegen sein konnte. Sechshundert der angesehensten und gebildetsten Bürger warf man als „Aristokraten" ins Gefängniß, acht von ihnen mußte die Revolutionsregierung, von einer Pöbelrotte geschreckt, erschießen lassen; und bis in's folgende Jahr (1795) erschöpften sich die Greuel der Anarchie in dem unglücklichen Genf; Männer von beiden Parteien wurden ihre Opfer. Nach allgemeiner Ermattung vereinigte man sich (1796) für eine demokratische Verfassung, deren kurze Schein-Existenz nur der Verschlingung in den Abgrund des benachbarten Frankreichs vorausging (1798). So ist ein Staat untergegangen, der im sechszehnten und achtzehnten Jahrhunderte für die religiöse und geistige Bildung eine erstaunliche Bedeutung gewonnen hatte; er gieng unter zum Zeichen, daß alles noch so glänzende und geistige Leben und aller Flor einer erfindsamen Industrie keinen Staat zu retten vermögen, dessen Glaube und Sitten entnervt sind.

In denjenigen Kantonen, welche wir Familien-Aristokratien oder Patriziate nannten, haben wir einige Bewegungen zu berühren, die in ihrem Ursprunge sehr verschieden waren. Zu Luzern entsprang die Erschütterung aus einem tiefen Verderbnisse im Patrizate selbst; zu Freyburg aus einer demokratischen Bestrebung des Landvolkes und der Bürger, zu Bern aus dem Mißvergnügen eines kleinen Theils der Bürger.

Der Haß zweier Familien, der Meyer und Schuhmacher, brachte die Gebrechen zum Vorschein, die den sittlichen Boden des Luzerner-Patriziates unterhöhlten. Wegen bedeutender Veruntreuung traf den Seckelmeister von Schuhmacher (1762) die Verbannung; zwei Jahre später starb sein Sohn als Hochverräther durch den Scharfrichter. Zu ihrer wohlverdienten Bestrafung hatte Valentin von Meyer, ein ehrenwerther aber heftiger Mann, am thätigsten mitgewirkt, dessen Vater Leodegar Meyer wegen Untreue auf Schuhmachers Betrieb entsetzt und

verbannt worden war. Die Familie der Schuhmacher sann auf Rache gegen Valentin Meyer, und benutzte hiezu den Fanatismus der Priester und Mönche, indem sie den Meyer für den Verfasser einiger Flugschriften ausgab, welche die Abschaffung der Klöster besprachen. Sobald die rachelustige Partei die Stimmung des fanatisirten Volkes für sich hatte, fuhr sie mit dem rohesten Uebermuthe gegen Meyer (1769) heraus; krank wurde er in die Stadt geholt und 43 Tage lang in seinem Hause bewacht, bis er zum ersten Male verhört wurde; und 103 Tage verstrichen wieder bis zum zweiten Verhöre. So genau man auch sein Verfahren im Schuhmacherschen Prozesse untersuchte: es konnte ihm nichts als ein den Verbrechern freilich unbequemer Eifer vorgeworfen werden. Nur Männer wie Schultheiß Keller retteten noch einigermaßen das Gewissen einer so versunkenen Regierung. Meyers Anerbieten zu fünfzehnjähriger Verbannung wurde angenommen, doch blieb ihm seine Stelle. Wirklich nannte der Rath seinen über diesen Handel gefaßten Beschluß eine Pacifikation, als ob eine Regierung ein großes damit geleistet hätte, wenn sie den Krieg zweier Parteien in ihrer Mitte nothdürftig beilegte. — Erschütterungen der Art wären für eine gesunde Obrigkeit eine ernste Weckstimme zum Bessern geworden; bei der Luzernischen wurden sie das Mittel zu einem noch schamloseren Verfalle; in ihrem furchtbaren Gewichte erkennt der Mensch hier die unumstößliche Wahrheit, in welche Abgründe des sittlichen Elendes und Verderbens Einzelne wie Staaten versinken können, wenn sie einmal angefangen haben, ihr Auge gegen den im Menschenleben vielfach aufgehobenen Finger Gottes zu verschließen. Man fand nämlich: alles bisherige Uebel komme von „Ueberschreitung der in einer aristokratischen Regierung erforderlichen Moderation her, da einige Familien nach dem strengsten Rechte mitgenommen worden", was für das Ansehen der Obrigkeit schädlich sei. Um diesem Uebel abzuhelfen, wurden eine Reihe von Verordnungen festgesetzt, die ganz dazu geeignet waren, ein Schild der Schlechten und Treulosen und eine Fessel der Rechtlichen zu werden. So, um nur ein Beispiel anzuführen, hatte man die Schamlosigkeit zu beschließen: ein Beamter soll für Verstöße

(d. h. für Veruntreuungen) zwar zum Ersatze angehalten, sonst aber keineswegs bestraft werden. Krasser als zu Luzern ist meines Wissens niemals von einer Regierung der Grundsatz zum Gesetze gemacht worden: daß sie auch bei der größten inneren Fäulniß sich erhalten könne, sobald nur ein täuschender Firniß von Gesundheit im Aeußeren vor den Augen der Welt könne erheuchelt werden. Weil man die innere Sündhaftigkeit nicht ausrotten wollte, dachte man sie durch äußere Ungestraftheit zu bedecken. Doch wenn irgendwo, so ist hier die Nemesis nicht ausgeblieben! —

Dreißigste Vorlesung.

Von zwei Seiten erfuhr das Patriziat in Freyburg Angriffe, zuerst von den Unterthanen der Landschaft, dann von den Unzufriedenen im Adel und in der Bürgerschaft. Das Organ der unzufriedenen, durch Verheißungen, Täuschungen, ja theilweise durch positive Lügen (z. B. die katholische Religion sei gefährdet) bearbeiteten Landschaft war Peter Niklaus Chenaux von la Tour. Schon bereitete man sich zu der gewaltsamen Maßregel vor, sich der Stadt rasch zu bemächtigen, einen neuen Rath einzusetzen und die Rechte der Landschaft wieder — wie man sich ausdrückte — herzustellen; auf Mitwirkung mancher Städter glaubte man zählen zu dürfen. Kaum setzten sich die Schaaren der empörten Landschaft in Bewegung (2. Mai 1781), so rief die Regierung Berns Hülfe an, die nicht lange ausblieb. Bald standen 800 Berner in der bedrohten Stadt, hinreichend um jede Bewegung mißvergnügter Bürger einzuschüchtern, und mit leichter Mühe die Haufen der Bauern vor der Stadt zu zerstreuen (4. Mai); auf der Flucht in der Nacht starb das Haupt der Empörung, Chenaux, durch die Hand eines bisherigen Anhängers. Sein Leichnam wurde geviertheilt; aber das Volk, das an ihm den politischen Märtyrer sah, wallfahrte schaarenweise und betend zu seinem Grabe. Als diese Bewegung niedergeschlagen war, machte die Bürgerschaft, welche gegen das Landvolk die Waffen ergriffen hatte, Ansprüche an größere politische Berechtigung; man beschuldigte das Patriziat, manche Freiheiten der Stadt allmälig in Vergessenheit gebracht zu haben, und wünschte eine urkundliche Untersuchung in den Archiven. Dies fand keinen Anklang; als aber die Unzufriedenen durch Aufwiegelung der Landschaft sich zu decken suchten, rief die Regierung die Vermittlung von Bern, Luzern und Solothurn an; und vereinigte Strenge mit

Nachgiebigkeit; über die Wortführer der Bürgerschaft verhängte man die Verbannung; die zurückgesetzten adelichen Familien gewann man durch die Zusicherung der Aufnahme ins Patriziat, wenn sie in der Heimath von ihren Titeln keinen Gebrauch machen und keine höheren Ansprüche daraus herleiten wollten. Sechszehn Familien erhielten das sogenannte „heimliche Bürgerrecht", d. h. sie wurden in den Rang der regierungsfähigen Familien erhoben; auch sollten — hieß es — aussterbende Geschlechter immer mit neuen ersetzt werden *).

Wie die Regierung von Freyburg so war auch das Patriziat in Bern im vorigen Jahrhunderte von zwei Gegnern bedroht; von der Stadt-Bürgerschaft und von den Unterthanen; allein bei den letzteren war es nur ein einzelner Mann, nicht wie in Freyburg ein großer Theil der Landschaft, welcher die Fahne der Empörung schwang. Dieser Mann erregt in moralischer und religiöser Beziehung unser höchstes Interesse, und zwar in ungleich höherem Grade als das politische Unternehmen, dessen unglücklicher Urheber er war. Daniel Abraham Davel **) war 1669 zu Lully in der Waat geboren, der Sohn eines Landpredigers; zuerst nahm er auswärtige Militärdienste, focht dann im Toggenburger-Kriege 1712 mit solcher Auszeichnung, daß er ein Jahrgehalt und die Stelle eines Majors bei der waatländischen Miliz erhielt. Einsam und unverheirathet lebte er auf seinem heimischen Gute in einer Zurückgezogenheit, die nur zu sehr in seinem religiösen, ja noch öfter melancholischen Gemüthe eine excentrische Richtung und eine enthusiastisch überspannte Lebensbetrachtung befördern mußte. Sein Wandel war musterhaft rein, sein Herz ungeheuchelt fromm; daher der Anblick der sittlichen Rohheit seines Volkes ihn tief erschütterte; kamen nun hiezu noch einzelne Wahrnehmungen über die Verweltlichung der Geistlichen und die Gewissenlosigkeit einiger Beamten: so war dies hinreichend, in ihm, der ohnehin zum Schwermuthe geneigt war, die Ueberzeugung zu begründen: sein Volk müsse durch ein großes Ereigniß aus seiner sittlichen Versunkenheit erweckt werden. Dies war der erste

*) Meyer II. S. 419.

**) Man vergleiche über ihn unter andern, „L. Meisters helvetische Scenen der neuern Schwärmerei."

Schritt, gleichsam das religiöse Fundament seines Unternehmens; allein der zweite führte schon auf einen Irrweg und ins Verderben; dieses wurzelte in dem — man weiß nicht wie? — in ihm entstandenen Gedanken, die Waat von Bern loszureißen und in einen neuen Canton zu verwandeln, wodurch er die nöthige Reformation zu erreichen hoffte. Eng schloß sich an diesen zweiten der dritte Schritt in der Vorstellung: er selbst sei von Gott dazu berufen, dieses politische Wagniß zu unternehmen. Daß ihn nicht Eitelkeit dabei leitete, verbürgen uns sein Leben und sein Ende; auch suchte er durch Fasten und Gebet sich zu versichern, ob ihn eine leere Einbildung beherrsche: und er fühlte sich hiedurch nur in seinem Entschlusse bestärkt. Wie erklären wir uns nun — frage ich — auf einem christlichen Standpunkte dieses anscheinende Räthsel; ein religiöser Mann von dem reinsten Willen schickt sich zu einem politischen Verbrechen an; er prüft sein Vorhaben im Gebete, und findet im Gebete Befestigung — und so muß er rettungslos untergehen? Für den, welcher mit einigen Schlagworten von Schwärmerei und Ueberspannung nicht alles zu erklären meint, giebt es nur Eine Antwort. Davel hat als Christ gehandelt, wenn er das moralische Elend seines Volkes mit blutendem Herzen ansah, als Christ, wenn er helfen wollte; als Christ, wenn er in Nüchternheit und Gebet sich prüfte. Aber in Einem Stücke hat er diesen Pfad des Christen verlassen; und aus diesem Einen ist der ganze Zusammenhang seiner Verirrung erklärbar. Auf dem Wege subjektiver, innerer Eingebung hat Davel den Willen Gottes vernehmen wollen, statt ihn da zu suchen, wo er für jeden vernehmlich genug spricht: in dem geoffenbarten Wort, dort hätte er sehen müssen, daß jegliche Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit ein fluchwürdiges Widerstreben gegen göttliche Ordnung ist; und er hätte zurückschaudern müssen vor dem Plane, ein Volk wie das seinige zum Aufruhre zu verführen. Und in der That klarer und erschütternder als in der Geschichte dieses unglücklichen Mannes ist mir nie die Wahrheit entgegengetreten: daß auch der ernsteste und reinste Wille nur dann vor den gefährlichsten Abwegen und Selbsttäuschungen sicher ist, wenn er sich vor dem Lichte geoffenbarter Erkenntniß beugt. So kann auch die Geschichte zu der tieferen Begründung der apostoli-

schen Versicherung führen: „Wir haben ein festes, prophetisches Wort; und ihr thut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht an einem dunkeln Orte!“

Aus den Milizen seines Bezirks wählte Davel 562 Männer aus, und führte sie am 31. März 1723 nach Lausanne, ohne ihnen seine Absicht anzugeben; nur dem versammelten Magistrate von Lausanne enthüllte er unverholen seinen Plan. Der Rath, in seiner Treue unerschüttert, giebt sich den Anschein, auf seine Anträge einzugehen; unter dem Vorwande der Bedenkzeit weiß er den Davel so lange hinzuhalten, bis er zahlreiche Miliz zusammengezogen und alles nach Bern berichtet hatte, wo man eben mit der „Regierungsbesatzung“ (den neuen Wahlen) beschäftigt war. Dann erst wurde Davel auf das Schloß gefangen gesetzt, und seinen erstaunten Truppen der Anschlag ihres Majors angezeigt. Im Gefängnisse und beim Verhöre blieb sich Davel völlig gleich; standhaft beharrte er darauf, daß er von dem göttlichen Geiste zu seinem Vorhaben sei angetrieben worden; zum Beweise, daß er seine That als ein Werk Gottes ansah, konnte er anführen, daß er seine Soldaten weder Pulver noch Blei mitnehmen ließ; weil er glaubte, es werde kein Tropfen Blutes fließen: „Ich wollte — bemerkte er — nichts an dem Plane ändern, den mir Gott eingab. In der ganzen Unternehmung entdeckte ich nur sehr heilsame Folgen für die Regierung und die Unterthanen.“ Einen besondern Eindruck schienen auf seine Ueberzeugung die Mißbräuche eines ehmaligen Landvogts gemacht zu haben, der mit Aemtern Handel getrieben; denn darüber sprach er mit Eifer im Verhöre: „Ich sah voraus (sagte er unter anderem), daß wenn mich auch die That zur Blutbühne führen sollte, immer mein Tod dem Vaterlande nützlich sein werde. Und was größeres konnte ich wünschen? Der höchste Zweck, den ich mir vorsetzte, war kein anderer, als für meine Brüder ein Opfer zu werden.“ Bei den Schmerzen der Folter rief er: „das ist unerhört schmerzhaft!“ und setzte dann liebevoll hinzu: „Aber ich bin versichert, daß ihr (meine Richter) dabei so viel leidet als ich.“ Weitere Anwendung der Tortur untersagte der Rath von Bern. Das Todesurtheil wurde von dem alten Blutgerichte der Rue de Bourg zu Lausanne ausgesprochen; Davel hörte es mit Gelassenheit an: „Mein Schicksal — äußerte er gegen einen Ma-

giftraten — ist glücklich, und ich genieße ganz den süßen Frieden der Seele.“ — „Ich betrachte (sagte er ein anderes Mal) meinen Ausgang aus einem doppelten Gesichtspunkte: als Prüfung meines Glaubens und meiner Standhaftigkeit und als wohlverdiente Züchtigung meiner Sünden.“ — — Auf dem Schaffote ermahnte er das Volk mit tiefer Bewegung zu einem ernsteren Leben; warnte vor der herrschenden bodenlosen Prozeßsucht; wies eindringend auf die Irreligiosität der Menge, auf den fleischlichen Sinn vieler Geistlichen, auf die unrechte Verwendung des Kirchengutes hin. „Ich zweifle nicht — fuhr er fort — mein Tod wird von den besten Folgen sein. Man wird die Mißbräuche abzuschaffen bemüht sein. Wie ist mir alsdann dieser Tag ein Freudentag, der herrlichste in meinem ganzen Leben. — — Ganz überströmt meine Seele der göttliche Beistand, der mich auch in dem letzten Augenblicke unterstützt, nachdem er mich mein ganzes Leben durch nie verlassen hatte.“ — Vortrefflich ist das, was der Prediger in seiner Anrede an's Volk in einer gewiß schwierigen Stellung noch hinzufügte. „Es ist ein Weg (fieng er an), welcher dem Menschen recht zu sein bedünkt, und dessen Ausgang der Tod ist. — — Der Plan dieses Mannes schien ihm vortrefflich und von der Weisheit selbst eingegeben. Es war die Freiheit der Bürger; es war das süße Vergnügen, sie von dem Joche der Abhängigkeit zu befreien; es war die Eroberung gewisser Freiheiten und Vorrechte, welche mit dem Glücke der Gesellschaft und eines jeden ihrer Glieder so enge verbunden sind. — — Aber seine Wege sind Wege des Todes. — — Es soll mich aber niemand verurtheilen, wenn ich von der Gnade Gottes hoffe, daß er ihm diese Sünde, die er aus Unwissenheit, nach den Trieben eines irrenden Gewissens begangen hat, verzeihen werde.“ — Nochmals ermahnte Davel die Zuhörer, diese Worte wohl zu beherzigen, und starb dann wie ein Mann, dessen Herz über dem Leben steht. Es war in ihm, das ist unverkennbar, eine Heldenseele, die, unter andern Umständen und von heller Einsicht geleitet, Großes hätte vollbringen können.

Einen ganz andern Charakter trägt dasjenige politische Ereigniß in Bern an sich, das wir unter dem Namen Henzischer Verschwörung oder „Burgerlärm“ kennen. Um diese in ihrem wahren Lichte zu verstehen, muß man sich — wie leicht einzu-

sehen ist — vornehmlich vor dem Irrthum oder der Leidenschaft hüten, jetzige Zustände und Parteiungen unbedingt auf die damaligen zu übertragen; das hieße nicht nur die Zeit, sondern überhaupt den Geist der Geschichte verkennen, deren Zweck nicht ein aufregend reizender, sondern ein im höheren Sinne versöhnender, d. h. über die enge, persönliche Gereiztheit erhebender sein soll! — Bei einer möglichst sorgfältigen Durchsicht der wichtigern hieher gehörigen Aktenstücke konnte ich mich leicht überzeugen, wie auch hier durch mehr oder minder willkürliche Darstellungen die öffentliche Meinung irre geführt oder verschroben wurde. Man hat als die blutige Unterdrückung einer gerechten, demokratischen Bestrebung dargestellt, was doch, näher besehen, ganz etwas anderes war.

Als die Republik Bern noch auf eine Stadtgemeinde beschränkt war, so ergab sich für so einfache Verhältnisse leicht eine mehr demokratische Form, die aber eine faktische Aristokratie so wenig oder noch weniger ausschloß als in den demokratisch gebliebenen Städten, wie Zürich, Schaffhausen u. a., wo immer eine Anzahl angesehener Familien einen patrizischen Ansatz bildeten. Die entschiedenste Anlage zu einer Aristokratie trug Berns Verfassung von Anfang an durch den Umstand in sich, daß die Wahlen nicht in den Händen der Zünfte, sondern eigener Behörden lagen; ein Rath, der sich selbst ergänzt, muß aber allezeit zuletzt zu einem Patriziate führen. Auch war dies in einem engen und bemerkenswerthen Zusammenhange mit der Ausdehnung des Gebietes; denn je größer der Umfang des Gebietes, desto weniger war eine rein demokratische Stadtgemeinde zur würdigen, kräftigen und wohlthätigen Lenkung desselben geeignet. In diesem Falle war die Ausbildung des aristokratischen Prinzips eine politische Nothwendigkeit. „Die Staatsverfassung von Bern — sagt Johann von Müller — gestaltete sich still und in dem Maße als die Bedürfnisse des Staates eine Veränderung zu fordern schienen. — Der Unterschied der Regierungen kömmt vom Unterschiede dessen, was sie zu fürchten haben. — — Der Senat von Bern hatte die Verführer seines Volks zu fürchten, darum ist er der Vater seines Volkes geworden.“ — Für das nun einmal gebildete Patriziat lagen zwei Klippen in der Natur der Sache: die gegenseitige Eifersucht der ins Patriziat aufgenommenen Ge-

schlechter und die Eifersucht der ausgeschlossenen. Unter den patrizischen Geschlechtern selbst war nämlich der Unterschied, daß die einen von altem Adel herstammten, während andere nur zur Regierung gelangte Altbürger waren, wie ja überhaupt jedes Patriziat aus Altbürgern erwachsen ist. Unter diesen adelichen und bürgerlichen Patriziern konnten leicht Spannungen entstehen, wenn die einen Vorrechte geltend machten, welche die andern nicht anerkannten. Es standen dann zwei Wege offen: man stellte entweder, wie in Freyburg seit 1782 die adelichen den bürgerlichen Patriziern ganz gleich, oder man erlaubte auch den bürgerlichen den adelichen Titel; diesen letztern Ausweg schlug man zu Bern ein. Gegen die andre oben bezeichnete Gefahr des Patriziates: die Eifersucht der nicht bevorzugten Geschlechter lag das beste Mittel in einer Maßregel, die von einer Aristokratie selten ungestraft versäumt wird: darin nämlich, daß man Männer von geistigem Gewichte oder von bedeutenden ökonomischen Mitteln durch Einverleibung gewinnt *). Dadurch wird eine wohlthätige stete Erfrischung des alten Stammes möglich gemacht, und dadurch der größten Gefahr einer Aristokratie vorgebeugt, der nämlich, daß sich ihr gegenüber eine Aristokratie des Geistes oder der Sittlichkeit oder des Geldes bilde. In Bern war im Laufe der Zeit die Zahl der regierungsfähigen Geschlechter außerordentlich herabgesunken, so daß viele Besonnene die Gefahr einer Oligarchie nahe sahen; eine besonnene Ersetzung der ausgestorbenen Geschlechter wäre darum um die Mitte des Jahrhunderts ein Staatsbedürfniß gewesen. Allein zu Neuerungen, die einer noch nicht eingetretenen Gefahr zuvorkommen sollen, ist eine aristokratische Regierung vermöge ihres natürlichen Schwerge-

*) Mit Freuden fand ich seither, daß sich auch bei Niebuhr I. 651 ein bestätigendes Wort hiefür findet: „Die edelsten und heilsamsten Formen und Einrichtungen, welche bürgerliche und moralische Gesellschaften von Geschlecht auf Geschlecht fortvererben, zeigen sich nach verflossenen Jahrhunderten mangelhaft. Waren sie auch, als sie sich bildeten, immer so angemessen, so müßte die Lebenskraft der Staaten und Kirchen instinktmäßig wirken: und stetes Aneignen für das Bedürfniß offenbaren, wenn solche Angemessenheit sich erhalten sollte.“

wichtes begreiflicher Weise in gewöhnlichen Zeiten schwer zu bewegen. Darum bedurfte es ernster Erfahrungen, bis die Regierung zu der bezeichneten Maßregel schritt, über deren Nothwendigkeit auch bei den entschiedensten Freunden der Aristokratie Berns nur eine Stimme war *). — Unter einer Menge von Denkschriften, welche damals der Regierung eingegeben oder unter den Unzufriedenen herumgeboten wurde, ragen vorzüglich die Gedanken hervor, die (wie man versichert) Albrecht von Haller 1735 nur für sich niedergeschrieben: „Was wird wohl (heißt es dort) unsers Staates Schicksal sein? — Er neiget sich zur Oligarchie; vor Alters war er der Demokratie am nächsten, stufenweise hat er sich davon entfernt, und wird sich ferner dem entgegengesetzten Ende nähern. — Vor 1500 waren zu 267 Standesstellen 202 Geschlechter, und die 8 größten mochten etwa 30 Plätze ausmachen. Jetzt sind zu 299 Standesstellen noch 74 Geschlechter, und von diesen füllen die 8 großen allein 101 Plätze. — — Die besten Menschen werden bei der Obermacht ihrer selbsten vergessen, und mangelt **) was göttliches, um uns zu erhalten, wenn niemand wehret. Also wird unser Staat eine Oligarchie werden, und dieses Uebel wird freien Bürgern fast unerträglicher sein als eine auswärtige Unterwerfung. — Nicht die kleinen Geschlechter, nicht die gemeinen; nein, die Republik selbst flehet um Hülfe an, und bittet um Mittel ihrem anfangenden Ruine vorzubiegen. — Man kann durch ein unzerbrüchliches Gesetz die Zahl der nothwendigen, mitregierenden Geschlechter festsetzen. — Soll denn der Verstand und die Fähigkeit bei kleinen Geschlechtern unbrauchbar sein? Ja, er wird es werden, wenn die Anzahl derselben immer weniger und die Macht der Großen zu ihrer Ausschließung immer größer wird. — Vereiniget Euch also gnädige Herren, tretet zu der Partei des Vaterlandes, und genießet der unschätzbaren Ehre, Eueres Regiments Grund-

*) So sagt von Gagern (Resultate der Sittengeschichte): „Doch seht auch die frühern Warnungen, die Minderung ihrer regimentsfähigen Familien, und wie schwer sie sich zur Ergänzung entschlossen. So sehr ist diese Eifersucht auch den Klügsten eigen.“ —

**) Er will sagen: „es ist erforderlich.“

zu vermuthen, daß jene ersten Verschwörer gewiß die Verwegensten aus dem Pöbel zum Raub und Mord mit sich fortgerissen hätten; während die gemäßigten, nur für politische Rechte eifrigen Bürger schwerlich Energie und Geistesgegenwart genug besessen hätten, um mit Gewalt den entfesselten Frevel zurückzuhalten. —

Bald kamen die Verschwornen durch den Zurücktritt eines schon Geworbenen zu der Einsicht, daß wenige Muth oder Frevelsinn genug hätten, um sich für jenen Plan in seiner ursprünglichen, blutigen Form zu entschließen. Darum beschlossen sie, die Mehrzahl nicht in das Geheimniß einzuweihen, sondern bloß als Mittel zu gebrauchen, und ihnen nur von „bürgerlicher Liebe und Einigkeit“ und von „getreuem Aufsehen auf die bürgerlichen Rechte“ zu sprechen. Der im Berner-Spitale verwahrte Genfer-Demokrat Micheli du Crest hatte mit einigen der Verschwornen, besonders mit Henzi, in persönlicher Berührung gestanden; seine Meinung war: weil die Bürgerschaft so klein sei, so könne nur ein Handstreich zum Ziele führen; sonst aber warnte er zur Vorsicht. — Ueber den Mangel an Entschlossenheit bei den meisten unzufriedenen Bürgern schienen Henzi und der Lieutenant Fueter sehr niedergeschlagen; Fueter äußerte sich: „es sei mit den Bürgern nichts anzufangen; man müsse mit den Bauern anbinden.“ Auch machte er wirklich einen Versuch, um auf die ihm untergebene Stadtwache, die meist aus Landleuten bestand, einzuwirken. Henzi dagegen scheint an der ganzen Sache verzweifelt zu haben, weil er ernstlich mit dem Gedanken einer Reise nach Paris umgieng. — Sie hielten verschiedene Versammlungen in der Nacht; zuerst im Hause des Fabrikanten Küpfer im Sulgenbache, der sich durch Betriebsamkeit in eine glückliche Lage versetzt hatte, dann aber durch Eitelkeit und Ehrgeiz sich für die Verschwörung gewinnen ließ. Eine zweite Versammlung fand bei Wernier statt; aber noch immer kam es zu keinem allgemeinen Beschlusse; diesen schob man auf eine dritte Generalversammlung auf, die aber nicht zu Stande kam. Bei den Zusammenkünften wurden Denkschriften und alte Urkunden vorgelesen, Berathungen gepflogen; und mit doppeltem Eide gelobte man sich Verschwiegenheit und Treue, Rache dem Verräther. Das eine der bei diesem Anlaße entstandenen Memoriale zeigt die Mittel, womit

die Gemüther der Gegner erhitzt oder erbittert wurden *): viele Behauptungen desselben sind entweder ganz schief oder geradezu lügenhaft; manche Beschuldigungen sind so lächerlich oder so beschränkt, daß sie ganz auf die Kläger zurückfallen; „Erwelche schlaue Köpfe unter unsern Staatskünstlern — heißt es darin — haben folgende Macchiavellische Grundsätze festgesetzt:

„1. Die Regierung in einigen Familien zu befestigen, die übrigen aber für ein- und allemal auszuschließen."

„2. Alle Ueberbleibsel und Fußstapfen der landesherrlichen Gemeinde Bern auszutilgen, damit man endlich dem Stande, anstatt der Stadt Bern könne huldigen machen."

„3. Die regierenden Geschlechter in großen Privatreichthum, die übrige Bürgerschaft aber in die äußerste Armuth zu bringen; damit den einen der Muth, das Joch aufzulegen, gegeben, den Andern das Herz, solches abzulehnen, genommen werde."

„4. Dem geistlichen Stande alles Ansehen und alle Gewalt zu nehmen, und die Prediger in gänzlicher Abhängigkeit zu halten."

„5. Viele Posten (Aemter), welche Brod aber kein Kapital abwerfen, außer der Burger-Stuben zu errichten, damit man dem Bürger das Maul stopfen, und sich Creaturen zum Spioniren machen könne."

„6. Zwischen Bürgern und Bürgern, zwischen Bürgern und Bauern, zwischen deutschen und welschen Landen stete Uneinigkeit zu pflanzen."

„7. Mit bewaffneten Söldnern und Wächtern Stadt und Land nach und nach anzufüllen, damit man endlich eine Zahl regulirter Truppen an der Hand habe, Bürger und Bauern zu entwaffnen."

„8. Und endlich diese despotische Regimentsform bei allen verbündeten Orten und Städten in so weit möglich einzuführen." —

Mag man immerhin zugeben, daß vielleicht einzelne übermüthige Patrizier ähnliche Gedanken zuweilen ausgesprochen: so liegt darin doch nicht der mindeste Vorwurf gegen eine Regierung, deren Verwaltung so mild, gerecht und weise war.

*) Abgedruckt in der Helvetia 1823.

wie vielleicht noch nie eine Republik geherrscht hat. Daß dieser Geist edler Mäßigung die Regierung und ihre Beamten beseelte: dafür zeugte am sprechendsten das Glück des blühenden Landes und die ungetheilte Liebe des Volkes zu einer väterlichen Obrigkeit. Niemals, und am wenigsten bei der damaligen sittlichen Destruktion unter den obern Ständen, wird es auch die untadelichste Regierung verhindern können, daß einzelne ihrer Glieder, einem Gott verlassenen, inneren Verfalle preisgegeben, auch für die Gott verlassendsten Bestrebungen bereit wären. Aber die Frage ist nur, ob das Ganze ihrer Regierung, ob ihr Geist und Nerv von diesem Gifte afizirt oder gar durchdrungen worden; daß von dieser Anklage Berns Senat entschieden frei zu sprechen sei: darüber haben die Geschichte und ihre gewichtigsten Stimmführer die Akten geschlossen.

Mit dem bittersten Hohne ist in dem schon besprochenen Memoriale davon die Rede, daß viele patrizische Familien von Männern abstammen, die Handwerke und Gewerbe trieben; als ob eine solche Abstammung für die Nachkommen etwas beflekendes haben müßte: „Wenn die Todten (heißt es) ihre Häupter aus dem Grab empor heben, und die Geschäfte und Gestalt unsers heutigen Berns ansehen könnten, Himmel! was würden die zwei berühmten Pannerherren, Tillmann und Brügger, dazu sagen, wenn sie den gewesenen Zinstagschreiber, Isak Steiger, auf dem Berner-Thron, und wie ein Landesfürst die Standes-Benefizien seinen Nepoten und Klienten nach Belieben zuwenden sähen? Was würde ein Ritter Stüßy gedenken, wenn er seinen Vater eine Wachtmeister-Stelle in der Stadtwache, des Bruchschneider Lentulus und des Stadtknechts Imhoof Nachkömmlinge aber, den einen das Venner-Amt, den andern eine Rathsstelle bekleiden sähe? Was würde der biderbe Wallo von Greyerz sagen, wenn er seinen Anverwandten im Hutladen der vorüberspazierenden Nachkommenschaft Hans Frisching's des Schusters, Adam Willading's des Metzgers, Peter Stürler's des Gerbers, Uli Stauer's des Kleinmetzgers, Simeon Wurstemberger's des Färbers, Stephan Mülinen's des Glasmalers und Niklaus Manuels des Flachmalers so tief angeholte Bücklinge schneiden, diese aber, ohne den Hut zu lüpfen, vorbei marschiren sähe? Zweifelsohne würden uns diese tapfern Eidgenossen unsre Fahrlässigkeit vorwerfen, daß wir uns von

solchen Leuten das Joch haben lassen auf den Hals legen!“ — Dieser ganze Ausfall spricht zu sehr sein Urtheil über sich selbst aus, als daß er weitere Erörterung verdiente; nur den einen Zug unglaublicher Selbstverblendung bitte ich zu beachten, wie eben dieselben Menschen in einem Athemzuge von oligarchischer Despotie einiger Familien sprechen und die Herkunft des damaligen Schultheißen Isak Steiger verhöhnen konnten, eines Mannes, der sich aus sehr beschränkter Lage bloß durch die Kraft seines Geistes an die Spitze der Republik empor geschwungen.

Die Verschwornen hegten die Absicht, den entscheidenden Schritt erst zu wagen, wenn sich mehr als 100 Bürger angeschlossen hätten; doch scheint es, daß man an den 13. Juli (1749) dachte, weil Fueter an diesem Tage im Besitze der Thorschlüssel gewesen wäre. Aber zehen Tage vorher (3. Juli) entdeckte ein Kniger Verschworner, ein Candidat der Theologie, Ulrich, dem geheimen Rathe das Complott. Sogleich ergriff dieser seine Maßregeln; viele Regierungsglieder bewaffneten sich heimlich, und schritten am folgenden Tag zu Verhaftungen. Umsonst versuchte der Stadt-Lieutenant Fueter, mit seinen beiden Pistolen sich zu vertheidigen; auch Henzi, von Burgdorf zurückkommend, wurde von Bondeli und von Werdt festgenommen. Die Bürger folgten willig dem Rufe der Regierung zu den Waffen; auch vom Lande rückten sofort 300 Mann in die Stadt; die meisten Aemter standen dem Aufgebote ihrer Landvögte bereit. Derselbe heroische Geist zeigte sich sogar in dem weiblichen Geschlechte der patrizischen Familien; denn während die Väter und Söhne bewaffnet dahin giengen, wohin die Pflicht sie rief, verrammelten Frauen und Töchter die Thüren, und machten sich auf den verzweifeltsten Widerstand bereit. — Man entdeckte noch mehrere Waffenvorräthe und Drohbriefe; aber nirgend kam es zu einer drohenden Bewegung; die Verschwörung war eben so schnell als kräftig unterdrückt. Niklaus Wernier, der zuerst Verhörte, gab 65 Mitschuldige an; doch hatte man einige davon erst in die Sache zu verwickeln gehofft, oder sie fälschlich auf die Liste gesetzt: so zwei Brüder Augspurger und einen David Wurstemberger, dem Fueter, die Pistole in der Hand, den Tod gedroht hatte, wenn er den ihm anvertrauten Plan verrathen würde. Das Wichtigste von den Geständnissen, wie ich sie nach ihrem wesentlichen Inhalte aus

den Akten in meine Erzählung aufgenommen habe, wurde von den Gefangenen eröffnet, noch ehe die Folter angewandt worden. Schon sechs Tage nach der Gefangennehmung wurden der Hauptmann Henzi, der Lieutenant Fueter und Wernier zum Schwerte verurtheilt; mehrere wurden zur Verbannung oder zum Arreste verdammt, andere waren entflohen; und der Genfer du Crest mußte auf der Festung Aarburg seine letzten Tage zubringen. Auch für die Regierung war die Erfahrung nicht verloren; denn sie that, was für die Zukunft höchst heilsam hätte werden können, sie leitete die Aufnahme neuer Geschlechter ein; auch verbannte sie möglichst bei ihren Mitgliedern beleidigenden Stolz im Umgange mit minder Bevorzugten. So endete ein Beginnen, dessen Wurzel so sehr in der verbrecherischen Absicht einiger verwegener und entsittlichter Menschen gelegen hat, daß der politische Antheil, den andere Unbesonnene daran genommen, eigentlich für das tiefer gefühlte Urtheil nur in sehr geringen Anschlag kommt. Sittlich verabscheuungswürdig von seinem ersten Entstehen an, hat der Anschlag auch in seinem politischen Schicksal sein frühes und gerechtes Urtheil empfangen. Wie hundert Jahre früher gegen das verführte Landvolk, so hatte sich Berns Regierung damals gegen verführte Bürger kraftvoll behauptet, und beide Male war sie reifer und belehrter aus dem Sturme hervorgegangen; erst ein drittes Mal hat sie einem doppelten Feinde unterliegen müssen. Wir schließen diesen Trauerabschnitt unsrer Geschichte mit den versöhnenden Worten unsers Geschichtschreibers: „Das Geheimniß, mit welchem die Regierung von Bern sich die Liebe des Volks zu erhalten wußte, bestand fortwährend darin: Sie handelte so: daß das Volk immer die Regierung liebte, wie sehr es auch mit einzelnen Regierungsgliedern unzufrieden war; sie strafte diejenigen ihrer Glieder, die es verdienten. — Die mächtigsten Republiken Italiens wurden erschöpft und verschuldet. Die Regierung von Bern legte mehrere Millionen in auswärtige Fonds an, sammelte einen Staatsschatz und steigerte das jährliche Einkommen derjenigen, die an der Regierung sind, beinahe auf eine Million, ohne daß das Volk des Cantons Bern aufhörte, eines der reichsten Völker zu sein.“

Einunddreißigste Vorlesung.

Für die Sittengeschichte, in deren Einzelnheiten uns die schon vorgerückte Zeit nicht mehr näher einzutreten gestattet, muß ich eine Bemerkung als wesentlich und leitend an die Spitze stellen: Im achtzehnten Jahrhundert begegnen sich zwei sehr verschiedenartige Zeiten, die theilweise sich schroff gegenüber standen, theilweise zur sonderbarsten Mischung friedlich vereinigt, oder auch zuweilen in einem Gährungszustande waren, der zu völlig veränderten Begriffen und Lebensweisen führen mußte.

In der Bildung des aufwachsenden Geschlechtes berührten sich die beiden Zeit-Elemente oft sonderbar und nur äußerlich versöhnt. Die meisten öffentlichen Anstalten siechten in den zu *eng* und *unbeholfen* gewordenen Schranken und Formen des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Pedantismus den freien Athem des lebendigmachenden Geistes beängstigend eingeschnürrt hatte. Dawider erhoben sich einzelne Männer, die den Anbruch einer neuen Periode wahrgenommen, und dieselbe einzuleiten versuchten. In die bestehenden Formen gebannt, begnügten sie sich meist damit, den freien Einfluß einer regen, ursprünglichen und reichen Persönlichkeit auf Schüler oder Zuhörer geltend zu machen; dennoch entgiengen sie nicht immer den Verdächtigungen der Zunftgenossen, noch weniger *dem* Uebelstande, daß ein neuer Lappen auf dem alten Kleide grell abstach. — Ebenso spürte die Kirche, deren Leiter noch mit juristischer Gewissenhaftigkeit alle einzelnen Artikel der Bekenntnißschriften wort- und sylbengetreu aufrecht zu halten meinten — sie spürte doch allmälig das Aufstreben eines Geistes, der wesentlich schon in einem ganz veränderten geistigen Clima erzogen war; der zwar bescheiden und honnet (denn wie hätte er die Zuchtruthe seiner Jugend vergessen können?) aber doch

ſchon ſehr emſig im Aufräumen, und — wie er meinte — im Vereinfachen war. Und in Beziehung auf den Staat giengen moderne politiſche Theorien und Wünſche neben einer Praxis einher, die in einem total verſchiedenen Geſichtskreiſe ihren Grund hatte.

Das geſellſchaftliche und Familien-Leben blieb von dieſem Miſchungs- und Uebergangszuſtande nicht ausgeſchloſſen. In keinem Punkte hat ſich dieſer Charakter ſo ausgeprägt erhalten, und nichts kann Ihnen ſo beſtimmt veranſchaulichen, worauf ich hindeute: als die Natur der Converſationsſprache, wie ſie ſich bis heut zu Tage in Bern erhalten hat. Wie ſich hier die naive, ländliche Einfalt und der unvermittelte Naturlaut der Berneriſchen Mundart mit den Naſenlauten der abgeſchliffenen und ausgetretenen franzöſiſchen Sprache *), zum wunderlichſten, diſſonirenden Contraſte vereinigt — ſo ſtanden ſich in Sitte und Lebensart patriarchaliſche Einfachheit (z. B. in Bern), ängſtliche, durch den Geiſt der reformirten Kirche, behauptete Sittenzucht (z. B. in Baſel, Zürich, St. Gallen u. a.) und ausländiſche Verfeinerung und Genußſucht oft feindlich, oft harmlos gegenüber. Erſt in unſerm Jahrhundert ſcheint die eine Richtung den entſchiedenen Sieg davon zu tragen, ſo daß die dieſem Strome ſich entgegen ſtemmenden Verhältniſſe und Einrichtungen nur noch als ſchöne Ausnahmen oder als Ueberbleibſel einer andern Zeit betrachtet werden.

Noch nahm man vor hundert Jahren zu Bern keinen Anſtoß daran, wenn die Frauen und Töchter patriziſcher, hochangeſehener Familien auf ihren Landſitzen den Wein, der in ihren Weinbergen gewachſen war, ſelbſt verkauften, und die Landleute der Umgegend damit bewirtheten. Sie blieben nachher wie vorher die geachteten Kinder der Landeshäupter; ſie

*) Wer ſich hier ſtößt, möge doch zuerſt mit Lamartine rechten, der in ſeiner Reiſe in den Orient, ſeine eigene Sprache erbarmungslos verurtheilt: „Ah, si l'on avait une langue! mais il n'y a pas de langue, surtout pour nous Français; non il n'y a pas de langue pour la philosophie, l'amour, la religion, la poésie, les mathématiques sont la langue de ce peuple; ses mots sont secs, précis, décolorés comme des chiffres.“

durften es wagen, ihrem Volke nahe zu sein, ohne zu besorgen, dessen Achtung einzubüßen. Aus der Fremde erst kam die Neuerung, denn als ein in fremden Kriegsdiensten auferzogener junger Patrizier bei einem Besuche im elterlichen Hause sehen mußte, wie seine Schwester einem schlichten Bauern Wein vorsetzte, und dieser seinen Batzen dafür hinlegte: so erklärte der Gekränkte, keinen Tag werde er in einem Hause weilen, wo man länger solche Sitten dulde. Man fügte sich seinen Vorstellungen; und bald erlag jenes ländliche, alte Herkommen dem Kommandostabe französischer Etiquette. — Meist war die Familie auf ihr Haus beschränkt, nur für Verwandten-Besuche waren bestimmte Tage festgesetzt; größere Kreise fanden sich nur bei festlichen Anlässen zusammen. Eine Frau Stürler war die erste zu Bern, die es wagte, eine regelmäßige Abendgesellschaft einzuleiten, wo man mit Thee, den nur Apotheker verkauften, die Gäste bewirthete und im einförmigen Spiele über den langsamen Lauf der Stunden tröstete. Aber bald war das Unternehmen als sittengefährlich auf der Kanzel gebrandmarkt; und als ein in der Gesellschaft durch Zufall verlorner Ring die Cirkel auflöste, sah manches „vertraute“ Urtheil in dem Mißgeschicke ein sichtbares Strafgericht. Später verwandelte sich diese Tyrannei der Gesellschaftsfeinde in eine eben so bornirte Zwingherrschaft der Gesellschaftsmenschen, und in einen Götzendienst einiger, an sich gehaltloser geselliger Formen, deren Uebertretung von dem privilegirten guten Tone nicht so leicht verziehen wird als innere Hohlheit oder sittliche Verirrung.

Viel trug zum Einflusse eines freieren Verkehrs der französische Kriegsdienst bei; nicht blos ausländische Formen, auch fremde Litteratur fanden auf diese Weise den Weg in unser Land; Frauen, die bisher als tägliches Noth- Hülfs- und Trostbuch nur die Bibel gekannt hatten (eine von ihnen, die Frau von Muralt las die heilige Schrift in lateinischer und griechischer Sprache) nahmen nun doch auch französische Almanache in die Hände. Auch Waatländische Familien, die sich in Bern niederließen, halfen die alte Abgeschlossenheit durch die Annehmlichkeiten des geselligen Tones verdrängen. — Wo nun vollends die schöne Litteratur (und nur die französische kann darunter verstanden werden) vorzugsweise Pflege fand,

da brach sich auch die freieste Geselligkeit Bahn. Die Zeiten mittelalterlicher Galanterie schienen wiederzukehren, als Julie Bondeli einen poetischen Hofdienst litterarischer Herren und Damen um sich versammelte, wo Wieland, damals als Hauslehrer in Bern lebend, nicht Poesie schrieb sondern war. — Noch ritterlicher waren die Turniere im alten Style, welche unter Leitung eines fremden Rittmeisters von der vornehmen Bernerischen Jugend veranstaltet wurden. — Aber der glänzendste aller Festtage Berns war der Ostermontag, wo Stadt und Land mit Ehrfurcht seine Landesväter zur Ergänzung des Rathes („Burgerbesatzung") ins Rathhaus und in die Kirche ziehen sah; wo das Volk an ländlichen Spielen sich ergötzte, und die „regierungsfähige" Jugend als eine zweite, aufstrebende Regierung — das Abbild, später das Zerrbild der wirklichen Obrigkeit — mit scherzhaften Insignien fröhlich aufzog. —

Um die Mitte des Jahrhunderts hatte das gesellschaftliche Leben in Bern in äußerer Pracht und imponirendem Glanze seine Höhe erreicht. Der Gewinn, den ausländische Finanzspekulationen versprachen, lockte viele zum Verkaufe des minder einträglichen Grundbesitzes, ein Schritt, der politisch den patrizischen Familien eine sehr verschiedene Stellung dem Volke gegenüber anbahnte, und der zugleich die Versuchung zu gesteigertem Luxus um so mehr erhöhen mußte, als man sich plötzlich im Besitze ungewohnt hoher Summen baaren Geldes wußte. — Von jetzt an galt die Pariser Mode als unwidersprechliches Gesetz, und je minutioser die Copie französischer Sitte getroffen, je glücklicher ein Diner oder Souper von Versailles in Miniatur nachgeahmt war: desto sicherer durfte man auf die Dekoration des „guten Tones" hoffen. Die ganze Abgeschmacktheit subtiler Abmarkungen, wie sie im Hofleben der Bourbonen entstanden war, schien sich in die Mitte einfacher, schweizerischer Verhältnisse verirren zu wollen. Schon maß man in manchen Kreisen mit bedeutungsvoller Miene die Linie ab, zwischen der „haute société" und dem „Olympe", zwischen le beau monde und la bonne société, endlich zwischen dieser und der bonne compagnie.

Aber wann und wo hat im üppigen Gedeihen aller sinnlichen Interessen, im unbeschränkten Vollgenusse äußern Glanzes, in

unbestrittenen Wahne, sich eines gegen alle Wechselfälle des Geschickes geschützten Glückes zu erfreuen — wann und wo hat da nicht kecker Uebermuth und lüsterne Ueppigkeit unter dem Panner der Freiheit und Kraft die Schranken sittlicher und religiöser Ordnung überschritten oder zertreten? — Unter der Zucht des Geistes wird der von Gott geführte Mensch auch im Ueberflusse weltlicher Güter für die wesenhaften und unvergänglichen das Auge offen, die Liebe rege erhalten. Aber ein Leben ohne tieferen geistigen Gehalt hat dem Schlaftrunke sinnlichen Wohlbehagens und dem Kitzel äußerer Würde und Macht keinen probehaltigen Damm entgegen zu setzen; es geschieht nach dem Gesetze einer inneren Nothwendigkeit, daß sittliche Reinheit dann als Beschränktheit, ernste und warme Religiosität als Träumerei und Ueberspannung, aufopfernde Hingebung als ein Kindermärchen angesehen wird. Als das einzig Gewisse und Praktische bleibt in der Wüste einer solchen, zur verfeinerten Thierheit gesunkenen Betrachtungs- oder Lebensweise der sinnliche Genuß stehen; unbeschränkte Herrschaft wird diesem zuerkannt, so lange er die Grenzen einer innerlich lahmen Etiquette nicht überspringt, einer Etiquette, die in diesem Falle doch nur zur adoptirten Lüge wird, an die niemand glaubt, die aber niemand beim Namen nennt.

Auch in Bern schien eine solche Periode anzubrechen, und schon gaben sich die Zeichen eines zerrütteten sittlichen Lebens in einzelnen hervorstechenden Ereignissen zum öffentlichen Aergernisse zu erkennen. Es war weise, wenn der Senat es nicht vergaß, daß auf den Sitten das Wohl einer gesunden Republik beruht; es war groß, wenn er an Seinesgleichen nicht duldete, was er am gemeinen Manne strafen mußte. — Dieses Lob muß die Geschichte aufbewahren. — Die Frauen, deren Benehmen Anstoß gegeben, erhielten ohne weiters Aufsehen die Weisung, sich an einem bestimmten Sonntage in der französischen Kirche einzufinden, wo der Prediger Dutoit mit mildem Ernste die Schuldigen strafte und ermahnte, während er die Schwankenden warnend zu retten suchte. — Seine Predigt blieb in langem Andenken, und die Ursachen, welche sie hervorgerufen, wiederholten sich so nicht wieder. — Noch andre Gründe, vorzugsweise das Verunglücken der französischen Geldspekulationen, wirkten zusammen, um wieder zur frühern Ein-

fachheit, wenigstens theilweise, zurückzuführen; in Sitten und Gewöhnungen des täglichen Lebens bleibt meist denen der Sieg, die im Geltendmachen gesunder Zucht und einfacher Formen den Muth haben, einige Jahre das Achselzucken der Gewohnheits-Sklaven zu verachten oder zu belächeln.

Als Bild eines mit landesherrlicher Kraft, mit dem lauteren Wohlwollen eines Kindes, mit altväterlicher Einfalt waltenden Landvogtes der früheren Zeiten, müssen wir den Zürcher Oberst Salomon Landolt *) in Ihre Erinnerung zurückrufen. Für seine Bauern sorgte er, als gehörten sie zu seiner Familie; ihre Streitigkeiten entschied er nicht nach dem Buchstabenmaß der Gesetze, aber mit dem Naturwitze und jener höheren Lebens-Genialität, deren unmittelbarer, siegender Ausdruck den Vorwurf der Willkür verstummen macht. Er handelte nach einem, in sein gerades Herz deutlich geschriebenen Gesetzbuche, mit der höheren Vollmacht wahrhaft bevorzugter Menschen. Es ist wahr, für solche Freiheit ist in der Regel unser Leben zu enge und spröde, und muß es sein um unsrer Herzenshärtigkeit willen; doch den bedauern wir, der an der Ursprünglichkeit und dem Siege einer solchen Natur sich nicht innig erfreuen kann. — Nicht bloß als väterlicher Beamter, als Salomonischer Richter, auch als Bürger seines Vaterlandes war Landolt groß; wenn wir anders sittlich groß jeden nennen dürfen, der mit der ganzen Kraft seines Seins und Wollens an eine edle und reale Idee sich hinzugeben vermag. Diese Idee war für ihn die Ehre und das Wohl seines Vaterlandes; die Auflösung in der Revolution und die Gewaltherrschaft der französischen Waffen war ihm ein Greuel; alles hätte er daran gesetzt, jeden Besitz, seine Ruhe, sein Leben, wenn er sein Land von der Schmach jenes Joches hätte befreien können. Er durchwanderte, zum Widerstande gegen den nahen Feind aufmunternd, die aufgeregte Landschaft; vor den siegenden Franzosen wich er in's selbsterwählte Exil nach Schwaben; mit seiner Habe, seinem Rathe und Degen diente er den Russen, deren Sieg Errettung versprochen hätte. Und rüstig stellte er sich später in die Reihen, als die Nation selbst die verhaßte, helvetische Copie fränkischer Erfindungen auszustoßen strebte. —

*) Man vergleiche seine gelungene Biographie von David Heß.

Seine Treue verdiente es, auch die Ruhezeit seines Landes noch zu schauen und zu genießen.

Schon einige Male haben wir mit vorgreifendem Blicke auf das Ereigniß hingesehen, bei dessen Entwickelung wir nun stehen: die Staatsumwälzung, welche die Geschichte des vorigen Jahrhunderts schloß. Dem denkenden Beobachter der Zeitereignisse hatte es lange schon nicht entgehen können, daß die Schweiz sich den Rückwirkungen der französischen Umwälzung schwerlich für immer werde entziehen können; andere trösteten sich mit der Unschuld unserer neutralen Politik, mit der Achtung unseres Namens, mit dem Schutze unsrer Berge und Flüsse. Und wirklich hatte Frankreich schon viele seiner Erschütterungen durchgemacht, ohne daß der Friede der Schweiz gestört worden wäre; bis endlich, als man es am wenigsten erwartete, die Stunde der Prüfung da war, und einige Gewalthaber der französischen Republik — Napoleon Bonaparte unter ihnen — das schlummernde Nachbarland zu unterjochen und zu berauben beschlossen. Außer den Waffen sollte innere Entzweiung diesen Plan ausführen helfen; hiefür war die Schweiz schon mehrfach bearbeitet.

Es ist eine willkürliche, auf keine historische Anschauung gegründete Behauptung, die Schweiz habe schon vor der Einwirkung Frankreichs zu *sein* aufgehört; vielmehr spricht alles dafür, daß sie in *ruhigen Zeiten* noch lange mit der gleichen Würde sich dem Auslande gegenüber hätte behaupten können, wie in den fünfzig vorangegangenen Jahren. Aber unwidersprechlich ist *die* Bemerkung — und darauf haben wir schon bei früheren Gelegenheiten vorbereitet — daß eine innere und äußere Auflösung ein lebensgefährlicher Abfall von dem großen Grundgedanken des Bundes dem niederwerfenden Anlaufe Frankreichs vorausgegangen war. — Jene Auflösung *nach außen* offenbarte sich, als man nicht nur den Forderungen Frankreichs, die das Asylrecht der Schweiz vernichteten, stumm sich fügte, sondern auch Gebietstheile der Verbündeten ohne Widerstand und Widerrede wegreißen ließ. So war das Bisthum Basel, wo lange das unzufriedene Volk mit dem Bischofe gestritten hatte, und östreichische Waffenmacht eingeschritten war, von französischen Truppen besetzt, und in eine Rauracische Republik verwandelt worden, um bald darauf in ein Departement

Frankreichs zu zerfließen. Die Landschaft Veltlin, die von Bünden nicht erlangen konnte, aus einem Unterthanen-Lande zu einem freien und gleichberechtigten vierten Bunde erhoben zu werden, erreichte leicht bei Napoleon die Verschmelzung mit der Cisalpinischen Republik.

Die innere Auflösung, von der wir sprachen, gieng hervor aus der Spannung von Stadt und Land in manchen Cantonen, und noch mehr aus der selbstischen Vereinzelung und der Eifersucht der einzelnen Stände, wie Zürichs und Berns und der Demokratien gegen die Aristokratien. So war das Volk am Zürich-See wegen der Fesseln seiner Industrie gegen die bevorzugte Herrscher-Stadt erbittert; wohl schlug Zürich die sich anbahnende Auflehnung durch militärische Besetzung Stäfa's, des Mittelpunktes der Unruhe, und durch criminelle Bestrafung der Wortführer danieder; aber in den Herzen blieb ein bitteres Rachegefühl, das auch nach einem halben Jahrhunderte noch nicht völlig erloschen ist. Ebenso haderten die Unterthanen der Abtei St. Gallen mit ihrem Herrn; das Klettgau mit der Stadt Schaffhausen, und die Gährung einiger Städte der Waat glaubte Bern mit einem Heere ersticken zu müssen.

So war die Schweiz für das Gewitter vorbereitet, dessen Ausbruch im Jahre 1797 nahete. Zwei Männer waren es, beide Schweizer, die sich der von Frankreich gebotenen Opferung ihres Vaterlandes zu Werkzeugen darboten: der Zunftmeister Peter Ochs von Basel und Cäsar Friedrich La Harpe, ein Waatländer, Lehrer der russischen Prinzen, Alexander und Constantin. Beide, Ochs wie La Harpe, erscheinen als die erklärtesten Kinder ihrer Zeit, begeistert für die weltbürgerlichen Wünsche und Bestrebungen, die damals eben ihren Höhepunkt erreichten; wohlwollend bis zur Süßlichkeit, wo sie sich nicht persönlich gekränkt wußten; aber eitel im gesteigerten Gefühle, manchen ihrer altgesinnten Gegner zu übersehen. Unablässig war Ochs für die Freiheit und Gleichstellung der Stadt-Unterthanen thätig, die im Januar 1798 zu Basel durchgesetzt wurde; er selbst aber vermochte sich nicht von der Tyrannei eines Ehrgeizes zu emanzipiren, der in ihm jede Rücksicht, nur die Feigheit nicht, überwand. La Harpe, den bei Anlaß der Aufregung in der Waat (1791) die Verbannung

getroffen hatte, glühte von Rache gegen die stolze Aristokratie, deren Sturz er unversöhnlich erstrebte: „Der erste Streich gegen den Tempel ist geführt!“ konnte er triumphirend von Paris schreiben, als er dort beim Direktorium die ersten entscheidenden Schritte zur Umwälzung seines Landes gewagt hatte. In beiden Männern erkannte Napoleons durchdringender Weltblick bald die dienenden Organe seiner bereits fertigen Absichten; schon war Ochs in Paris mit Entwerfung einer Central-Verfassung für die Schweiz beschäftigt, wie sie für den Trabanten-Dienst Frankreichs am passendsten gefunden wurde. Man wolle mich nicht mißverstehen, als ob Ochs und La Harpe sich selbst nur zu Creaturen Frankreichs weggeworfen hätten; die Demokratisirung und Centralisation der Schweiz (das ist unsre Voraussetzung) war nach ihrer Ueberzeugung eine Nothwendigkeit und eine Wohlthat für ihr Land. Dafür aber — und dies verliere man nicht aus den Augen — wollten sie die Nationalehre und die Freiheit ihres Volkes an Frankreich in den Kauf geben, und gleichzeitig ihr persönliches Gelüsten stillen. Im Dienste zweier Herren, ihrer Ueberzeugung und ihrer Selbstsucht, wurden sie, ohne es zu ahnen, nur willenlose Knechte einer noch mächtigeren, sie selbst im Nothfalle zermalmenden Selbstsucht. An ihnen sollte es sich erfüllen, daß der Mensch die unlautern Gewalten der Finsterniß nicht zum Dienste anrufen kann, ohne selbst ihrem noch schwereren Dienste anheim zu fallen; Ochs und La Harpe waren am Ende die Betrogenen, und das Gericht der Weltgeschichte gieng unaufhaltsam seinen ernsten Gang.

Der Aufregung und Bearbeitung der Unterthanen, dem Schlage, den Frankreich vorbereitete, der Zwietracht, die sein Bevollmächtigter, Mengaud, aussäete, stand keine einige, eng verbrüderte, thatkräftige Eidgenossenschaft entgegen. Die Stadt-Regierungen, wie Basel, Zürich, Schaffhausen, vermeinten — im eiteln Glauben, der Egoismus fränkischer Gewalthaber werde sich mit der Veränderung von Verfassungsformen begnügen — durch politische Umformung sich vor der fremden Einmischung zu sichern. Die Demokratien hielten sich für ungefährdet in ihren Bergen, in ihrer uralten Freiheit; nur die westlichen Aristokratien (das längst innerlich verweste Luzerner-Patriziat kann gar nicht in Betracht kommen) dachten an offenen

Kampf; Bern, das Herz der westlichen Schweiz, an der Spitze. Dort leitete, mit dem hohen Geiste, dem sichern Blicke des alten Roms, der greise Schultheiß von Steiger die hart bedrohte Republik. Wie die Blüthe eines jeden gesunden und reinen Menschenlebens sich in der Gesinnung ausspricht *), so offenbart sich das innerste Leben eines Staates, das wahrste Bewußtsein eines Volkes zuweilen in einer großen Persönlichkeit; dann zumal, wenn gewaltige, Sein oder Nichtsein bedingende Ereignisse auf das Leben des Gemeinwesens eindringen, seine tiefste Seele aufrufen. Auf diese Weise ist der Geist des alten Berns, als dessen letzte Stunde gekommen schien, noch einmal herrlich erstanden in Steigers großer, vaterländischer Seele. Er und das gesunde Naturgefühl seines Volkes täuschten sich nicht über Frankreichs eigentliche Entwürfe, und waren mit dem Gedanken vertraut, daß nur im Schwerte die letzte Entscheidung liegen werde. Aber sein männlicher, einzig noch Rettung verheißender Entschluß fand eifrigen Widerstand in der Meinung derer, die vom Geiste einer andern Zeit schon innerlich bezwungen, mit demselben auch im Leben sich vertragen wollten, und zum fügsamen Entgegenkommen und Einlenken, zur Versöhnung Frankreichs durch politische Umformung riethen. Sie konnten auf die muthmaßliche Nutzlosigkeit eines Widerstandes und auf die deutlichen Symptome einer neuen, andre Formen und Verhältnisse verlangenden Zeit hinweisen. Will man diesen Gegensatz der Parteien auf ihre letzten Gründe zurückführen, so standen sich Reflexionen und unmittelbares Bewußtsein dort unvereinbar gegenüber; mag man auch dem reflektirenden Verstande zugeben, daß er oft die nächste Wahrscheinlichkeit für sich hat: so ermangelte er doch damals auch dieses Vorzuges; war es ja eitel Träumerei, damals noch durch Nachgeben die Gefahr beschwören zu wollen. Ihren Wortführer hatte diese einlenkende Partei in dem Seckelmeister

*) Gerne erinnere ich an Ranke's klassisches Wort: „Die Natur läßt das einfach gegliederte Gewächs nicht ohne den Schmuck der Blüthe, in dem sein Dasein athmet und sich mittheilt. In dem Menschen ist es die Gesinnung, welche von allen höhern Kräften seines Lebens zusammen hervorgebracht wird, und ihm dann seine moralische Haltung, seiner Erscheinung ihren Ausdruck verleiht.“ Röm. Päbste 1. B. 155.

Frisching gefunden; ob persönliche Abneigung gegen Steiger oder Ehrgeiz ihn leitete, wie einige Gegner ihm zur Last legten: das vermögen wir nicht zu untersuchen; gewiß ist, daß sein Bruder, ein ganz von der damaligen französischen Bildung beherrschter, feiner Weltmann, einen überwiegenden Einfluß auf seine Ansicht und Richtung ausübte.

Unselig war dieser Zwiespalt für Berns Geschick; denn hierin lag die Wurzel all der verderblichen Widersprüche und Schwankungen, unter denen in den letzten Tagen Berns so viele edle Kräfte verbluteten. — Schon war die Waat, eben als die Tagsatzung zu Aarau, mit Ausnahme Basels, noch einmal zur Beschwörung der alten ewigen Bünde sich vereinigt hatte, auf eine, den stärksten Verdacht des Verrathes erregende Weise für Bern verloren gegangen (im Jenner 1798). Auf die Verträge von 1564 und 1565 gestützt, hatten die dortigen Unzufriedenen Frankreichs Schutz angerufen; und während ein Theil des Landes noch zu den Fahnen Berns den Eid leistete, stand eine französische Truppenabtheilung zum Schutze der Unzufriedenen an der Waatländischen Grenze. Die durch Mißverständniß veranlaßte Niederschießung einiger Husaren durch Bernerische Posten gab den Franzosen den erwünschten Anlaß zum Beginn der Feindseligkeiten. Ohne seine zum Kampfe bereitwilligen Krieger irgend gegen den Feind zu führen, zog der Bernerische Befehlshaber, Oberst Wyß (ein Phantast ohne Kraft und Charakter, der später durch Selbstmord endete) seine Truppen gegen das deutsche Gebiet zurück. Auf der Waat lag nun die Last einer starken Contribution und die Verpflegung des französischen Heeres. An die Stelle des entsetzten Wyß ernannte Bern, das nun bald seine deutschen Lande zu vertheidigen hatte, den General von Erlach von Hindelbank. Mit dem Worte: „Zu Murten kann ein Schweizer seine Pflicht nicht vergessen," beantwortete dieser die Aufforderung des Generals Brune's, zum Zeugnisse, daß er zu Berns Feldherrn berufen sei. Jetzt, da Erlach das entschlossene Heer seiner Republik führte (es waren gegen 21000 Mann), und die Contingente der übrigen Stände (zusammen über 8000) eingetroffen waren — jetzt oder nie hätte der offene Kampf noch zum Siege führen können. Doch die Partei der Nachgiebigen und die französische Arglist siegte; Mengaud ließ unter der Bedin-

ganz der Demokratisirung Frieden hoffen, und ein 14tägiger Waffenstillstand (15. Februar 1798) wurde geschlossen. Zurückziehung der Bernerischen und Eidgenössischen Truppen und Einführung einer neuen Verfassung schrieb Brune (26. Febr.) als Bedingungen seines Rückzuges vor; an demselben Tage hatte von Erlach mit seinen Offizieren sich selbst im Rathe eingefunden, und den Beschluß bewirkt, nach Ablauf des Waffenstillstandes anzugreifen. Kaum hatte er sich entfernt, so unterlag die Partei des Widerstandes, und (1. März) wurde der Angriff dem General untersagt. Man unterhandelte von neuem (in der Nacht vom 1. zum 2. März) mit Brune, der noch härtere Bedingungen vorschrieb, aber auf ihre Annahme nicht wartete. Außerordentlich war die Verwirrung in der Hauptstadt und im Heer; im Rathe, in den man schon seit einiger Zeit 52 Männer der kleineren Städte und der Landschaft aufgenommen hatte, wurde in der Morgenfrühe des 3. März *) eine provisorische Regierung eingesetzt. Das Heer war durch den unausgesetzt sich wiederholenden Widerspruch der Befehle mit Mißtrauen, bald mit dem furchtbaren Verdachte der Verrätherei ihrer Oberen erfüllt; und der Eidgenössische Zuzug blieb unthätig, vom Bernerischen Heere getrennt, in seinen Stellungen. Von zwei Seiten griffen die französischen Heere an, Schauenburg von Norden, Brune von der Waat her. Schon hatten die Franzosen bei Neueneck die Saane überschritten, als von Graffenried noch einmal die Seinen sammelte, und bei Neueneck mit einem Muthe siegte, der eines schöneren Ausganges werth war. Aber auf dem Siegesfelde mußte er es vernehmen, daß er um den Lohn seines Sieges betrogen, daß Bern in den Händen der Feinde sei.

Nach der Einnahme Solothurns hatte Schauenburg sich (5. März) gegen Bern in Bewegung gesetzt, und an verschiedenen Punkten den Widerstand der Berner niedergeworfen, am tapfersten wurde bei Fraubrunnen und im Grauholze gefochten; aber der persönliche Muth und die Verzweiflung, mit der selbst

*) Es wird behauptet, daß absichtlich vielen entschiedenen Anhängern Steigers jene Zusammenberufung des Rathes gar nicht angezeigt worden, um so durch List für die provisorische Regierung das Mehr zu erlangen.

das weibliche Geschlecht im Landsturme focht, unterlag der Disciplin und der Kriegskunst des Feindes. Bern erhielt eine milde Capitulation; doch erhob sich ein banger Schrei des Entsetzens als die ersten Husaren in den zum ersten Male von Feinden betretenen Straßen erblickt wurden.

So fiel Bern; nicht weil seine innere Lebenskraft erstorben, oder die sittliche Tüchtigkeit des Volkes gebrochen, oder weil der Geist der Bubenberge aus seinem Rathssaale ganz gewichen war; im Gegentheile, man sah — einziger Anblick in der modernen Geschichte! — ein treues Volk, von Herrschereid und fremden Theorien unverblendet, um seine Landesväter geschaart, bereitwillig in den Kampf ziehen. Daß dieser Kampf so endete, geschah, weil man in der Ruhe die rechte Uebung und Kunst der Waffen versäumt hatte, mehr noch weil in dem Augenblicke der Noth eine an der Lebensidee des Gemeinwesens verrätherische Partei feiger Weise Kraft und Einmuth lähmte; und endlich — wenn unser Blick noch weiter hinauf steigt — weil im Rathe der Vorsehung die letzte Stunde der alten Eidgenossenschaft beschlossen war. Auch so noch fiel diese Aristokratie mit Würde. Als ein Jahr vorher Venedig geprüft wurde, ob es werth sei, ferner zu bestehen in der Reihe europäischer Staaten: da war nicht einer in seinem Senate, der das Festland zum Widerstande aufgerufen, nicht einer, der die Lagunen mit überlegener Flotte geschirmt, nicht einer, der im Angesichte von St. Marco heldenmüthig zu sterben beschlossen hätte; so war es ein gerechter Tod, der die entartete Herrscharin traf; mit einem Mißtone schließt Venedigs Geschichte. — Anders Bern, wo selbst Greise den Rathssaal verließen, um dem Feinde ins Angesicht zu sehen, wo das edle Haupt der sinkenden Republik auf dem Schlachtfelde den Tod aufsuchte, damit der letzte Tag Berns auch sein letzter werde.

Der neunundsechszigjährige Schultheiß, Niklaus Friedrich von Steiger, hatte beschlossen, die verhängnißvollsten Stunden Berns auf der Wahlstatt zuzubringen. In der Morgenfrühe des 5. März war er in's Grauholz gefahren, begleitet von seinem Bruder, von Herrn Jenner, einem Diener und dem Corporal Christian Dubi. Kanonenschüsse riefen sie zu der Stelle, wo der Oberst Tillier hinter einem Verhaue die Landstraße besetzt hielt. Eine Kanone der Berner wird zusammengeschossen; nahe

bei dem Schultheißen springt ein Pulverwagen in die Luft. Auf einem gefällten Baumstamme, von seinem Diener und von Dubi gestützt, ermuntert Steiger zum Widerstande. Aber die Seinen lösen sich in verworrener Flucht auf, und schon fallen Schüsse gegen das um den Schultheißen gesammelte Häuflein. Auf dem Schlachtfelde hatte der Greis den ersehnten Tod nicht finden können; die Gefangenschaft suchte er nicht; er wankte zur Kutsche zurück; fuhr bis zur letzten Anhöhe vor Bern; beim Aussteigen verlor er sich von seinen Begleitern; nur Dubi war mit ihm, als er auf der Schoßhalde noch einen Haufen Landsturm zum Widerstande anfeuerte. Erst beim Herannahen französischer Husaren vermochte Dubi seinen Herrn sich zurückzuziehn; dieser, der heute noch keinen Bissen zu sich genommen, noch keine Minute Ruhe genossen hatte, sank vor Erschöpfung fast zusammen. Dubi trug ihn zum nahen Hause eines Kühers, der ihn verbarg; dann gieng er, von Dubi gestützt, nach Muri, auf Seitenpfaden nach Allmendingen. Willig spannte hier ein Amsoldinger-Flüchtling seine zwei Zugpferde vor ein kleines, in der Eile zurecht gemachtes Fuhrwerk; als er hörte, wen er fahren solle, rief er: „Das ist der bravste Schultheiß zu Thun gewesen, von dem ich je gehört habe; ich fahr' ihn umsonst.“ In Münsingen konnte der Wagen nicht durch eine Masse Milizen und Landsturm kommen, die sich vor dem Gasthofe zum Ochsen gesammelt hatte. „Wer dem einen Schuß giebt, ist der Bravste; es ist der Schultheiß Steiger!“ rief ein Betrunkener, der aus dem Wirthshause trat. Sogleich richtete sich eine Menge von Bajonetten gegen die Brust des wehrlosen Greisen, den blinde Wuth nun auch als Verräther behandelte. Es war einer von den Augenblicken, wo edeln Menschen das Leben klein und werthlos erscheint; was konnten jene Elenden dem Gebeugten noch rauben? „Ja ich bin es — sprach Steiger und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht — macht was ihr wollt!“ Auf der Brustseite der Uniform trug er den schwarzen Adler-Orden Preußens, am Hute die Kokarde Berns, an der Seite einen leichten Degen. Durch den Wagenmeister Marbach ließen die Tobenden sich verständigen und man konnte weiter fahren.

In Nieder-Wichtrach fuhr Steiger an dem nur leicht mit Stroh bedeckten Leichname des Generals von Erlach vorbei;

doch ist es ungewiß, ob er ihn erkannte. Erlach war vom Grauholze her in der Richtung nach dem Oberlande geritten, um dort wo möglich noch einmal den Widerstand zu organisiren. Schon einmal war er auf der Straße als vermeinter Verräther vom Pferde gerissen und zu Boden geworfen worden; nur die Geistesgegenwart des Hauptmanns, der strenges Gericht über den General zu halten versprach, rettete den Bedrohten *). Auf einem leichten Wagen seinen Weg fortsetzend, stößt er in Wichtrach auf Haufen von Reserve und Landsturm. Diese brechen in Schmähungen gegen ihn aus; umringen, den Tod drohend, sein Fuhrwerk; einer durchbohrt dem General den Hals; Kolbenschläge folgen; den Leichnam mißhandelten die Wahnsinnigen mit unzähligen Schüssen.

Ohne weitere Begegnisse erreichte Steiger gegen Abend Thun, wo er im Gasthofe zum freien Hofe auf seinen zu Fuß nachfolgenden Begleiter wartete. Als dieser eintrat, begrüßte ihn der Schultheiß mit Thränen; im Grauholze und zu Münsingen hatte er heute dem Tode fest in's Auge gesehen; auch den Schutt seines Vaterlandes sah er mit thränenlosem Schmerz; aber die Treue eines Dubi überwältigte sein gebrochenes Herz. In der Nacht noch fuhren sie über den Thuner-See, am folgenden Tag eilte Steiger nach Brienz, von dort nach Unterwalden; überall die Kräfte aufrufend, die zum Kampfe gegen die französischen Unterdrücker noch geeignet schienen. In demselben Sinne wirkte er, als auch die östliche Schweiz unterlegen war, in Deutschland an den Höfen von Berlin und Wien, wo er mit Johann von Müller, den er einst als aufstrebenden Mann in Bern gesehen, zusammentraf, und in seinem Schmerze wie in seinen Wünschen verstanden wurde. — Steigers Geist sah zu hell, zu umfassend, er verstand die ewigen Gesetze des Lebens zu tief, als daß er eine bloß mechanische Zurückführung der zertrümmerten Verhältnisse hätte erwarten oder wünschen können. Daß man solche Ereignisse nicht bloß verdammen,

*) Ich folge hier der Darstellung, welche Wyß in der „Reise in's Oberland“ 1816, 1r Bd. S. 219, aus dem Munde des Herrn Pfarrer Wyß giebt. Für Steiger hingegen ist der Bericht seines Begleiters Dubi, wie er sich in der Mülinenschen Bibliothek findet, meine Autorität.

sondern, wenn sie einmal geworden, mit Umsicht und mit Andacht zur Regeneration nützen solle: war seine reife Ueberzeugung; was er aber vor allem ersehnte, war Befreiung vom fränkischen Joche, Selbstständigkeit seines unglücklichen Volkes. — Noch einmal hob sich seine Hoffnung, als ihm zu Neu-Ravensburg (8. April 1799) die Legion der schweizerischen Emigrirten den Eid für die Erlösung des Vaterlandes leistete, um an der Seite russischer und östreichischer Heere zu kämpfen. Noch einmal erschien er in Zürich, um noch einmal zu fliehen; die Hoffnungen seines irdischen Vaterlandes sollten ihm zerknickt bleiben, bis das ewige ihn aufnahm. Er sah das Aufleben der Schweiz nicht mehr. Doch sollte sein Leichnam noch in dem neugeordneten Vaterlande eine Ruhestätte finden (1805); und Tausende feierten seine Heimkehr als einen Festtag.

Zweiunddreißigste Vorlesung.

Nach Berns Fall war das Schicksal der westlichen Schweiz entschieden; aber schwer täuschten sich die, welche durch Ausweichung des Kampfes dem Geschicke der Besiegten hatten entgehen wollen. Die unter französischer Leitung zu Paris entworfene helvetische Central-Verfassung wurde allerdings eingeführt, und eine Regierung im Sinne des neuen Systems begann sich zu konstituiren. Doch weit entfernt, daß sich die französischen Heere und Bevollmächtigten mit einer politischen Umformung begnügt hätten; sie schalteten wie im Feindes Lande; Waffen und Schätze betrachteten sie als gute Beute, die angesehensten Bürger als Geiseln; nur der persönliche Muth einiger tugendhafter Bürger, z. B. Eschers von der Linth, rettete noch einen Theil der öffentlichen Gelder mit eigener Gefahr vor den raubgierigen Händen.

Lange Zeit hatten die demokratischen Cantone sich dem Glauben hingegeben, daß es nur auf die Aristokratien abgesehen sei, daß aber niemand ihre ererbte Freiheit antasten werde. In dieser Verblendung waren sie auf verwerfliche Weise abgefallen vom alten Geiste der ewigen Bünde, der die Gefahr eines jeden Ortes als Sache aller andern angesehen; ohne einen Schwertstreich zu thun, hatten sie die westliche Schweiz fallen sehen. Schwer büßten sie hiefür; doch die Art ihrer Buße war auch eine volle und wahre Sühnung; sie wuschen sich rein von der Schuld mit ihrem Blute. — Weder die helvetische Regierung noch Frankreich, dessen Organ jene war, wollten der östlichen Schweiz gestatten, von dem neugeschaffenen helvetischen Staatskörper sich auszuschließen; die Demokratien aber sahen in der neuen, ihnen unverständlichen Verfassung den Untergang ihrer

Freiheit und Religion. Als Vorstellungen erfolglos blieben, zitterte das entschlossene Volk auch vor dem blutigen Ausgange nicht.

Den Mittelpunkt des Widerstandes bildete Schwyz, wo der Capuziner Paul Stiger und der Einsiedler Pfarrer Marianus Herzog das Volk begeisterten, und Alois Reding, ein Mann von untadelichem Charakter und mit dem Muthe und Geschicke eines Feldherrn, zur Führung seines Volkes berufen war. Gegen Schwyz richtete sich der Hauptangriff der Franzosen gleichzeitig von verschiedenen Seiten. An der Schindellegi, beim Rothenthurm und am Morgarten stritten die Schwyzer mit dem Heldenmuth ihrer Väter und siegreich; die großen Tage einer in der Geschichte verherrlichten Zeit schienen noch einmal wiederkehren zu wollen, und kaum ist je in der neuern Geschichte ein Volk heldenmüthiger dagestanden als das kleine Schwyz gegenüber den kriegsgewohnten Schaaren Frankreichs. — Es war ein schwerer Tag, als Schwyz, an seinen Siegen sich verblutend, und auf einen täglich engern Raum zusammengedrängt, mit widerstrebendem Herzen sich in die neue Verfassung fügte, und seine wenigen Verbündeten zur Nachfolge aufforderte.

Den letzten Versuch des Widerstandes machte in diesem für unser Vaterland unvergeßlichen Jahre Unterwalden. Nur der Nothwendigkeit weichend, hatte es sich zur Einheitsverfassung bekannt; als aber die neue Regierung unklug genug war, auch noch einen Bürgereid zu verlangen, wurde er in Schwyz und Stanz verweigert. Doch unterwarf sich Schwyz, ehe es zum Kampfe kam; so daß Nidwalden allein stand, allein, aber unbeweglich entschlossen, unter das verhaßte Joch das Gewissen nicht zu beugen. Geistliche, und Paul Stiger, der Schwyzer, voran, waren auch hier die Leiter des Volkes. Fürchterlich war der Kampftag des 9. Septembers; die französischen Brigaden, deren Einschreiten das helvetische Direktorium (Eidgenossen gegen ihre ehmaligen Brüder!) selbst verlangt hatte, erlitten bei St. Jakob und beim Rotzloche ungeheure Verluste, bis das unglückliche Volk übermannt und zertreten war. Nun wüthete Mord und Brand durch die stillen, gesegneten Thäler Nidwaldens, das an jenem Abende gegen vierhundert seiner treuesten Kinder weniger zählte. Von der Kunde dieser Gräuel

erschüttert, schrieb damals (26. Sept.) der Geschichtschreiber Johann von Müller von Wien aus *): „Die Unterwaldnische Atrocität, eine nicht sowohl auf den Franzosen als auf dem Direktorium zu Aarau haftende Blutschuld (jene waren von diesem gehetzt), diese die ganze bundesvergessene und versunkene Nation infamirende Geschichte, entscheidet mich ganz. — — — Seit sie die blindwüthenden Schlächterhunde auf die stillen Lämmer in jenen friedlichen Auen hetzen, seit alle Cantone die Flammen haben sehen, den ihre Brüder vernichtenden Donner haben hören können, ohne daß auch nur Einer die Nation zum Selbgefühl aufgerufen, ohne daß nur Einer über der Blutrache zu sterben beschlossen hätte; da die Schamlosen zu Aarau wohl gar dekretiren, das Blutbad sei ein Verdienst gewesen; da unsre alten Eidgenossen, Winkelrieds Enkel, ohne ein einiges, freies Bemitleidungs-, Bewunderungs-Theilnehmungswort, ohne daß Fluch über ihre Feinde erschalle, den Weg ihrer edeln Väter gegangen sind — so bewahre mich Gott, ferner zu dem herabgewürdigten Volke gehören zu wollen, das dem allem zuschaut, und Regenten leidet, welche solche Dinge gebieten! — — — Nach solchen Thaten hat kein Zweifel Platz. Das Werk ist vom Bösen, und wenn ein Gott ist, so ruhet sein Fluch darauf, und auf den Abscheulichen, die an dessen Spitze sind. — — So lang sie ruhig fort reichsnen, und Appius Ochs keinen Virginius findet, und niemand die Mörderhorde sprengt: wo ist ein Theil der Nation, der nicht Haß oder Verachtung verdient? Hier ist auch Furcht nicht entschuldigend; mehr als ein Mal stirbt niemand, und einmal ein jeder.“ — —

— — „Man will die Helden durch Anführung abergläubischer Züge beschimpfen, wie wenn man die in den Thermopylen oder die Decier durch solche Dinge verächtlich machen wollte. Ich weiß, daß Glauben außer Mode ist; ich fühle, daß es sogar schwer wird; aber verbürgen wird am Ende doch niemand, daß sie so gar Unrecht hatten, auf den Gott ihrer

*) Den Brief habe ich zum ersten Male herausgegeben als Anhang zu „Joh. v. Müllers Worte der Wahrheit an alle Eidgenossen.“ Zürich, Orell und Füßli, 1832. — Oben gebe ich nur Stellen daraus.

Väter zu trauen, der Erfahrung, der Geschichte zu folgen; dürfte doch endlich seine Rache erwachen — es ist eine Nemesis. Die Hetzer, die Mörder und die durch geheuchelten Beifall sich zu retten vermeinen, dürften zuletzt den Kelch, den sie sich einschenken, doch noch trinken müssen. — — — — Mich lasse! Wenn die Schweiz nicht wieder aufwacht, oder nicht aufgerüttelt wird, so komme ich nicht wieder; nein, nie unter die Krallen der fünf eingefleischten Teufel, die den Schauenburg wider Unterwalden requirirt haben; nein, nie unter den verächtlichen Pöbel, der Arnold Winkelried vergißt, und einen Ochs anbetet!" —

Als so jedes aus dem Herzen der Nation hervorgehende Widerstreben in Mord und Zerstörung begraben lag, richtete sich der letzte hoffende Blick der Gegner fränkischer Herrschaft auf das Waffenglück der östreichischen und russischen Armeen (1799). Schon waren in einigen nördlichen und östlichen Cantonen die ersten Schritte der Rückkehr zur alten Ordnung gethan, als die Schlacht bei Zürich, wo Massena's Talent einen glänzenden Sieg über russische Massen erfocht, allen Erwartungen der Freunde des Alten im achtzehnten Jahrhundert ein schnelles und erschütterndes Ende brachte.

Von neuem war dadurch der einen und untheilbaren *) helvetischen Republik ihr kümmerliches Dasein gefristet. Von der politischen Berechnung fränkischer Machthaber geboren, vom fränkischen Schwerte dem schweizerischen Boden aufgedrängt, mit Blut getauft, von Räuberhänden gewiegt, von denselben Händen wiederholt gegen innere und äußere Stöße geschirmt, die der jungen Treibhauspflanze den Untergang drohten — das war die helvetische Republik, deren marktschreierische Kinder es wagten, sich die ersten Väter der wahren Freiheit zu heißen **).

Der ganze Gedanke, den verschiedenartig zusammengesetzten Bundesstaat in eine einzige, einfarbige, nach französischem Guße und Schnitte umgeformte Republik, mit strenger Cen-

*) Der Witz der Gegner übersetzte dies in „unheilbare."

**) Es giebt zarte Nerven, denen dies Urtheil zu heftig klingen wird; diese verweise ich bloß an Shakespeare's Wort: „In matters of such Kind 't is passion, to be cold."

tralität und mit einer nach der Kopfzahl arithmetisch berechneten Repräsentation, mit einem Schlage umzuwandeln — dieser ganze Gedanke, sage ich, konnte nur aus einer Zeit und einer Richtung entstehen, die das innerste Wesen alles historischen Werdens und Entstehens verkennend, im Rausche nie erprobter Theorien, mit einigen Formeln den Staat zu konstruiren meinten, mit Phantasien, deren Wurzeln man umsonst im Volksleben suchte, den Menschen lenken, und keck auf eigene Faust die Welt verjüngen wollten. Man irrt, wenn man in Abrede stellt, daß manche Freunde des Vaterlandes aus redlicher Ueberzeugung von jener Einheits-Verfassung (nur daß sie das Geschenk gern vom Schenker getrennt hätten!) die größten politischen Wohlthaten, die Regeneration des Landes erwarteten. Aber eben so wahr ist es, daß viele der eifrigsten Neuerer in dem Phantome der Einheit und der Untheilbarkeit nur den sichersten Weg erblickten, der sie zu despotischer Macht führen konnte, und es ist nicht zu verkennen, daß sie ihren Meistern im Westen das Geheimniß klüglich abgelauscht hatten. Denn Frankreich, dem in der Kunst des Despotisirens allezeit der Vorrang gebührte, wußte recht wohl, in welchem Mantel seine Vasallen ihm am gelehrigsten dienen würden; darum wies es der Schweiz jene Central-Form an, die — im grellsten Widerspruche gegen Natur und Geschichte des Landes, losgerissen von allen Erinnerungen und Gewöhnungen des Volkes — das Steuer am zuverlässigsten in die Hände einiger wenigen Werkzeuge Frankreichs bringen mußte *). Mit Einem Worte: die aufrichtigen Anhänger der Theorie waren die Betrogenen; dem, der sich nicht eigensinnig die Augen zuhält, erscheint heute die helvetische Republik als willkürliches Machwerk Frank-

*) Ein Kenner der Menschen und der Staaten, Edmund Burke, in seinen Reflexions upon the french revolution sagt: „Die Politik solcher barbarischer Sieger, die ein überwundenes Volk verachten, und seiner Gefühle spotten, war von jeher bemüht, alle Eigenheiten des alten Zustandes in Religion, sittlichen Gesetzen und Betragen, so viel an ihnen lag, zu verlöschen, alle innern Grenzen zu verändern, allgemeine Armuth zu erzeugen, das Eigenthum feil zu bieten, Fürsten, Edle und Priester zu unterdrücken."

reichs, das auf diese Weise am unbedingtesten unser Vaterland zu seiner Creatur entwürdigen konnte.

Im Innern des neugeschaffenen Staates herrschte die Art von Regsamkeit die der Oberflächliche für Leben, der tiefer Blickende für Fieber-Symptome ansieht. Zwar waltet in den damaligen Dekreten eine schöpferische Stimmung; aber weder Gegenwart noch Zukunft konnte unter dem Schatten jener Schöpfungen ruhen. Es waren todte Geburten, ein dürres Wort, auf welchem der unversöhnliche Fluch der Unfruchtbarkeit lag. Auch um Wort, Schrift und Umarmung der Vertreter der Nation lag im Beginne eine überfüße, mit Brüderlichkeit übertünchte Umhüllung; aber bitterer Hader im Innern und blutiger Zwang nach außen zeugten bald genug vom Walten andrer Geister. Dreifach ist die Zusammensetzung, die in jenen Behörden hervortrat; voran gehen die Männer, die mit edler Liebe, mit lauterem Herzen an eine Regeneration ihres Landes glaubten, und sie — hierin den Zeitmeinungen unterthan — in jener künstlichen, modernen Form erwarteten; Escher von der Linth gehörte nach dem Zeugnisse aller Urtheilsfähigen in diese Reihe. Neben diesen standen die Leidenschaftlichen und Ehrgeizigen, denen selbst mit dem Schutte der ganzen Schweiz die Aufrechthaltung ihres Systems nicht zu theuer erkauft schien, oder die ihrer persönlichen Geltung noch das letzte Ehrgefühl ihrer Nation frevelnd geopfert hätten. Endlich fehlte es auch nicht an jener armseligen Ausgeburt aller lange dauernden politischen Erschütterungen: jene glatten Aal-Naturen meine ich, die ohne Halt und Kern, ohne Herz und Nerv sich nur durch den instinktmäßigen Tastsinn auszeichnen, womit sie jede Umwandlung voraus merken, und sich zuerst zum Uebergange anschicken. Dolder war in diesem Kreise der bemerkteste, und treffend verglich man ihn dem Korkholze, das eine Eigenschaft nie verliert, obenauf zu schwimmen. Schon in einer solchen aus den ideellsten und gemeinsten Bestandtheilen zusammengesetzten Mischung lag ein bedenklicher Keim verborgen; aber die innere Auflösung kam erst an's volle Licht, als die bodenlose, trotz aller Uebergriffe in fremdes Eigenthum nahrungslose Verwaltung in einen völlig zerrütteten Haushalt blicken ließ, und als die Parteien der Einheit und des Staaten-Bundes (Föderative) sich — während die Mehrheit des Volkes alle Formen theilnahmslos

kommen und verschwinden sah — wechselsweise verdrängten durch Intriguen bald, bald durch Ueberlistung, Ueberraschung oder durch geheimes Verständniß mit Frankreich. Denn seitdem durch den Mann, welchem die Restauration des Militair-Despotismus aufbehalten war, in Frankreich mit dem neuen Jahrhunderte die Herrschaft republikanisch-demokratischer Ideen gestürzt worden war — seitdem hätte auch in der Schweiz Frankreich aufgehört, der unbedingte Beschützer der „Einheit und Untheilbarkeit“ zu sein. Es schien sich sogar deutlich den Föderativen nähern zu wollen; doch war auf seine, oft plötzlich sich wieder zurückziehende Begünstigung kein Verlaß; im Vertrauen auf sie gewann bald diese, bald jene Partei den Vorrang in den obersten Behörden; und unter diesen haltlosen Verschiebungen, Schwankungen und Täuschungen verlief die Geschichte vom Frühjahr 1801 bis zu dem von 1802. Es ist ein Gewebe, das uns den Eindruck des Intriguen-Lebens aus der schlechtesten Byzantinischen Zeit hinterläßt. Für den Einsichtigen war es wohl unverkennbar, daß der Mächtige im Westen nur den Zeitpunkt erzwingen wollte, wo seine Gesetzgebung unvermeidlich würde. Ein Ereigniß, das von der ganzen Nation mit Recht als eine Wohlthat begrüßt wurde, sollte jenen Moment beschleunigen.

Aus wohl berechneten Gründen war die französische Armee aus der Schweiz zurückgezogen worden (August 1802); und dies eben war der föderativen Partei die Losung zum Umsturz der Einheits-Verfassung. Auch diesmal gingen die drei Länder, die sich jetzt wieder wie im vierzehnten Jahrhundert als den eigentlichsten Kern der Schweiz erwiesen, im Widerstande voran; sie erklärten sich für unabhängig von der helvetischen Regierung, und wiesen die Angriffe ihrer Truppen zurück. Uebereinstimmendes Handeln andrer Kantone war besonders durch die schweizerische Verbrüderung, eine Verbindung angesehener und unternehmender Männer von verschiedenen Orten, vorbereitet, und durch die gegen die „Helvetik“ unwillige oder gleichgültige Stimmung der Bevölkerung äußerst erleichtert. Jetzt entwickelte Zürich den alten eidgenössischen Sinn und die Thatkraft, die vier Jahre früher durch die Stimmung der Landschaft gelähmt worden war; zweimal beantwortete es unbezwungen die Beschießung durch die helvetischen Truppen un-

ter Andermatt (Sept. 1802). — Unter Emanuel von Wattenwyl rückten die Schaaren des Berner-Oberlandes, unter von Erlach diejenigen des Aargaus gegen Bern, wo nach kurzer Beschießung (18. Sept.) die helvetische Regierung kapitulirte, um nach der Waat, ihrem letzten Zufluchtsorte, abzuziehen. Nichts beweist mehr als dieser den unbegreiflichsten Versäumnissen und Unvorsichtigkeiten zum Trotze gelungene Aufstand, daß so ganz wurzellos, ohne alle geistige und sittliche Kraft, die helvetische Regierung und ihr System nicht einen Augenblick länger fortzudauern verdiente. Nun schien es, als wolle nach vier Jahren endloser Zerrüttung plötzlich die alte Eidgenossenschaft wieder aus den verworrenen Elementen auftauchen; zu Schwyz versammelte sich eine Tagsatzung der alten Regierungen (27. Sept.), und am 3. Oktober erlitten die helvetischen Truppen in der Gegend von Murten die entscheidende Niederlage. Die helvetische Regierung war jetzt verloren, wenn nicht in demselben Augenblicke das Wort des französischen Consuls den Fortschritten der Verbündeten ein gebieterisches Ziel gesetzt hätte (4. Okt.). Als „Vermittler der Zwistigkeiten“ der Schweiz auftretend, gebot er Wiedereinsetzung des helvetischen Senates, Niederlegung der Waffen, und entbot Abgeordnete aller Cantone zu sich, um die Mittel für Ruhe, Einigkeit und für Versöhnung der Parteien mit ihm zu berathen. Drohend schloß er: „Schmerzhaft wäre der Gedanke, wenn in einem Zeitpunkte, wo neue Republiken sich erheben, eine der ältesten zum Untergange bestimmt wäre.“ — Bis auf einen bestimmten Punkt hatte Napoleon den Aufstand wollen gewähren lassen, aber einem selbstständigen Aufschwunge der Nation, einer Herrschaft des alten Systems war er nicht gesonnen, ruhig zuzusehen; die Schweiz — das war sein Wille — sollte unter der Form einer Vermittlung ihm gewissermaßen ihre Existenz verdanken. Bereitwillig und ihres Ursprunges würdig ließ sich die helvetische Regierung noch einmal von den französischen Waffen ihr unbeneidetes Dasein verlängern. Sich gegen die fremde Vermittelung sträubend und mit der Erklärung, nur der Uebermacht zu weichen, löste sich die Tagsatzung zu Schwyz auf (26. Okt.), als schon die französischen Truppen in Bern eingezogen waren.

Die Mediations-Verfassung, zu deren Berathung und Annahme die schweizerischen Abgeordneten sich um Napoleon versammelt hatten, enthielt wesentliche Bedingungen, um die Interessen des Föderalismus wie der Centralität zu versöhnen. Die Cantone hörten auf, wie unter der Einheit, bloße Verwaltungsbezirke zu sein; sie erhielten wieder ihr selbstständiges, persönliches Dasein *). Doch was die alte Eidgenossenschaft zu ihrem Verderben versäumt, was Steiger in seinen letzten Jahren für unerläßlich erklärt hatte, wurde jetzt passend angeordnet: so viel Centralität, als für die Darstellung einer eigenen Nation, für ihre Ruhe im Innern, für ihr Auftreten gegen das Ausland erforderlich schien. Rechtsgleichheit der Cantone, der alten wie der neugeschaffenen, und Aufhebung aller Familien-Vorrechte sollten in der Mediation als eine reife Frucht der Revolution, anerkannt und fortan in Kraft bleiben. In einer mündlichen Unterhaltung mit den Abgeordneten äußerte sich Napoleon u. a.: „Die kleinen Cantone sind es, welche ich achte; diese allein sind es, welche mich, so wie die übrigen Mächte Europa's, zurückhalten, Euch zu nehmen. Die übrige Schweiz ist ein Land wie Frankreich, und welche ich nicht als die wahre und eigentliche Schweiz betrachten kann. Unter ihrem Schutze hat sich Helvetien groß gebildet . . . Ich will nicht, daß andere Kantone, die groß und reich geworden sind, die Meisterrolle im Lande spielen.“ — — „Nicht Gewaltthätigkeit, sondern Schwäche sollte man der helvetischen Regierung vorwerfen. Wenn man sich mit dem Regieren befassen will, so muß man mit seiner Person zu bezahlen wissen, und sich tödten zu lassen fähig sein“ **).

---

*) „Drum ist es ein Irrthum zu glauben, das Allgemeine werde an Leben gewinnen durch die Vernichtung aller individuellen Verhältnisse. Könnte in jedem Stande, in jeder Stadt, ja in jedem Dorfe ein eigenthümliches Selbstgefühl erzeugt werden, so würde aus diesem erhöhten und vervielfältigten individuellen Leben auch das Ganze neue Kraft gewinnen.“ — F. v. Savigny: Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft.

**) Hans v. Reinhards Lebensgeschichte durch v. Muralt, S. 458, und Meyer II. S. 710.

Den 19. Febr. 1803 war das Vermittlungswerk beendet, und im Ganzen bereitwillig angenommen. Alle Segnungen der Ordnung und des Friedens, eine kräftige Regierung *), Gemeinsinn, Wissenschaft, Sittlichkeit hoben sich wieder zusehens — und dies ist die große Lichtseite der Mediation. Dagegen war es auch laut vor Europa ausgesprochen — und die Art, wie die Vermittlung gegeben war, da die Schweizer wie Vasallen zu ihrem Lehensherrn nach Paris berufen wurden, war das sprechendste Zeugniß dafür — daß die Schweiz Frankreichs genauer Verbündeter, und an seinen Siegeswagen gefesselt sein solle. Wurde ja doch in der Mediations-Periode die Besorgniß, mit Frankreich zuletzt verschmolzen zu werden (und der Gedanke war nur zu gegründet) von einem schweizerischen Schriftsteller mit dem ehrenden Troste widerlegt: „Kann er denn sein eigenes Werk wieder vernichten wollen?“

Als nun in den Jahren 1813 und 1814 jener große Wendepunkt im Schicksale von Europa eintrat, dessen Folgen den gewaltigen Usurpator vom Throne stießen: da war es unabwendbar, daß die in der Politik herrschend werdenden Gedanken einer großen allgemeinen Restauration auch in die Verhältnisse der Schweiz eingriffen. Einmal konnte das Verhältniß der Abhängigkeit von Frankreich, wie es in der Mediation verwirklichet geblieben, nicht länger fortdauern; die Cantone mußten zu einem neuen, freiwillig geschlossenen Bunde zusammen treten. Sodann konnte die Fortdauer der Grundlagen einzelner Cantone oder Verfassungen selbst Gegenstand des Streites werden; und gerade in dieser Beziehung traten bald zwei bedeutend auseinander gehende Richtungen hervor. Die eine suchte die Verhältnisse so viel als möglich auf den Stand der Dinge vor der französischen Revolution zurückzuführen; die andere erblickte in der völligen Vernichtung von Zuständen

*) Napoleon selbst hatte es gegen die beiden Berner von Mülinen und von Wattenwyl ausgesprochen: er habe es lieber mit dem Kopfe als mit dem Schwanze der Nation zu thun. Diese seine Neigung ließ er auch die Schweiz immer deutlicher fühlen, je entschiedener er die Herrschaft des monarchischen Prinzips förderte. Man vergleiche die treffliche Biographie des Schultheißen von Mülinen im achten Band des „Schweiz. Geschichtforschers.

und Ansprüchen, die nun bereits ein historisches Dasein gewonnen hatten, ein eben so ungerechtes als unweises politisches Verfahren; die Rettung dessen, was sich als nothwendig oder probehaltig erwiesen, glaubten sie der Zukunft und der Vergangenheit gleich sehr schuldig zu sein. Die Familien-Aristokratien in der westlichen Schweiz waren es vornämlich, die jener ersten Richtung huldigten, während die meisten ehmaligen Stadtregierungen und natürlicher Weise alle neuen Cantone in der zweiten Reihe standen. In den beiden neben einander bestehenden Tagsatzungen zu Schwyz und Zürich bildeten sich die Centralpunkte beider Parteien; in Schwyz die radikal-restaurirende, in Zürich die liberal-erhaltende. Die Erwartungen der Restaurationspartei, und zumal der jüngern Männer aus derselben, hatten sich vorzüglich auf das Benehmen eines Mannes gestützt, über dessen Erscheinung noch jetzt ein Dunkel liegt. Der Graf von Senft-Pilsach trat in Bern als östreichischer Bevollmächtigter auf; als solcher drang er sehr nachdrücklich auf die Wiederherstellung der ehmaligen Verhältnisse; erst als die alliirten Truppen in Bern einmarschirten, wich Berns Mediations-Regierung seinen Forderungen. War aber einmal die alte Republik Bern ins Leben zurückgerufen, so mußte sie zufolge ihres innersten Lebenstriebes auch das Gleichartige um sich herum zu befördern trachten. Fragen wir nun, warum diese anfangs so kräftig auftretende Tendenz am Ende doch theilweise unterliegen mußte; forschen wir nach den Gründen des plötzlichen Verschwindens Pilsachs: so scheint der Schluß der natürlichste und begründetste, daß jene anfangs von der ausländischen Politik begünstigten restaurirenden Bestrebungen später ein Opfer eben dieser Politik geworden sind. Auch ist es fast unzweifelhaft, daß die tiefere Quelle jener Wendung in Kaiser Alexander lag, dessen Ansichten über die Schweiz durch La Harpes Einfluß bedingt und eben damals wieder in gleichem Sinne geleitet wurden. Somit war es entschieden, daß die Stimme der großen Mächte sich für die Tagsatzung zu Zürich und ihr System erklärte; die entgegenstehende fügte sich. — Des Entgegenstrebenden und der unvereinbaren Elemente blieb aber noch so viel, daß nur die Entscheidung des Wiener-Congresses zerstörender Entzweiung entgegenwirken konnte. Die Anordnung der inneren Verhältnisse

blieb den Cantonen selbst vorbehalten; und auch hierin gieng die Ruhe erst aus längerer Gährung hervor. Wesentlich waren die drei politischen Hauptelemente der alten Schweiz jetzt wieder erhalten, mit Ermäßigungen freilich, welche die veränderte Zeit gebieterisch gefordert hatte: neben der absoluten Demokratie Hirten-Cantone standen die Stadt-Regierungen mit untergeordneter Vertretung des Landes und die ebenso oder noch leiser gemischten Patriziate.

Schon zu wiederholten Malen war in diesem Jahrhundert unser Vaterland bei einem der Wendepunkte angelangt, die über die Zukunft eines Landes zu entscheiden pflegen, Wendepunkte, deren rasche Folge auf ein aus den Fugen gerissenes Dasein deutete. Das Jahrhundert begann mit einem Zustande der Auflösung, wo die Verzagtheit so hoch stieg, daß ein längerer Fortbestand der Schweiz vielfach unter die gutmüthigen Träume verwiesen wurde. Es lag in der Natur der Dinge, daß jene revolutionäre, atomistische Zerrüttung nur unter der Zucht einer diktatorischen Vormundschaft zur Ruhe kam: die Mediation erfüllte für die Schweiz die Bestimmung, welche Napoleons Auftreten im Großen für Frankreich hatte. Als diese beiden Schwingungen durchlaufen waren: das Auseinandergehen in revolutionäre Tendenzen und das eiserne Zusammenhalten eines despotischen Willens — so schien in der Restauration eine Periode eintreten zu können, wo die Erfahrungen der Revolution und der Diktatur einem unabhängigen Staats- und Volksleben zu Gute kommen sollten. Zu schönen Erwartungen konnte vieles berechtigen; denn vom Rausche metaphysischer Theorien zurückgescheucht, versuchte man mit neuer Liebe an die fanatisch zerrissene historische Entwickelung anzuknüpfen, ohne das Extrem derer gewähren zu lassen, die von einer überspannt privatrechtlichen Auffassung aller Staatsverhältnisse mißleitet, gern auch das unrettbar Verlorne und Antiquirte in die Wirklichkeit zurücknöthigen wollten. In der Stellung der meisten alten, in dem Lebenstriebe der neuen Cantone war dort mehr das erhaltende, hier das forthewegende, politische Prinzip vorherrschend; beide Kräfte in den Staats-Organismus aufgenommen, konnten zur Lebensbereicherung werden. — Trotz vieler Halbheit, trotz dem Mißverstehen der eigentlichen Fundamente blieb so viel Zusammenhaltendes und

Lebenskräftiges, daß die Anbahnung einer allmäligen Wiederverjüngung des Vaterlandes außer Zweifel schien.

Seitdem wurde unsre Entwickelung theilweise wieder in den Zustand zurückgeschleudert, welcher der Mediation vorausgegangen. Und wenn gleich die Einheit nicht proklamirt, und die Einwirkung des Auslandes nicht so schmählich empfunden wurde: so gieng die Umwälzung doch beide Male von denselben Theorien aus (wo nämlich überhaupt an Theorie zu denken ist). In dem Siege der Masse war die Loslassung einer Naturkraft ausgesprochen, die jetzt jeder Mißleitung des Eigennutzes oder den eigenen Delirien preisgegeben war. Was Organismus gewesen war oder sein sollte, sank zum Stoffe herab. Es war eine Zeit der Sichtung; als sie lange dauerte, sah man viele die Farben vertauschen, andre haltungslos schwanken; erschreckend stellte es sich heraus, wie sehr die sittlichen Grundlagen untergraben seien; die Farben wurden Mittel für individuelle Zwecke. — Welchem Ziele ein Volk, dessen religiöser, sittlicher, drum auch zuletzt ökonomischer Bestand untergraben ist, entgegen gehen müßte: das kann jeder unschwer ermessen, der sich an ähnliche Symptome in der Entwickelungsgeschichte der antiken und mittelalterlichen Republiken erinnert.

Diese Erinnerung will nicht die Zukunft mit bangen Besorgnissen umdüstern; noch weniger möchte sie wiederholen, was mit kaltem Herzen viele liberal Geheißene prophezeien — sie wendet sich nur an die Männer, die mit dem klaren Bewußtsein unsrer Zustände den entschiedenen Willen verbinden, mitten in der Auflösung einen Damm zu bilden, für eine gedeihlichere Zukunft. Es ist eine stärkende Wahrnehmung für den Beobachter, daß sich an vielen Orten für diese letzte Zuflucht unseres Landes stärkere oder schwächere Ansätze vorfinden. Mögen diese die Mission nicht verkennen, welche die Vorsehung augenscheinlich in ihre Hände gelegt! — Wenn längst die Bedränger unserer Wohlfahrt, wenn die Phraseologen und Phantasten ihren Weg gegangen sind, so wird man mit Achtung und Theilnahme von denen sprechen, die — aller Beeinträchtigung und Zeitungunst ungeachtet — jedes ächte Erbe der Väter nicht fallen ließen. Lassen sie sich nicht durch Zahlen entmuthigen, die nur der Unglaube für untrüglich hält: so

wird ein intensives Leben ersetzen, was an äußerem Umfange gebricht; durch Reinheit der Gesinnung, durch Geistigkeit der Kraft werden die so vereinten Bestrebungen eine unverwüstliche Grundlage anbauen. —

Und auf daß unser Blick sich nicht engherzig oder kleinmüthig beschränke: dürfen wir nie ein zweites, umfassenderes Vaterland vergessen, in dessen Verbande alle sich begriffen wissen, die nicht im Reiche der Nichtigkeiten dahin schleichen: das Vaterland unseres Geistes und Herzens, die Gemeinschaft in Wissen und Glauben, die keine politischen Grenzen kennt. Ein neuer Morgen ist dort angebrochen — die da Augen haben zu sehen, die sehen es — an reineren Gluten hat sich ein höheres Leben angefacht, und wirkt schon erwärmend nach allen Lebensgebieten hin. In dieser Wiederverjüngung des Lebens, in der Rückkehr zu lebendigen und unausschöpflichen Quellen des Daseins ist Deutschland uns vorangeschritten (nicht die Masse, sondern der Kern, welcher uns Deutschland repräsentirt), nachdem es in sittlicher Versunkenheit und in politischer Beknechtung den Kelch verschuldeter Leiden und segnender Heimsuchungen hatte trinken müssen. Es ist nüchtern davon geworden und lebend; mögen nur die reichen Strömungen dieses neuen Lebens in der ernsten Erforschung des Wahren, in der innigen Hingabe an das Göttliche befruchtend über unser Land sich ergießen; daß wir so in Wahrheit die Gemeinschaft des alles neu belebenden Geistes beurkunden!

Schlußwort.

Wir sind also, Verehrteste, heute bei dem Ziele angekommen, das uns an jenem Abende vor Augen stand, als wir uns hier zum ersten Male zusammenfanden. Wir dachten uns damals als stünden wir am Ufer des Zeitenstromes mit der sinnenden Frage: Woher? Um eine Antwort zu finden auf dieses ernste: Woher? sind wir stromaufwärts gegangen um drei Jahrhunderte, und kehren jetzt von dieser gemeinsamen Wanderung zurück, wo uns neben dem Verwerflichen oder Gemeinen auch des Großen und Erwecklichen nicht wenig begegnet ist. Sei es nun, daß jene bedeutungsvolle Frage über das Woher? ihre völlige oder nur theilweise Lösung und Befriedigung gefunden habe: immerhin lese ich Eine Frage auf Ihrer aller Lippen, die sich an jene erste natürlich genug anfügt. Wohin geht jener Strom? Wohin werden die Entwickelungen und die Verwickelungen unsrer Gegenwart führen? Wohin wird es mit uns kommen? — Auf solche in die dunkle Ferne führenden Fragen hat unsre geschichtliche Betrachtung kein Orakel bereit. Wohl gilt es von der Geschichte noch immer in einem gewissen Sinne, daß sie eine Prophetin ist, und mit ihrem unbestochenem Lichte manches Dunkel der Zukunft zu erhellen vermag; doch nie wird sie sich unterwinden, die Rathschlüsse einer höheren Weisheit im Einzelnen belauschen zu wollen. Bescheidener aber nicht minder ernst ist ihre wahre Aufgabe: in den ehemaligen Quellen des Verderbens die künftigen, in den ehemaligen Wegen der Rettung die dereinstigen zu erkennen, und die untrüglichen Sterne der Hoffnung aller Besseren aufzufinden! — Nach dem beschränkten Maße, welches mir verliehen ist, habe ich auch in unsern nur zu schnell entschwundenen Abendstunden mir dasselbe Ziel vorgesteckt, wenn ich die Erlebnisse unseres Volkes bis auf unsre

Zeiten herab, nach ihren heiteren und ernſteren Seiten, Ihnen darſtellte. Was dabei mangelhaft und ungenügend geweſen: fühle ich ſelbſt am lebendigſten, aber wie mancher gerechte Tadel mich auch treffen möge: ſo giebt mir mein Gewiſſen doch ein Zeugniß, mit dem ich zu beſtehen hoffe; daß nämlich mein Kampf ein redlicher war. Mit der mir gewordenen Ueberzeugung habe ich weder gefeilſcht noch gemarktet, und nie dasjenige, was im innerſten Weſen oder in ſeinen Folgen vom Argen iſt, mit feiger Klugheit umgangen, oder mit erkünſtelter, lauer Vermittelung zu bedecken geſucht. Doch wie unendlich leichter war mir dies durch die Zuverſicht geworden, daß ich vor Ihnen nicht die eigene Weisheit zu erweiſen hatte (deren Dürftigkeit ſich ohnehin nicht lange würde verborgen haben), ſondern daß es mir beſchieden ſei, Ihrem eigenen Gefühle und Ihrer aller Geſinnung den vereinigenden Ausdruck zu geben. Wohl darf ich es geſtehen, wie oft ich, ehe ich unter Sie trat, mir hätte die Kraft erbeten mögen, dem Siechthume der Zeit ein volltöniges, allen in die Seele dringendes Wort entgegen zu ſetzen. Denn eben nur die volle Wahrheit, wenn ſie zum Bewußtſein des Guten und zur freudigen Anerkennung gelangt, kann dem Reiche des Geiſtes, der ein Lügner war von Anfang, ein Ende machen. Dieſer Geiſt iſt es, der Argwohn und Verzagtheit, der all den Hader und die ſelbſtiſche Zerſplitterung unter uns geworfen hat, wodurch die beſten Kräfte für Gegenwart und Zukunft verloren gehen. Dieſer Geiſt iſt es, der durch die Verwirrung der Sprache, durch die vergiftende Vermiſchung des Heilſamen und des Zerſtörenden ſo viele der Beſſeren an ſich irre gemacht, und jede engere Gemeinſchaft ſo unendlich erſchwert hat; darum iſt nun das was ſonſt der geſunde Sinn und ein reines Gefühl ohne Mühe unterſchied, durch Heuchelei und Mißbrauch aller Art, faſt bis zum Unkenntlichen entſtellt worden: Freiheit und Frechheit, Vernunft und Sophiſtik, die reine Glut edler Begeiſterung und das trübe Nachtlicht des Fanatismus, der Segen des Geſetzes und das Schreckbild des Deſpotismus, der männlich würdige Gehorſam und der feile Servilismus, die kindlich getroſte Ergebung in eine höhere Hand und die verwirrende, mißleitete Schwärmerei — ſind dieſe im Bewußtſein von uns allen genau und ſcharf geſchieden? Oder hat nicht alles dazu beige-

tragen, auch für das ernstere Gemüth mehr und mehr die Gränzen zwischen Licht und Finsterniß zu verwischen und zu verwirren? Und doch was hängt nicht alles davon ab, ob unser Urtheil und unsre That zwischen jenen beiden Gebieten mit Sicherheit wähle und entscheide? Alles hängt davon ab! erwiedre ich: die höchsten und edelsten Güter unsers Geschlechtes, Friede oder Zerrissenheit eines jeglichen Gemüthes, Sicherheit oder Verlassenheit eines jeglichen Lebens. Und von dieser Lebensaufgabe ist keiner unter uns ausgeschlossen.

Vor unsern Augen ist es verborgen, welches Geschick über unser Vaterland verhängt ist; ob es den Weg gehen müsse, den im Alterthum Griechenland und Rom und in neuerer Zeit die Republiken Italiens gewandelt sind? Verborgen ist es uns, ob nicht noch einmal unserm Volke ein Auferstehungsmorgen *) seiner Entwickelung warte. Wie wir uns drum auch zur Gegenwart und zur nächsten Zukunft stellen mögen, welche Bestimmung auch dem Einzelnen von uns zu Theil werden möge: Ein Ruf ergeht an uns alle, und Einer Bestimmung darf sich kein Redlicher entziehen! Ich meine den Ruf des Gewissens, wachsam zu sein in einer unbewachten Gegenwart; ich meine die Bestimmung, die für keinen zu hoch oder ungewiß sein kann, daß jeder an seinem Theil, wenn auch im Stillen und im Kleinen, zur großen Aussaat einer besseren Zukunft beitrage. — Gerade dann, wenn das Künftige mit dunkeln Wolken umgeben, wenn das Jetzige in manchem Betracht von den bedenklichsten Symptomen begleitet erscheint: dann eben will uns doch wohl die Vorsehung zu bedenken geben, es sei nun an uns, dasjenige zu pflanzen, und dessen sicher zu werden, was uns nicht kann genommen werden. Was an dem besten Marke unsers Daseins nagt, was wie ein schleichendes Fieber in unsern Adern wirkt, was unwiderbringlich zum geistigen Tode und zum physischen Untergange führt: das ist — wenn wir es mit zwei Worten bezeichnen sollen — der Geist der Verneinung und des Widerspruches so wie der träge, sinnliche Schlummer. Jene Verneinung und jener Widerspruch gegen jede höhere, den Menschen beglückende Gewißheit tritt

*) Es ist nicht mehr verborgen, denn er geht herrlich auf, Ostern 1839. F.

nicht selten auf mit großer geistiger Kraft ausgerüstet und gewandt in allen Künsten, die den Unbewachten täuschen und auf seinem Pfade irre leiten können. Es ist diejenige geistige Bildung, die für sich selbst genug sein will, die achselzuckend auf die Schwächlinge herabsieht, welche sich nicht schämen, vor einem Höheren sich zu beugen; ein Kind des Trotzes und des Abfalls, Fleisch für seinen Arm haltend, und all den Irrsalen entgegen führend, in die der Gott verlassene, wenn auch geistig noch so hochstehende Mensch gerathen muß. Aber es ist nicht der so eben bezeichnete geistige Gegensatz allein, der den besten Nerv unsers Lebens zu durchschneiden droht; eben so sehr, vielleicht noch mehr ist es ein feinerer oder gröberer Materialismus, der alle Blüthen eines gedeihlicheren und erhebenden Daseins verwelken macht. Dieser Materialismus ist nichts anderes als jene ungebändigte Genußsucht, die das tiefe Weh eines gemißhandelten oder erstickten Inneren in einem künstlichen Schwindel zu betäuben vermeint; nichts anderes ist er als jene nackte Kahlheit, die — wenn auch liebliche und wohlgemessene Reden auf ihren Lippen sind — doch in That und Wahrheit keinen andern Götzen verehrt als das sinnlichste Interesse, und seine handgreiflichen Genüsse. Man sage was man will; aber ich frage nur: wenn jenes in die Sinnlichkeit versunkene Streben und Leben nicht in mehr Herzen wohnte als man gemeiniglich annimmt, woher käme die Unbehaglichkeit, worüber die tiefsinnigsten Zeitgenossen klagen, woher die stumpfe Gleichgültigkeit so vieler für alle über das tägliche Brot hinausgehenden Interessen, das Verzagen an sich selber und an jeder Aushülfe von oben, die Theilnahmlosigkeit für fremde Zustände und endlich die Lauigkeit, von der selbst das Wort der Schrift bezeuget: sie solle ausgespien werden. — Gegen jene geistige Verneinung und Zerstörung gilt es nun, nicht etwa sich geistig abzusperren, denn das hieße: an die Stelle der Vergiftung die Aushungerung setzen; nein, was Noth thut, ist eben auch eine geistige Ausrüstung, nur daß sie nicht sich selber sucht, sondern die Einheit im Höchsten, und aus der Eitelkeit eines raffinirten Genusses zum Ernste einer höheren Bestimmung hindurchdringt. Drum wiederhole ich es: wer diese gesunde, geistige Ausrüstung in unsern Tagen vernachlässigt, der leistet dadurch Verzicht auf jede eindringende Wirkung in der

Gegenwart. — Hilft also gegen diese geistige Vernichtung nur die geistige Erhebung: so wüßte ich auch gegen die sittliche Vernichtung keine bessere Sicherung als eben auch die sittliche Erhebung. Aus der Trägheit des Sinnenlebens, aus der Gefangenschaft des Weltsinnes befreit nur die auf Gott gerichtete, ihn suchende Gesinnung und die unvergängliche Liebe zu den Gütern einer unsichtbaren Welt. Und dürfte denn das Letzte und Beste aus unzeitiger Schüchternheit verschwiegen werden, heute verschweigen werden, da doch — als in der Charwoche wir alle an die heiligsten Erinnerungen der Menschheit gemahnt werden? Das Letzte und Beste: sagte ich, die Zuversicht nämlich, daß wir in einem solchen Bestreben nicht Waisen gelassen sind! Ueber jenes doppelte Grab, über die Wüste der geistigen Zerstörung und über den Jammer der sittlichen Verwesung führt ja doch der Eine uns freudig und sieghaft hinaus: der zur vollen Wahrheit und Zuversicht leitende Geist, welcher allen von der Welt Unbefriedigten, allen redlich Suchenden verheißen ist. — Conservativ wollen Sie heißen und sein, wohlan denn, so seien Sie es; und wenn Sie keine Verfassungen aufbauen und keine Staatsbeschlüsse berathen: so können Sie doch auf den Geist säen und dem Gemüthe sein Heiligthum bewahren. Jeder kann in seinem Kreise dazu mitwirken, daß Zucht und Kraft, daß Glaube und Liebe, daß Genügsamkeit und Herzensreinheit das Erbtheil der Unsrigen werde. Ich denke, auch das hieße: handeln in konservativem Geiste; wofür uns die Zeitblätter zwar nicht beklatschen, und die Tongeber keine Rosen streuen würden, aber segnen würden uns unsre Kinder und Enkel, und segnen würde uns die heilige Stimme im Inneren eines jeden. Das leuchtende Beispiel der Besten in der Vergangenheit und die gerechten Erwartungen des kommenden Geschlechtes heischen von uns diese Gesinnung; und am Ende ist sie uns auch so leicht gemacht, seit wir Den kennen, der in Wahrheit stärker ist als die Welt, und gewaltiger als jeglicher Hochmuth des Zeitgeistes. Und mit einem schöneren Troste könnte ich nicht von Ihnen scheiden als mit dem Glauben, daß die Weihe in Dem uns vereinige, dem wir es verdanken, daß die Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht nur Charfreitags-Leiden, sondern Oster-Hoffnungen kennt! —

Dieſe meine Hoffnung, daß wir uns nicht bloß zuſammengefunden für eine wiſſenſchaftliche Unterhaltung oder für eine — an ſich allerdings würdige — erheiternde Belehrung, ſondern daß wir uns auch ſonſt mannigfach berührt und erkannt haben: das — ſage ich — iſt eine der liebſten Erfahrungen meiner Gegenwart. Und ſollte es ſich auch nie mehr fügen, daß wir in dieſer Weiſe zu einem ähnlichen Zwecke uns verſammelten: ſo wird mich das Bild der unter Ihnen verlebten Abendſtunden doch in jede Lage und auch in der Ferne als ein freundliches, meinem Herzen angehöriges, begleiten. An den Dank für Ihre mich ſo oft ermuthigende Ausdauer ſchließt ſich der lebhafte Wunſch, daß auch Sie etwas von der bleibenden Anregung und inneren gegenſeitigen Verſtändigung mit ſich fortnehmen, wie ſie mir in dieſen Stunden geworden iſt. Und wenn ich es auch nicht ohne ein beengendes Gefühl ausſpreche, daß ein ſo ſchönes Begegnen verwandter Geſinnung ſo bald vorüber glitt, und nun auch ſchon zu dem Vergangenen gehört — ſo wollen wir beruhigend erwägen, daß die beſten und gehaltvollſten Erlebniſſe doch immer nur der Abendröthe gleichen, deren ſchönſte Bedeutung iſt, daß ſie einen kommenden, ſchönern Morgen verheißt. Möge nur Ihr ferneres Leben an ſolchen Abendröthen immer reicher werden; immerhin — ich weiß es — wird auch unſeren Winter-Abenden bei manchen unter Ihnen eine Stelle aufbehalten ſein, in einer Erinnerung, die liebend und kräftigend in unſerm Leben ſich erweiſen muß.

Beilagen *).

I.

Ueber Hallers Reformationsgeschichte Berns.

Eine Geschichte des Uebertrittes der Kirche, von welcher Haller sich getrennt, an deren Darstellung und Würdigung er sich gewagt hat, berücksichtigen wir nicht um ihrer innern Bedeutung willen, sondern wegen des Einflusses, den sie in gewissen, gegen solche Waffen ungeschützten Kreisen haben kann und wirklich ausübt. — In der That, die Schrift an sich („Geschichte der Reformation oder der kirchlichen Revolution des Kantons Bern u. s. w.") fände in einer kalten Beiseitlegung ihre angemessenste Beantwortung, wenn es sich nur um Herrn von Haller und nicht um einige seiner Leser handelte. Denn das gestehen wir von vorn herein, daß wir seit langer Zeit kein Buch mit einem stärkeren Gefühl der härtesten Enttäuschung aus den Händen gelegt haben, als eben dieses.

Wir durften erwarten, daß ein Mann, der in einem von allen Parteien als bedeutend anerkannten Werke die größten politischen Fragen unserer Zeit zu beantworten hatte, ein Mann, der im reifsten Mannesalter zur katholischen Kirche sich gewendet hat und unabläßig bemüht ist, die von ihm betretene Bahn zu bevölkern — daß ein solcher Mann uns in seiner Reformations-Geschichte die geprüftesten und durchdachtesten Resultate über die politische und religiöse Bedeutung der Reformation, über ihr Recht oder Unrecht, und über ihre innern Consequenzen mittheilen werde. Wir durften erwarten, daß er, dem die Vorsehung diese Frage durch seine Stellung und seine Schicksale ganz besonders ans Herz gelegt zu haben schien — daß er uns in diesem verworrenen Gebiete wenigstens um einen Schritt weiter führen werde. Wir durften erwarten, Haller werde sich geistig anschließen an die Reihe jener Männer, die wir

*) Zuerst abgedruckt in der Neuen Kirchen-Zeitung für die reformirte Schweiz. Zürich, bei S. Höhr, 1838.

seit einem halben Jahrhunderte aus der Mitte unserer Kirche haben scheiden sehen: an die Stolberg, Werner, Schlegel, Adam Müller, Jarcke u. a., von denen ein jeder durch seinen Uebertritt und durch die Rechtfertigung desselben unsrer Kirche etwas zu lernen oder doch zu bedenken gab.

Allein schon die zehn ersten Seiten des Buches widersprachen unsrer Erwartung auf das grellste.

Wie ist es denn denkbar — so frägt man — daß ein solches Buch einigen Eingang finden sollte? Für diesen Zweck hat Haller drei Kunststücke in Anwendung gebracht, die zwar längst verbraucht, längst von den Wahrhaftigen in seiner Kirche aufgegeben sind, Kunststücke, die dessen ungeachtet ihre Wirkung für manche Dispositionen noch immer nicht ganz verfehlen. Sie lassen sich mit drei Worten ausdrücken, als: Brandmarkung des Charakters der Reformatoren — Hervorhebung des Verfalls und inneren Widerspruchs der protestantischen Kirche — Verherrlichung und unbedingte Anbetung der Kirche Roms. Wodurch sollen die Reformatoren geschändet werden? durch Märchen, die niemand erfindet oder glaubt als der Parteihaß; was soll über den Protestantismus das Gericht aussprechen? seine Parteiung in Glauben und Verfassung, seine innere Zerfallenheit und Erschöpfung; und was soll der katholischen Kirche ihre Krone bringen? die aller Erfahrung trotzig ins Angesicht schlagende Behauptung: jene sei stets die eine, reine, unbefleckte, göttliche, christliche gewesen und sei es noch heute.

Auch wir wissen es, daß die Reformatoren Menschen waren, fehlende, irrende, deren Gebrechen wir um so weniger zu vertreten brauchen, da sie und ihr Werk dessen ungeachtet groß bleiben und durch drei Jahrhunderte gerechtfertigt sind. Den Schaden und die Krankheit unsrer Kirche bedauern wir gewiß aufrichtiger als Haller, und kennen ihn genauer, als er bei den Söhnen der Gesellschaft Jesu darüber sich unterrichten konnte; aber kennen wir unsern Schaden und bekennen ihn redlich, so kennen wir auch unsre Kraft, und richten uns auf an einer Hoffnung, die sich nie herrlicher bewährte, als in der größten Noth unserer Kirche. Wohl ist es ja wahr, daß so viele todt sind, die zu unsrer Gemeinde gezählt werden; auch, daß neben den Todten viele schlafen, daß viele, die zusammengehörten, unerkannt an einander vorübergehen, und daß nur wenige sichtbar sich die Bruderhand reichen. Was aber giebt uns den Muth, alles dieses frei zu bekennen, und doch aufgerichteten Hauptes in unsrer Gemeinde zu verharren, ohne Mißgunst und ohne Gelüsten aus unsrer äußern Armuth hinüberzublicken in die Fülle jener Einheit, Ordnung und Sicherheit? Diesen Muth giebt keine jesuitische Sophistik und keine politische Berechnung; diesen Muth giebt aber ein Glaube, in dem Tausende unsrer Entschlafenen ihr Heil gefunden

und in dem Tausende der Lebenden frei und stark geworden. In diesem nämlichen Glauben erwächst auch ein Vertrauen, das jedem, der es einmal gefunden, theurer wird, als alles lebenlose Scheinwerk einer versteinerten Einheit und einer ungläubigen Rechtgläubigkeit; das Vertrauen meinen wir, der Geist, der die Einzelnen rettet und sammelt, werde nicht ruhen in der Gemeinde der Seinen, bis er zur rechten Stunde eine reine verjüngte Kirche aus lebendigen Bausteinen aufgebaut hat im Glauben und in der Kraft.

Wer aber erklärt es uns, daß ein Mann, der viele Jahre hindurch beide Kirchen in ihrem eigenthümlichen Leben beobachten konnte, nun doch dazu kommen kann, die protestantische Kirche als ein Zerrbild, die katholische als eine Lichtgestalt darzustellen, die kaum wo anders als in den Träumen seines Urtheils, in den Behauptungen seiner Streitschrift zur Erscheinung gekommen ist? Die Beantwortung dieser Frage muß auf den wundesten Fleck des Buches weisen, auf eine Blöße, die in ihrem ganzen Umfange nur angedeutet zu werden braucht, um jeden um die Wahrheit ernstlich besorgten Leser zur Wahrheit und zum eigenen Urtheile zu führen. Es fehlt Hrn. v. Haller — wenn wir dieses entscheidende Wort hier voraus nehmen dürfen — an dem eigentlichen Verständnisse des Lebensprinzips beider Kirchen; es fehlt ihm, wir wissen nicht, ob die Fähigkeit oder die Lust, in das wesentliche und wahre Element einer Kirche, in ihren religiösen Geist, lebendig einzugehen. Das aber muß doch wohl als unbestrittene Voraussetzung gelten, daß nur wer in die Tiefen des christlichen Lebens hinabgestiegen, auch berechtigt ist, über eine so umfassende Erscheinung auf diesem Gebiete, wie die Reformation es ist, mitzureden. Sonst kann es ja nicht fehlen, daß das Geistige sinnlich und das Geistliche fleischlich beurtheilt werde; es kann nicht fehlen, daß an Ereignisse, die in ihren Folgen unübersehbar und noch keineswegs abgeschlossen sind, ein beschränkter und beschränkender, aus eigenem dürren Holze zugeschnittener Maßstab angelegt werde, da, wo nur der freie Blick eines unumwölkten Geistes, und das milde Wehen der alles würdigenden Liebe walten sollte.

Aus diesem einen Gesichtspunkte, den wir unmöglich umgehen konnten, wenn dem Verfasser und seinem Buche die rechte Stelle in einer historischen Beurtheilung sollte angewiesen werden — erklärt sich uns erst eine Reihe der auffallendsten Wahrnehmungen. Mit keinem Worte erwähnt Haller des furchtbaren, der Reformation vorangegangenen Verderbnisses seiner Kirche, worüber die besseren Zeitgenossen so erschütternde Klagen erhoben — natürlich, denn wem an dem monarchisch-aristokratischen Gerüste der Kirche mehr als an allem andern gelegen ist, der kann sich über den Seelentod derselben leicht beruhigen, und mit leichtem Muthe den verurtheilen,

der um seiner Seele willen den heilenden Schnitt in den stechenden Körper wagte. Und hier sehen wir freilich den Verfasser mit der Praxis seiner Kirche im besten Einklange; denn während die wahre Reformation seit ihrem ersten Anfange das Heil der Seelen zu ihrer Aufgabe machte, so begnügte sich das Papstthum nur zu oft mit dem Besitze der Leiber; und während es dort hieß: „Lieber die Welt verlieren als an der Seele Schaden leiden!“ so tönte hier der Refrain: „Ist nur die Welt gewonnen, das andre wird sich schon finden!“ —

Nun wissen wir auch, wie Haller seine Kirche so makellos, so ihrer Bestimmung ganz entsprechend, preisen kann; sucht man in ihr nicht die Kräfte göttlichen Lebens, nicht die Erziehung und Heiligung zum Ewigen, nicht die Freiheit und Gemeinschaft der Gläubigen; erkennt man ihr nicht den Beruf zu, die Trägerin und Verwahrerin unsichtbarer Güter zu sein: dann kann man ihr gern die Ehre gönnen, sich äußerlich als die besser polizirte Lehranstalt zu benehmen; und in Hallers Worten scheint nirgends eine höhere Ansicht von seiner Kirche durchzublicken. — Es ist nach dem bisher Bemerkten vorauszusehen, daß jene große, schöpferische Lehre des Evangeliums über das innerste Verhältniß von Menschheit und Gottheit von Haller mit einigen Gemeinplätzen übertüncht, nicht in ihrer ewigen Bedeutung erfaßt und verarbeitet worden; darum weiß er nichts von dem unerschütterlichen Glaubenssatze, durch den Luther die Kirche einigen wollte, und der seitdem die Seele des christlichen Protestantismus geworden ist. Daß man unter einer großen Zahl der heutigen Protestanten jenes Prinzip erloschen sieht, kann den Verfasser nicht entschuldigen; er will Geschichte schreiben, und die Geschichte spricht laut genug über den ursprünglichen Lebensgeist der Reformation, laut genug gegen die, welche den Protestantismus mit einem bloß verneinenden, irreligiösen Protestiren gleichstellen. Bemerkenswerth aber bleibt es, daß Haller dieses Verkennen der eigentlichen Schöpfungsquelle der Reformation mit ungleich bedeutenderen katholischen Schriftstellern gemein hat; sowohl Schlegel als Stolberg, bei denen doch das religiöse Moment vorherrschte, sind daran vorbeigegangen, und Görres hat sich auch noch in seinen neuesten Streitschriften davon fern gehalten. Bei der ausschließend politischen oder juridischen Betrachtungsweise blieb denn auch die wichtige und tiefer führende Frage unberührt, ob und wann ein religiöses Prinzip über das rechtliche hinausgreifen oder dasselbe umgestalten könne? —

So müssen wir es denn aussprechen: im Lichte der geschichtlichen Wahrheit erscheinen die Waffen, mit denen Haller kämpft, als haltlos, im Lichte des Christenthums als durchaus weltlich. Und für welche Absicht streiten diese Waffen? uns dünkt: für eine

politische; wir können uns irren, aber uns machte alles den Eindruck, als sei Haller Katholik um seiner politischen Ansicht willen, als sei seine religiöse Meinung durch sein politisches Wollen beherrscht. Hallers Katholizismus wurzelt in einem Schrecken, der ihn gegen die politischen Zeitrichtungen erfaßte, an denen er selbst in seiner Jugend Theil genommen; diese Angst trieb ihn zu seinem politischen Systeme, sein System in die katholische Kirche. Aber wer verbürgt es ihm, daß er, der doch einmal schon vor sich selbst erschrecken konnte, nicht ein zweites Mal erbebe?

II.

Johannes Müller als Christ, nicht als Historiker.

Es wäre eine Aufgabe, die ihren Lohn in sich selber trüge, eine umfassende und eindringende Lebens- und Geistes-Geschichte des schweizerischen Geschichtschreibers mit demjenigen historischen und psychologischen Blicke zu schreiben, der sie zu einem Zeit- und Menschenspiegel erhöbe; er und Albrecht von Haller waren außer Lavater die einzigen Schweizer des vorigen Jahrhunderts, deren Namen — aller ephemeren Leidenschaften ungeachtet — auch ungeschmälert geblieben ist; und doch haben wir bis jetzt von beiden nur Memoiren und Parteischriften, die — als Quellen brauchbar — doch nicht als Geschichte, als Lebensgeschichte solcher Männer würdig zu betrachten sind. Eine eben so anziehende als belehrende Partie einer solchen Biographie wäre die Darstellung der religiösen Phasen, durch welche Johann von Müller, während eines äußerlich eben so bewegten, als innerlich reichen Lebens, hindurchgehen mußte; hiefür versuchen wir es, hier einige Andeutungen niederzulegen.

Die ersten und bleibenden religiösen Eindrücke hatte Müller in dem elterlichen Hause erhalten, wo ein schlichtes Bibel-Christenthum so sehr die Sache des Herzens geworden war, daß Geist und Leben der Familie, ohne alle Zurschaustellung, davon beherrscht und durchdrungen waren. Dieser erste belebende Einfluß eines thatkräftigen Christensinnes gab der jugendlichen Seele des Historikers ein ursprüngliches Gepräge, das sich später nie mehr auf die Dauer auslöschen ließ. Ungünstiger wirkte auf ihn in der Vaterstadt der wissenschaftliche Unterricht in der Glaubenslehre und der Philosophie, deren damaliges todtes Formelnwesen (einer auferstandenen Scholastik nicht unähnlich) seinem Sinne widerstand. Diese beiden Faktoren in seiner Jugendgeschichte sind für sein ganzes Leben und für den Entwickelungsgang seiner Ueberzeugungen entscheidend; denn

während das, was er von Lebenskräften des christlichen Geistes im väterlichen Hause in sich aufgenommen hatte, der unzerstörbare und rettende Grund seiner Seele blieb, gedieh dagegen die geistige Aneignung, die wissenschaftliche Durchdringung, das philosophische Verständniß des Christenthums nie zur vollen Reife und zur bleibenden Beruhigung in ihm, wiewohl die herrlichsten und das Höchste versprechenden Anfänge dazu sich bei ihm heranbildeten, die zum Tiefsten und Innigsten gehören, was die deutsche religiöse Litteratur kennt. Daß ihm jene Reife und jener zur innern Sicherheit durchgedrungene Zusammenhang nicht (oder doch nur in Momenten lichtvoller Ahnung) vergönnt war: dazu müssen wir die Motive eben so sehr in jenem funesten Einflusse einer geistlosen Scholastik, als in dem gesammten Sinn seiner Zeit suchen. Ein Christenthum, das ihm in dieser erstorbenen Schulform entgegentrat, war seinem Gemüthe und Geiste zu sehr entgegen und in seinen dogmatischen Ecken zu abstoßend, als daß nicht die eben damals in ihrem ganzen lüsternen Sirenen-Glanze schimmernde französische Philosophie hätte hinreichen sollen, um ihn dem väterlichen Glauben vollends zu entfremden. „Als ich — schreibt er aus einer viel spätern Periode — 1770 vom Glauben meiner Kindheit abfiel, war hauptsächlich die Ursache, weil man haben wollte, es sei kein Heil außer demselben.“ — In Genf, wo er damals lebte, kam er sogar in persönliche Berührung mit dem Heros der damaligen pseudo-philosophischen Bahnbrechung der Revolution, mit Voltaire; es war die Zeit seiner Frivolität (doch das Wort in dem mildern Sinne gebraucht, nach welchem faßt bei jedem strebenden Geiste gegen das Hergebrachte revolutionäre und darum immer mit einer gewissen Frivolität, der hellenischen Hybris, behaftete Momente vorübergehend, und immer krankhaft, eintreten können); er blieb nicht bei indifferenter Entfremdung stehen; die innere Spannung seiner Natur trieb mit geistiger Nöthigung zur heftigen Anfeindung. Ein berühmter deutscher Gelehrter erklärte mir einst, daß ihm deshalb besonders Müller faßt für immer zuwider geworden; und eines unheimlichen Gefühls kann man sich allerdings nicht erwehren, wenn man ihn in einer seinem innersten Wesen so sehr widersprechenden negativen Richtung erblickt. Die Voltairische Aufklärerei paßt zu Müllers mystischem Schwunge und Adel, wie die Jakobiner-Mütze auf dem Haupte eines Königes oder die Pasquille im Munde eines Propheten.

Doch was der greise Bonnet mit erblindetem Auge, aber in der Freudigkeit seiner Glaubens-Sehkraft dem skeptischen Historiker, der ihm seine allgemeine Geschichte vorlas, voraussagte, daß auch er früher oder später zum Glauben und zum Frieden seiner Väter zurückkehren werde: das sollte an Müller nicht zu lange unerfüllt bleiben. Eine so tiefe und volltönige Natur konnte in jener gemüths-

tödtenden Tendenz nicht zu lange verharren; vorschreitendes Forschen, die wachsende Kenntniß der Menschen und des eignen Herzens, überhaupt Bedürfnisse, die nur der von allem Wesenhaften abgefallene Mensch völlig abweisen oder nur der gänzlich erstorbene nie wahrnehmen kann — dies führte ihn zum Glauben zurück, zur christlichen, nicht bloß zu einer farblos-universellen Religiosität. Es war dies nicht zugleich eine Rückkehr zur Kirche und zum Bewußtsein ihrer Gemeinschaft in Lehre und Leben; zumal da man sich nach einer lebensfrischen, ächt evangelischen Kirche damals im Ganzen und Großen umsonst umgesehen hätte. Was Müller für sich rettete, war die innerliche und persönliche, oder wie er selbst sich ausdrückt, die mystische Seite des Christenthums.

III.

Ueber Georg Müller.

In einer Zeit wie die unsrige, wo nach einer kurzen, bald vertrauend ideellen, bald berechnend benutzten oder leidenschaftlichen Aufregung, eine Periode sittlicher Erschöpfung und Austrocknung eingetreten ist, und in enger Verbindung damit eine um so unverschleiertere Herrschaft bloß sinnlicher und momentaner Interessen — in einer solchen Zeit ist es eine Wohlthat für Starke und Schwache, den abgestumpften und ausgehungerten Gemüthern Bilder eines reinen, harmonisch in sich abgeschlossenen und beglückten, eines wahrhaft christlichen Daseins vor die Augen zu stellen. Wer in dem Spiegel einer solchen Wirksamkeit die Offenbarung eines höhern Lebens, durch dessen bloßen Anblick schon jenes niedere, an den nächsten Augenblick verkaufte Streben sich verurtheilt fühlen muß, zu erkennen vermag: der wird sich irgend einem weckenden oder kräftigenden Einflusse kaum entziehen können; denn nirgend wie auf dem sittlichen Gebiete haben Thatsachen eine solche Beweis- und Lebenskraft; auch wo alle Worte und Gedanken kalt lassen, wird doch Leben immer wieder Leben zeugen. Ein Dasein und eine Wirksamkeit in der angedeuteten Weise war dem Bruder des Geschichtschreibers Johannes Müller vergönnt. Johann Georg Müller, dessen Andenken noch jetzt von vielen in Liebe bewahrt wird, war in keinem Gebiete des Wissens und Forschens hervorragend, aber in verschiedenen durchgebildet; sein geistiges Leben hatte einen festen Mittelpunkt gefunden, der zur gleichen Zeit der Nerv all seines übrigen Thuns und Strebens war. Jene Einheit des inneren und äußeren Seins, jene Wechselwirkung von Denken und Wollen — die sich eben so als

Forderung des Geistes wie als Bedürfniß der Seele kund giebt — hatte seiner Persönlichkeit frühe die Fülle und Bestimmtheit mit der Ruhe und Zugänglichkeit verliehen, wie sie allezeit nur bevorzugten Menschen zu Theil geworden sind. Der Schriftsteller und der Lehrer, der Bürger und der Freund, der Christ und der Forscher waren in ihm nicht — wie so oft — unnatürlich auseinandergerissen, so daß man einen andern im Studirzimmer, einen andern im Rathssaale, einen andern auf dem Katheder, einen andern im Familienkreise gefunden hätte. Es war derselbe Kern, der sich durch jede Verschiedenheit der Umgebung hindurch erkennen ließ: und eben darum war seine Wirksamkeit wie seine Persönlichkeit aus einem Gusse, im lebendigsten Zusammenhange bei aller Mannigfaltigkeit der Anwendung; eben darum war alles, was von ihm ausgieng, geistig geadelt. Fragen wir nach dem innersten Lebenskeime, in dem so verschiedenartige Thätigkeiten ihre Vereinigung fanden, so sehen wir uns auf einen durchaus religiösen Grund und Boden versetzt; nur in den Ueberzeugungen des christlichen Glaubens sah er den Zweck irdischer Existenz gelöst und jedes bessere Streben geläutert, geleitet, getragen. Jener so oft ausgesprochene, so selten in seinem unerschöpflich reichen Gehalte empfundene Gedanke, jede Kraft und Begabung sei eine höhere Beauftragung, und erreiche nur in liebevoller Anwendung ihre Bestimmung — dieser Gedanke war das Mark seines Lebens; aber er hatte ihn in seiner christlichen, unvergleichlich höheren Fassung in steter Beziehung auf das Reich Gottes ergriffen und verwirklichet. So war ihm das große Lebensproblem gelöst, hinausstrebend über die Schranken selbstischen Wollens niemals sich selbst zu verlieren, und daß während er innerlich erstarkte und sich begrenzte, seine Einwirkung auf Andere intensiv sich steigerte. Ohne daß von ihm irgend eine glänzende Leistung namhaft gemacht werden könnte, blieb ihm eine stillere, aber nachhaltige Wirkung desto unbestrittener; bei der Leitung des Unterrichtswesens, in den bedeutenden Zeitpunkten des Staates und der Kirche, in Schrift und Rede wies er kräftig und freimüthig auf die großen Lebensbedingungen der Gemeinwesen und der Privatwohlthat hin. Wenn sich aber irgendwo die Virtuosität seines Charakters, seine gleichmäßig anziehende und erziehende Wirkung als Mensch und Christ in ihrer ganzen Schönheit entwickeln konnte, so war es in seinem gastlichen Hause, im geselligen Umgange, im persönlichen Verkehre; hier konnte die reiche Welt seines zur lebendigen und fördernden Mittheilung gereiften Wissens ungehemmt auf seine empfängliche Umgebung ausströmen; Männer, auf deren Stirne des Tages Last und Hitze geschrieben war, die besten der sich bildenden Jünglinge, selbst die noch unentwickelte Kinderwelt, alle fanden bei ihm was sie bedurften: Ermunterung, Anregung, Theilnahme, Rath, Hülfe.

Einige jetzt hochstehende deutsche Gelehrte bekannten nach kurzer Bekanntschaft, daß ihnen in Müller eine der edelsten Erscheinungen entgegengetreten sei. Fast hätte man bei dem Frieden seines religiösen Vertrauens, bei der Ruhe seines Weltblickes, bei der ungetrübten Sittlichkeit seines thätigen Lebens vermuthen können, daß er von mühsamer Entwicklung, von Unruhe und Kampf im Innern, als ein seltener Bevorzugter, nichts durchzumachen hatte, wenn nicht — seiner eigenen Aeußerung zufolge — auch sein Friede das Resultat mannigfaltigen Kampfes und vieler Trübungen gewesen wäre.

An Georg Müller erinnerte uns der vor einigen Jahren erschienene dritte Band der „Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhaltes. Aus Müllers Nachlasse herausgegeben von J. Kirchhofer." Im Gefühle dessen, was das weibliche Geschlecht für die Familie und die Familie für Kirche und Staat bedeute, hatte Müller die höhere Herzensbildung des andern Geschlechtes als eine heilige, unberechenbar folgenreiche Angelegenheit angesehen; viele Stunden seines Lebens waren in Schrift und in unmittelbarem Verkehr dieser in mehr als einer Beziehung christlichen Sache gewidmet; nur dieser Quelle verdanken die Unterhaltungen mit Serena ihre Entstehung.

Schon dieser dritte Band gewährt eine treue Anschauung der Art und Weise seines Aussprechens; er zeigt, wie er das Verschiedenartigste ohne Zwang aneinander zu reihen und zu einer letzten Hauptwirkung anzuwenden verstand. Sein „Morgenspaziergang" führt uns in die Natur, um dort vom Abbilde zum Urbilde aufblickend, sich selbst und Gott, und sich in Gott zu finden; wer diesen Aufsatz mit stiller, geöffneter Seele liest (und nur für solche Leser, für keinerlei Knalleffekte ist das ganze Buch geschrieben), der wird sich auch hier leicht zu der Bemerkung veranlaßt finden, daß die ächte christliche Religiösität nicht nur eine Beglückung, sondern Erweiterung und Vollendung des Menschen ist, indem sie sein Auge gegen sinnliche Verdüsterung schärft und sein Herz für das vollendetste Bewußtsein öffnet. Diese einfachste und doch tausendfach übersehene Wahrheit kann man nicht oft und entschieden genug der geistreichen Vornehmheit zu Gemüthe führen, die noch immer das Christenthum für eine Beengtheit und Beschränkung des Lebens zu halten beliebt; sie, die noch heute die segnende Lebensfülle des Evangeliums mit der einseitig methodistischen Bornirtheit und Verknöcherung auf eine Linie stellen möchte. Man lese die wenigen Seiten dieses „Spazierganges" und denke dabei an die Methodisten-Familie, die in einem unseligen Mißverstande vor einem Jahrhundert die Fenster ihres Landsitzes gegen die schönste Partie des Genfer-See's hin zumauerte — dann frage man sich, ob diese beiden Richtungen christlichen Ernstes nicht eben so sehr verschieden seien wie das Phi-

losophieren eines Voltaire und F. H. Jakobi. — Müller schließt: „Beim Heimgehen dachte ich: Meine Seele, warum bist du so unruhig in mir? Deßwegen weil alles um mich so ist, wie es Gott erschaffen hat, und ich nicht so bin! Ich Gottes Bild, bin's nicht! Ich bin in so vielen fremden Sachen vertieft. Ich vergesse es so oft, meine Natur und was ich sein sollte, zu prüfen! — Sobald ich's erkannte, ward mir wieder besser. Wie eine Sonne sollte es in mir glänzen, zuerst zu trachten nach dem Reiche Gottes, das ewig und über alles ist.“ —

Aus dem stillen Genusse der Natur führt uns Müller in den festlichen Kreis der christlichen Gemeinde, wie man etwa einen Sonntagsmorgen-Spaziergang gern in der Kirche schließt und weiht. Jener bedeutungsvoll zusammenhängende Festzyklus von Weihnacht, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten wird als eine unerschöpfte Fundgrube der höchsten Gedanken und Beruhigungen auch von seiner menschlich-schönen Seite dem Herzen nahe gebracht. „Und so ist — sagt er — alles Bild und Pfand von etwas Größerem. Wie Christus auf Erden war, so ist er noch jetzt bei uns mit seinem Geiste, und der ist ein Christ, der ihn liebt, dem's wohl bei ihm ist, und der ihn bittet, den Abend bei ihm zu bleiben, auch wenn er ihn nicht für den Herrn, sondern für einen gemeinen Wanderer auf der Straße der Welt hält.“

Natürlich geht den Festbetrachtungen das nähere Verweilen bei der Schrift zur Seite. Leicht erkennen wir im „Tode Mosis“ den Freund und Geistesverwandten Herders (nach Beendigung seiner Universitätsjahre hatte Müller geraume Zeit in Herders Hause gelebt); denn wohl dürfen diese Blätter mit den schönsten Partien aus dem „Geiste der hebräischen Poesie“ verglichen werden. Wir begleiten Moses auf die Höhe, von wo ihm ein Blick in's Land der Verheißung vergönnt sein sollte, und verlieren uns in Empfindungen des Mannes, an dem alles, auch seine letzte Stunde noch, prophetisch war, Bild und Verheißung eines Künftigen und Höheren. „Bildete er sich seinen Gott selbst? war seine Seele sein Gott, und spann sie die Erfüllung des Wunsches aus ihrer dunkeln Tiefe hervor? — Lassen wir diese seine Träumerei einer behaglichen Weltweisheit, und glauben an die innige Harmonie der Gottheit mit unserer Seele. Glut der Trübsal, wie Moses sie hatte, ist unsre züchtigende Lehrmeisterin zum wahren und lebendigen Gott.“ — Die „Homilien“ und die „Blicke in die Offenbarung Johannes“ sind nur für die genießbar, welche verlernt haben, sich über oder neben den Geist der Schrift zu stellen; alles ist im rechten Sinne praktisch, alles athmet ursprüngliche Empfindung und im Leben errungene Zuversicht; man liest mit gesteigerter Theilnahme, wenn man sich erinnert, in welcher Zeit Müller schrieb. Es war die Pe-

riode, wo schonungslose, kritische Angriffe die historische Autorität der Schrift, und wo eine selbstgenügsame Philosophie den Gehalt des Glaubens in der Ueberzeugung der Zeitgenossen verwischten. Und was rettete ihn? Eine selten in ihrer ganzen Bedeutung erkannte Segnung des wahren Protestantismus; von dem Bestehen seiner Kirche muß der Katholik seinen Glauben abhängig machen; den Protestanten konnte auch das Zusammenstürzen seiner sichtbaren Kirche nicht um seine Ueberzeugung betrügen, welche über allem Wandel der Erscheinung steht. Als die kirchliche Gemeinschaft zu einer Konvenienzsache geworden, als in der vornehmen und gelehrten Welt die Schrift und Er, dessen Träger sie ist, antiquirt schienen — was blieb da Müller'n? Neben der Freundschaft eines Heß und Lavater viel, unendlich viel: die Schrift selbst; der treue Umgang mit ihr wie des Freundes mit dem Freunde; und daß sie sich finden ließ, daß sie dem Sehnenden und vertrauend Fragenden Antwort gab und Licht und Kraft der Ueberwindung: das erfahren wir hier, wo wir ihn in den feierlichsten und schönsten Stunden seiner Liebe und Hoffnung belauschen. Wir wiederholen es denen, die ihn etwa mit fremdartigen Erwartungen lesen: Er fand, was er suchte, Nahrung seines Lebens in Gott, Erfrischung in einer schwülen, ermattenden Zeit. — Was ihm seine christliche Ueberzeugung bewahrte, das sicherte ihn zu gleicher Zeit vor den Ausschweifungen eines verwahrlosten religiösen Triebes, wie sie in solchen Perioden als traurige aber nothwendige Reaktion gegen eine verstandes-übermüthige Barbarei vorzukommen pflegen. Die Kenntniß der Quellen solcher Erscheinungen bewahrte ihn vor ihrer lieblosen Verurtheilung; aber nüchtern wies er auch die Enthusiasten, die immer nur ein Urtheil von gestern und heute haben, auf einen größeren Zusammenhang des Lebens, in den sie sich erst einzufügen lernen sollten.

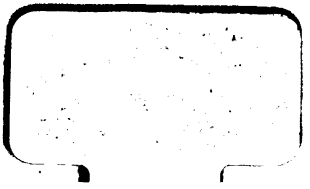
Auch die evangelische Kirche, nicht bloß die katholische, hat eine Tradition, nur keine äußerlich fesselnde, wohl aber eine innerlich leitende und erhebende; denn die Gemeinschaft der Gläubigen, über alle Zeiten und Gegenden sich ausbreitend, ist ein unantastbarer Artikel auch unseres Glaubens. Auf dieser Gemeinschaft eben beruht das Wohlthätige der ächten Ueberlieferung; einzelne Stimmen derselben hat Müller sinnvoll um seine Schriftzeugnisse herum versammelt. Gleichsam als vorbereitende Zeugen erscheinen einige Züge sittlicher Größe aus Plutarch, ein Aufruf — wenn das Wort gestattet ist — der göttlichen Nerven im menschlichen Organismus. Neben Niklaus von der Flüe, dem in seiner Klause eine reiche, unergründliche Welt zugänglich war, und neben Spangenberg, der einen berühmten und gelehrten Staatsmann (den Freiherrn von Moser) in der schwersten Weltverwicklung mit der inhaltsreichen Einfalt eines Christen der apostolischen Zeit tröstet — neben diesen steht Monika in ihrer Mut-

treten, in ihrem Glaubensheldenmuthe. — Wir sehen den Dichter der Messiade in seinen letzten Tagen, wie da sein ganzes Sein Kraft und Leben aus dem Einen Worte zog: „Wir alle, ja wir alle sind in Gottes Hand gezeichnet.“ Cotigny, in der Frömmigkeit seines häuslichen Lebens, wie er sich mit seiner ganzen Haushaltung für die Kommunion vorbereitet, und Bernhard von Weimar, der mitten in der Schlacht oft betete, und auf seinem frühen Todbette mit Gott allein sein wollte („Ihr Brüder gehet hinaus; denn ich habe mit Gott zu reden“) — sie beide geben uns von einem Christenthume Zeugniß, das auch auf Schlachtfeldern sich bewährt. — Auch auf einem Leichenfelde, einem geistigen, erblicken wir die edle Gestalt einer Elisabeth Fry, die keine Schrecken und keinen moralischen Verwesungsgeruch der Elenden im Newgate-Gefängnisse scheute, um nur jene Versunkenen und Erstorbenen für ein Leben der Freiheit erwecken zu können.

Zum Schlusse machen wir den Religionsphilosophen und den Psychologen auf die hier mitgetheilte Selbstbiographie der Fräulein von Milith (geboren 1728, gestorben 1787) aufmerksam. Eine geschickte, in die Logik des Herzens eingeweihte Feder würde diese Andeutungen auf eine Art ausführen können, die an Interesse nicht hinter Göthe's „Bekenntnissen einer schönen Seele“ zurückbliebe. Schon in dieser Behauptung liegt die Garantie, daß man hier nicht eine jener gewöhnlichen, nach einem Schnitte gemachten Bekehrungsgeschichten zu erwarten habe; vielmehr begegnet uns hier ein ernster, durch verschiedene Lebenswege und Gemüthsrichtungen geprüfter und zum Prüfen gereifter Geist. Nicht ein ererbter Gewohnheitsglaube, nicht ein bloß instinktmäßiges Gefühlsleben, sondern jene Freudigkeit und Sicherheit des Lebens, die in der Beseligung des Gemüthes auch die Gesundheit des Geistes bedingt — bilden den Charakter und das Resultat ihrer Religiosität. Eine ungeordnete Sehnsucht führte sie in das Weite, und schon sehr frühe suchte man den Nerv ihres Glaubens durch die Meinung zu zerschneiden, „daß unsere Geistlichen, und unter denselben insonderheit die Gelehrten und Klugen, nur aus Politik die Offenbarung annähmen und predigten.“ Der nun erstarkenden Zweifelsucht glaubte sie am besten durch Ausbildung ihres Verstandes zu begegnen; Logik, Philosophie, Mathematik, Moral wurden mit männlichem Ernste studirt; auf diesem Wege hoffte sie zu einer religiösen Gewißheit zu gelangen, „indem sie keine unmittelbare Wirkung Gottes auf das Herz glaubte, sondern sich versichert hielt, es wäre dem Herzen nicht anders beizukommen, als durch gründliche Ueberzeugung des Verstandes.“ — Allein sonderbar! sie bemerkte, „daß ihre Religion, bei aller Bemühung, sittlicher zu werden, immer heidnischer werde;“ mit der Entwickelung ihres Geistes steigerte sich die Entfremdung

gegen die göttlichen Dinge; schon wurde ihr die Bibel so unverständlich, daß sie dieselbe bis auf bessere Zeiten bei Seite legte. Auf dieser Stufe angekommen, sind gewöhnliche Menschen reif, im sinnlichen Genusse die betrogene Seele zu entschädigen; davor war Charlotte schon durch ihr Temperament und ihre zurückgezogene Lebensart gesichert; im Genusse der geistigen Freuden, an die sie einzig gewiesen war, konnte sie sich auf die Zeit freuen, wo keine Körperschranke mehr die Fortschritte ihrer Erkenntniß hemme. Aber man täusche sich nicht; ein gesteigertes Geistesleben ist noch nicht das Leben in Gott, und der Stolz eines erweiterten Verstandes-Horizontes hat noch einen weiten Weg bis zum Frieden eines liebevollen Gemüthes. Auch entgieng ihrem Blicke keineswegs das Mangelhafte ihres moralischen Seins; „sie konnte nicht begreifen, woher doch diese Lücke zwischen der Erkenntniß und derselben Frucht käme.“ — Man weiß es, geistreiche Vielgeschäftigkeit hat in der Regel für jene unerquicklichen Selbstprüfungen wenig Zeit; diese Zeit mußte ihr geschenkt werden; eine schwere Krankheit führt sie auf eine ernstere Krankheit in sich; die Frucht war Unruhe, Selbstanklage; die Bedeutung des Erlösers war ihr noch verborgen; sie wünschte mit Ungeduld den Tod herbei, und genas sehr ungern. Verschiedene andere Leiden schienen sie nicht weiter zu führen, bis ihr in einer befreundeten Erscheinung die Schönheit eines christlich befriedigten Gemüthes anschaulich wurde; hier wurde sie aufmerksam gemacht auf das, was ihr gebrach, „und auf Christum und die Nothwendigkeit, ihn selbst in seinem Worte aufzusuchen, hingewiesen.“ — Nun war ein großer Schritt gethan; sie fing an, über sich hinauszugehen; war ihr aber bisher (nach ihrem eigenen Ausdrucke) der Erlöser ein Stein des Anstoßes, das Wort vom Kreuze eine Thorheit gewesen, so konnten diese beiden kaum der Lebenspunkt ihres Glaubens und Lebens werden, ohne daß bedeutende, theilweise schmerzliche Uebergänge, in Zweifel und Sehnsucht vorhergegangen wären. Und obwohl sie in dieser Zwischenzeit Andern mit Erfolg die Wegweiserin zum Evangelium wurde: in sich selbst vermißte sie noch oft den unversiegbaren Quell einer, allen Einreden und allem Zagen enthobenen Beruhigung. — Auch diese blieb ihr nicht entzogen. — Was die Johanneische Einfalt in zwei Versen zusammenfaßt (1 Joh. 2, 1. 2), was für den christlichen Denker den Eckstein bildet, an dem alle seine Zweifel sich zusammendrängen, und von wo die Reife seines innern Lebens und seiner Wirksamkeit anhebt — das wurde auch ihr, als in einer leuchtenden Stunde die Decke von den Augen fiel, zur unmittelbaren Erfahrung, zur Lösung aller bisherigen Widersprüche. — Man erwarte nicht, daß wir hier näher eingehen, auseinandersetzen, in eine andere Sprachweise übertragen werden; wer Näheres wissen

möchte, dem werden wir doch nur Eines zu sagen haben, was einst dem Nathanael gerathen wurde (Joh. 1, 46): „Komm', und siehe!“ In der That, das Selbersehen und Selbergehen werden wir ja doch Keinem ersparen können. — Genug, Fräulein von Militz fühlte sich von nun an in einer andern Ordnung der Dinge aufgehoben, frei in einem neuen Gesetze, freudig thätig im Reiche der Liebe; Freudigkeit kehrte in's Gemüth, Zuversicht in den zweifelnden Geist ein; denn auf jenem lastete keine Schuld mehr und keine Ueberspannung für selbstgeschaffene Ideale, und zu diesem hatten göttliche Thatsachen mit einer unwiderleglichen Dialektik gesprochen. Man denke ja an keinen krampfhaften Akt der Trostlosigkeit, an kein romantisches Aufflackern; nein, an ein frohes und seliges Empfangen des Erbtheils der Kinder, ein Empfangen aus Vaterhänden!

Nur nachträglich bemerken wir noch, daß die Militz später in die Brüdergemeinde trat, ein Schritt, dessen natürlichste Erklärung im Charakter jener Zeit liegt, wo ein solches Gemüth sich mißverstanden und vereinzelt fühlen mußte; sie suchte eine lebendige, christliche Kirche, nicht eine Zinzendorfische; denn gerade von dem Spezifischen der Zinzendorfischen Eigenthümlichkeit scheint sie nicht berührt worden zu sein. Wer noch heut zu Tage jene Bedürfnisse in die Brüdergemeinde verweist, huldigt bewußt oder nicht! dem Industriegrundsatze unsrer Zeit, welche die Kirche in ein Kloster, das Christenthum in eine Sekte verkrüppeln möchte.

JUL 1 - 1947